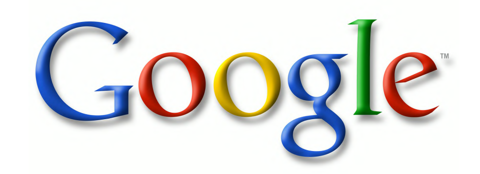
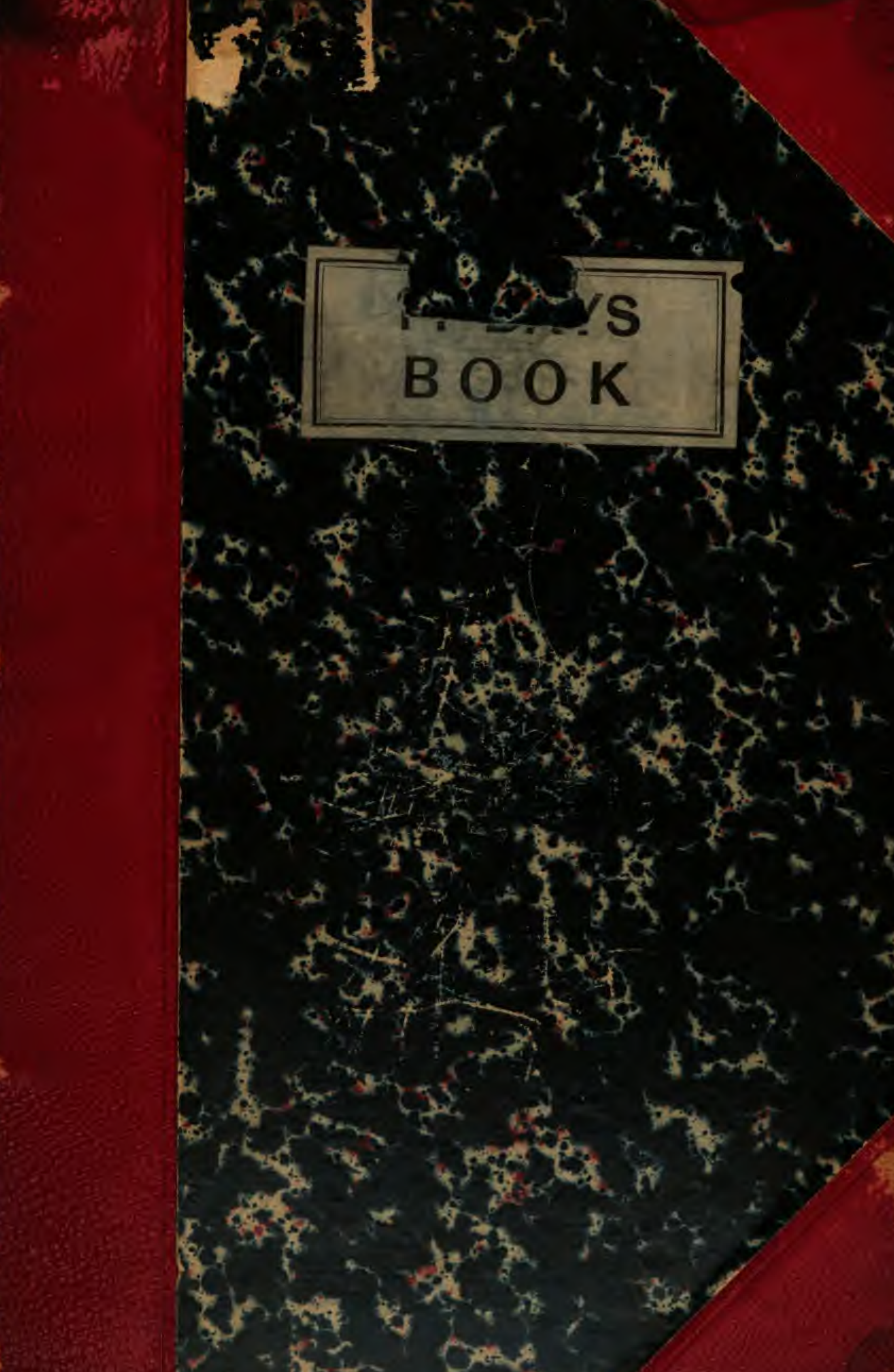
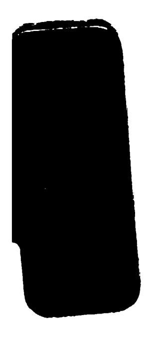
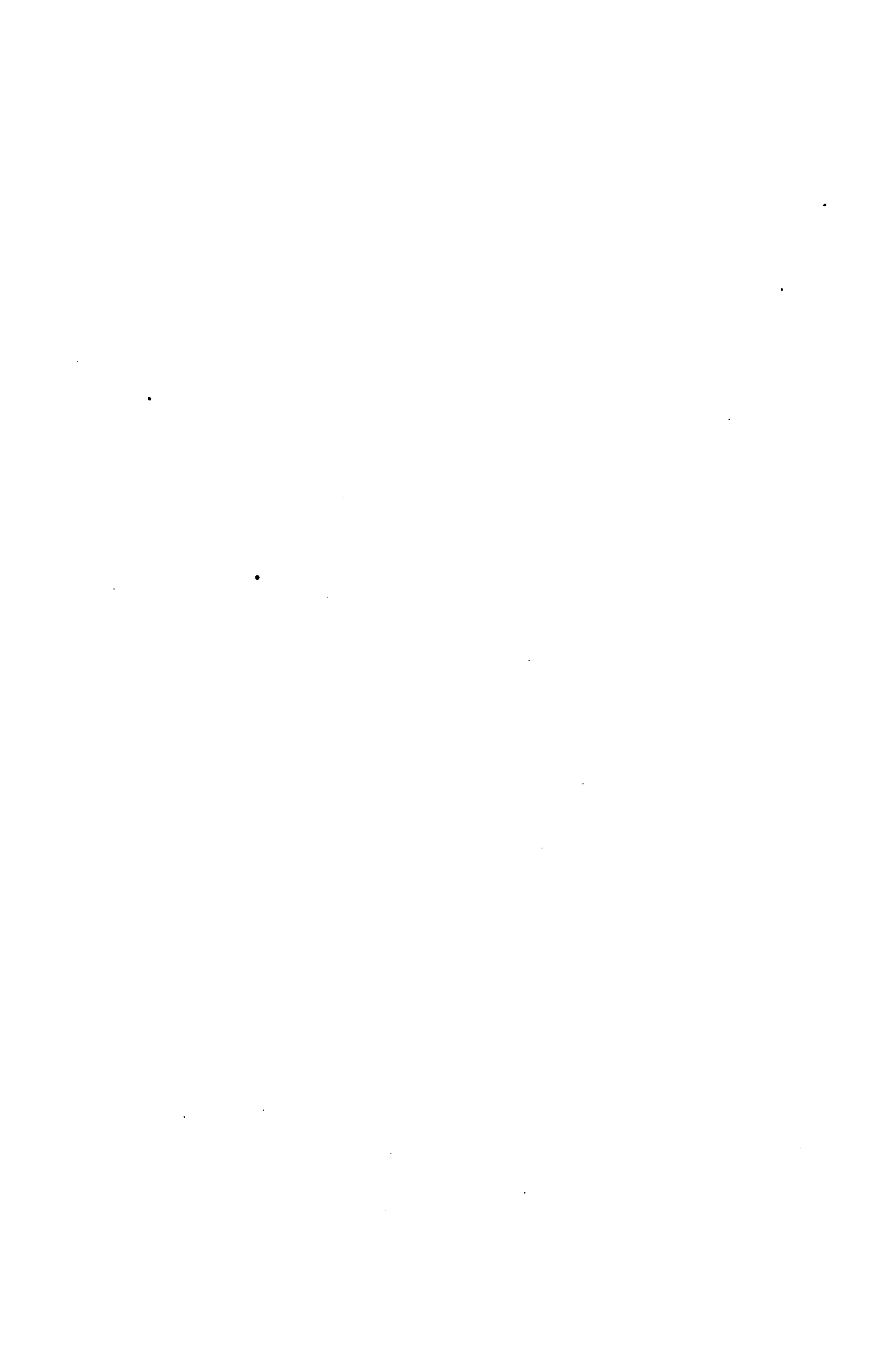



BOOK




SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





Zeitschrift

für

Deutsche Wortforschung

herausgegeben

von

Friedrich Kluge.

Vierter Band.



Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1903.

M. DuMont-Schauberg, Straßburg.

Inhalt.

Erstes und zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Zeitschrift

für

Deutsche Wortforschung

herausgegeben

von

Friedrich Kluge.

IV. Band, 1. und 2. Heft. Februar 1903.

Inhalt.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1903.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Die nächsten Hefte werden außer Zeitschriftenschau und Auszügen u. a. folgende Aufsätze bringen:

Die deutschen Substantiva auf -ling im 18. Jahrh. Von **Charles G. Davis**.
Die Sprache Zinzendorfs. Von **A. Gombert**.
Die germanischen Namen der Wochentage. Von **F. Kluge**.
Duzen und Ihrzen im Mittelalter (Fortsetzung). Von **G. Ehrismann**.
Aus Ernst Moritz Arndt. Von **R. Sprenger**.

Die Zeitschrift für deutsche Wortforschung erscheint in Heften von je 5 bis 6 Bogen. Vier Hefte bilden einen Band. Die Hefte erscheinen ungefähr alle 3 Monate.

Bis jetzt sind erschienen:

I. Band. 8°. VI, 374 S. mit dem Bildnis von **Fedor Bech** in Lichtdruck. 1901.
Preis geheftet M 10.—, in Halbfranz gebunden M 12.50.

II. Band. 8°. IV, 348 S. mit d. Bildnis v. **K. Weinhold** in Kupferätzung. 1902.
Preis geheftet M 10.—, in Halbfranz gebunden M 12.50.

III. Band mit Beiheft: Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius von **E. Göpfert**. 8°. IV, 382 und 107 S. 1902.
Preis geheftet M 12.50, in Halbfranz gebunden M 15.—;
Beiheft einzeln M 3.—.

Die für die Zeitschrift für deutsche Wortforschung bestimmten Manuskripte und Zuschriften sind an den Herausgeber, Professor Dr. **Friedrich Kluge**, Freiburg i. Br., Scheffelstraße 59, oder an Professor **Gombert** in Breslau (XIII, Augustastraße 92) zu richten.

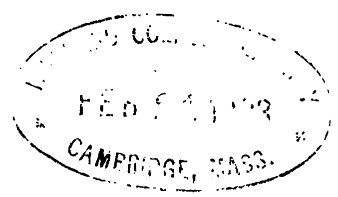
Bücher zur Besprechung und Anzeigen wolle man nur an die Verlagsbuchhandlung **Karl J. Trübner in Straßburg i. E.** senden mit der Bezeichnung: für die Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Vom 26. November 1902 bis zum 15. Januar 1903 sind folgende Schriften eingegangen und zur Besprechung angenommen:

Weise, Oskar, Ästhetik der deutschen Sprache. 8°. VIII, 309 S. 1902. In Leinwand geb. M 2.80 (B. G. Teubner, Leipzig).

Cutting, Starr Willard, The Modern German Relatives, „Das“ and „Was“, in Clauses dependent upon Substantivized Adjectives. Printed from volume VII of the Decennial Publications (The University of Chicago). 4°. 21 S. 1902.

Björkman, Erik (Ph. D.), Scandinavian Loan-Words in Middle English, Part I and II (Studien zur englischen Philologie herausgegeben von Lorenz Morsbach: VII und XI). Gr. 8°. VI, 192 S. und S. 193—360. 1902. Preis jedes Teils M 5.— (Max Niemeyer, Halle a. S.).



Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit.

Ein begriffsgeschichtlicher Versuch.

Von

Erwin Kircher.

1. Einleitung. — 2. Vorgeschichte des Begriffs (poésie populaire, old ballads. Eindringen Percys in Deutschland, Terminologie). — 3. Sturm u. Drang (Genie-Ästhetik): a) Begriffsbildung bei Herder (Natur- und Kunstpoesie; Natur; organische Produktion; Nationalgesänge; Volksseele; „historische Illusion“; Ossianaufsatz). Grammatisches. Verbreitung des Worts. b) Entstehung einer Volksliedbewegung. (Natur u. Volk bei den Genies; Kampfmittel u. Formeln; Terminologie). — 4. Volkspoesie bei den „halbschönen Geistern“. — 5. Aufklärerischer Volksliedbegriff (Lieder fürs Volk; Bürgers Popularitätsideal; Volksdichter). — 6. Volkslied als Schlagwort (Popularität. „Wahres Volkslied“. Normen der Journale). — 7. Bekämpfung durch die Berliner Aufklärung. — 8. Volkslied bei den Gelehrten. — 9. Herders Lossagung von der Bewegung. — 10. Ende der Bewegung. Ergebnis.

1. Der folgende Versuch möchte für die Herderschen Neubildungen: „Volkslied“ und „Volkspoesie“ die Frage stellen, die Lessing in einer seiner gern gepflegten „Wortgrübeleien“ einmal aufwirft: wodurch diese neuen Wörtlein ganz wider das gewöhnliche Schicksal neuer Ausdrücke in kurzer Zeit ein so gewaltiges Glück gemacht haben. Es scheint vielleicht gewagt, so folgenreiche und in die litterarische Entwicklung tief verflochtene Formulierungen aus ihren individuellen Bedingungen und Wirkungen zu gesonderter Betrachtung herauszuheben. Aber wer soll solche Lessingschen Fragen, die gewiß keine Spielerei sind, zu lösen suchen? Die lexikographische Wortforschung beobachtet gewöhnlich nur den Hoch- oder Tiefstand der Wortinhalte, die sie summiert, in ihrem engen grammatischen Gehäuse. Die Litteraturgeschichte löst dagegen diese Inhalte völlig in das Wechselspiel individueller Auffassungen und Kräfte auf. Dazwischen aber gerade spielt sich das eigentliche Leben des Worts als eines „weitstrahlsinnigen“ Ganzen ab. Zwischen jener usuell gewordenen Erstarrung und diesen persönlichen Vorstellungsinhalten, zwischen den Problemen des kollektiven und des rein individuellen Bedeutungswandels liegen die Fragen, die das Wort als ein Ferment des litterarischen Lebens aufgibt: wie sich bestimmte Gefühlstöne, bestimmte Assoziationen als sein Gefolge mit ihm verknüpfen und ihm seine Atmosphäre geben, wie sich die individuelle Erneuerung zu seinen gleichsam mechanischen Beziehungen verhält, wie es in eigenen und oft willkürlichen Verknüpfungen das litterarische Leben durchkreuzt, was das Wesen eines litterarischen Schlagworts ist etc. Vor solchen Problemen muß sich der hier folgende Versuch freilich bescheiden, zumal er durch die besondere Natur seines Gegenstands noch kompliziert wird.

Was man gewöhnlich „Volkslied“ nennt, beruht auf einer Vermischung von zwei Begriffen, die eine historische Betrachtung sondern

muß. Der eine ist ein vorwiegend künstlerischer, der andere ein wissenschaftlicher. Der eine ist von dem erfüllt, was jeweilig als volksmäßig empfunden wurde, und wechselt mit diesem Empfinden; der andere soll von objektiven Merkmalen der Herkunft und Beschaffenheit umgrenzt werden. Für beide Auffassungen war der romantische Volksliedbegriff entscheidend. Dort wurde zuerst in bewußter Abgrenzung der Stil des alten Volkslieds aus dem 14. bis 16. Jahrhundert als zusammengehörig empfunden und damit der Inhalt dessen bestimmt, was noch heute, vom Gefühl aus, vielfach „Volkslied" genannt wird. Dort wurde zugleich, wenn auch spät, der Ausgangspunkt des wissenschaftlichen Begriffes festgestellt, der noch heute keine allgemein anerkannte Formulierung gefunden hat.

Dies sind gleichsam die beiden realen Elemente des Volksliedbegriffes, zu denen sich schon im Sturm und Drang Ansätze nachweisen lassen. Durch sie ist aber weder der romantische Volksliedbegriff, noch der ihn vorbereitende des Sturms und Drangs in seinem Lebens- und Kernpunkt bestimmt.

Die besonderen Bedingungen dieser Begriffsbildung gilt es zu untersuchen und Persönliches und Traditionelles, Stimmungswert und sachlichen Inhalt, die bei einem solchen Grenzbegriff bedeutsamer als sonst durcheinander wirken, kritisch zu sondern.

2. Der Begriff hat das Wort geschaffen. An seine Vorgeschichte ist deshalb kurz zu erinnern.

In der Blütezeit des *alten* deutschen Volksliedes scheint kein bewußter und schroffer Gegensatz von Kunst- und Volksdichtung bestanden zu haben. In ungebundener Liedergemeinschaft des ganzen Volkes erneuerte sich der Bestand fortwährend, aus der Fülle der herumschwirrenden Formeln und Motive oder aus schöpferischer Laune des Augenblicks. Die Lieder erklangen als Chorgesang in Dorf und Stadt. Spielmänner vermittelten die neuen und alten Stoffe im Lande herum:

> di mi te drincken gave,
> Ic songhe hem *een nieuwe liet.*

ein lied, ein new lied, ein hübsch new lied . . . waren die geläufigsten Bezeichnungen, am Anfang oder häufiger in stereotypen Schlußformeln wiederkehrend („wer ists, der uns dies liedlein [den reihen . .] sang?").

Was dann später auf fliegenden Blättern, gedruckt in diesem Jahre, oder in Liederheften auf den Märkten und Gassen feilgeboten wurde, war zumeist wohl in gebildeten Kreisen gesammelt, von betriebsamen Spekulanten, oft gar mit neuem Zeitungsklatsch zusammengedruckt und unter geschickten Titeln feilgeboten. Da nannte man denn die Lieder, oft wohl aus Rücksicht auf das Absatzgebiet oder nach formelhaften Schlußworten des angeblichen Verfassers, jedesfalls aber, ohne damit bestimmte Gattungen abzugrenzen: Bergreihen, Reutterliedlein, Bauernlied, Burengesang, Grasliedlein, Buhllied, Straßenlied, Gassenhauer, gute Gesellenliedlein etc. Aber so wenig wie unter den mannigfachen Bezeichnungen der mittelalterlichen Schriftsteller für Lieder der Menge (carmen triviale, rusticum, barbarum, publicum etc. vgl. Böhme, altdeutsches Liederbuch S. XXII)

ein Ausdruck wie carmen populare begegnet, — so wenig hier oder in den spärlichen Erwähnungen der Volkslieder in den Chroniken.

Früh aber stellt sich die Unterscheidung der echten alten und der „neuen“ Lieder ein. Wenn 1539 ein Auszug guter alter und neuer deutscher Liedlein noch ohne Unterscheidung angeboten wird, so übergiebt Georg Forster in der Vorrede zu seinen frischen Liedlein 1552, die A. von Arnim als eines seiner liebsten Herzblätter auszeichnet, sein Liederbuch den freundlichen lieben Singern, damit alte teutsche Lieder, so doch noch, wenn ich sagen dürfte, schier die besten sind, nicht über den ungereimten, neumodischen, die doch gar keine rechte teutsche liederische Art haben, ganz und gar vergessen würden. Freilich sind auch bei ihm schon die neuen Kunstgattungen dominierend eingezogen. — Im 17. Jahrhundert drängen sich dann die neuen „lieblichen und anmutigen Schäferey-, Wald-, Sing-, Tantz- und keuschen Liebeslieder“ vollends in die immer spärlicher werdenden Sammlungen. Der Riß war eingetreten. Die Einheitlichkeit des Publikums, die wohl schon in ihrer Bedeutung für die Blütezeit des Volkslieds überschätzt wird, war einem schroff ausgeprägten Standesgeschmack gewichen. Die Poesie wurde exklusiv gelehrt. Und wenn schon im frühen Mittelalter der Volksgesang offiziell ignoriert wird, so geht er jetzt dem litterarischen Bewußtsein ganz verloren. Selten sind Stellen wie bei Neocorus (Chronik, ed. Dahlmann I, 176) „Help Gott, wo manige leffliche schone Gesenge an Wort unnd Wisen, ach wo vele, sonderlich der olden Leder, . . sin undergegangen!“ Selten auch Erwähnungen wie bei Logau (1654):

„Wanns höflich wo gieng zu, so klang ein Reuters-Lied,
Der grüne Tannenbaum und dann der Lindenschmied.“

Es wird Mode, eine Liedergemeinschaft mit dem „Pöfel“ (nach Harsdörffer: dem „büffelhirnigen Pöffel“) entrüstet abzuweisen; man stellt wie Hallemann in der Vorrede zu seinen Trauer-, Freuden- und Schäferspielen die Dichtungen, die von Ehrliebenden und Gelehrten herrühren, denen, „die von plebejischen und herumschweifenden Personen an den Tag gegeben werden“, stolz gegenüber. Der dänische Hoftrompeter Voigtländer erklärt gar ausdrücklich in der Vorrede zu seiner Sammlung 1650, einige Lieder nicht aufnehmen zu können, „weil sie gemein worden“ (Braunes Neudrucke Nr. 86—89 S. V, v. Waldberg).

„Volk“ heißt fortan bis zu des jungen Herders Zeit „gemeiniglich so viel als Pöbel und Canaille“ (1765). Sermo proletarius und sermo classicus sind streng geschieden. Ausdrücke der Volkssprache werden als verdorbene Laute der „Pöbel-Mäuler“ (J. G. Frisch) oder als „Pöbelfigur“ aus der Litteratur verjagt (siehe Schönaichs neol. Wb.), und noch die Schweizer Ästhetik, die doch die schönen Künste als artes populares anerkennt, warnt ausdrücklich vor den Worten, die „durch eine Entweihung in dem Munde des verachteten Pöbels ihre Würdigkeit und ursprüngliches Ansehen beinahe gänzlich verlieren“ (Breitinger Krit. Dichtk. II 201, vgl. 430).

Der Begriff des Lied-mäßigen war nicht minder verloren. Alle ursprüngliche Empfindung war in elendester Fremdländerei und kostümierter Lyrik untergegangen. Die Theorie vollends war nie unfähiger, den Begriff des Volksliedes aus eigener Kraft zu erzeugen. Sie lag in dem starren Vorurteil, die Poesie sei etwas rein Formales, Konventionelles, Lehr- und Lernbares, geschichtlich betrachtet: ein Wechsel von Mode und Willkür (trotz allem noch Gottscheds Auffassung!) und ein Vorrecht gelehrter Bildung.

Die Befreiung von diesem Bann ist, litterarhistorisch genommen, die Vorgeschichte der Volksliedbewegung, und so hat etwa Hettner sein Werk unter den Gesichtspunkt dieses Kampfes um das Volkstümliche gestellt. Hier sind nur die Etappen zu erwähnen, die Herders „Zeugnisse" schon als bedeutsam herausheben.[1]

Von der ersten Fessel wurde die Erkenntnis im Ausland, in der französischen und englischen Renaissance befreit. — Der Anstoß kam von den Realien her, bezeichnend genug — von brasilianischen Liedern. An der Spitze der Bewegung steht bedeutsam Michel Montaigne. Wie er als ein Vorläufer Rousseaus den Reiseberichten von fernen Völkern und Sprachen durch skeptische Argumente schon eine leise revolutionäre Spannung gab, so hat er auch die brasilianischen Gesänge mit den Gascogner Villanellen verknüpft und den Preis der Naturvölker schon zu dem Satz zugespitzt: la poésie populaire et purement naturelle a des naivetés et des graces, par où elle se compare à la principale beauté de la poésie parfaite selon l'art.

Wenn ein so willkürliches, ästhetisches Geschmacksurteil wie künstlich und natürlich genügt hätte, einen wirksamen Begriff zu erzeugen, so wäre Montaigne, der im Grund doch ein bildungsstolzer Klassizist war, sein Schöpfer. Aber das Wort verhallte mit der Anregung. Das berühmte amerikanische Schlangenlied, dessen imagination tout à fait anacréontique man gern bewunderte, machte die Runde in der deutschen Litteratur, als „indianische Liebesgedichte" (Morhof), als „anakreontische Ode eines Amerikaners" (Gleim), als eines der „amerikanischen Lieder oder Gesänge der Wilden" (S. G. Lange) u.s.w. und lehrte schon Hoffmanswaldau, daß, wie die halberfrorenen Lappen, so auch die „neu erfundenen indianischen Lande, wie rauh und wild auch dieselben gewesen, . . . ihre Poeten unter sich gehabt".

Ein stärkerer Impuls kam in England in die theoretische Anerkennung der ungebildeten Poesie. Die Wiedererweckung der englischen Volkspoesie wurde früh als nationale Angelegenheit empfunden. Nach einem einsamen Weckruf Sidneys, der durch den klassizistischen Vorbehalt ganz wertlos

---

[1] Mehr bringt A. Fresenius, Dtsch. Litt.-Ztg. 1892, 768, 1378 (Referat). Die engl. Volksliedbewegung ist von Brandl (Pauls Grundriß II, 1, 837—60) skizziert. Vgl. außer Child: Percys Folio Manuskript, ed. by Hales and Furnivall II. Bd. 1868 S. V ff.; Reliques ed by H. B. Wheatley, London 1886 Bd. I XIII ff. und die Einleitungen von F. B. Gummere zu der Sammlung old english Ballads (Athenaeum Press Series) Boston 1894, und von Schröer zum Neudruck der Reliques Berlin 1893.

Für ältere deutsche Hinweise ist noch immer die reichste Fundgrube in Erich Schmidts Charakteristiken [2] 1, 222.

wird, werden die old ballads in einem neuen Verlangen nach heroisch nationaler Kräftigung, durch Addison als litterarische Erscheinung gewürdigt. In dem Gegensatz, in dem für ihn Homer, Virgil, Milton zu Martial oder Cowley stehen, werden auch sie eingereiht, und die charakteristischen Schlagworte sind im Spektator schon alle beisammen: der „reader of plain common sense" ist die Norm; old song, favourite ballad of the common people, the delight of the common people, paintings of nature, plain simple copy of nature (was aber Virgil etwa auch charakterisiert), antiquated song, ordinary song or ballad (von Herder als „Volksgesang" übersetzt S. W. S. XXV 129) sind die Charakteristika (vgl. Spektator Ausg. von 1753, London I 281 ff., II 23 ff.).

Stärker als durch echtes Volksgut wurden die Sinne durch Ossian und die Nachrichten vom keltischen und germanischen Altertum aufgerüttelt. Alles kommt der einen Bewegung zu gut, die dann in Percys Reliques of Ancient English Poetry 1765 ihren Höhepunkt erreicht. Hier ist dem romantischen, ritterlichen England ein imposantes Denkmal errichtet und zugleich ein unschätzbares Material ausgebreitet. Bei Percy selbst ist freilich nicht der geringste Ansatz zu einem Volksliedbegriff zu finden. Seine schwankende Haltung und die Willkür seiner künstelnden Textbehandlung sind bekannt, auch daß er bald sein Buch als eine Jugendthorheit verleugnete.[1] Altnational und volksmäßig fließen ihm völlig ineinander. Eine unkritische Vorrede bringt das verworrene Bild der wandernden Minstrels. Schon heißt es: „Minstrels oder Barden." Durch eine ganze Anekdotensammlung sollen sie in den Glanz dichtender Höflinge kommen. Und auch in ihren späteren, minder glanzvollen Tagen werden sie von der neuen Gattung der gewöhnlichen Balladenschreiber und -sänger (ballad-writers) sorgsam abgetrennt. Diese Minstrels scheinen ihm nun die Verfertiger der alten heroischen Balladen zu sein. Viele ihrer Gesänge „seem to have been merely written for the people." Darum begegnen Ausdrücke wie popular songs of the minstrels (S. 539, 236), old popular rhimes (S. 10, 12, 815), um eine Volkstümlichkeit im weitesten Sinn anzudeuten. Wenn er sie auch dem rhetorischen Rokokogeschmack bedachtsam genug gegenüberstellt, so ist auch nur die Spur einer Scheidung von Kunst- und Volkspoesie nirgends zu finden. Seine Schlagworte sind: old (heroic) ballads, ancient ballads, the rude songs of ancient minstrels, the barbarous productions of unpolished ages. So betont er auch in dem Titel, mit einem Anklang an den Titel Ossians, das ancient poetry, und seine liebste Vorstellung gibt er auf einem Titelkupfer, das den harfenden Minstrel im höfischen Kreise zeigt.

So war eine Ehrenrettung der „alten" Dichtung gelungen und ihre Beachtung im Kreise der „künstlich vollkommenen" Poesie gesichert. Die Realien

[1] Man sehe seine Entschuldigungen schon in den Vorreden etc. (Schröders Neudruck S. 8, 11, 812 etc.) Seine Motivierung des Einmischens moderner Dichtungen: to atone for the rudeness of the more obsolete poems S. 8.

des Volksliedbegriffs waren herbeigeschafft, die Sammellust angeregt; aber die befruchtende Erkenntnis mußte erst die deutsche Entwicklung dazu bringen.

Als die Reliques nach Deutschland kamen, lag der Gottschedianismus schon nahezu in Trümmern, weite Ausblicke waren eröffnet und die ausländischen Anregungen schon zu dem schönen Lessingschen Wort zusammengefaßt: „Daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind.“ Die fremden Namen (Morse fourog der Lappen, Maggiolate, Dumy der Kosaken etc.) hatte man wie Kuriositäten bewahrt und schon mit den erträumten Gesängen der Barden, Skalden und Druiden vermischt. Das Material war so gewachsen, daß Hagedorn zu seinen Oden (1747) einen umfangreichen Vorbericht über die internationale Liederpoesie bringen konnte, wo die Troubadours der Peruaner und Kosaken schon mit den beliebtesten Poeten der Franzosen und Italiener im Vergleich stehen, und die altnordischen Gesänge, die Ballads, die Barzelette und Villanelle ungeordnet und anschauungslos erwähnt sind. — Aus so weiter und gelehrter Ferne sah man die vaterländischen Schätze nicht; nur Lessing im 33. Litteraturbriefe brachte wenigstens „einige litthauische Dainos, oder Liederchen, nehmlich wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen“ (19. IV. 1759), die dann als „litthinische Bino“ oder „Dâmo“ eine beliebte gelehrte Spielerei abgeben.

Eine neue Gesamtanschauung kam nirgends zu Stande; nur in dem einzigen Versuche, die neuen Kenntnisse auch theoretisch zusammenzufassen, in Lessings Vorrede zu Gleims „Grenadierliedern“ (1758), dämmert von fern die Ahnung einer neuen Kunstauffassung. Skalden, Barden und Minnesänger sind dem angeblich „ungekünstelten“ Verfasser nah gerückt. Ein tieferer Zusammenhang von Poesie und That, Dichter und Geschichtsschreiber ist für die alte Zeit unbestimmt angedeutet. Aber es ist durchweg eine Beurteilung „von oben“. Der Klassizist will im Grund nur zeigen, daß die tiefe Herablassung zur Erde diesmal „ohne Beschädigung der Würde“ abging. Der Grenadier bleibt wie „der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigen Stände, die wir das Volk nennen“, hinter den Feinheiten der Rede wenigstens ein halb Jahrhundert zurück. Aber es herrschen, wie anerkennend betont wird, keine wilden Sprünge, sondern die wahre Ordnung der Empfindungen und Bilder. — Weiter konnte eine Generation, die ihr größtes im klassizistischen Bann und im Vorurteil der Bildungs- und Reflexionspoesie geleistet, vom Altgewohnten sich nicht entfernen.

Die Theorie war noch nicht fähig sich das neue Material innerlich anzueignen; die unmittelbare Empfindung war aber noch viel unfähiger. Vor allem seit Beginn der 60er Jahre, als die englischen und französischen Vorboten des Sturms und Drangs ihre noch sehr harmlose Wirkung übten und der Nervensturm der Ossianbegeisterung auch dem germanischen Altertum zu gut kam, setzte sich eine folgenreiche Scheidung immer mehr fest: zwischen natur- und volksmäßiger Dichtung.

Die Gleimschen Schlagworte der burlesken „Romanze“ und „Mordgeschichte“ (seit 1756) umgrenzten ziemlich genau den Inhalt dessen, was man als Volksgesang empfand. Der Bänkelsänger wurde der höhnend nachgeahmte Typus des Volksdichters; romanziert und travestiert, pöbelhaft und „niedrig komisch“ wurden fast synonym.

Dagegen stieg der erregten Ahnung vor allem des Klopstockschen Kreises das neue Ideal des „Naturgesanges“ verschwommen herauf. „Stimme der Natur“, „Gesang der seelenvollen Natur“ „tausendfältig, und wahr, und heiß! ein Taumel! ein Sturm!“ „feuriger Naturgesang“ wurden die Losungen. Der längst geläufige Gegensatz von Natur und Kunst wurde jetzt scharf auch gegen die griechische Muse gewandt (vgl. „der Hügel und der Hain“). Aber der übersteigerten Leidenschaft vermochten die „öden dunkeln Trümmer“ und die „leisen Laute“ des keltischen und nordischen Gesangs (oder gar des Volksgesangs!) kein Genüge zu thun. Die Bardenwindsbraut reißt bald alles fort zu uferloser Schwärmerei.

Der Klopstocksche Kreis verachtet den „undichterischen Pöbel“ (vgl. Quellen u. Forsch. 39, 8, Erich Schmidt), während ein Aufklärer wie Frhr. v. Creuz schon in lehrhaften Alexandrinern den Satz besingt, man müsse sich erst in die Lage des „sogenannten Pöbels“ setzen, ehe man urteilt:

„denkt er, ihr Stolzen! gleich in eurer Sprache nicht;
Das hat er durchs Gefühl, des Denkens Gleichgewicht“

(in dem von Pope angeregten „Versuch vom Menschen“ Oden u. andere Gedichte 1769 II. 184).

Während die Bezeichnung „Barbaren“ für die wilden Völker schon in der N. Bibl. d. sch. Wiss. u. fr. Künste (II. 2, 245 ff.) als zweideutig gerügt und der wilde Zustand als dem dichterischen Geist höchst günstig anerkannt wird (ganz im Sinne des Blairschen Ossiankommentares), traut noch niemand dem verhöhnten „Volk“ einen ernst zu nehmenden poetischen Sinn zu.

In solche zwiespältige Zeit kommt die Kunde von Percys Reliques. Ihr Eindringen in Deutschland steht zunächst mit der neuen Gährung in keinem Zusammenhange. Sie werden vielmehr als eine historisch schätzbare und den Liebhabern der romantischen Zeiten zu empfehlende Sammlung von „Ritterliedern“ eingeführt. Erich Raspes vielgenannte Besprechungen (N. Bibl. der sch. Wiss. u. fr. Künste 1765 u. 66 I. 1, 176, II. 1, 54) knüpfen an Percys essay von den fahrenden Minstrels, die er als die englischen Meistersänger erklärt. Sie seien, als Nachfolger der Barden, vornehmlich mit Harfen an den Höfen herumgezogen, später zu Gesindel erklärt worden, wogegen sich unsere Meistersänger offenbar ehrbarer betragen hätten. So findet er die Sammlung aus zwei Gründen höchst schätzbar: sie kläre über die romantischen Zeiten auf, die aus Unkenntnis in den lateinischen Schulen barbarisch gescholten wurden, und dazu schimmere in diesen Ritterliedern und „Romanen“ die edleren Adern des Ariost und Tasso durch den Wust der barbarischen Zeiten oft hindurch mit der rauhen ungekünstelten Majestät und Einfalt der Natur

und des Genies. Ein Aufruf zur Sammlung alter deutscher „Heldenlieder und Muster“ beschließt dies für die Durchschnittsauffassung typische Dokument. Die „wahre Natur und Würde der Romanze“, die Raspe herausstudiert hatte, offenbart er im selben Jahre in seiner Mordgeschichte „Hernin und Gunilde“ (1766).

Die folgenreiche Vermischung von Voksballade und Kunstgedicht, von Volkssänger, Barde und Minstrel ist hier schon begründet.[1] Gerstenbergs Hinweis in den Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur (1766 S. 57, 8. Brief) stellt die Lieder wegen ihrer feinen Erfindung und zärtlichen Wendung den schönsten Überbleibseln des griechischen Altertums an die Seite; historisch gliedert er sie den kostbaren altnordischen Gesängen an, die später dem Pöbel in die Hände gerieten und so aufs äußerste gemißhandelt wurden. Auch er, dem ein unklar theoretisches „Bild des feurigen Naturgesanges“ vorschwebt (vgl. A. von Weilens Einl. zum Neudruck, Sauers Littdenkm Nr. 29/30), ist der Anschauung einer Volkspoesie keinen Schritt näher, als die andern Kunsttheoretiker.

Nur bei den jungen Dichtern des Hains, die doch tief in den Klopstockschen Utopien steckten, regte manchem die Erinnerung seiner dörflichen Jugend eine gesunde Auffassung an. „Lyrik des Volkes und mithin der Natur“ wurde hier, wie Bürger selbst gesteht, dunkel und undeutlich geahnt, und mehr der Ton der Ballade als eine neue Anschauung der Kunst darin aufgefaßt (vgl. Strodtmann I 122). Aber schon diese Vereinigung von Volk und Natur war ein Fortschritt über den Klopstockschen Hochmut. Trotz allem: aus dem naiven poetischen Drang heraus hätte in dieser Zeit nirgendwo eine Volksliedbewegung oder gar ein Volksliedbegriff entstehen können. Es war in dieser jungen Generation eine Erregtheit und Unsicherheit des Tastens und Suchens, daß die Phantome von Hain- und Naturgesang und das burleskironische Pathos des Gleimschen „Volkstons“ als eine psychologisch notwendige Verirrung erscheinen. Die Seelen waren durch eine Überhitzung in einen Zustand gekommen, in dem ihr naiver Instinkt nicht künstlerisch reich genug war, ein Führer zu neuen Zielen und Kunstanschauungen zu sein.

Das Material lag bereit, das Verlangen nach einem Neuen schweifte ziellos umher; das erlösende Wort mußte aus einer tieferen Quelle kommen.

Zur Terminologie ist aus der Vorgeschichte des Begriffs nicht viel zu gewinnen. Solange ein Gegensatz nicht deutlich erkannt war, brauchte man keinen abgrenzenden Ausdruck. Die Lieder der Menge bezeichneten Gassenlied, Gassen-Gesang, Gassenhauer, Straßenlied ꝛc. ausreichend.

Zu Gassenhauer vgl. R. Hildebrand, D.Wb. Einige Nachträge aus der Romantik bei Erich Schmidt, Charakteristiken I 237. Herder nennt 1770 eine pathetische Sympathieode einen Gassenhauer (Wagner, Merckbriefe I 23, II 13) Gassenhauer, Ballade, Abenteuer sind fast synonym. Vgl. Voß, Briefe 1, 131.

---

[1] Schon 1768 schreibt Denis an Klopstock von den Liedern illyrischer Barden, die sich noch durch die Überlieferung erhalten hätten, und meint damit die serbischen Volkslieder: vgl. Fr. Muncker, Klopstock, 1. Aufl. S. 385.

Bürger lauscht noch 1776 „in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer". Die Lenore heißt in einem gemeinsamen Schreiben des Hains: „dein Gassenhauer", vgl. Strodtm. Bürgerbriefe I 135, 136..

Landlied, das später gelegentlich für „Volkslied" gebraucht wird (z. B. von Fritz Stolberg, Briefe an Voß, S. 36), bezeichnet vor Herder, ebenso wie Landgedicht, die viel umstrittene Kategorie der Eklogen und Idyllen (vgl. Herder S. W. S. I 338 f.).

In diese Vorgeschichte fällt das Eindringen der Ballade und Romanze; obgleich sie erst später populär werden, sei hier das Nötigste zusammengestellt. — Die historische Orientierung führt zu keiner festen Grenzbestimmung; willkürliches ästhetisches Gerede haben eine solche vollends unmöglich gemacht. Nach wechselreicher Vorgeschichte in den romanischen Litteraturen, wird der moderne Begriff der Ballade in England ausgebildet, während die Romanze nach plump nachgeahmten romanischen Mustern wesentlich in Deutschland das auf lange verwirrende Gepräge der ordinären „possierlichen" Verserzählung erhält. — Gleim führt das Wort 1756 ein und eröffnet die Romanzendichterei (darüber Holzhausen, Z. f. d. Phil. XV, 129 u. 297). Die wichtigste theoretische Formulierung in Gleims Sinn gibt Mendelsohn 1758 in der Bibl. d. sch. Wiss. III 2, 321. („Ein abenteuerlich Wunderbares mit einer possierlichen Traurigkeit erzählt".) Schon 1757 bedauert Uz die allzupossierlichen Titel, weil so einige Rezensenten Anlaß hatten, die Gleimschen Romanzen „für Satiren auf die Mordgeschichten" anzusehen. „Die Romanze ist keine Satire" (Briefw. Gleim-Uz, Bibl. des Stuttg. litt. Vereins CCXVIII, 281, vgl. 284. 377). Gegen das tragikomische wenden sich dann, zumeist mit historischen Gründen, öffentlich: Schiebeler 1765 (N. Bibl. d. sch. Wiss. I 1, 209, N. Bibl. I, 2. 227 (1765), Raspe 1766 N. Bibl. II 1, 54, Ch. H. Schmidt 1767 u. a. m. Noch 1794 Sulzer Theorie d. sch. Künste ²IV 109 ff., andrerseits 1796, in Vetterleins Chrestomathie I 333, eine extreme Formulierung des ironisch-burlesken Romanzentons. Über den ebenso ergebnislosen wie verworrenen Streit in den Journalen und Vorreden geben Blankenburgs Zusätze zu Sulzer einen, freilich unvollständigen Überblick (vgl. A.D.B. XXVII 495 ff.). Er rechnet die Herrschaft des tragikomischen solang, „bis die Herren Bürger und Gr. Stolberg sie wieder ernsthaft zu machen wußten". Bürger selber war tief in die Gleimsche Anschauung verstrickt, und er verwirrt dadurch in der Terminologie wie in seiner Dichtung jene ordinäre Ausartung und die von ihm neu nach dem Vorbild der Ballads geschaffene höhere Gattung. Ballade und Romanze sind von hier an konkurrierende Bezeichnungen.

Über die Wandlungen des engl. Ausdrucks ballad, die an Unbestimmtheit nicht hinter Volkslied zurückbleiben, vgl. außer Murray English Dict. 1888 I 639, besonders Gummere a. a. O. S. XVIII ff., Wheatley a. a. O. S. XXX ff., Percy (in Schröers Neudruck der Reliques S. 902) u. Bonet Maury, Burger et les origines anglaises de la Ballade litteraire en Allemagne, Paris 1889.[1]

Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts fehlen deutsche Belege. Wörterbücher wie Sperander (1727) ꝛc. versagen.

J. J. Spreng, Anmerkungen zu Drollingers Gedichten 1745 S. 235 schreibt: „Dagegen glaubt man, daß er (Urfey) in den sogenannten Gassenhauern, die man in Engelland Ballards nennet, ein desto größerer Meister gewesen". Als fremdländische Ausdrücke findet man bei Hagedorn (Vorrede zu den Oden 1747): „einige alte Ballads der Engelländer" und die „Tanzlieder der Italiener oder die Ballata" aufgeführt. 1767 werden einige schottische Balladen von C. H. Schmidt in der Anmerkung als „Heldenlieder" erklärt (Theorie der Poesie.. S. 76).

---

[1] Über den franz. Gebrauch siehe Tiersot, Histoire de la chanson populaire en France Paris 1889. Er schlägt für den in Frankreich mißverständlichen Ausdruck Ballade den Namen „complainte" vor.

Die Reliques wirken nicht gleich entscheidend. Raspe spricht von Heldenliedern und Ritterliedern; daneben auch von „kleineren Balladen und Liedern"; öfter noch von Romanzen, deren „wahre Natur" er darin fühlt. Die erste deutsche Verwendung scheint Bürgers „Stutzerballade" (1770) zu sein, die er später mit mehr Recht „Stutzertändelei" umtauft. Die uns geläufige Bedeutung wendet zuerst der junge Goethe auf die alten Volkslieder an; er nennt sie „deutsche Balladen" 1771 (D. j. G. I 299). Bürgers Gebrauch ist schwankend. Noch am 19. April 1773 schreibt er: „Ich habe eine herrliche Romanzen-Geschichte aus einer uralten Ballade aufgestöbert" (Strodtm. I 101). Auf Boies etwas schulmeisterliches Drängen (vgl. ebd. 110) entschließt er sich dann, als Ballade die rührende, als Romanze die scherzhafte Erzählung des Volkslieds zu bezeichnen. Vgl. Voß, Anmerkung Strodtm. I 105. Am 22. April 1773 kündigt er die Lenore noch als „rührende Romanze" an; am 6. Mai heißt sie „Ballade" (Strodtm. I 110). Für viele (z. B. Schubart) bleibt sie eine Romanze (D. Chronik 1774, S. 543). In seinem Herzensausguß über Volks-Poesie (1776) spricht Bürger vom „Vortrag der Ballade und Romanze, oder der lyrischen und epischlyrischen Dichtart — denn beides ist eins!" Dieselbe Vermengung begegnet oft. So übersetzt Eschenburg eine Stelle aus Aikins Essays on Song-Writing (in Ursinus Sammlung 1777 S. XVI): „Die rohe, ursprüngliche Schäferpoesie unseres Landes macht die erste Klasse aus und besteht aus Volksliedern, die man Balladen nennt". Herder gebraucht überwiegend bis gegen Ende der 70er Jahren den Ausdruck: Romanze; um die engl.-schottischen Gedichte unterscheidend zu bezeichnen, auch bis 1778 etwa das engl. Wort: die Ballads (Suphau II 382, vgl. I 265. 336.. Lb. I 2, 370). 1776 scheidet Miller die komische Romanze von der „höheren Romanze oder der Ballade", wie sie Percy bietet. 1778 heißt im D. Museum 2, 97 eine anakreontische Tändelei von Hölty eine „Ballade". Im selben Jahre wird im D. Mercur (3, 286) der eigentliche Romanzenton mit „gefühlvoll, schauerlich, phantasiereich" umschrieben. Eine weitere Häufung der Belege würde keine Klarheit bringen. — Sicher ist nur, daß wesentlich durch Bürger der Ausdruck vom gelehrten Terminus zum ästhetischen Schlagwort wird und daß die Vermischung mit Romanze fortdauert. So sind etwa die Formulierungen der Romanze bei Bodmer (Vorrede zu den „altengl. Balladen" 1781) und A. W. Schlegels sich genau entgegengesetzt. Jener erweitert sie nach engl. Gebrauch zum „wissenschaftlichen Epos", dieser schränkt sie auf „eine im leichten Gesange dargestellte Geschichte" ein und grenzt sie von dem höfischen Epos (= „Roman") ausdrücklich ab. Schillers und Goethes willkürlicher Gebrauch ist bekannt. An sie namentlich schließt sich die endlose Debatte in den Ästhetiken (siehe vor allem Vischer Ästh. III 1362 ff.). Zwischen einer rein metrischen Unterscheidung (Wackernagel) und völliger „philosophischer" Phantastik (Echtermeyer) sind alle Stufen versucht worden.

3. Begriff und Wort sind Schöpfungen der Geniezeit. An diesem Ursprung ist der Quell aller künftigen Verwirrung. Hier bekommt er das entscheidende Gepräge eines Grenzbegriffs, in dem künstlerische Sehnsucht und wissenschaftlicher Erkenntnisdrang durcheinander wirken. Dieses Zusammenwirken allein gibt die Möglichkeit seiner Entstehung.

Die stille, fast schweigsame Art des echten alten Volkslieds konnte in einer Zeit, wo die Seelen nach Herders eignem Zeugnis mehr gedröhnt, als geklungen haben, wohl als ein geheimnisvoller Quellpunkt die erregten dichterischen Sinne anlocken, aber nicht zum Ausgangspunkte einer Begriffsbildung werden. — Keinem der Stürmer eignete ein sicheres, klar abgegrenztes Gefühl des für unser Urteil Volksmäßigen. Auch Herder, trotz seiner unvergleichlichen Spürkraft für das lyrisch Elementare, ist

im einzelnen Urteil unsicher und befangen. Gewiß hat er früh auf den heimatlichen Volksgesang geachtet und wohl auch „ersten Ton der Poesie und erste Kraft der Musik" darin gefühlt, doch ist das Alles nur durch später Selbstzeugnisse nahgelegt und hat in seinen ersten Schriften nur belanglose Spuren hinterlassen. Seine erste Äußerung über die „monotonischen Cadenzen unserer Kinder- und Bauerlieder" (Lebensbild I 3, 1, 76) ist gerade wie Hamanns einziger Hinweis auf das Volkslied (Roth, Hs. Schriften II 304) von sprachphilosophischen und metrischen Interessen geleitet. So oft auch später der wandlungsreiche etwa schottische Ballads kongenial nachschuf, so hat er doch sein Leben lang das, was er als volksmäßig empfand, nicht von dem so unbegreiflich gepriesenen „Volkston" der ersten Gleimschen Mordgeschichten oder vom Klopstockschen Pathos gefühlmäßig abzutrennen vermocht. So reizt der Weg, auf dem er zu seinem Volksliedbegriff kam, doppelt zur Betrachtung. [1]

Alle fördernden Einsichten der Litteraturbetrachtung waren bisher vom Material aus gewonnen worden. Hier ist mit einem Mal der Standort verändert. Nicht so sehr im Studium des vorhandenen Stoffes wird die Erkenntnis geschaffen, als von innen, mit der Freiheit und Sehnsucht künstlerischen Bildens und Erlebens.

Es sind ja die „Mythologen" (Fr. Schlegel) unsrer Litteratur, die hier am Eingang der neuen Zeit stehen. Anknüpfungen und Anregungen sind überall nachzuweisen, aber der kombinierende Geist überflutet hier zum ersten Mal alles isoliert verwahrte Wissen und schafft sich daraus ein Erleben. Die litterarhistorische Kontinuität ist nachzuweisen, aber die psychologische scheint völlig unterbrochen.

Das weite Geäste des Genie-Evangeliums wurzelt in der Entdeckung der ästhetischen Bedeutung des sinnlichen Menschen. Die beiden großen Kulturelemente der Zeit: Rousseaus Ideale und die englische Genielehre sind darin verschlungen. Fast alle Begriffe und Schlagworte so gut wie alle Lebensgefühle dieser Generation ziehen daraus ihre eigentümlichste Kraft. Die ganze Terminologie des sinnlichen Menschen erneuert sich (vgl. die Dreiteilung: Wilde, Barbaren, Kulturmenschen u.s.w.). Originalgenie und Naturmensch gewinnen durch gegenseitigen Austausch eine neue Prägnanz. Originalgenie, dem schon der Spektator 1711 „something nobly wild" zugesprochen hatte, erweitert sich zum Naturgenius (natural genius) überhaupt und gewinnt in der Anschauung eines seelischen Naturzustandes seine tiefste Wurzel. Naturmensch, der ursprünglich nur das soziale Phantom Rousseau's bezeichnete und dem noch Adelung die Freiheit von bürgerlicher und konventioneller Einschränkung als einziges Merkmal zuspricht, gewinnt jetzt die poetische Anschauungs- und Schöpfungskraft, die mit ungebrochener Sinnlichkeit

[1] Die praktischen Bemühungen um das Volkslied (Sammlungen, Übersetzungen 2c.), von denen hier abgesehen werden muß, mustert jetzt die sorgsame Arbeit von H. Lohre „Von Percy zum Wunderhorn" 1902 (Palästra ed. Brandt u. E. Schmidt, XXII). W. Uhls „Das Deutsche Lied" (Leipzig 1900) behandelt die historischen Probleme allzuleichthin.

notwendig verbunden schien (z. B. 1768 Herder, Lebensbild I 3, 1, 480 u. o.). Die „Leidenschaft", die bei Rousseau ein alles überflutendes Gemütsideal ist, erhält jetzt einen Erkenntniswert. Sie wird als der eigentlich poetische Affekt in Anspruch genommen. Das principe intérieur ist nicht so sehr das Herz (le cœur tendre et sensible), als die Sinne. Herz und Sinnlichkeit werden oft geradezu Gegensätze. Sinne und Leidenschaften werden fast synonym. Man redet vom „fruchtbaren Schoß der Leidenschaften". „Die Empfängnis und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke liegen darin vor unsern Sinnen vergraben" (Hamann, Kreuzzüge eines Phil. 1762, S. 198). „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder" (ebda S. 163). Und dieser ästhetische Affekt wirkt im homme de la nature. So wird jetzt „Volk" als der mütterliche Boden begriffen, aus dem alles hervorwuchs. Es ist eine Wandlung, die sogar das Wörterbuch nicht übergehen konnte: „Einige neuere Schriftsteller haben dieses Wort in der Bedeutung des größten, aber untersten Teiles einer Nation oder bürgerlichen Gesellschaft wieder zu adeln gesucht, und es ist zu wünschen, daß solches allgemeinen Beifall finde, indem es an einem Worte fehlt, den größten, aber unverdienter Weise verächtlichsten Teil des Staates mit einem edlen und unverfänglichen Worte zu bezeichnen" Adelung. — Von der Atmosphäre wilder Völker und Sinnenkräfte, die in der Geniezeit um das Wort liegt, ist von Adelung freilich nichts aufgefaßt.

In solchen Zusammenhängen wird nun Poesie, wie Sprache, als schöpferische Urtat des menschlichen Geistes begriffen und von „Kunst" weit abgetrennt.

Hamanns „Rhapsodie in kabbalistischer Prosa" feiert die Poesie als die Muttersprache des menschlichen Geschlechts und das Lied als die Quelle aller Poesie. — In die Dämmerung der Urgeschichte gehen all diese Ahnungen; sie sind in heißen Köpfen erdacht und in verworrenem Orakelton vorgebracht. Der „empirische Pöbel" (Klinger) ist als eine poesieschaffende Gesamtheit noch nirgends anerkannt. Der Dichter ist der Seher, der Gottgeweihte. Seine Kunst ist Weissagung und Mysterium. Adelung ist fast schon demokratischer als der nebulose Hamann. „Odi profanum vulgus et arceo" steht über dessen Aesthetica in nuce. Noch nicht einmal eine Scheidung von Natur- und Kunstpoesie ist klar ausgesprochen. Der Weg von hier bis zum Begriff und Wert „Volkslied" ist noch weit. Ihn hat Herder allein beschritten.

a) Art und Form seiner Begriffsbildung müssen hier kurz beschrieben werden.[1] — Den grundlegenden Unterschied von Natur- und Kunst-

[1] Für Haym, Scherer („J. Grimm") und Kühnemann verschwand der hier nötige Gesichtspunkt in der Größe der Gesamtkonzeption. Die sonst fördernden Arbeiten von H. Meyer, Einleitung zu seiner „Volkslieder"ausgabe. (KNL 74, 2.) A. E. Berger, „Volksdichtung und Kunstdichtung", Nord und Süd, 1894 S. 76 f, lassen den entscheidenden Zusammenhang zwischen Volks- und Naturpoesie bei Herder außer Acht und haben andere Zielpunkte. J. Meier, Volkslied und Kunstlied, Beil. zur Allg. Ztg 1898 Nr. 53/4, streift die historischen Fragen nur.

poesie gewinnt Herder in sprachphilosophischer Arbeit. Blackwellsche Forschung durch jene Hamannschen Orakelsprüche und eigene ahnende Erkenntnis befruchtend, entwirft er einen Roman, eine Lebensgeschichte der Sprache. (SWS. I 151 ff, II 60 ff.). Er tastet im Dunkel ihres Ursprungs, da man noch nicht sprach, sondern tönete, und zeigt ihr Wachstum in Ausdruck und Rhythmik nach menschlicher Analogie, durch Jünglings-, Mannes- und Greisenalter. Sie ist Behälter der Poesie, die mit und in ihr wächst, nach demselben psychologischen Gesetz. Das Jünglingsalter ist die poetische Periode; das Sprechen ist ein Singen. Die lebendigen Affekte reden Poesie. Die Thaten werden zu Liedern. Es ist die Natur, die singt. Gesang der Natur erhielt sich in den „großen Originalwerken“, in der althebräischen Poesie und in Homer. „Viele wilde Nationen von alten Sprachen und Sitten singen noch“.

Was hier Natur- und Kunstpoesie genannt wird, ist wie Blühen und Verwelken durch einen einmaligen Entwicklungsgang geschieden, da ja auch die Sprache, wie der Mensch, nur eine Lebensgeschichte hat. „Dichterei wird Dichtkunst“ (II 81 vgl. Lebensbild I 3, 1, 73); „auf Naturdichter folgten Kunstpoeten, und wissenschaftliche Reimer beschließen die Zahl“ (Lb. I, 3, 1, 73). Die Kunst saugt die Naturpoesie unwiderbringlich auf. Homer steht genau auf der Grenze (I 173).

Diese geschichtsphilosophische Konstruktion Herders ist erst durch Jakob Grimm (nur mit anderem Inhalt erfüllt) historisch wirksam geworden; für Herder ist sie nur der bald gesprengte Behälter seiner späteren Erkenntnis, freilich dadurch entscheidend.

Denn in diesem Gegensatz der beiden zeitlich und organisch geschiedenen Kunstperioden liegt zugleich die tiefste Quelle des so viel gescholtenen „romantischen Dualismus“. Der Vorgang ist typisch für eine künstlerische Begriffsbildung überhaupt. Es ist eine Hypostase bildlicher Anschauung, wie sie auch Jakob Grimm in das von Herder übernommene Schema trägt. Bei dem Romantiker ist es der Begriff einer produktiven Volkskraft, die real als Schöpfer gefaßt wird; bei Herder ist das Zentrum der neue Begriff der „singenden Natur“, die unbewußt im Einzelnen, in den ἀοιδοὶ wirkt.

Einer der Ausgangspunkte des deutschen Naturevangeliums ist hier berührt. Was ist, vollends damals, vieldeutiger als dies Wort Natur,[1] durch das unsre Sprache mit tiefsinniger Willkür uns zwingt, zu der

---

[1] Als „redender Beleg“ sei eine Stelle angeführt, die zugleich (mit Lebensbild II, 113 verglichen) zeigt, wie wenig Erkenntniswert Herder als Philosoph dem Naturbegriff beilegte: „Kein Wort in der menschlichen Sprache ist vieldeutiger als Natur: unzählich sind fast die Irrtümer, Mißdeutungen, Zänkereien, die über φοσις, ον, υποσασις, ευτελεχεια.. Natur, Stand der Natur, in der Philosophie enstanden sind; und so vieldeutig ist dasselbe Wort in der Kunst und den Künsten. Natur bei der Baukunst, schöne Natur der Bildhauerei und Malerei: Natur im Tone, in der Kunst der Geberden, in der Dichtkunst, welche Verschiedenheit! welche Vielbedeutung! Natur einer Kunst und in einer Kunst, welche Verschiedenheit — — die in einer Theorie durchaus bestimmt werden muß... Das ist Hauptbegriff des Ästhetik“. (SWS. IV 181.)

Vielheit der Natur-Erscheinungen uns einen geheimen einheitlichen Träger hinzuzudenken. In keinem Wort bestimmen (oder verwirren) darum die gefühls- und bildmäßigen Associationen so sehr seinen realen Inhalt wie hier. Die Geschichte des Begriffs müßte vor allem diese Bilder feststellen, die für die verschiedenen Generationen, oft unbewußt, an das Wort geknüpft sind.

In dem, was die Aufklärung hauptsächlich „Natur“ nannte, ist dies Bildmäßige auf seinen geringsten Grad herabgedrückt. Sie meint das Natürliche, im letzten Grad das Vernünftige, also ein Abstraktion. „Simple schöne Natur“, „Natur und Verstand“, „Große Natur und reine Menschheit“ 2c. sind die Schlagworte. Die Vermischung dieses subjektiv Natürlichen mit dem objektiven Naturleben konnte sich besonders tief in der Ästhetik einnisten, weil sie hier durch den französischen Classicismus vorbereitet war. Boileaus „suivez la nature“ (= la raison) wirkt in der Formel von der Naturnachahmung bis in die Geniezeit nach. So spricht noch Young, der große Verkünder der „Originalkomposition“, von Rücksicht auf die Natur oder auf den gesunden Verstand 2c.

Gewiß ist auch der junge Herder noch an vielen Stellen in diesem Aufklärungsbann; aber an der entscheidenden macht er eine neue Naturanschauung für die Erkenntnis des künstlerischen Schaffens fruchtbar.

Nichts hat die Lehren der deutschen Genies so überschäumend und verwirrend gemacht, als daß dem Begriff der Natur eine Leuchtkraft und Anschaulichkeit wieder gegeben ward, wie selten zuvor in unsrer Litteratur.

Wenn der naturwissenschaftlich gebildete Mensch des 17. Jahrhunderts zunächst die ewig gleiche Rhythmik des Naturmechanismus vor Augen hatte, so sahen damals unsre Dichter bei diesem Wort vornehmlich das Gewimmel der „schönen und erbaulichen“ Erscheinungen, das Kleinleben der Natur. Das Lob Gottes tönt aus Pflänzlein und Tautropfen. Sie ist „irdisches Vergnügen in Gott“.

Die Anschauung wird umfassender, indem das Naturleben wieder in seiner Gesamtheit aufgefaßt wird. „Schöpfung“ im Sinne von Geschaffensein, Welt, Natur kommt durch englischen Einfluß (creation) im 18. Jhdt. hoch, vor Allem durch Vermittlung der religiösen Epiker (Köster, Neudruck von Schönaichs neol. Wb. S. 532. Schönaichs Polemik nach Gottscheds Vorgang S. 325). Natur wird, ebenfalls zum Ärger der Gottschedianer, „itzund von allen, die nach der Hoheit oder Tiefe streben, a. St. Welt gebrauchet“. Gottes- und Naturverehrung verschmelzen zu einer erhabenen Gesamtvorstellung vor Allem bei Klopstock, der dann auf die Genies mächtig wirkt.

Er entdeckt die Natur als Künstlerin, die „Mutter Natur“, und die Welt als „ihrer Erfindung Pracht“. Die religiös-moralische Betrachtung wird zugleich eine intensiv ästhetische. Aber die Schönheit des Naturlebens leiht er noch aus übersinnlichen Quellen. Der große Gedanke der Schöpfung gibt dem Begriff seine Intensität, der Mensch steht in tiefer Ehrfurcht davor.

Im Zeitalter Rousseaus wird nun die Natur das durch sich selber Wertvolle, Ziel und Sinn aller Entwicklung. Aus dem revolutionären Begriff schafft die deutsche Geniezeit eine ästhetische Anschauung. „Die schöne Natur und ihre Ökonomie besteht nicht in methodischer Heiligkeit", sondern ist in den Eingeweiden der Dinge „unten in der Erde" verborgen (Hamann, Kr. eines Phil. S. 171). Aus solchem Gestammel entwickelt sich nun eine reiche künstlerische Anschauung.[1] Das innere Prinzip der Naturkraft wird wieder in dem Wort fühlbar und gibt ihm seine Spannung. Das Naturleben ist jetzt eine immerzeugende und zerstörende Gewalt, Geburt und Grab, voll „Trunkenheit und Unordnung", und dennoch nach unsichtbaren Gesetzen wirksam. Die Mutter Natur streut nicht mehr die Schönheit über die Erde hin, sondern wie aus einem kosmischen Leibe steigt alles Lebendige empor. Diese innere Triebkraft suchen die Herderschen Bilder zu umschreiben. Jetzt eignet dem Bilde der Mutter das schon den Griechen heilige Symbol der Fruchtbarkeit, die Brüste. Daraus tränkt sie wie aus Quellen alle Geschöpfe, die in ihrem „Kreislauf" stehen. Hier ist der „Origo" alles Großen; nur was an dieser Kraft Teil hat, ist „Original". Sie wirkt in ungebrochener Einheit im selig unwissenden Naturzustand wilder Völker und wilder Seelenkräfte. Sie ist die singende Natur.

Es liegt in dieser folgenreichen Anschauung des jungen Herder zugleich eines seiner stärksten Kunsterlebnisse.

Er hatte früh erkannt, daß die einzelnen Teile großer Dichtungen auf eine organische, nicht mechanische Art zusammenhängen. Und um diese tiefe Wirkung zu bezeichnen, greift der leidenschaftlich Erregte fast sehnsüchtig zu dem Winckelmannschen Ideal der „Stille". Dem großen Deuter der Griechenschönheit war ja der tiefe Zusammenhang des Kunst- und Naturempfindens und die Stille „als derjenige Zustand, welcher der Schönheit, sowie dem Meere, der eigentlichste ist", zuerst aufgegangen. Das Bild des beruhigten Meeres, das den Begriff der Stille am tiefsten ausschöpft, kehrt in seiner Kunstgeschichte oft wieder, um die innerlichste Wirkung griechischer Bildwerke zu bezeichnen. Die Prägnanz dieses Wortes geht zur Bezeichnung eines seelisch Höchsten in die Anschauungen Herders, Goethes und noch andrer Stürmer über.[2] Herder verspürt diese Wirkung zuerst bei Homer. „Leiden-

[1] Das Naturevangelium des Sturms und Drangs werde ich an andrer Stelle zusammenhängend zu entwickeln versuchen. Inwiefern die oben skizzierte Anschauung der Geniezeit in älteren Vorstellungen wurzelt, ist aus dem D. Wb. IV [1] 2, 2648 („Natur-Geist") ungefähr zu ersehen.

„Innen in Eingeweiden der Natur" auch bei Herder Lb. III 346. Zu den im Folgenden beigezogenen Herderstellen werden die zahlreichen Parallelstellen aus andren Stürmern hier nicht aufgezählt. Der an den Warzen der Mutter Natur saugende Dichterknabe wird schon von Schönaich verspottet. Zum Bild vgl. Minor, Faust I 52.

[2] Es hängt dies mit der idyllischen Unterströmung des Sturms und Drangs zusammen, die hier nicht verfolgt wird. Die schönen Erklärungen R. M. Meyers zu Goethes „Stille" (Herrigs Archiv 96, 32) erhalten von diesem Gesichtspunkte aus ein neues Licht. „Still" ist übrigens schon ein Lieblingsausdruck Klopstocks. Zu Winckel-

schaft treibt alles — aber Leidenschaft, die er in ihrem aufbrausenden Sturm... bändigt und besänftigt, daß überall, wie in einem Silberstrome der stille Grund der menschlichen Seele erscheint" (S. W. S. II 156), und als „ein stilles Bild göttlicher Stärke" liebt er die Homerischen Verse. Vgl. das Bild des stillen Meeres bei Herder III 80, ferner: aus Hs. Nachlaß II 126. Wie so oft bei Herder, wird ihm aus diesem Kunsteindruck ein Erkenntnisprinzip. Die Winkelmannschen Bilder beschreiben die Wirkung. Die Herderschen bergen zugleich auch eine erklärende Analogie. Er träumt sich das Ideal organischen Schaffens. Der Sänger verschwindet hinter dem Gesang (S. W. S. II, 170). „Nichts ist ... abzutrennender Schmuck, eingestreute Blumen: alles wächst aus der Materie, steht an seinem Ort..." „Die Heldenfabeln lebten damals im Munde der Griechen und nahmen ... von selbst dichterische Gestalt an" (noch V, 614); und von hier aus wird diese Anschauung zum Merkmal und zur Forderung für alle „Naturpoesie".[1] Der Begriff der wirkenden, poesieschaffenden Naturkraft nimmt sie in sich auf. Ein Volk oder eine That oder eine Zeit stellen sich in der Dichtung selber dar. (Vgl. v. Wilamowitz, Homerische Forschungen 1884, S. 394).

In dieser Anschauung, die vor allem nach der Seereise, im Shakespeare-Aufsatz, produktiv wird, laufen schon in den Fragmenten alle Fäden zusammen. Neue Termini deuten sie an: Geist der Natur, Naturgeist, Naturgenius, Naturgesang der Poesie; singende Natur, sprachsingende Zeiten, natürlich roher Gesang der Poesie; Stimme der Natur; Natursprache (eine unerdachte, unerfundene, unmittelbare Äußerung einer fühlbaren Empfindung V 150), Zeit der wahren poetischen Natur u. s. w.

Gleichnisse verhüllen die „dunkle Art", auf die alle Naturpoesie zu Stande kommt: sie ist „am Busen der Natur gesäugt", sie ist eine „lebendige, schöne, blühende Tochter der Erde, die auf dem wilden Gebirge duftet" (Wagner, Briefe an Merck I, 14). Wie jede Familie von Wörtern ein verwachsenes Gebüsch um eine sinnliche Hauptidee, um eine heilige Eiche ist (V 54), so „ist kein anderer Zusammenhang unter den Teilen des (Natur-)Gesanges, als unter den Bäumen und Gebüschen im Walde, unter den Felsen und Grotten in der Einöde, als unter den Szenen der Begebenheit selbst" (V, 197).

Das formale, bewußt gestaltende Element ist zurückgedrängt; das

mann vgl. außer der Kunstgeschichte: Justi, 2. Aufl. I. 180. H. v. Stein, Entsteh. der neuern Ästh. S. 398 ff.). Auch andre Idiotismen, nach Goethes Zeugnis sogar „fast die ganze Kunstsprache" dankt ihm jene Zeit.

[1] Eine spätere Stelle zeigt den sittlichen Kern: „Poesie, wie sie in der Bibel ist, ist nicht zum Spaß, nicht zur entbehrlichen, müßigen Gemütsergötzung, noch weniger zu dem schändlichen Schlendrian erfunden, dazu wir sie jetzt zum Teil anwenden; fast sollte nicht einerlei Name so verschiedene Gattungen und Werke bezeichnen. Der poetische Ausdruck, die Art der Vorstellung und Wirkung war damals überall Natur; Erfordernis der Sprache und des Gemütes dessen, der sprach, so wie des Ohres und Gemütes deren, die hörten; Bedürfnis der Sache, der Zeit, des Zweckes, der Umstände" (S. W. S. X, 29). Dies ist nur ein Nachhall aus seinen Jugendschriften.

Prinzip der organischen Produktion hat sich hier, auf lange verwirrend, im Bilde eingeschlichen.[1] Dieser organische Unterschied der Entstehung ist der Keim des Herderschen Volksliedbegriffes. Schon früh sind wesentliche Elemente desselben beisammen. Das musikalische und dramatische Element der Naturpoesie ist aus diesen psychologischen Voraussetzungen erklärt und gelegentlich schon auf die mnemonisch-rhythmische Struktur hingewiesen (Haym I, 292, Lb. I, 3[1], 470 ff.), was so viel später bei Scherer wieder auftaucht. So ist die Erkenntnis da, voll Keimen der Erleuchtung und Verwirrung; in der denkbar größten Abkehr vom Rationalismus ist „Kunst“ und Poesie völlig getrennt, eine „ungeheure Kluft“ macht jede Nachahmung, fast auch jede Nachempfindung unmöglich (II, 76). Die ganze Anschauung ist in dem einen historischen Prozeß festgelegt, in dunkelste „heilige“ Ferne hinausgerückt, und so über die unscheinbaren wirklichen „Nationalgesänge“, die damals bekannt waren, weit hinausgehoben.

Auch diese „Nationalgesänge“ tauchen früh schon in seinem Gesichtskreis auf, aber nur beiläufig und noch nicht im obersten Lichtkreis.

Den ersten nachdrücklichen Hinweis bringen die „Fragmente“ (1. Auflage; I, 266), noch ehe seine Anschauungen über Naturpoesie voll ausgebildet sind. Zwei Gesichtspunkte sind dabei leitend: das Interesse des exakten Forschers, der sie als ein unversuchtes Feld der Zeiterklärung hervorzieht; und der Kampfruf des Litteraten, der der vaterländischen Dichtung eine nationale Grundlage schaffen will, frei von griechischer Vormundschaft.

Die Nationalgesänge sind „Fußtapfen der Vorfahren“, neue Erkenntniswege in ihre poetische Denkart; darum soll man ihnen nachgehen, Wahn und Sagen der Vorfahren studieren, sich nach alten Nationalliedern erkundigen; davon werde man ähnlichen Vorteil haben, wie ihn die Spanier und Italiener des 16. Jhdts. aus dem gotisch-katholischen Geschmack ihres Volks zogen (vgl. II, 188 ff.) — Dies frühe, weit umschauende Interesse ist gewiß bedeutsam und folgenreich; aber im Zusammenhang seiner damaligen Arbeit und Kunstanschauung verschwindet es völlig. Die Lieder des „unsterblichen, preußischen Nationalsängers“ Gleim (die er so gut wie die „oft so vortrefflichen Ballads der Britten“ auch „Nationalgesänge“ nennt I, 336), stehen seinem Empfinden weit höher, als diese „dichterischen Schweißtropfen“ der verschiedensten Länder.

Dennoch ist auch hier ein leiser Anfang „romantischer“ Anschauung. Die geheime Triebkraft einer „Nationalseele“ wirkt in diesen Liedern wie in aller „Nationaldenkart“. Der Begriff einer Gesamtproduktion kündigt sich in einer Reihe von (zum Teil neuen) Terminis an: National-

[1] Wie diese bildliche Anschauung mit dem Prinzip der Gestaltung im geheimen kämpft, namentlich seit Herder in seiner Arbeit über den Ursprung der Sprache die „Besonnenheit“ als erstes Merkmal alles Menschlichen auch theoretisch erkannt hat, kann hier nicht verfolgt werden.

geist, Zeitgeist, Geist der Zeit, Genius der Zeit, Gefühl des Volkes, Seele des Volkes,[1] Seele der Nationen (vgl. I, 263 ff., III, 29 ff. V 185, 201, 473), ferner: „Der Mund des Volkes singt die Lieder" III, 30, sie sind „Abdrücke seiner Seele" III, 29 u. s.[2]

Überall wirkt schon leise das Bestreben seiner späteren Forschung, zu den Typen, den Grundformen des Menschlichen vorzudringen und den geschichts-philosophischen Jugendplan durch das individuelle Wechselspiel der geschichtlichen Entwickelung durchzuführen. So ist eine geheime Verwandtschaft zwischen jener schaffenden Natur und diesem schaffenden Volksgeist, und das Material ist vorbereitet, in jene höhere, noch im Dämmer der Urgeschichte schwebende Erkenntnis auch begrifflich einzugehen.

Auch hier greift nun die segenvollste Wendung in Herders Leben ein, seine menschliche und künstlerische Befreiung durch die Rigaer Flucht. Noch einmal wird im ganzen Herderschen Bereich die drohende Richtung auf das Typische zurückgedrängt, und eine neue Lebenswelle erweckt vollends den großen Verkünder des historisch-individuellen Lebens.

In diesem Prozeß entstand auch der Herdersche Volksliedbegriff.

Der sentimentale Überschwang Ossians war es, der ihm jene „ungeheure Kluft" auch begrifflich überwinden half. Früh schon empfand er diese „elegische Epopee" als Naturpoesie und er grenzte immer von neuem seine nordisch-epische Art gegen die homerische ab. Jetzt fand er den entscheidenden Gesichtspunkt: Ossian ist kein Epopöist, er singt Lieder des Volkes, Lieder eines ungebundenen, sinnlichen Volkes (V, 160). Die Seereise, auf der ja all seine Ideen „mitten im Schauspiel der lebenden und webenden Natur" sich befruchtend durcheinander schossen, gab auch diesem neuen Begriff seine Atmosphäre (IV, 406, 434, V, 167, 169 u. s. w.).

Als er von Mitternachtswind umschauert Fingal liest und als von Fern die Stätten der nordischen Dichtung grüßen, da im freien Genuß lernt er in einem Maß wie Niemand vor ihm eine Dichtung aus ihrer sinnlichen Welt heraus sich lebendig zu machen; wo er vorher Schatten sah, sich „wirkliche Dinge zu erfühlen". Um diese Kraft unmittelbaren Anschauens rang er in seiner Bücherwelt umsonst. Das künstlerische Erleben, das vordem durch die hastig gehäufte Gelehrsamkeit nur mühsam durchbrach, erfährt in dieser Zeit, von innen her, eine mächtige Steigerung. Es ist wesentlich auf den neuen Begriff der „historischen Illusion" gegründet. Sein Naturprinzip, das ihm gesetzliche Entstehung aus Fülle

---

[1] Ein Zusammenhang mit Blackwells Untersuchung über Homers Leben und Schriften (Übersetzung von Voß 1776, S. 19 „die Seele und der Geist des Volkes"), den Suphan Ztschr. f. d. Ph. IV, 199 annimmt, ist kaum zu begründen; der Begriff ist eine Herdersche Neubildung und wirkt sich in einer Fülle von eigenen Wortbildungen aus. „Geist des Volkes" ist zudem schon früher zu belegen; z. B. „Gedanken über die Originalwerke" von Young, Lpzg. 1760, S. 43. N. Bibl. d. sch. W. 1766 II, 1, 15 rc.

[2] „Abdruck" ist ein „Hauptwort" der damaligen Ästhetik, mit philosophischer Prägnanz (vgl. Herder SWS. V, 385); zugleich aber auch ein Tropus der empfindsamen Sprache, die Briefe sind „Abdrücke der zärtlichen Seele" rc.

des Daseins bedeutet, wird nun in der historisch-individuellen Welt lebendig. „Historische Illusion" beruht, im konkreten Fall, auf dem Gefühl dieser gesetzlichen Entstehung aus „dem Fortgehenden, Wirkenden aller Kräfte" (V, 244). In den folgenden Jahren ist dies ein Quellpunkt seiner Arbeit.

Die „wirklichen und historischen Wahrheiten", die noch die Schweizer Ästhetik zu Gunsten der „poetischen" herabgesetzt hatte (vgl. Krit. Dichtk. I, 57, 60), sind als eine Quelle dichterischer Schönheit entdeckt. „Historisch handeln" heißt bei Herder jetzt: nach individuell-psychologischem Gesetz handeln (vgl. z. B. V, 238). Shakespeare, zu dem er 1769 noch kein inneres Verhältnis hat, wird jetzt sein Heiliger, weil er diese geheime Einheit von Natur und Geschichte am tiefsten offenbart hat, weil er „eine Welt dramatischer Geschichte ist, so groß und tief wie die Natur" (V, 221). Hier kommen die neuen Schlagworte: „das Individuelle jedes einzelnen Weltalls", „Gefühl ganzer Situation des Lebens", „lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit", „Weltseele des Stückes" u. s. w. Hier wird ihm „idealisieren" so viel wie: einer Handlung die individuellste Umwelt schaffen (V, 222, 247).[1] Hier sollen bedeutsame Prägnanzen der Geniezeit wie „Nahheit", „Gegenwart", den besonderen ästhetischen Eindruck umschreiben. Und dieses „Urkundliche", diese „unmittelbare Gegenwart" empfindet er nun auch als die Schönheit der Nationalgesänge (V, 164, 185, 196). Er sieht den jungen Lappländer im Renntierschlitten zur Geliebten eilen, die Skalden mit Schwert und Lied auf ihren „Rossen des Erdengürtels" das Meer durchwandeln, er sieht die Schönheit der Lieder in ihre individuellen Hintergründe unlöslich verflochten. Das vorher nur theoretisch Gefundene, dunkel Geahnte fließt jetzt in einem neuen Erleben zusammen, und wie manchmal bei Herderschen Begriffen (z. B. Elegie) ist das historische und ästhetische in ein psychologisches Element völlig aufgelöst. Volkslied ist keine bestimmte poetische Gattung, Volkspoesie keine einmalige historische Erscheinung, sondern eine Tonart, ein Erlebnis. So strömt ein überreicher, lebendiger Inhalt in jene Konstruktion des Sprachphilosophen und sprengt den Behälter. Wo Herder ein Dichtwerk, in historischer Illusion, als Erzeugnis einer sinnlichen Atmosphäre empfindet, als notwendigen Teil einer lebendigen Welt, im Zusammenstrom der Empfindungen entsprungen, da spricht er von Volkspoesie; und weil sein Empfinden auf die lyrische Elementarwirkung gestellt ist, muß alles notwendig Entstandene dramatisch, lyrisch, lebendig sein; die Ausdrücke werden ihm fast synonym (vgl. „lyrisch handelnd" V, 197). Hier werden seine Einsichten in das Musikalische, Dialogische der Urpoesie von neuem wirksam. Nach dieser Analogie ist das Volkslied ein „impromptu", der Sänger

[1] Kurz vorher erst waren „individuell" und „idealisch" zu einem gegensätzlichen Begriffspaar entwickelt worden, vor allem durch Winckelmann. Über die Geschichte des Worts und Begriffs vgl. H. v. Stein, Entsteh. der neueren Ästh. S. 373 ff.

ein „Improvisator“. Auch Homers Rhapsodien und Ossians Lieder waren „impromptus“ V, 182, auch Shakespeare tritt in den Kreis dieser Rhapsoden. Die Worte, als sachliche Bestimmtheiten, zerbrechen alle in diesem strömenden Geist und werden „Stimmungsbegriffe“. Der ehemals so scharfe, organische Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie ist verloren; Naturpoesie, Nationallied, Populärlied sind vermischt. „Wildes Volk“, Volk als „nationaler Körper“, und der predigerhafte „nutzbarste und ehrwürdigste Teil der Menschen, den wir Volk nennen“ gehen verwirrend durch einander. Zuletzt läßt noch die Befangenheit seines Urteils nicht nur Klopstock, sondern gar Jacobi und Gleim (V, 184, 202) durch eine Nottür in den Begriff herein, so daß nun kein Halt und keine Grenze ist.

Die äußeren Zeugnisse sind nicht ausreichend, um diese Begriffsbildung ins einzelne zu verfolgen oder gar chronologisch genau zu fixieren. Wir sehen nur, wie all die disparaten Elemente in einer Zeit sich zusammenschließen, in der Herder weiter wie je von einer sicheren Empfindung des echt Volksmäßigen entfernt ist. Während sich das „Urweltsgefühl“ des Forschenden von neuem in die Ursprünge der Sprache und Poesie versenkt, bringt das junge Liebesglück seiner Brautzeit eine schwärmerisch empfindsame Vorliebe für den süßen, schmachtenden Romanzenton hinzu. „Provinziallied“ (= Minnelied)[1] vermischt sich hier mit Populär- und Naturlied. Er selber möchte am liebsten ein alter „Provinzialdichter“ sein (Lebensbild III, 89). An dem Inhalt von Karolinens berühmten „silbernem Buch“ (Haym I, 420), aus dem die Volksliedersammlung dann herauswuchs, ist die langsame Annäherung seines Empfindens an den alten Volkston zu verfolgen (vgl. Lebensbild III, 142, 205, 222, 229—31, 237, 280, 311, 317, 363, 367 u. s.). Den Grundstock bilden Lieder von Klopstock, Gleim, Gerstenberg, Jacobi; bardische Liebesoden, englische Romanzen (namentlich aus Shakespeare) u. s. w., bringen dann immer mehr auch in diese empfindsamen Liebesbotschaften die Atmosphäre wildwüchsiger Naturkraft (vgl. besonders 231, 311), die das eigentliche Ferment des Volksliedbegriffes bildet.

In Straßburg teilt er den neuen Enthusiasmus, zum Sammeln anregend, dem jungen Goethe mit, dem diese Aussaat in einem wundervollen Liederfrühling bald aufgehen sollte.[1] Und während Herder selber von einer „Fabelreise“ zu Ossians Inseln träumt, um eine Zeitlang ein alter Caledonier zu werden und die Gesänge in ihrer Wirkung zu belauschen, entdeckt der junge Goethe auf seinen elsässischen Streifereien das lebendige deutsche Volkslied. „Deutsche Balladen“ nennt er seine Beute frischweg (1770, j. G. I, 299); und er, der faustische Verächter des Worts, erhascht sie als erster in philologisch wortgetreuen Aufzeichnungen aus den Kehlen der ältesten Mütterchens (j. G. I, 297) und schafft damit, außer

---

[1] Die Herleitung der „schwäbischen“ Poesie aus der provenzalischen stammt von Bodmer, vgl. Schönbach, die Anfänge des deutschen Minnesangs, S. 92).

[2] Vgl. v. Waldberg, Goethe und das Volkslied, Berlin 1889. Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang I, 214 ff.

dem kostbaren Material, ein erstes thätiges Beispiel moderner Volksliedforschung.

Es war entscheidend, daß der Volksliedbegriff nicht in einer solchen vorbildlichen Sammelthätigkeit in die Massen getragen wurde, vielmehr wie die Donau seine Pfeilwasser aus sieben Mündungen zugleich ins Meer strömte (Claudius ed. Redlich II, 371). Am 4. August 1771 bekam Herder von Raspe (s. Weim. Jb. III, 41) die Reliques geliehen; im selben Monat wirft er die Fülle seiner Gedanken voll neuer Ossianstimmung in seiner „keltischen Hütte" aufs Papier, als „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker".[1]

Herder selbst nennt diese fliegenden Blätter, die unsre Volksliedbewegung ins Leben riefen, sein hingeworfenstes Stück (an Nicolai, 11. März 73). Wie in einem angeschwellten Gebirgsbach kommen aus allen Bezirken seiner geistigen Arbeit losgerissene Stücke hier herab. Naturbegriff und organische Produktion (V, 197 . .), Geist der Natur (S. 183) und Seele des Volks (S. 185), historisch individuelle Betrachtung (S. 161, 172 . .) und nationaler Kampfruf (S. 183, 189 . .) tauchen wechselnd empor. Das historische Schema des Geschichtsphilosophen verwirrt in einer gewaltsamen Formulierung (bes. S. 182: der Naturpoesie „sind die Minstrels, wiewohl so schwach und entfernt, gefolgt; indessen doch gefolgt, bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte"). Neben den „Orakelstücken der Propheten" (S. 198) stehen Klopstock und Gleim (S. 200, 203 . .)

Die Einheit sachlicher Gesichtspunkte fehlt; alles ist Stimmung, Kampfruf, „Ausströmung". Die seligunwissende, gesunde, blühende Weltjugend (S. 204) soll der entnervten Sinnenkraft zum Jungbrunnen werden. „Volk" hat hier seine intensivste Leuchtkraft (S. 160, 164, 196, 198 u. f.) es ist das „Volk der Sinne" (Wilde, Kinder &c. S. 8, 16—7, 182), das noch am tiefsten in die Natur verflochten ist, in dem noch am reinsten das „Naturgesetz" (S. 17) wirkt, das aus dem Grab der Seele das Dunkle, Unnennbare des Gefühls aufstehen läßt. Und in diesem Sinn schafft sich jetzt der neue Begriff auch das Wort; erst nur wie eine zufällige Variation im Zustrom des rhapsodischen Ergusses (Lied der Wilden, Populärlied, Lied des Volks, Volkslied S. 174, Volkslieder, Provinziallieder, Bauerlieder S. 186); dann hält er es fest und faßt fortan alles darin zusammen, was für ihn Volkspoesie ist. Auch die Einzelgattungen gehen darin auf (Kinder- und Bauerliedern, Spruch- und Nationallied S. 164, Populärlied S. 174, Handwerkslieder S. 191, Provinziallied (=Lied einer Provinz) S. 190, Bettlerlied S. 191, Fabellied S. 194, Kriegs-, Helden-, Väterlieder S. 201 . .) Auch die verschiedenen Schattierungen von „Volk" vermischen sich darin (Lieder des wilden Volks, Lieder des Landvolks, Lieder des ehrwürdigen

[1] Zur äußeren Entstehung und historischen Würdigung vgl. Haym I, 425 ff., Lambel, Deutsche Litteraturdenkmale 40/41 Einl., SWS. 5, XVI ff.

christlichen Volks S. 160, 186, 200 . .) Auch der weite Umkreis von Dichtungen, die er als lyrisch, als Lied empfindet, geht darin auf. Sogar die Verwirrung mit Kunstliedern droht vom Begriff aus auch hier schon dem Wort (Klopstocksche Lieder als Lieder des Volks S. 203, dagegen: die Lieder des Volks, die selbst in ihrem Mittel gedacht, ersonnen, entsprungen und geboren sind 186).

Nur eins ist fest: die Kampfstimmung gegen Aufklärung und Letternkultur, gegen Stubenpoesie und Künstelei; und diesen revolutionären Klang trägt das Wort mit hinaus, als der Ossianaufsatz im Mai 1773 in den fliegenden Blättern „von deutscher Art und Kunst" in die Welt geht.

Wie viel auch durch diesen Herderschen Kampfruf an unschätzbaren Impulsen gewonnen war, so ist doch von vorn herein zu vermuten, daß ein solcher Stimmungsbegriff ihm selber bei seiner rastlosen Entwicklung bald fremd werden mußte, und daß er, zumal in einer so erregten Epoche wie der Geniezeit, mehr durch seine unbestimmt leuchtende Atmosphäre als durch seinen positiven Inhalt wirksam werden konnte. Dazu kam das verhängnisvolle Schicksal der Volksliedersammlung, die im Oktober 1773 schon in die Druckerei ging. In stürmend geschriebenen Vorreden (XXV, 5, 32, 61, 81) ist da die Fülle der Gesichtspunkte zu einem geschlossen wirkenden Begriff gebändigt: „Volk" ist „Körper der Nation", „Volksart" (S. 10), physiologische Einheit der Volkskräfte. Daraus ist alles abgeleitet, die schaffende Natur ist national umgrenzt; „Stimmen des Volks und der Natur" (S. 51), „Volks-Vaterlands-Lieder für uns im strengeren Verstand" (S. 5), „Volkslieder für unsre Zeit", „Volkslieder wie sie jetzt leben" „lebende Volkslieder" (S. 6, 7) sind die klaren und kräftigen Schlagwörter; „Volksrührung" ist das erklärende Prinzip; weitausschauende Probleme der Forschung sind sachlich gestellt (z. B. S. 65 . .); die Elemente, die im Ossianaufsatz durcheinandergehn, sind wieder isoliert und in sich fundiert. Aber es war zu spät. Schon war „das elende Gekreisch von Volksliedern und Volksliedern" losgegangen, „wo jeder seinen eignen Schatten hetzte" (XXV, 329). Verstimmt zog Herder im Februar 1775 das Werk zurück und ließ das Wort ohne den Rückhalt einer Sammlung herumflattern. Der individuelle Zusammenhang des Volksliedbegriffs mußte sich lösen und seine disparaten Elemente konnten eigne willkürliche Verknüpfungen eingehen.

Die grammatische Bildung des Wortes wurde von J. Grimm beanstandet. Zusammensetzungen mit Volks- (wie sie schon vor Volks-Lied geläufig waren) gehören nach der Grimmschen Terminologie (D. Gramm. ² II, 606) zu den unorganischen Mischbildungen der eigentlichen und uneigentlichen Kompositionsart. Die erste, die den Stamm des ersten Worts mit dem zweiten verbindet und neuerdings die primäre heißt, bringt in der Regel einen neuen allgemeinen Begriff hervor. Die uneigentliche (sekundäre) beruht auf dem engen und bestimmten Sinn, den die Konstruktion enthält, aus welcher sie erwachsen ist; am häufigsten, wie auch hier, auf einem Genitivbegriff (lied des volks — volks-lied). (Über das Vorkommen beider Arten bei Herder vgl. Längin, die Sprache des j. Herder, Freib. Diss. 1891 S. 71 ff. und S. W. S. I 533 Anm. zu S. 3). Obwohl den letzteren Bildungen die größere Bestimmtheit

eigen zu sein pflegt, hört Volkslied bald auf, den Begriff des bloßen Kasus zu enthalten, wohl indem es durch den häufigen Gebrauch die Funktion eines Eigennamens annimmt. Bald drängten sich präpositionelle Begriffe (Lied für's Volk . . .) ein, die in's Gebiet der eigentlichen Kompositionsbildung gehörten, so daß Grimm (Gramm. [2] II, 606) anmerkt: „fehlerhafte uneigentliche composita mit erstem starken Substantiv sind ebenfalls verschiedentlich gangbar geworden, z. B. die mit volks- statt volk-: volks-thum, volks-sage, volks-lied; besser schwed. folkvisa, denn der Begriff ist weniger ein lied des volks, also ein unter dem volke umgehendes." Diese Forderung würde altdeutschen Bildungen wie scêf-liot, wini-liot entsprechen, welch letzteres Grimm (S. 489) als cantus plebejus, lieder unter gesellen gesungen — interpretiert. Schade Wb. II, 1116 = Gesellenlied, Gesellschaftslied, Volkslied. — Gegen Uhl (D. Ltztg. XXIII, 26), der in winileod (= Genossenschaftsgesang) die ursprüngliche Bedeutung des Kompositums Volkslied vermutet, ist, abgesehen von der Worterklärung, anzuführen, daß die Betonung des gesellschaftlichen als eines der letzten Elemente in den Volksliedbegriff eingeht.

Volksmäßig wird wie Volkspoesie namentlich durch Bürger zum Schlagwort (ca. 1776) und so mißbraucht, daß es 1780 schon „fast anekelt" (A. D. Bibl. Anhg. 25—36, S. 785) — volkstümlich ist eine Jahnsche Neubildung (1810 Deutsches Volkstum, S. 376); dagegen Grimms Einwendungen (Gramm. [2] II, 469), die manchen zur Änderung in volk-tümlich bestimmten (Raumer, Gesch. d. d. Phil., S. 319). Fr. Stolbergs Spott, Werke X, 323. — Volkstümliches Lied als umgrenzter Begriff begegnet wohl zuerst in Joh. von Erlachs „Volkslieder der Deutschen", Mannh. 1836 und bürgert sich durch Hoffmann v. Fallersleben ein. Vgl. H.'s „unsre volkstümlichen Lieder" 4. Aufl. von Prahl, 1900. Vorrede.

In der Sturm- und Drangzeit gehen übrigens zahllose, z. T. aus der Aufklärung ererbte Bildungen mit volks — um (vgl. die Sachregister der A. D. Bibl), so daß schon dadurch die rasche Einbürgerung des Herderschen Worts erleichtert war.

Inwieweit „Volkslied" u.s.w. die englische Terminologie (popular ballads, popular poetry, auch die Einbürgerung des vorher nur vereinzelt vorkommenden Bezeichnung popular songs) bestimmt hat, müßte besonders untersucht werden. Sammlungen wurden weit häufiger old ballads, ancient songs and ballads etc. genannt, und das „popular", zu dem Child seine „Zuflucht" nimmt, als „fantastic title" abgelehnt (vgl. Gummere a. a. O., S. 26). Sicher ist eine Entlehnung nur bei dem noch ungünstiger aufgenommenen Ausdruck: folk-song (Saintsbury, Elisabethan Literature, S. 446 u. sonst) vgl. schwedisch folk-visa, französisch chants populaires (chansons), poésies populaires.

Die erste Verbreitung des Worts vermittelt Herders Freundeskreis. Herder selbst ist im Gebrauch vorsichtig. So redet er im Briefwechsel mit Nicolai nur von „Nationalliedern", und zwar in einem Ton, daß N. sich mit einem Kapitel von den Nationalrythmis an der Abhandlung beteiligen will (Hoffman, H.'s Briefw. mit N., S. 92, vgl. 94, 98, 101, 103, Ns. Enttäuschung) auch „alte Lieder" behält er gelegentlich bei. Bezeichnend für die Unsicherheit des Begriffs ist eine Stelle an Lessing, dem er das Wort von der gelehrten Seite nah bringt: Sie werden aus dem von deutscher Art und Kunst gesehen haben, wie sehr mir Volkslieder am Herzen liegen; sind keine in Ihrer großen Bibl . . .? Kleine, versteht sich, weder Heldenbücher noch biblische altdeutsche Kommentare . . ." 14. Aug. 73, von L. nicht beantwortet. Fest eingebürgert ist das Wort im Verkehr mit seinem Verleger Hartknoch. Die geplante Sammlung nennt er von vornherein „Volkslieder" (von und an Herder, III, 46, 47, 49, 50, 51, 57, 60, 69, 70, 71, 72 . . .) Im Nov. 73 heißt es in holperigen Versen: „Sollst auch Kargen nicht mit Schreibpapier für Volkeslieder." Wie er je nach Laune und Adressat über den Ossianaufsatz urteilt, zeigen Stellen wie: von und an H. II. 44. Aus Herders Nachlaß II, 61, vgl. 70. H. an Hamann. (Herders Briefe an Hamann ed. Hoffmann, 77.)

Zur Aufnahme des Ossianaufsatzes vgl. Gleim an Herder (von u. an H. I, 34) Hamann an H. (Roth, Hamanns Schriften V, 39). Sulzer an Zimmermann (Bodemann, Z., S. 230, 243) Zimmermann an H. (aus Hs. Nachlaß II, 344). Garve an Weiße (Briefw. 1803, I, 25), Bodmer an Sulzer (über Herder, den „denaturierten Enkomiasten der Natur" Goethe-Jb. V, 185). J. H. Voß Briefe I, 145. Strodtmann Bürgerbriefe I, 113, 122 (hier zum erstenmal ist die „Lyrik des Volks" als Mittelpunkt des Aufsatzes erkannt; die anderen debattieren nur über Naturpoesie u. alte Lieder). Notizen u. Rezensionen (alle wertlos und für Begriff wie Wort unergiebig, vgl. Lambel a. a. O. Einl.): Schirachs Magazin der d. Kritik II, 2, 151 ff. (1773) vgl. III, 1, 120 ff. „alte Lieder" (vgl. „Lied des Volks" ebenda II, 1, 212); Frkft. Gel.-Anzeigen vom Jahre 1773, S. 529 ff. (das „Modebüchlein" habe einen biedermännischen, kernhaften und rätselhaften Titel) „alte Provinziallieder"; Alm. der d. Musen auf das Jahr 1774 (Lpzg) S. 6 ff.; T. Merkur 1773 IV, 273 (das Geschick wird anerkannt, mit dem die Ort- und Zeitumstände anschauend gemacht seien); Iris VI (1776) S. 454. Die große Rec. im Anhang der A. D. Bibl. XIII—XXIV, 1169 ff. erscheint erst 1777 (Volksgesang, Volkslieder, Lieder fürs Volk). Inzwischen hatten die Stürmer eine Volksliedbewegung ins Leben gerufen.

b) Wie das „herrliche, auf Fließpapier gedruckte, von den meisten, wie der rechtschaffene Mann im schlechten Kittel, verkannte Büchlein von deutscher Art und Kunst" (Schubart) die Volksliedbewegung des Sturms und Drangs im einzelnen bedingt, ist hier nicht zu untersuchen. Nur wie der neue Begriff schlagwortartig weiter wirkte und in den allgemeinen Tendenzen der Stürmer aufging, ist hier wichtig. Wer den wortgeschichtlichen Wandlungen durch den Lärm dieser Jahre nachgeht, wird in den Maschen sachlicher Beziehungen nicht viel auffangen. Alle Neologismen der Geniezeit haben eine extensive, keine intensive Klarheit. Außer den Flüchen und Kraftwörtern (vgl. Pfütze, die Sprache in Lenzens Dramen, Lpz. Diss. 1890) sind es vor allem kühne Prägnanzen, die die neuen Gefühlswertungen in schlagende, bildkräftige Formeln fassen sollten: z. B. Schnellkraft (auch „schnellkräftig"), Schneckengang des Lebens (Herder), Puppenspiel, Marionette, Raritätenkasten (Goethe, Schubart). Nur die Atmosphäre schafft hier den Inhalt; nur am Reflex der Bilder, die die Begriffe hervortreiben, und an den Formeln, die sie im Gefolge haben, sind die flüchtigen Bewegungen aufzuspüren.

So geht es auch mit Natur- und Volkspoesie. Sie werden zu Kampfworten des Sturms und Drangs, indem die revolutionären Prinzipien der Herderschen Anschauungen sich von den wissenschaftlichen Aufgaben des Sammelns und Beobachtens alsbald loslösen.

Es ist noch nicht beobachtet, wie das Herdersche Traumbild des von Urpoesie umfangenen Sinnenmenschen in den Lebens- und Kunstgefühlen der Stürmer lebendig wird. Was bei dem forschenden und in die Urwelt horchenden Herder ahnende Erkenntnis ist, wird jetzt in maßlosem Subjektivismus zur Norm des eigenen Bildens und Erlebens gemacht. Singende Natur, organische Produktion, Volksrührung werden für das eigene Schaffen beansprucht.

Genie- und Naturbegriff gehen völlig in einander; Herders Formel (V, 601): „Genie ist eine Sammlung Naturkräfte" erweitert sich zu

einer Ästhetik des Naturalismus.[1] Aus der Fülle des Schlagwortartigen sei nur Weniges angeführt.

Herder vergleicht die Gebilde der Urpoesie mit heiligen Eichen und Bäumen des Waldes; so möchte man jetzt selber Gedanken in der Seele zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes (j. Goethe, II, 204). Das Leben der Natur treibt in den Wilden, wie in einem Wald von Eichen, schreibt Heinse mit fast herderschen Worten; so möchte man sich selber in die liebe Gotteswelt einsenken und Wurzeln drinnen schlagen, wie Gottes Eichen (Fr. Stolberg an Voß, Briefe ed. Hellinghaus, S. 53). Dem süßen Bild der Menschen, die noch halb als Gewächse leben und schaffen, braucht man nicht mehr herderisch nachzuträumen (vgl. Frkfter Gel. Anzeigen 1772, Neudruck S. 453); man fühlt sich selber in die Natur verflochten und weiß: „daß das Genie nicht der Natur nachahmt, sondern selbst schafft, wie die Natur. Da fleußt eine eigene Quelle gleich der andern ... (ebenda S. 514).

Nicht nur Homer und Shakespeare scheinen „wie Cedern Gottes“ (Maler Müller) zu den Wolken zu streben; diesen Anschein organischen Wachstums erlebt man jetzt vor allen am jungen Goethe. Wie etwa Sprickmann und Bohz seinen Aufgang mit den kosmischen Erscheinungen des Lichts und der Sonne vergleichen (D. Museum I. Jg., 1059, II. Jg., 373), so greift Fr. H. Jacobi zu den Herderschen Bildern der Naturpoesie, um das Unvergleichliche dieses Phänomens zu umschreiben. Seine Entwicklung scheint nicht anders begreifbar, „als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt“ (27. Aug. 74 an Wieland, bei Roth, Fr. H. Js. Briefe S. 179). Jacobi bezeugt selbst (27. II. 76 an Kobell; Roth, 234): „Seit drei Jahren (1773!) ist mirs noch weit heller aufgegangen, daß sich alles von selbst macht; Liebe nur muß da sein, Bedürfnis, Drang“.

Die Fülle von Metaphern, in denen man die eigne Produktion zu beschreiben sucht und die uns trotz des Formelhaften psychologisch wertvoll sind, gehören hierher. Das „Singen, wie der Vogel singt“ des jungen Goethe (II, 434, 475) ist die beliebteste geworden.

Überall ist somit die bewußte Kunstübung, die technische Leistung herabgesetzt, und die organische Produktion zum geheimen oder offen verkündeten Ideal erhoben.[2] Aber indem es zur allgemeinen Forderung wurde, hatte sich dieses Prinzip von seinen historischen Voraussetzungen bei Herder und damit auch von seinem Volksliedbegriff vollends gelöst,

[1] All diese Beziehungen könnten nur in ihrer individuellen Verflechtung ausreichend beobachtet werden, obwohl genug Formelhaftes auch hier mitläuft. Originales und Nachgeschrieenes ist schwer zu scheiden.

[2] Die Irrwege, auf die das Prinzip der organischen Produktion führte, gehören in die Ästhetik. Interessant ist, wie der junge Goethe, der sich über die Leerheit des Bildes nicht täuschte, den herderschen Traum in ein Prinzip der organischen Formung sich umdeutet; freilich auch hier Herder nur fortsetzend (zu seiner Lehre vom Mittelpunkt, vgl. R. M. Meyer, Herrigs Archiv 96, 7 ff., D. Ltzg 1892, S. 170, Euphor. IV, 205).

Bei Fr. H. Jacobi wurde der Begriff bald durch philosophische Spekulation zersetzt (vgl. seinen „David Hume“ 1787, S. 113—6).

um in einem oft gewaltsam gesteigerten Lebensgefühl dieser Generation aufzugehn. Zugleich war damit der geheime Zusammenhang der Herderschen Anschauungen vernichtet. Und während seine Theorie von der Kindheit der Sprache und Poesie ganz der gelehrten Diskussion überlassen und dort sogleich von Popularphilosophen wie Mendelsohn und Garve heftig bekämpft wurde, konnten die andern Elemente seines Volksliedbegriffs sich getrennt fortentwickeln.

Auch Herders Volksbegriff, der ja mit jenem Zusammenhang ebenfalls seinen besten Sinn verloren hatte, sucht man sich zumeist etwas äußerlich zu eigen zu machen. Bürger gibt eine wirksame Formel aus. Bisher hatte man wie die Anakreontiker für „Freunde und Mädchen“ oder wie die Aufklärer „für alle schöne Seelen, für alle gute Menschen“ . . . (Ausgew. Br. von Wieland, 1815, III, 188) gedichtet und den Kreis der verfeinerten Weisen höchstens durch „Damen, Edelleute u. d. m.“ (Roth, S. 68) erweitert. Jetzt stellt Bürger ein neues Popularitätsideal auf, indem er die „Kenner und die bloßen Natursöhne“ den Kunstdichtern und beaux esprits à la mode gegenüberstellt.

Genie und Volk gehören von nun an zusammen. Alsbald stellt es Cramer (Rec. der Lenore in der Erfurter Ztg.) als höchsten Ruhm hin, den Pöbel und den Meister der Kunst zu entzücken und nur der hirnlosen Mittelklasse von Lesern zu mißfallen. Das sind die Schulmeister, die halb-schönen Geister und überhäupt „der Teil des Publikums, der bei der Lampe studiert“. Der Anakreontiker J. G. Jacobi schmuggelt in das Ideal der Stürmer die „Damen“ wieder ein: „Am Putztisch und am Spinnrocken auswendig gelernt und vom Kenner bewundert“ (Rec. der Lenore, Teutscher Mercur 1774. 2, 39). Und so nimmt es Bürgers „non plus ultra“ der Poesie auf; „die Dame am Putztisch, wie die Tochter der Natur am Spinnrocken und auf der Bleiche“ wird zur stehenden Formel. (T. Mercur 1776, 1. S. 446, ferner vgl. Strodtmann, Briefe von und an Bürger I, 119, 165, 167, 176). Die „Volksrührung“ sucht man jetzt praktisch zu erproben. Bürger liest seine Balladen seiner Dienstmagd vor und plant eine Tragödie mit demselben Augenmerk, „was es bei der Ballade und dem Volksliede mir ist, daß es nämlich eben die Wirkung in der hölzernen Bude bei der Dorfschenke, als auf dem Hoftheater thue“. Die Hainbrüder fühlen sich durch den Beifall eines Grenadiers aus Kassel, „der blos durch die Natur gelehrt, Verse, bisweilen sehr gute, macht“, sehr geehrt (vgl. Briefe an Voß, I, 89). Sogar die Wirkungen des Messias auf Handwerker, Bauern, Weiber, Mädchen an der Kunkel und am Nähpult werden beachtet (Deutsches Museum, II, 857; verspottet in der N. Bibl. der sch. W. 23, 1, 68—70, vgl. Lappenberg, Br. von und an Klopst. S. 268, 510). Alles Heil wird vom Volk erwartet. Lenz weist die Dramatiker auf den „Volksgeschmack“ (Ges. Schriften, II, 226), der junge Goethe (II, 454) empfiehlt den Verfassern von Liedern und Mährlein den „wahren Romanzenton“

unter Handwerksburschen, Soldaten und Mägden; Schubart stellt den „französischen Hannswurstmelodien“ stürmisch die „Melodien der deutschen Volkslieder“ und „die raschen Schleifer, die mit unsichtbarer Gewalt die Füße der Jünglinge und Greise heben“, gegenüber (Deutsche Chronik, 3. Beilage, Okt. 1774, S. 33 ff.). Keiner nach Herder hat das Volkslied damals genauer gekannt und früher und nachdrücklicher gepriesen, als dieser wandernde Bettelmusikant, der in der Volkskneipe seine deutsche Chronik diktierte. Stolz bekennt er später: „Ich habe als Dichter unter den niedern Ständen weit mehr gelernt, als unter den höhern, denn jene stehen näher am Quell der Natur“ und so leidenschaftlich, wie Bürgers „Herzensausguß“, ist sein Weckruf: „Hin, Tonkünstler und Dichter. . . hin an alle deutsche Ströme und belausche die Urlaute unsers Volks, wie sie mit Lied und Sang aus dem Herzen quellen, — ahme sie nach, veredle sie, und du wirst alle deutschen Nerven dröhnen, alle Herzen hüpfen, alle Augen glühen und alle Glieder beben machen!“ Und so lauscht Jung-Stilling den alten Bauerliedern, in dem er kaum Atem holt; das Herz pocht ihm und er muß sich mit Gewalt halten, daß er nicht laut weint und heult.[1] Dies „Zittern und Beben“ dröhnender Nerven und hüpfender Herzen gehört vor allem seit Bürger zu den oft verspotteten Merkmalen der Volksrührung (vgl. N. Bibl. d. sch. W. 22, I, 89).

Noch wirksamer als solches Wortgetön sind die dramatischen Mittel, mit denen der Kampf um das Volkslied geführt wird.

Wie bei Shakespeare und Molière, werden die alten Lieder kampflustig in die Handlung verflochten. Am effektvollsten in Goethes Claudine von Villa Bella (vom Frühjahr 1775, j. G., III, 579 ff.), wo zuvor die neue Bewegung von dem geniemäßigen Abenteuerer Crugantigno und dem alten Edelmann gefeiert wird. Der Alte preist die Zeit, wo der Bauer noch immer ein Liedgen hatte, das von der Leber wegging, und wo der Herr sich nicht schämte, „die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeschichten, die Gespenstergeschichten“ dem Bauern nachzusingen; „aber heutzutage lacht man einen mit aus“, wogegen dann das junge Genie von der allerneusten Sammellust erzählt.

Sogar typische Bühnenfiguren bilden sich aus. Die alten Großmütter kommen zu Ehren, da sie die lieben Volks- und Spinnstubenlieder, die alten Reime und Volksrätsel treu bewahren (Maler Müller, Nußkernen; vgl. Schaafschur, Werke 1811, I. Bd. S. 234). In Lenz Soldaten (1776) kriecht die Alte mit der Brille auf der Nase, ahnungsvoll ein Volkslied „krächzend“, durch die Stube. Die „Schaafschur“ (1775)

---

[1] Vgl. Jungs Lebensgeschichte (1777), bei Reklam S. 91. 122. Es sind dieselben Lieder, von denen er später gesteht: „Was meine Romanzen und Volkslieder betrifft, so dient Ihnen zur Nachricht, daß ich sie alle, keins ausgenommen, gemacht habe (Briefe an de la Motte-Fouqué 1848, S. 172. 174).

Die Schubartstellen aus: Leben und Gesinnungen, Neudruck in Meyers Volksbüchern, S. 105, 118, vgl. D. Chron. 1774, S. 157, 176, 1775, S. 23.

bringt vollends den Kampf der Alten und Jungen leibhaft auf die Bühne. Ein Vertreter der „hirnlosen Mittelklasse", der typische Schulmeister, stört den ländlichen Familienfrieden durch die neuen „Lauslieder", die er unter die jungen Dirnen bringt, und die ganze Handlung, während eines Liebesspiels im Hintergrund, besteht in einem saftigen und fast handgreiflichen Streit um die Volks- und „statischen" Lieder. Der alte pfälzer Bauer verteidigt jene, wie sein Heiligstes: „was schön's dran ist? Ei. . . ist nicht alles so herzlich wahr drinnen, wie gesagt, ist nicht alles so... wie soll ich's doch nennen, du verstehst mich ja, so ehrlich und treu und vertraulich drum herum, just, wie's in der Jahrszeit geschieht, sieh, Guntel, daß man meinen sollte, wenn man's so singen hört, stünde man in seinem Garten im Frühjahr, wann die liebe Herrgottssonne nieder auf die Welt scheint, und die blühenden Bäume und die Vögel in der Luft. . ." (Werke I, S. 229), er findet kaum ein Ende. Der Gevatter Schulmeister, der allen Verstand gefressen haben will, vertritt „das Geschmackvolle, das Schöne, das Gelehrte" und wettert wie ein Mitarbeiter der A. D. B. gegen das Hingeschmierte, das vielleicht ein Paar müßige Handwerksburschen in ihrer Herberge zusammengeflickt... (S. 255). Aber der bäurische Familiendespot zwingt seine Guntel die Volkslieder zu singen, die so alt und sackerlot! so wahr und kräftig sind und fährt barsch drein: „Ich schlag dir den Kopf entzwei, wenn du mir nur noch ein Wörtchen wieder die alten Lieder sagst".

Im folgenden Jahre (Mai 1776) erschien dann im D. Museum Bürgers „Herzensausguß", der Volkslied und Volkspoesie vollends zu Kampfworten gegen die dann von Boie gemilderten „nackärsigen Poetenknaben" macht. Irgend einen bestimmt umgrenzten Inhalt bekam der Begriff trotz allem nicht. Die Verwirrung schritt nur immer weiter. Die „uralten" Lieder, die in der Schaafschur mit fortwährender schulmeisterlicher Unterbrechung gesungen werden oder die sonst in den Stücken vorkommen, sind alle von den Stürmern selbst gedichtet und vom alten Volkston meist weit entfernt. Unbewußt hat manches ihrer Lieder volkstümlichen Klang; aber selbst Lenz, so reich an echtester Lyrik, bleibt tief im burlesken Romanzenton stecken, wenn er ausdrücklich „ein Volkslied" dichten will (Ges. Schr. III, 236). Vom instinktiven Urteil aus war noch lange keine Umgrenzung des Volksliedsbegriffs zu gewinnen. Und zum Beobachten fehlt die Ruhe und die Bescheidenheit. Die Bürgerschen Hinweise auf den entstellenden Einfluß der Tradition, auf das „magischrostige Kolorit" und die Forderung einer kritischen Wiederherstellung mancher Texte verschwinden gänzlich. Das Beste that noch Schubart, indem er als erster genauer auf die Volksmelodien eingeht, die simplen Rosalien verteidigt und das Aufjauchzen der Handwerksburschen beobachtet, wenn sie die variierte Wiederkehr einer Melodie herablärmen. (D. Chron., 3. Beilage, 1774). Von einer mystischen Auffassung ist er weit entfernt, wenn er schreibt: „Wir haben noch Volkslieder, die über hundert Jahr alt sind; aber wie ungekünstelt, wie leicht sind sie auch!

Ihr Erfinder scheint die Noten aus dem Herzen gestohlen zu haben" (ebenda 1775, S. 23).

Aber was war solche seltene Mäßigung im allgemeinen Lärm! Ein übermütiger und oft gewaltsamer Subjektivismus hatte alles in einen einzigen Wirbel gerissen. Naturpoesie, Volkspoesie, Geniedichtung gingen darin bunt durcheinander. Alle Erkenntnis war nun vollends in Forderung und Programm verwandelt und wie die Herderschen Anschauungen, so wurden auch die „Machtwörter" seiner Schriften von ihren historischen Grundlagen gelöst und zu Schlagworten abgeschliffen, die alle organisch und notwendig entstandene Dichtung, vor allem die der Genies selbst, von der Bildungs- und Stubenpoesie abgrenzen sollten.

Die neuen Ehrentitel wurden „Darsteller, Dichter, Schöpfer" (z. B. Lenz, Ges. Schr. II, 212). Schon Klopstock hatte Poet, Dichter und Barde geschieden („der Hügel und der Hain") und dem „Dichter" eine neue Prägnanz und Weihe gegeben. Darsteller und vor allem Schöpfer hatte dann Herder für Homer und Shakespeare (bes. V, 223, 221) in Anspruch genommen. Seine tiefen Analogien zwischen Gott-Schöpfung und Dichter-Schöpfung (Naturpoesie) arten bald aus. „Schau, Müller, Gott ist's größte Genie" (Schubart an Müller, bei Holtei, 300 Briefe, II, 3, 123 vgl. I, 2, 189) gibt eine beliebte Formel ab. Auf der andern Seite[1] steht der Poet, der Poetenknabe, der „hungrige Poet" (Klinger, Leidendes Weib Akt II, 3, noch viel später scheidet Kl. sorgfältig zwischen Poet und Dichter). Er dichtet für das „gaffende Publikum". „Bloße Kunst" spricht man, in einem oft wiederkehrenden Schlagwort, ihm zu. „Romane, die nur in der ausschweifenden Einbildungskraft eines hungrigen Poeten ausgeheckt sind" (Lenz, Hofmeister I, 6), „Liebeslieder von Poeten, die kein Mädchen hätten und doch schön" wären (Klinger, Simsone I, 4), stehn im schroffsten Gegensatz zur Geniedichtung. Die Schlagworte der „Belletristen", die man nicht verwirft, füllt man mit neuem Inhalt. „Die Dichtkunst soll schöne Seelen schildern, und die Stimmung, die eine Seele dichterisch schön macht, ist Kraft, ist Leidenschaft, ist was in der Grundlage des Dichters eigene Seele ist" (D. Museum 1776, 1048 ff.).

Das Genie dient dem Engel „Leidenschaft und Natur", den Claudius' Wandsbecker Bote vorführt. „Das Ideal der Dichtkunst ist der leidenschaftliche Mensch" (Sprickmann). So lösen jetzt Herdersche Prägnanzen die bisherigen „Modeexklamationen", „wie himmlisch! wie göttlich! welche attische Urbanität! . . . wie fließend!" stürmisch ab. (Mauvillon und Unzer, über den Wert einiger D. Dichter 1772, S. 78).

---

[1] Mehr Belege für „Poet" bringt O. Brahm (Quellen und Forsch. 40, 193), dessen Zusammenstellungen bei ihrer Vermischung mit Nathan- und Don Carlos-Citaten u. s. w. nicht durchweg als „Tendenzen der Genieperiode" gelten können. „Schöpfer" (Skof. ποιητής!) ist natürlich schon weit früher auf den Dichter gelegentlich angewandt. Vgl. Lessings „sterblichen Schöpfer", Villates „esprit créateur" und zum Begriff vor Allem Young.

„Das Wesen der alten Gesänge ist Darstellung von Leidenschaft ... mit allem dem verstärkt, sinnlich und fühlbar gemacht, was in der Natur Leben und Bewegung hat“ Heinse.

Ein ganzes Nest von den Schlagworten kann man hier ausheben, mit denen Natur- und Volkspoesie charakterisiert werden. Die neue Terminologie geht zum Teil bis auf Klopstock und die Schweizer zurück. „Leidenschaft“, noch in Dornblüths observationes für eine alberne Erfindung erklärt, wird immer mehr von der „vorübergehenden Erhöhung des Gefühllebens“ zu einem pathologisch gesteigerten Begriff (Rousseau!). „Bewegung“ nimmt einen besonderen Charakter an, indem ein Hauptbegriff der Homeschen Ästhetik emotion (Erregung) in der deutschen Übersetzung von 1763 durch diesen Terminus wieder gegeben wird (vgl. H. von Stein, Entstehung der neueren Ästhetik, S. 203 und S. W. S. V, 396). Die Begriffe „sinnlich, Sinnlichkeiten, sinnliche Leidenschaften“ werden ebenfalls durch weitwirkende philosophische Einflüsse kompliziert (vgl. die Definitionen von Herder, IV, 132, dazu stellen wie V, 63, 69, 78...). In all diese Begriffe kommt nun durch Rousseau, Herder und den Kultus der wilden Völker neue Gährung, und so werden sie die Hauptmerkmale natur- und volksmäßiger Dichtung.

Mehr dem Gebiet beschreibender Poetik gehört die Herdersche Prägung „Sprung und Wurf“ an, die das lebendige Poetische bezeichnen soll, das „auf eine dunkle Weise“ durch die alten Lieder hervorgebracht wird. Schon in seinen ersten Schriften redet er vom unbändigen Wurf historischer Begebenheiten (II, 123), von „Rousseauschem Schwung oder Sprung“. Zum festen ästhetischen Terminus wird es aber erst durch den Ossianaufsatz (bes. V, 181, 185-7, 197 ..); dann zur Charakteristik der Volkslieder endlos wiederholt und zur stilistischen Forderung überhaupt erhoben (auch „Hinwurf“ ist, namentlich bei Schubart, beliebt). Der Spott der Gegner sorgt alsbald für eine noch engere Verknüpfung mit den Genies. Wie Klopstocks „Lieder von Schwung und Verse von Fall“ Schönaichs platten Spott erregten (neol. Wb., Neudruck S. 235), so witzelt schon 1774 die A.D.Bibl. (XXI, 300) über den Einwohner Wandsbecks oder Sachsenhausens, der nur liebt Bardengetön von den Bergen weither tönen zu hören, und der Prose und Verse für Spreu hält, wenn sie nicht kühnen Wurfs,[1] Metaphern und Kraftsprüche unter idaktische Lehrsätze und harte Konstruktionen und deutsche Männlichkeit unter Schlamperlieder werfen, und der sich freut: daß die schöne Krankheit vom Helikonsberge, wie ein epidemisches Nervenfieber um sich greift, und einen Jüngling nach dem andern überwältigt“ ... Es ist das wohl die früheste summarische Verspottung des Sturms und Drangs, die denn auch gleich die verschiedensten Bewegungen durch einander mengt.

„Sprung und Wurf“ wird dann vor allem seit Bürgers Herzens-

[1] „Sprung“ war nicht so auffällig, weil dieser Terminus schon von Batteux-Ramler ꝛc. für die Ode längst anerkannt war.

ausguß ein Zielpunkt des Spotts. „Welches Gefühl, welcher Wurf! welche Darstellung! läßt man die Genies ausrufen, wo sie nur etwas Ausschweifendes erblicken“ (A.D.B. XXVII, 2, 376), und noch der kleine feine Almanach verspottet namentlich diese „almodischen Genamsel“ „nach leinweber art undt kunst“, wie: lebendige Darstellung, Wurf und Sprung, lebendiger Odem der Poesie, innerer Drang rc.

Schon diese geringe Auslese, die von aller individuellen Aneignung absehen mußte, zeigt, wie weit sich der Volksliedbegriff in der Terminologie des Stürmer verzweigt hatte. Und so ist kein Wunder, daß er von Anfang an zu den typischen Kennzeichen der Genies gerechnet wird.

Schon 1773, im 2. Teil der „Vorstellung einer Universalhistorie“, die gegen eine Herdersche Rezension wuchtig ausfährt, spottet Schlözer über die „neue Rasse von Theologen“, die „galanten witzigen Herren, denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant, wie Dogmatiken sind“, und in seiner „isländischen Literatur und Geschichte“, 1. Teil. 1773, S. 61 verhöhnt er die Dichter „mit dem zweideutigen Barden-Namen“ und die Verse der alten Deutschen, die vermutlich wie die Verse unsrer und aller Welt Bauern aussahen und „wie die Lieder die Hans und Grethe in ihren Gelagen von Rittern, Bier und Liebe singen“; eine Stelle, die Wieland wohlgefällig für gewisse Kritikaster im Mercur (VI, 3, 348) aushebt. Auch hier schon die Vermischung mit dem Bardenwesen! — So läßt denn 1774 Schubart in seiner D. Chronik (4. u. 5. Beilage) parodisch einen altmodischen Weltweisen auftreten, der die „heutigen Poeten“ aushöhnt, die „die Handwerkspursche belauschen, wann sie ihre Vivala rc. herablärmen, um einen Codex von Volksliedern d'rauszubilden.“ Im folgenden Jahre trat dieser Weltweise leibhaftig in Nicolai auf, um nach manchem brieflichen Spottwort den Typus des neuen Genies, nicht bloß unter dem Beifall Wielands, an den Pranger zu stellen: „'s war da ein junges Kerlchen, leicht und lüftig, hatt' allerlei gelesen, schwätzte drob kreuz und quer, und plaudert' viel, neust' aufgebrachtermaßen, vom ersten Wurfe, von Volksliedern, und von historischen Schauspielen . . .“ (Freuden des jungen Werthers 1775, S. 43).

Noch war der Spott gelind, der Ton maßvoll, wiewohl schon darüber Herder seine Sammlung zurückgezogen hatte. Eine allgemeine Verwirrung und Erhitzung trat erst in den folgenden Jahren ein, vor allem seit Bürgers öffentlichen Kundgebungen.

Während die Stürmer so den Volksliedbegriff in den Tageslärm zogen, gewinnt das Wort im häuslichen Kreis ihrer Geliebten und Freundinnen einen friedlicheren und vertraulicheren Klang. Da wird dann auch das echte alte Volkslied gepflegt.

Schon im Sesenheimer Pfarrhaus, wo ja „Elsässer- und Schweizerliedchen“ schon den ankommenden Fremdling begrüßten (D. u. W. II, 202), ertönen dann die frisch gesammelten Volksballaden; und wie sie der junge Goethe selber als einen Schatz an seinem Herzen trägt, so verlangt er

von allen Mädchen, die Gnade vor seinem Auge finden wollen, daß sie diese Volkslieder lernen und singen (j. G. I, 297). In Lavaters Tagebuch zur Emser Reise (1774) steht unterm 21. Juni: „Noch sang uns Cornelia mit der Zither unvergleichlich alte Volkslieder“ (Schriften der Goethe-Ges. Bd. 16, S. 281). So singen auch Agnes Stolberg und Ernestine Voß diese simplen Lieder, und schon wagt der Damenfreund J. G. Jacobi (Iris V, 129) gegen die beliebten italienischen Arien aufzutreten und dafür „denen herzlichen ungezwungenen Mädchen“ ein Lieblingsstück unsrer Vorfahren zu empfehlen. Im selben Jahr (1776) erschien im Voß'schen Musenalmanach ein „Schweizer Volkslied, das um Zürich jedes Landmädchen singt“. Fritz Stolberg hatte es dem Freund mit dem charakteristischen Zuruf geschickt: „Courage Voß, in den Allmanach damit“; die denn der Hainbruder auch bewährte und sogar die Freunde der kunstlosen Natur um mehr dergleichen anging (Briefe von Stollberg an Voß, ed. Hellinghaus, S. 36). Courage gehörte damals noch gewiß zu solchem Unterfangen. Wir können den Kampf des Alten und Neuen in jenen Jahren bis in ein weltabgeschiedenes Mädchenschicksal verfolgen. Albertine von Grün, die geistvollste Freundin der Genies, klagt in einem vertraulichen Brief: „Kein Mensch nimmt Anteil an meinem Vergnügen. Meine Schwestern sind liebe gute Mädchen, aber ich muß ganz stillschweigen von dem, was mir lieb ist. Ich darf in ihrer Gegenwart nicht einmal Vokslied sagen, weil es ein nicht ganz gewöhnlich Wort, und es möchte romantisch sein.“ (Schwartz, A. von Grün, S. 99). Dieser verdächtige Klang, den das Wort für harmlose Gemüter hatte, sollte sich noch immer mehr verstärken. Gerade damals waren viele geschäftig, ihm für nüchterne Menschen ganz „romantisch“, das heißt damals: überspannt, verwirrt zu machen.

4. Der berlinische Spott konnte die Wirksamkeit des neuen Wortes nicht hemmen. Es ereignet sich das seltsame, daß der an sich schon unklare Begriff vor allem in zwei Verkleidungen in breitere Schichten dringt: er wird mit poetischem Flitter verbrämt im Kreis der Schöngeister — und er wird nüchtern im Kreis der Aufklärer.

Der erste Weg ist an einigen formelhaften Anschauungen kurz zu verfolgen.

Nichts konnte die „halb-schönen Geister“ mehr anlocken, als das Grundprinzip der Herderschen Anschauungen: die organische Produktion aus der Fülle der Natur. Wie dieser ganze Begriff selbst nur die Wahrheit eines poetischen Gebildes besitzt, so hatte er sich von Anfang an nur in Gleichnissen ausgelebt. Hier konnten die Anakreontiker anknüpfen, die ja selbst die „Lieder ohne Kunst und Müh“ längst verherrlichten und wie der Leipziger Goethe „bald einen Reim, bald einen Schmetterling“ einzufangen liebten. Dazu kam, daß die Herderschen Träume von Naturpoesie, durch Rousseau vorbereitet, selbst bei Aufklärern Anerkennung fanden. Wieland im Maiheft des Teutschen Merkur (1773), in dem er im Interesse der „policirten Welt“ und zur Rettung der idealen

„veredelnden" Dichtkunst gegen die ossianschen Bilderstürmer zu Feld zog,[1] giebt gerade diesem Begriff eine scharfe Formulierung. Er spricht vom „rohen Waldgesang, den die Natur ihre Söhne lehrte" und giebt zu: „Jede Nation hat ihre ursprüngliche, von der Natur allein hervorgebrachte Poesie"; freilich um daran die polemische Wendung zu knüpfen: durch Kunst lasse sich diese Naturpoesie darum nie erzwingen; man solle den Griechen die Treue halten und die Musen als „treue Gehülfinnen der Philosophie" auch künftig ehren. Dieser Natur- und Waldgesang lockte nun die ausmalende Phantasie. Schon in den Frkf. Gel. Anz. 1772 hatte der junge Goethe (II, 434) Herdersche Ideen in ein wirksames Bild gebracht: „Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Kelten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? Die Natur trieb sie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — .. ein gemachtes Gefühl .." Dies Bild kehrt als beliebtestes Merkzeichen der Natur- und Volkspoesie allenthalben verwirrend wieder. Schubart wendet es auf die Bauern: „Hier wo die Accente der Natur, wie Lerchensang in der Heitre ertönen" (D. Chron. 1774, S. 157). Vor allem J. G. Jacobi führt es anakreontisch aus. Die alten Minnesänger „besangen ihre Gemahlinnen, oder ihre Bräute; nicht nur ein Gedicht zu machen, sondern wie der Vogel singen muß, wenn der Mai kömmt" (Iris 1775, IV, 60). An anderer Stelle (1776, VI, 441) erzählt er seine Lesefrüchte aus Herder in einer tändelnden Allegorie „über das Lied": Sehet die Vögel unter dem Himmel an. Der Gesang ist Verkündigung ihres Daseins .. durch ihn bewillkommen sie den Blüthemond .. er ist Ausbruch des Gefühls. Aber wenn einer der Waldbewohner gefangen wird! Dann wird sein Gesang „bloße Kunst", der Vogel wird abgerichtet nach einer Drehorgel, nur die Städter bewundern ihn. Der freie Vogel aber ist der Mann der Wildniß.

Und so waren auch die Lieder der Barden „wie der herrliche Gesang des Vogels im Walde, nicht wie die nach Noten gespielte Querflöte eines Virtuosen im Konzert" (Kretschmann, Vorrede über das Bardiet, sämtliche Werke 1785, II Bd.). Auch hier ist einer der Punkte, wo sich Barden-, Volks- und Minnenlieder vermischen, und es ist kein Wunder, daß die Kritik bald dies alles in den einen Sudeltopf der „sogenannten Nationalpoesie" warf und Herder für das ganze Unwesen verantwortlich machte (vgl. schon oben Schlözers Spott).

Noch schlimmer ging es den „Söhnen der bloßen Natur", die ja auch lyrisch und dramatisch vorgeführt wurden. Hatte man sich bisher nur von den Hirten „keinen andern Begriff gemacht, als daß sie be-

[1] Es ist möglich, daß dieser Ausfall, in einer Nachschrift zu einem Artikel des „Theorienschmidt", schon direkt gegen den Ossiananſatz sich wendet; jedenfalls aber verquickt er das Bardengeschrei mit Herders Anschauungen von ossianischer Naturpoesie, die aus Rezensionen schon bekannt waren, wie überhaupt fortan Herder für alle Auswüchse der „sog. Nationalpoesie" (auch „charakteristischen Poesie), verantwortlich gemacht wird, (vgl. z. B. T. Mercur VII, 184 u. s. w.) — Herder antwortet auf Wielands Ausfall in den „gefundenen Blättern", 1773 verfaßt, S. W. S. V, 260, 723.

ständig singen" (Hagedorns Oden, 1747 S. 254), so sollen jetzt die Wilden und Barbaren durch ihren Gesang dem Herzen menschlich näher gebracht werden. Ueberall ist Rousseau mit Herderschen Farben poetisiert. Das versucht niemand eifriger als die „Iris"[1], in der ja sonst „der Weibergeringschätzer Rousseau" übel gelitten ist. Hier wird der neue Geist fast in jeder Nummer in einer seltsamen Mischung von „urmenschlichem Gefühl" und altmodischer Grazie (Heinse, J. G. Jacobi) der Damenwelt zum sanft Hinabschlürfen, wie Schubart spöttelt, hergerichtet.

Das Hauptgeschäft aller Wilden ist Krieg und Gesang der Thaten. Die Väter irren im Wolfspelz mit Bogen und Keule in den Wäldern umher; die treuen zärtlichen Weibchen singen, mit jungen Helden im Rosen-, Lorbeer- oder Eichenkranze, die Thaten ihrer Väter, oder: der Wilde, auf den alles unmittelbar und ganz wirkt, stehet am frühen Morgen, hinter sich den bethaueten Wald, den wehenden Wind in den Haaren ... So steht er und freut sich. Seine Freude wird Gesang. Zuerst bloße Töne etc. So wird die ganze Herdersche Theorie in ein buntes Theater für die „Damen" verwandelt. Jacobi bemerkt selber gelegentlich (VI, 454), der in die Volkspoesie tief eindringende Aufsatz in den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst sei nur für Männer geschrieben. Mit Recht eifert Wieland, den Herderschen „Modeton" in der Iris tadelnd (Roth, Fr. H. Jacobis Briefe, I, 196), gegen diese Affektation, dem Stande der Wildheit und Barbarei Würde, Schönheit und sogar Grazie zu geben und über die gesunde Vernunft und die gelassene Untersuchung, als ein paar gefrorene alte Weiber, zu spötteln.

Diese Unart blieb nicht auf die Naturlieder, „mit welchen der Ostindier aus der Hängematte steigt" etc. beschränkt — auch die alten deutschen Volkslieder, von denen man natürlich fast nichts kannte, werden mit solcher „Grazie" aufgeputzt: die Lieder, die unsre guten Voreltern auf dem grünen Hügel unter den väterlichen Linden am Abend beim Wasserfall sangen (IV, 151), die Lieder, die unsre Großmütter in ihrem Mädchenstand, frisch und rot und munter, ohne Kunst, wie der Vogel seinem wilden Gesang, anstimmten (V, 129) — ausnahmsweise folgt hier zur Probe ein schönes, altes Volkslied mit Melodie.

Solche gut gemeinte Popularisierung, an sich gewiß belanglos, schafft auch ihr Teil mit an der Atmosphäre von Schlagworten und kompromittiert leicht den Ernst der geistigen Arbeit, der die hervorgebracht.

Und indem so das Prinzip notwendig organischer Entstehung und urwüchsiger Naturpoesie in poetischem Dunst aufflog, ist erklärlich, daß sich diese Elemente immer mehr vom Volksliedbegriff loslösen und andere, lang vorbereitete an Raum gewinnen konnten. Schon hatte eine weitabliegende Bewegung der Aufklärer sich Wort und Begriff des Volkslieds

---

[1] Vgl. „Iris" I, 53 ff., IV, 60, 151, V, 129, VI, 441—62, VII, 531 ...

zu eigen gemacht; bei ihnen wird das Schlagwort nüchtern, lehrhaft, „menschenfreundlich“, im eigentlichen Sinn: aufklärerisch. Immer von Neuem zeigt sich, wie sehr hier der Bedeutungswandel von individuellen und litterarhistorischen Faktoren abhängig ist.

5. Die Litteraturgeschichte hat zu zeigen, wie die Aufklärungsgedanken, meist durch Vermittlung der Popularphilosophie und mehr mit empfindsamen als demokratischen Antrieben durchsetzt, eine eigene poetische Produktion entfachten. Hier ist nur der Punkt wichtig, wo sich neue Schlagworte einstellen. Die Theorie, namentlich der Schweizer, hatte vorgearbeitet. Die Poesie war als eine „ars popularis“ anerkannt, „die das Ergetzen und die Verbesserung des größeren Haufens der Menschen suchet“ (Breitingers Krit. Dichtk. 1740, I, S. 59 vgl. 9, 125.), und das lehrhaft demokratische Alpenland brachte auch in Lavaters „Schweizerliedern“ einen wirksamen, praktischen Versuch. In der Zeit der „Predigten und Katechismen für das Landvolk“ 2c. prägte dann der geschäftigte Vater Gleim, dem die deutsche Litteratur schon die vielberufenen Prägnanzen „Mordgeschichte“ und „Romanze“ verdankte, den schnell aufgenommenen Terminus: „Lieder für das Volk“ (1772). Die Sammlung hausbackener Reime, — „die von dem abnehmenden Geist ihres Gleims Beweise sind“ schreibt er selbstgefällig an Bürger (Strodtmann, I, 42) — fanden lautesten Beifall.[1] Eine Masse Nachahmungen schossen auf. Fast alle Göttinger waren beteiligt, Voß wollte ja „Landdichter“ beim Markgrafen von Baden werden! — Wie viel Elemente mischten sich auch in diesem Schlagwort! „Volk“ hatte zunächst die eigentliche Klangfarbe der Aufklärung. Vor allem ist das Landvolk gemeint: der Landbauer, der Pflüger, der Säemann; man dichtet für „denkende Landleute und Liebhaber“. Der Einfluß des Physiokraten mochte diesem Kult des Ackerbaues und Landlebens auch zu gut kommen (vgl. E. Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe, S. 194). Lessing empfand „eine wahre und große Freude“, daß Volk nicht als der schwachdenkendste Teil des Geschlechts verstanden wurde, daß es vielmehr bei der Arbeit aufgesucht und diese Arbeit zur Quelle ihm angemessener Begriffe und Vergnügungen gemacht sei. Vor allem hat aber dieses „Volk“ noch den verschwommenen Zauber der Idyllen- und Hüttenromantik. Wie an manchen Stellen bei Rousseau und Herder, so sind hier vollends die „bloßen Söhne der Natur“, denen man die Wahrhaftigkeit und Sinnenkraft des Gefühls neidete, mit den empfindsamen „Kindern der Natur“ vermischt, von denen man lernen wollte „glücklich zu sein“ (vgl. Gleim bei Strodtmann, I, 47). In diesem Sinn setzt Voß das „Volk“ gleich „den jetzigen Menschen (d. h. die Landsleute und die niederen Stände, die nichts mit der großen Welt zu schaffen haben)“ (25, III, 75 an Ernestine).

---

[1] Rez. in der A.D.Bibl. Anh. XIII—XXIV, 426. Schirachs Magazin der deutschen Kritik 1773, 1, 211 ff., vgl. Wieland bei Gruber, 3, 71. Von u. an Herder, I, 25. Strodtmann, Bürgerbriefe, I, 48, 77 2c.

Allmählich zog dann die Dichterei fürs Volk auch „das Volk in Städten“ in ihren fürsorglichen Bereich.

Mit dieser Bewegung verschmelzen nun die Herderschen Anregungen völlig. Charakteristisch ist dafür die Interpretation, die der Rezensent des Ossianaufsatzes in der A. D. Bibl. (Biester, Anhang XIII—XXIV, 1169 ff.), eifrig Lob spendend, vorbringt: Herder habe entdeckt, daß Ossian gar keine Epopeen schrieb, sondern „Lieder fürs Volk!“ Das Grundprinzip Herders wird hier völlig mißverstanden. Herder hatte „Lieder des Volks“ geschrieben. So nannte aber auch Gleim seine kunstpädagogischen Versuche (gelegentlich auch: „Bauerlieder, Gärtnerlieder“ von u. an Herder I, 23, Strodtm., I, 47); und durch solche Zwischenglieder werden nun Lieder fürs Volk und Volkslieder synomym. In dem Gleimschen Schlagwort konnten sich alle verkümmerten Auffassungen der Herderschen Volksliedbegriffs sammeln, die eine Dichtung aus dem Volk und eine Dichtung für das Volk nicht unterscheiden konnten. Auch hier wirkte die Nachschrift zum Ossianaufsatz verhängnisvoll. So wird es fortan im Lager der Aufklärung als verdienstliches Unternehmen anerkannt, solche Volkslieder zu dichten, um dem Volk „das Herz zu bessern, den Geist zu erhöhen und Freude und Zufriedenheit mit seinem Stand einzuflößen.“ (A. D. Bibl. XXXII, 453, vgl. Anhang zu XIII—XXIV, 426, XXXVI, 136 ..)

Während Herder selbst den Freund für seine „Landgedichte“ als „alten Balladensänger, naiv und stark“ feiert (9. Aug. 1772), fällt der scharfsinnigste Kritiker unter den Jungen, Merck, leider nur brieflich (an F. H. Jacobi, Weim. Jb., V, 172) ein vernichtendes Urteil über das Unterfangen, Lieder fürs Volk dichten zu wollen; dazu müsse man selbst als Genosse, Hausmann, Erbe u. s. w. der Natur schaffen und thätig sein; nicht aber als müßiger Zuschauer zum Zeitvertreib Schnitter- und Gärtnerlieder verfassen.

In allgemeinen Umlauf kommt nun diese Vermischung des Begriffs mit Aufklärerei dadurch, daß sie im Lager der „Schwung- und Kraftmänner“ selbst zum Ideal erhöht und mit heftigster Leidenschaft praktisch und theoretisch verfochten wird.

Bürgers Popularitätsideal beherrscht die Auffassung dieses ganzen Jahrzehntes, seine mächtig wirkende Balladendichtung bethätigt die neue Anschauung und trägt sie in weiteste Kreise. Die spielerische Nachäffung der „Bauerngefühle“ in „Liedern des Volks“ ist bald abgethan und dafür aus dem Schlagwort „Lieder fürs Volk“ eine neue Dichtgattung und zugleich das Zentrum eines neuen Volksliedbegriffs geschaffen.

Die individuellen Bedingungen dieses Begriffs (nicht jener Dichtgattung!) sind hier wichtig.

Natur und Leben hatten in dem unterharzischen Pächtersohn eine nicht gewöhnliche Fülle von bäuerisch gesundem, ungeschlachtem Kraftgefühl und Produktionstrieb angesammelt, der erst ziellos in tändelnder oder burlesk „volksmäßiger“ Modeproduktion verthan wurde. Dann kam plötzlich die Umkehr, nicht erst durch Percy, sondern viel innerlicher durch

eine Reaktion seiner starken moralischen Instinkte. Wohl der tiefste Zwiespalt seines Wesens wird hier sichtbar. Er glaubt an das erhabene Amt der Poesie, „Lehrerin der Menschheit zu sein", und ihn ekelt seine bisherige „wollüstige oder tändelnde Dichtungsart" an, weil sie gar zu sehr „von allen moralischen Sentiments entblößt" ist (2. Nov. 1772 an Boie). Aber zugleich hat er die fast krankhafte Begier nach „Löbchen", nach Massenwirkung, nach einem Element, das ihn trägt, in das er sich rücksichtslos verströmen kann. Aus sich selber fand er keinen Ausgleich.

Ein abgegrenzter Begriff des Volksmäßigen ist kein Ziel, dem sein Instinkt zudrängte. Wiewohl er früh „dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs . ." gelauscht hat, so fehlte seiner erhitzten Natur doch gänzlich ein sicheres Gefühl für den echten Volkston. Was man damals, im besten Fall, als „simpel, populär, einfältig" empfindet und was Bürger (wie Herder) in den „schönen und guten Sentiments" der Gleimschen Lieder für das Volk verwirklicht fand (Strodtm. I, S., 48. 73), stand für ihn (wie für fast alle Stürmer) in schroffem Gegensatz zu dem „Gewimmel und Aufruhr" der Empfindung, den seine Sinne begehrten und den er in den Sturmgang mancher alten, vor allem englischen Balladen hineintragen konnte. „Simpel und populär" ist mit dem Ideal des „Sprungs und Wurfs" in dieser ganzen Zeit nur adversativ verknüpft und oft mischt sich dem ersten Teil des Gegensatzes ein verräterisches „albern, kindlich . ." bei. Das Zusammensein der beiden Elemente im Volkslied wird bestaunt, aber die Entdeckung der in ihrer organischen Vereinigung ruhenden Wesenheit des alten Volkstons und damit die klare Empfindung der schweigsamen, von Gipfel zu Gipfel schreitenden Wucht des alten Volkslieds, die einen Zusammenhalt des romantischen Volksliedbegriffs schuf, gelingt fast keinem in dieser Zeit, und am wenigsten Bürger; das ist immer von Neuem zu betonen.

Vom Instinkt aus gelingt ihm somit eine Lösung des Zwiespalts nicht. „Etwas Aufrührendes", Erregendes zu schaffen, drängt ihn seine Sinnlichkeit immer von Neuem; zugleich fühlt er es aber als inneres Gebot, etwas Erhabenes, Beruhigtes „zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten" zu leisten.

Der Ossianaufsatz stellt ihm über diesen Zwiespalt ein einigendes Ideal und wird darum seine Rettung. Bekannt ist sein befreit aufjubelnder Brief an Boie (18. Juni 1773): „Ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon längst gedacht und empfunden hatte." Nun sah er einen Weg, sein persönlichstes Bedürfnis zum Ideal zu erhöhen, den Drang nach Massenwirkung und nach moralischer Bethätigung in Eins zu verschmelzen, indem er die eigenen Wünsche „aus dem alten Zeuge, so albern es einem auch Anfangs vorkomme, heraus studieren" (Strodtm. I, 240) lernte. Alsbald erfaßt das Ungestüm seines maßlosen

Temperaments die neuen Formeln, und in dem es sich selber zum allgemeinen Nutzen und Frommen in ein System zwängen will, zersprengt es den Volksliedbegriff völlig.

Um jene beiden Pole seines Wesens bilden sich Hauptbegriffe seiner in jahrelanger Arbeit gewonnenen Theorie:[1] die Ideale des Naturalismus und der Popularität. — Hier sei nur das Einströmen des Individuellen in die wichtigsten Begriffe: Natur und Volk beachtet.

Der Herdersche Naturbegriff, der die organisch notwendige Entstehung umschrieb und den sich der künstlerisch unproduktive Forscher auch für Dichterwerke wohl erträumen konnte, war Keinem unbegreiflicher als dem Dichter der „unter der Feile knirschenden" Lenore, dem sein Dichten eine psychisch und physisch erschöpfende Arbeit war und der das τέκνα ποιεῖσθαι in nicht immer geschmackvollen Vergleichen mit der eigenen Produktion endlos variierte. Indem er nun jenes organische Prinzip aus seinen historisch-psychologischen Bedingungen völlig löste und zur Forderung instinktmäßigen Schaffens verengerte, ergab sich bei ihrer Durchführung inmitten einer gebildeten Kunstwelt für den Dichter ein immer mehr in angewöhnten Formen erstarrender Naturalismus. Und theoretisch erhob er seinen tiefsten Trieb, der ihn zum sinnlichen Erfassen, zum aufwühlenden Erleben drängte, zur allgemeinen Forderung. Hatte Herder die Volkspoesie als Abdruck der Natur, der Notdurft und Sinnlichkeit früher Menschen gepriesen, so wird nun diese Erkenntnis zum Kunstprinzip. Poesie soll Abdruck der Natur sein, Natur in Wortlauten. Natur ist „Gewimmel und Aufruhr", göttliches Durcheinander; tönend und dröhnend (schon im Museum, S. 443, 445 . .). Genau wie diese Natur soll die neue „Volkspoesie" auf die fünf Sinne wirken. Die Hunde sollen so bellen, das wilde Heer so reiten, jagen und rufen, „als wär's die Sache selbst"! Und dies Gewimmel scheint ihm der „Fühlbarkeit des Volks" zu entsprechen (ebenda 445).

Daß zweite Ideal ist das der „Popularität, des Volksmäßigen", das allmählich den Sturm und Drang des ersten Prinzips mäßigt und später ganz „korrekt" macht. Beide Schlagworte kommen in Bürgers Auffassung in Umlauf. „Volksmäßig" hatte Herder nur wenige Male gebraucht; teils um die Art des sinnenkräftigen Volks zu bezeichnen (z. B. V, 187), teils um die Verwurzelung des Volkslieds in Sitten und Stammesart zu betonen (eine prägnante Stelle V, 189), hier allerdings schon dem „gemein" angenähert. Bei Bürger wird es gleich „populär" und bezeichnet die Erfordernisse einer ins Volk dringenden Dichtung.

---

[1] „Aus Daniel Wunderlichs Buch": II. Teil: Herzensausguß über Volkspoesie, (D. Museum, Mai 1776, S. 443 ff.) Briefstellen bei Strodtmann, vor allem von Okt. 76 bis Ende 78, 1778: Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte. 1789: Vorrede zur 2. Ausgabe. Bohtz, Werken, S. 333, Bruchstücke vom Frühjahr 1778 (zur Datierung Euphor. VIII, 643). Würdigung bei Sauer, K. N. L. 78, XLVII ff., dagegen Sahr, Z. f. d. d. Unterricht I, 119 ff., ferner Erich Schmidt, Charakteristiken I, 203 ff., und A. E. Berger, Einleitung zur Ausgabe des Bibliogr. Instituts.

In seinem Popularitätsideal ist sein Streben nach Wirkung und nach einer „veredelten" Volkspoesie seltsam gemischt. Alle Produkte der Poesie sollen volksmäßig sein, die Poesie als die göttliche Lehrmeisterin soll das „Volk" zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten führen. „Volk" ist aber das Publikum, das sich Bürger träumt. Im Lärm des ersten Ansturms war die „hirnlose Mittelklasse" ausgeschlossen. Aber mit seinem Ehrgeiz nach den ersten großen Erfolgen wächst auch der Inhalt dieses „Volk"begriffes. Schließlich ist es „unser ganzes gebildetes Volk, — Volk! Nicht Pöbel!" und nur diejenigen Merkmale dürfen „in den Begriff des Volkes aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Klassen übereinkommen". Und in derselben Proportion beschränken die Forderungen der Popularität jenes naturalistische Prinzip. Der allgemeine Geschmack als eine tausendstimmige moralische Person wird zum Gesetzgeber der Poesie. Was die Gesamtheit der Menschen gemeinsam empfindet, ist jetzt „Natur". Und solche „einheimische Natur" ist in den nationalen Volksliedern enthalten.

„Natur" und „Volk" sind hier in der dogmatischen Bedeutung der Aufklärung wieder erstarrt. Der Dichter, der durch Herder „Quellnatur", Selbstschöpfer werden sollte, ist zum Schleppenträger der Menge geworden. So ist der konsequente Zirkelgang dieser Theorie und damit der Volksliedbegriff Bürgers nur aus seinen individuellen Bedürfnissen zu verstehen.

Schon in dem Herzensausguß, der als Ganzes ein Herder nachgesprochenes beredtes Manifest des Sturms und Drangs ist, haben die innersten Triebkräfte seiner eignen Theorie den Herderschen Begriff deutlich zersetzt. Neben dem bedeutsamen Ruf nach einem deutschen Percy und dem wertvollen Hinweis auf die zahllosen Volkslieder, die unter Hirten, Jägern, Bergleuten, Bootsknechten, Hechelträgern, Trutscheln 2c. kursieren (S. 450), ist doch schon die überspannte Forderung der Popularität für alle Poesie herausfordernd ausgesprochen. Der von ihm selber erstrebte Balladenstil ist mit dem des Volkslieds völlig in eins gesetzt. Herder hatte vor allem auf die lyrischen „Urtöne" hingewiesen; Bürger behauptet übertreibend: aus dem Studium des Volkslieds schier ganz allein läßt sich der Vortrag der Ballade und Romanze lernen, oder der lyrischen und episch-lyrischen Dichtart — denn beides ist eins! Und alles Lyrische und Episch-lyrische sollte Ballade oder Volkslied sein! (S. 447—8). Lieber noch spricht er von „Volkspoesie", da er ja eine Reformierung der gesamten Dichtung plant. So wird auf lange (bis Elwert 1784) der Begriff des rein lyrischen Volkslieds zurückgedrängt. Auch das vielverspottete „Zittern und Beben" wird hier als eine dem Volkslied eigentümliche Wirkung proklamiert. Bürger liest sein naturalistisches Prinzip aus diesen Liedern ab. Der Zauberstab des Epos, der jenes Gewimmel hervorbringt, soll am ersten und leichtesten in unsren alten Volksliedern zu finden sein. „Diese alten Volkslieder bieten dem reifenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der natürlich poetischen, besonders der lyrischen und episch-lyrischen Kunst dar." (S. 447.)

So ist der neue „Volksdichter“, „Dichter fürs Volk“ ꝛc. schon überall als Erbe der ganzen Volksliedherrlichkeit eingeführt und schon erscheint er auch in der Vorzeit. Das Herdersche Grundprinzip organischer Entstehung wirkt nur noch in ein paar Ausdrücken wie „Geheimnisse dieser magischen Kunst“ u. s. w. nach. Im Grund ist das aufklärerische Prinzip mit der Popularität schon eingerückt. — Und je mehr sich Bürger aus der Abhängigkeit von Herderschen Gedanken zu seinem Eigenen durchfindet, umso mehr wird vom eignen Ideal aus die ganze Vergangenheit verstanden, und umso mehr gewinnt er durch diese Vermischung den Mut, dem alten Faß bisheriger Kunstforderungen mit großem Geprassel den durchlöcherten Boden vollends einzustoßen, (Strodtm. II, 203). „Volksdichter“ erscheinen ihm jetzt bis in die Urzeit auf allen Gipfeln der Poesie. Die größten unsterblichen Dichter waren „populäre Dichter“. Der Rasende Roland, die Feen-Königin, Fingal und Temora, Ilias und Odyssee, „alle diese Gedichte waren denen Völkern, welchen sie gesungen wurden, nichts als Balladen, Romanzen und Volkslieder“ (schon im Museum S. 449).

Homer war der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten. Die Lieder fürs Volk, um die Bürger sich so heiß mühte, erhielten so die Weihe der Vorzeit. Es bildete sich allmählich das typische Bild eines solchen „Volkssängers“. Der alte, blinde Homer, der mäonische Bänkelsänger (Hamann, Schriften 11, 17), und der alte blinde Ossian, dessen Blindheit zum Beruf des Volkssängers nötig schien; dazu die fahrenden Minstrels bei Percy und die „rühmlichen Virtuosen mit Stäben in der Hand“, die die Gleimsche Richtung für die eigentlichen Volksdichter hielt, dies alles mischte sich zu einem verschwommenen Typus. Der „gute alte blinde Mann“, dem die Wogen des Meers „Riesenthaten goldner Zeit“ zutragen, wurde von Fritz Stolberg schon besungen. Er erschien, als Minstrel mit seinem Singemädchen, in einer mittelalterlichen Stadtszene, auf dem Titelbild von Ursinus' Volksballadensammlung: ein junger Ritter, ein Staatsbedienter, eine ehrbare Bürgermatrone, ein Gelehrter als Kompilator ꝛc. hören ihm gerührt oder erstaunt zu, „kurz, der Satz, daß die Gesänge der Natur den mehrsten Gattungen und Ständen den Menschen gleich interessant sein müssen“ ist hier illustriert (Ursinus an Merck; K. Wagner, Merckbriefe I, 114). Er erschien „als Harfenist in der Stuzperücke“, „simpel, aber modern gekleidet“, auf Bürgers Titelkupfer, wie er „einer andächtigen Zuhörerschaft aus allen Ständen auf einer Harfe oder sonstigen popularen Instrumente was vorspielt“ (Strodtm. II, 278). Und noch 1796, als Gräter für ein Titelkupfer seines „Bragur“ eine geheimnisvolle Allegorie im teutonischen Eichenhain arrangiert, darf im Volkskreis der Invalide nicht fehlen, der auf der Mauer sitzt, und „eine von den berühmten schottischen Melodien den Saiten einer alten Geige entlockt“.

Während so die verschiedensten Tendenzen in einer verschwommenen, aber um so wirksameren Gesamtvorstellung sich zusammenfanden, war

im unkontrollierbaren litterarischen Kleinvertrieb das Wort „Volkslied“ einer der gangbarsten Artikel geworden. Es ist nach allem nicht verwunderlich, daß die meisten Wortbelege aus dieser Zeit an jener Vermischung mit Liedern fürs Volk teil haben. Aber auch dieser aufkläreriscbe Volksliedbegriff hätte nie so rasch in breite Schichten dringen können, wäre nicht der Boden im Publikum mannigfach bereitet gewesen. Wichtiger als theoretische Erörterung ist im Leben der Schlagworte die praktische Leistung, durch die sie, wenn auch nur dem Anschein nach, der Masse demonstriert werden. Eine Sammlung echter alter Volkslieder hätte eine solche überzeugende Wirkung, namentlich auf die gebildeten Stände, damals noch nicht ausüben können. Dafür waren unter den verschiedenartigen Liedergattungen, die jetzt in dem Wort einen gemeinsamen Unterschlupf fanden, einige zu solcher geheimen Mitwirkung um so mehr geeignet.

Es ist für die rasche Einbürgerung des Volksliedbegriffs vor allem wichtig, daß der nun theoretisch verfochtene Begriff der „Popularität“, die für die „Lieder fürs Volk“ lehrhaft und erfolglos beansprucht wurde, lang vor Bürgers wirklich populären Balladen eine praktische Geltung erlangt hatte.

Der siebenjährige Krieg hatte bekanntlich den Grund gelegt; er hatte den Liedern und Volksschriften einen für alle Stände bedeutsamen Gehalt geschaffen. Damals waren Gleims „Kriegslieder“ ausgezogen, auf dem Titelkupfer den neuen Tyrtäus, wie er, unter einem Baum sitzend, in die Saiten der Lyra greift. Durch opferwilligen Vertrieb ward ein wirklich populärer Erfolg endlich wieder einmal erreicht. — Um dieselbe Zeit hatte die von Gleim entfachte Romanzendichterei eine noch weiter reichende Wirkung gethan. Hier wurde, in ironischer Verzerrung, die Gestalt des „Volksdichters“ zum erstenmal litterarisch wirksam. Es ist wohl eine typische Szene, wenn sogar im Möserschen Haus diese burlesken Roheiten als eine Art lebender Bilder „mit einem Glase Wein und einem Stock in der Hand“ vor einer Landkarte zum allgemeinen Gaudium aufgeführt wurden (M. an Gleim 24 VII, 56, verm. Schriften 1798 II, 206). Der Beruf eines Volksdichters wurde so in den gebildeten Kreisen populär, und schon liefen Liederhefte mit Titelblättern herum, auf denen der Virtuose mit langem Stab dem Pöbel seine Mordgeschichten vordeklamiert (z. B. von Löwen, 1762). Immerhin blieb dies mehr ein Sport der „verfeinerten“ Klassen zur Verspottung des Volks und fand wohl höchstens noch beim Straßenpöbel Eingang.

Eine wirkliche „Popularität“ wurde dagegen einer andern Liedergattung zu teil. Es war der gemeinsame Erfolg Chr. F. Weißes und J. A. Hillers, den Minor gradezu als eine nationale Errungenschaft einschätzen kann (M., Weiße S. 140), daß durch ihre melodiösen Operettenlieder die Liebhaberei am geselligen Gesang wieder in einem aus allen Ständen bis ins Dorf hinaus, gemischten Publikum erweckt wurde.

Hier konnte man die lebendige Wirksamkeit populärer Lieder sehen. Es dauerte auch nicht lang, bis J. A. Hiller das neue Wort für die eigenen Erfolge in Anspruch nahm: „Jetzt werden Volkslieder herausgegeben, welche das Volk nicht kennen lernt, nicht singt, und nicht singen kann. Weiße und ich haben nicht mit diesem Titel geprahlt, aber unsere Lieder sind wirklich von der Nation, dem Volke der Deutschen gesungen worden" (Selbstbiographie S. 325).

So wirken die verschiedensten Strömungen zusammen, um dem neuen Wörtlein für den täglichen Gebrauch eine solche Fülle von Unbestimmtheit zu geben, daß es jedem etwas bringen und wirklich „in kurzer Zeit ein gewaltiges Glück" machen konnte. — Es würde zu weit führen, dem Wechselspiel der Bedeutungen bis in Winkelblätter nachzugehen. In allem Wirrwarr dringen ja jetzt die Herderschen Forderungen, durch Bürgers Balladendichtung beflügelt, immer heftiger durch, treiben alles in Gährung und befördern so einen Ausgleich der Meinungen und Mißverständnisse.

Wie sich in solchem Austausch die Diskussion über den „Volksdichter" gestaltet und wie Herdersche Normen auch in der führenden aufklärerischen Kritik allmählich durchdringen, sei an einigen Belegen gezeigt. — Der Gleimsche Bänkelsänger hatte dem „Dichter fürs Volk" den Boden bereitet. Die allgemeine Unsicherheit des Geschmacks in diesem Grenzbereich führte eine völlige Vermischung von Volkslied und Bänkelsang herbei.

Schon in der „Claudine von Villa Bella" belehrt Crugantino den Edelmann, der von Mord- und Gespenstergeschichten erzählt: „Der allerneueste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen . . . alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen übersetzt. Unsre schönen Geister beeifern sich darin um die Wette" (j. G. III 580). Zur Probe singt er das bekannte schöne Lied im Volkston. — Diese Vermengung zeigt die allgemein herrschende Anschauung. „Mordgeschichten und Gespensterhistörchen" (also im prägnanten Sinn: Romanze und Ballade) stehn in fast formelhafter Verbindung; regelmäßig im Spott der Gegner; auch „Ammengeschichte" tritt gern hinzu. (Noch 1778: Ramlers lyr. Blumenlese, II. Bd., S. 12; N. Bibl. d. sch. W. XXII Bd. 1, 77 . .)

Die Volksdichter werden als „Bänkelsänger" verhöhnt. Dies Wort gehörte aufs engste damals zu „Volkslied", indem dessen unklare sachliche Bedeutungen zu einer entsprechend unklaren Persönlichkeit darin verdichtet sind. Noch bei Raspe (N. B. d. sch. W. 1766 II, 1, 55) ist der Bänkelsänger als ausgeartetster Abkömmling der Meistersänger erklärt. In den 70er Jahren wird es der Volksdichter überhaupt. Schon Lenz, Pandämonium (Werke III, 219) läßt Wieland den Gleimschen Anhang als „Bänkelsänger, Wollustsänger, Bordellsänger" aus dem Tempel des Ruhms jagen. (Wieland eifert brieflich 29. I, 73 an Gotter, gegen das Geschmeiß der Leyermänner und Harfenschläger.) Auch „Bänkelsänger und Pöbeldichter" begegnet oft. Auf der andern Seite erhält es eine für die Stürmer bezeichnende Prägnanz: vgl. die wichtige Stelle vom „Bänkelsängerblick" j. G. II, 455, die den innern Zusammenhang mit Volkspoesie und den Anschauungen vom Raritätenkasten erkennen läßt. — Hamann nennt Homer den „mäonischen Bänkelsänger" (auch „blinder Minnesänger", Schriften XI, 17).

So ist auch bei den Gegnern „die Minnesinger, die Benkelsänger und die Männer mit der halb naiven, halb starken Kraftsuppensprache, mit den Apostrophen hinten und vorn . ." eine charakteristische Zusammenstellung ADB. XXXIII, 152). Auch Bänkelsänger, Matrosen und Fischweiber schirrt man höhnend zusammen. Von Bänkelsängern in Volksliedern, Bänkelsängerei in Volksliedern sprechen die

Frk. Gel. Anz. noch 1779 S. 127, 133. Gegenüber solcher Verhöhnung bildet sich nach den ersten großen Erfolgen der Volksdichter eine würdigere Anerkennung dieses Berufs aus.

Der Vater Gleim kommt bald (von brieflichem Lob abgesehen) um den Ruhm des ersten Volksdichters. Den Stürmern ist er zu harmlos, den Aufklärern verdächtig mit seinen Liedern fürs Volk, da er „mit Sangerhausen (dem Lager der Stürmer) Briefe wechselt" (ADB. XXI, 301). Um so eifriger wird Bürger als Volksdichter anerkannt. Man mahnt ihn, „mehr solche Volkslieder zu liefern" (Strodtm. II, 264), und der Rezensent in der ADB. (Anh. XXV—XXXVI, 785) gibt dem allgemeinen Urteil Ausdruck, wenn er schreibt: seine Balladen liest und singt ganz Deutschland, „sie sind im eigentlichsten Verstand Volkslieder". Die Bürgersche Theorie wird auf die Volkslieder-Fabrikation auch praktisch angewandt; zunächst im Freundeskreis. Bürger an Boie (Strodtm. I, 345): Das Soldatenlied von Fl. . . ist ein recht braves Volkslied . . . und nach einigen Besserungsvorschlägen: „übrigens wüßt ich an der Volksmäßigkeit,[1] das ist, an der Güte des Liedchens, nichts auszusetzen". Und der eifrige Boie gibt schon förmlich Rezepte für Volkslieder: „vielleicht wäre das Lied schöner, vielmehr wahres Volkslied geworden, wenn du bloß gewöhnliche, im gemeinen Leben vorfallende Umstände genommen und daraus die Begebenheiten zusammengesetzt hättest." (Strodtm. II, 372.)

Der Erfolg, vor allem Bürgers, bewirkt es, daß sich nahezu bestimmte Normen für ein „wahres Volkslied" festsetzen. Herdersche Forderungen finden sogar in der ADB. Eingang. Als charakteristisch für die „Natur des wahren Volkslieds" wird gefordert: „die schnellen Übergänge, die kühnen Würfe und der durch das Ganze selbst in einzelnen Silben und Buchstaben wehende Hauch der Poesie"; als Beispiele werden genannt: ein Klopstocksches Lied, Bürgers Lenore und Goethes „simples Lied": „Ein Veilchen auf der Wiese stand" . . (ADB. Anh. XIII—XXIV, 1170). Wer in Liedern für das Volk „nichts Kräftiges, Herzandringendes, Sinnliches; nichts Frappantes, für Ohr und Herz und Verstand und Gedächtnis" zu geben hat, der wird jetzt abgewiesen: er hat „nie über Volkslieder nachgedacht"; kein Handwerker wird ihn singen. (ADB. XXXII, 453; nach denselben Normen heißt es ebda. XXXVI, 136: „Die sogen. Volkslieder entsprechen z. T. ihrer Bestimmung nicht").

Dazwischen wirkt die Romanzendichterei nach, wenn etwa im Teutschen Merkur gesagt wird: „Wahre Volkspoesie — und doch alles, was nicht bloß Ausguß der burlesk-komischen Laune eines Augenblicks ist, so schön, so poliert, so vollendet! und bei allem dem doch so leicht, so wie durch einen Hauch hingeblasen!" . . (1778, 3, S. 92. In früheren Jahren scheint der Merkur ängstlich das Wort zu meiden und spricht im Notfall lieber von „teutschen Liedern, die auf allen Gassen gesungen wurden" 1776 1, S. 184). In einer schon fast ironischen Mäßigung der Ansprüche sagt Wieland später (Werke, Hempel 38, 241). „Alles Interesse, das man von einem guten Volksliede verlangen kann, ist viel Natur und eine ziemlich lebendige Darstellung."

Auch ein so rückständiges Blatt wie die Neue Bibl. der sch. Wiss. beteiligt sich an der Diskussion über Zweck und Aufgabe der Volksdichter (allerdings erst nach Nicolais Unwetter, aber ohne im Kern davon beeinflußt zu sein):

„Volksdichter, das heißt, solche, die auf das wahre, beste des Ganzen Einfluß haben." Es wird damit ein neues Ideal aufgestellt. „Ammengeschichtchen, Gespensterhistorien, Ritteranekdoten, mit Provinzialwörtern und Sprachschnitzern ausgeputzt" und ähnlichen Plunder soll man unter den Dorflinden lassen. Der Volksdichter soll „intellectuelle Ideen" versinnlichen. „Sollten Virgils Georgika an Imagination nicht einen ganzen Ballen Romanzen,

[1] Häufiger schreibt er „Popularität", die bald als Siegel jeder Vollkommenheit angepriesen wird. (Schon D. Mus. I, 448 u. f. Strodtm., besonders II, 145 ff.) Als Modewort von Hamann, Schriften VII, 266 noch 1785 bespöttelt.

Balladen und Volkslieder aufwiegen?" Durch Erzählung etlicher Fälle ... gegen Grausamkeiten, Laster und Vorurteile zu wirken, „dies sei ins künftige Eure Provinz, ihr sein wollenden Volksdichter, ... itzt seid ihr nur Dichter für das Volk, gemacht ad captandam plebeculam" (XXII, 76 ff.). Es ist ein Vorklang des Vortrages von Dr. Hoche „Über den Wert der Volkslieder" (1798), der alle menschlichen und bürgerlichen Tugenden durch Volkslieder den Leuten einzusingen empfiehlt (Lohre a. a. O. S. 23).

Gegen dieses Übergewicht inhaltlicher Merkmale tritt die Betonung des Umlaufs im Volk als Charakteristikum zurück. Es finden sich auch solche Stellen (vgl. oben; dann etwa Heinse [Iris III 137] der von Oden und Hymnen des Sappho spricht, „von welchen verschiedene zu allgemeinen Volksliedern wurden" ...), aber gegen die Diskussion des Inhalts kommt diese Forderung vorläufig nirgends auf.

Wichtig ist nur der Umschwung in der Wertschätzung solcher populärer Erfolge. Es wird auch in der ADB. ausdrücklich „zur Ehre" des Verfassers bestätigt, wenn ein Gedicht „von Ungelehrten, von Unwissenden der Kunst und Regeln der Poesie, von Kindern tief im Herzen gefühlt" wird; und wenn auch die Neue Bibl. der sch. Wiss. es noch merkwürdig findet, daß Ramlers lyrische Blumenlese ein volkstümlich gewordenes Lied wie „Ich liebte nur Ismene" ... aufgenommen hat (1776), so schreibt doch ihr Leiter, C. F. Weiße, im Vorbericht zu seinen „Komischen Opern" I Bd. (1778): „Alle Gesänge, die bei der Vorstellung gefielen, machten einen Theil des gesellschaftlichen Vergnügens aus und gingen sogar zu dem gemeinen Volke über. Man hörte sie auf den Gassen, in den Wirtshäusern und auf den Hauptwachen, in der Stadt und auf dem Lande, von Bürger- und Bauervolk singen. Statt daß ich mich dessen schämen sollte, mache ich mir es vielmehr zum Verdienste, weil ich dadurch so glücklich gewesen, manches ungezogene, schmutzige Lied zu verdrängen, und das allgemeine Vergnügen bis auf den gemeinen Mann zu befördern".

Es wäre wertlos, die Belege zu häufen und aus obskuren Blättern herbeizuholen, wo schon die führenden Journale nichts im Zweifel lassen. Die aufklärerische Richtung beherrscht den Volksliedbegriff breiterer Kreise durchaus und fast unbekümmert um die Kämpfe, die sich innerhalb der eigentlichen Volksliedbewegung alsbald abspielen sollten, bis in die Romantik hinein. Nur eine Änderung des Tons ist nach den entscheidenden Jahren (1777—8) bemerkbar.

So hallte auf allen Gassen „das Geschrei von Volksliedern und Volksliedern"; die Diskussion wurde immer eifervoller und — das wirkliche Volksgut blieb darüber im Verborgenen. Man hatte in der That, wie die Gegner spotteten, über dem Geschrei ganz vergessen, sich das Ding anzusehen, worüber man schrie. Noch existierte keine vollständige Übertragung Percys und überhaupt keine Sammlung englischer Songs, wie sie Merck einst vorbereitet hatte (vgl. Lohre, a. a. O. S. 34), und von alten deutschen Volksliedern war noch kein Dutzend bekannt gemacht! In der Stille waren freilich manche geschäftig, einem deutschen Percy die Arbeit zu erleichtern. Forscher wie Lessing, Möser, Eschenburg ꝛc. achteten auf das alte Volksgut. Bürger selbst geht im Sommer 1775 „im ganzen Ernst drauf aus, die alten deutschen Volkslieder zusammen zu bringen" (Strodtm. I, 241) und denkt schon an ein Avertissement (vgl. noch II, 238). Und in den Briefen Gleims an Herder klingt der fast rührende Refrain: „wären sie, mein bester Herder, bei mir, die Freude gäbe wahrlich alle Kräfte mir wieder, wir sängen Ihre Volkslieder — o die Volkslieder! Eilen Sie, damit Ihr Bruder sie noch

singen kann, ꝛc. ꝛc. ꝛc." (von und an Herder, I, 41. 10. IX. 75). Er solle sich durch Teufel und Teufelskinder doch nicht abhalten lassen! (ebda I 47, 48, 51, 53). Und „mit *Volksliedersang* und Empfindung" grüßt der alte die „Lieben in Bückeburg". Aber der längst verstimmte und in andre Arbeiten tief eingesponnene Herder ließ sich noch nicht bewegen, obwohl er gelegentlich noch immer zu der ihm fast schon entfremdeten Arbeit rüstet.

So konnte ein Umschlag nicht ausbleiben. Schon brachten die Bänkelsänger und „mit Liedlein zu drei Pfennige handelnden Weiber und Knaben" sog. „Volkslieder" unter die Leute, und „man muß bald warnen vor dem Wust, den man hie und da für Volkslieder zu verkaufen anfängt" (Deutsches Museum). Einem nüchtern Dreinschauenden mußte in der That durch dies ganze Treiben das „edle Bächlein der Vernunft" ernstlich bedroht erscheinen. So kam es, daß die erste Volksliedersammlung, die überhaupt bei uns geliefert wurde, schon eine Parodie war, um „dem übermäßigen Geschwätz von Volksliedern in die Quere zu kommen" (29. VI. 76 Nicolai an Lessing).

7. Manche drohenden Zeichen waren vorausgegangen, ehe der alte „Torwart des Rationalismus", Fr. Nicolai, zu einem wuchtigen Schlag gegen die Bewegung ausholte. Dem brieflichen und öffentlichen Spott im Anfang der 70er Jahre waren zahlreiche Sticheleien in der ADB. gefolgt, obgleich er darin, namentlich durch Biester, auch die durch Aufklärerei zersetzten Forderungen der Stürmer mitunter zu Wort kommen ließ. Unmittelbar nach dem „Herzensausguß" Bürgers aber verlor er die Geduld und gab nach rascher Arbeit schon im Herbst 1776 das erste Bändchen seines „Kleynen feynen Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen unndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelsengernn zu Dessau ꝛc."[1] heraus, dem zur Ostermesse 1778 ein zweites folgte.

Alle Seiten der Bewegung sammeln sich hier wie in einem verzerrenden Hohlspiegel. Die Vorreden im parodistischen Stil des 16. Jhdts. fassen die Einwände des gesunden Menschenverstandes grob und geschwätzig zusammen. In der unwürdig albernen Hülle und dem dummen Spott, der von der Frühlingsflut des neuen Geistes nicht das Geringste spürt, sollte man doch das Verdienst und die Geschicklichkeit nicht verkennen, mit der hier, keineswegs zum letztenmal, der Rationalismus gegen einen romantisch gefaßten Volksliedbegriff, zugleich aber auch gegen die verkümmerten aufklärerischen Ideale anrückt. Vor allem erkennt Nicolai die Wurzel der ganzen Bewegung in Herders Träumen von organischer Produktion und kämpft deshalb energisch *gegen jeden romantischen Dualismus* in der Kunstauffassung.[2]

---

[1] Neudruck von Ellinger (Berliner Neudrucke Bd. I u. II). Wichtige Briefstellen; von und an Lessing, Hempel XX, 2 Nr. 446; 1 Nr. 380; 2 Nr. 482; 1, Nr. 437: 2, 486; 1, 446; 2, 492. J. Möser, Verm. Schriften 1798 II. Bd. S. 160 ff.

[2] Diese Bekämpfung der Herderschen „Natur- und Kunstpoesie", die das Zentrum des Pamphlets ausmacht, ist allgemein übersehen, wohl weil der Zusammenhang dieser

Die Poesie ist ihm immer und überall eine Arbeit; sie kann nicht „wie'n Piltz aus feuchtem Balcken, ungeseet unndt unverlangt, aus innerm Drang hervorschwellen“ (Neudruck S. 5). Sie ist im Prinzip nichts andres als ein „edles Handwerk“, wie etwa die Schusterei. Und um das für sein Gefühl Groteske der Herderschen Anschauungen zu zeigen, führt er den Vergleich durch.

Im Naturzustand der Schusterei hat man Winkelmaß und Leisten nicht nötig gehabt. Unsre lieben Vorfahren haben die Sohlen nach alter teutscher Art uffm ersten Schnitt, frei, aus innerm Drang, geschnitten. Hier ein Schnitt, dort ein Schnitt, war eine lebendige Darstellung. Aber, in der Folgezeit, solt dz liebe alte nimmer gelten, da ward ... aus der Schusterey die Schumacherkunst, trennten sich grimmiglich. Jetzt nahm man den hölzernen Leisten und paßte den Schuh an, aber siehe: da wurden Schue recht schicklich dz die Füße quetschen sich übereinander ... So gings mit der Poesie. Als man sie vernünftig bearbeitete, wars mit ihr Gott erbarms gar zu Ende! Über dem Versemachen mocht keiner mehr den ersten Schnitt. — Im Kampfeifer gerät er aus dem Spott in hitzige Diskussion. Er geht jetzt direkt gegen Bürger. Weent drob, all' die großen gelarten Gedychte, alß der rasende Roland ... die Ilias unndt Odyssea, seyen nichts als Volckslider gewesen, di uff den Gassen, oder fur den Turen, gegen eyn Pfennigksemmel oder Petermennchen gesungen worden ... Man solle doch nicht von Geheimnissen der Zauberkunst der Volkslieder reden! Er giebt seine Ansicht von der Entstehung dieser Handwerksburschen-Lieder und Volksreihen: die Gesellen kommen am Sonntag in der Herberg zusammen, genießen herzlich die frohe Stunde, lassen sich den Trank schmecken und brechen in ein fröhliches Lied aus; oder sie singen auf der Wanderschaft und vor den Türen; das Renzel drückt, und sie haben keinen Pfenning im Sack. — Es sei gewiß gut, alle alten Volkslieder zu sammeln und zu drucken; aber nur für das Volk selbst, für ihre Spinnstuben und die Bänkelsänger auf den Märkten. Sonst mogens d'gelarten Hansen ymmer d'Hende davon lassen. Denn es müsse jedes Ding bleiben in seiner Art, Volkslieder immer Lieder fürs Volk und gelarte Poeterei eine Poeterei für gelarte Leute, mit der was Hechelträger und Tyroler und sonsten unzünftige Landläufer herausschreien, nichts zu thun habe. Und so geht er im Bildungsdünkel gegen das müßige Gesindel an, das furnemben Leutten weiß machen will, nur das gemeine Volk habe die rechte Poeterei, und das ein alamodisch Zwittergemengsel und Gestümpel fabriciere: putzige, windschiefe, gelehrte Volkslieder, die das Volk doch nicht singen mag. Die echten, die das

Prinzipien mit dem Volksliedbegriff nicht erkannt war. Infolgedessen wurde die Ausdeutung auf Bürger allein sehr schief und gezwungen, dazu Nicolais Scharfblick unterschätzt. — Bürger spricht — von anderem abgesehen — nur von einem „friedlichen“ Nebeinander von Versmachern und Dichtern; wogegen Herder allein Dichterei und Dichtung, Natur- und Kunstpoesie zeitlich und psychologisch auseinander hervorgehen läßt. Nicolai verspottet freilich Herdersche Anschauungen mit Bürgerschen Worten. Im zweiten Teil wendet er sich dann direkt gegen Bürger.

Volk wie ein Fieber erschüttern, können nur im harten Arbeitsleben entstehn und nicht von Leuten gedichtet werden, die satt und selig feinen Damen neue Liedlein vormachen und aus alten Volksliedern zusammenflicken. Aber die äußere Form thut's wahrlich nicht, es bleibt ein almodischer Mummenschanz.

Das sind die wesentlichen Gedanken, die er, namentlich in der zweiten Vorrede, mit dünkelhaftem Geschimpf gegen die „undankbaren Strampfgäule" ,die das edle Bächlein der Vernunft trüben, widerlich ausstaffiert. Mit solcher Pferdekur möchte er seine Zeit von der „ansteckenden Krankheit" heilen und sie über die wirklich vorhandenen Volkslieder aufklären.

Immerhin: zum erstenmal wird die Vermischung der echten Lieder mit den „studierten", „antik modernen" Nachahmungen ebenso plump wie heilsam ans Licht gestellt, und aus guter Kenntnis des alten Volksguts Schlagworte wie „alte teutsche Volkspoeterei", „alte Volkreihen", „wahre Volkslieder", „alte echte Volksgesänge" immer von neuem ausgegeben. Zugleich wird — was immerhin achtenswert ist — auch die aufklärerische Dichterei fürs Volk energisch abgethan, mit denselben Argumenten, die Merck schon brieflich gegen Gleim vorgebracht hatte. Wenn er selber die Volkslieder nachdrücklich „Lieder fürs Volk" nennt, so will er damit grade im Gegegensatz zu den neufabrizierten, die unbedingte Zugehörigkeit der echten zu den Volkskreisen, in denen sie entstanden, betonen. Für uns hat er sich durch die Ärmlichkeit der Absicht auch um das Verdienst seiner berechtigten Anschauungen gebracht. Damals wirkte er aber zweifellos heilsam, und so werden die „treffenden Wahrheiten der Vorrede" sogar von Merck und Boie beifällig aufgenommen (Weinhold, Boie S. 166).

Die Sammlung selbst sollte durch die Kontrastierung von echtem, schönem Volksgut und wüstem Bauerngesang die „tölpische Schwärmerei" auf das rechte Maß herabstimmen. Ihr Urteil hat Lessing schlagend gesprochen, als er eine Beisteuer, um die er sich übrigens „in mancher schönen Stunde" bemüht, dem Freunde ablehnen muß: „Sollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art schicken? Lieder, die gelehrte und studierte Reimschmiede des 14. und 15. Jahrhunderts gemacht haben? Dergleichen Lieder, würde man gesagt haben, sind gerade keine Volkslieder. Also hätte ich bloß auf solche Lieder aufmerksam sein müssen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen sollte. Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an" (20. IX. 77). — Auch hier ist fördernde Arbeit unwürdig verthan. Aber in der Wirkung überwog doch die „ernsthafte Absicht dieser Schnurre". Eine wertvolle Sammlung war durch den findigen Buchhändler zusammengebracht, alte Quellen und fliegende Blätter glücklich hervorgezogen, die Melodien berücksichtigt und auf den lebendigen Umlauf in Handwerkerkreisen aufmerksam gebracht. Wer in Freundschaft oder Feindschaft sich, bis zum Wunderhorn, auf die alten echten Volkslieder

bezieht, zitiert Nicolais Sammlung, und Herder hat wohl recht, später zu klagen: „An meine Schriften denkt keins, und jeder thut, als ob sie nicht in der Welt wären, bis Nicolai den Ton giebt“ (von und an H. I. 58).[1]

Die Volkslieder wurden sofort nachgedruckt, und in den Vorreden der nachgeahmten Sammlungen (bei Ellinger a. a. O. S. XXVIII ff.) wurden neue Hinweise auf echte „Erb- und Lustgesänge“ des Volks (auch schon auf die „zarten Libslidel“) glücklich beigebracht und die Ablehnung der „neumodischen Lieder“ aufgenommen. Das wichtigste war, daß nun ein Arsenal von Gründen und Witzeleien bestand, mit denen man bequem gegen die Popularitätsideale der jungen Generation aufrücken konnte. — Bei den Stürmern herrschte natürlich die größte Entrüstung über diese „öffentlich aufgetragene Schüssel voll Schlamm“. Bürger plante einen großen Rachezug. Herder, der seinen Jugendidealen im Grunde immer fremder wurde, gedachte am würdigsten mit der lang vorbereiteten Sammlung zu antworten. Aber ihn traf doch manches in seiner jetzigen Stimmung wohl als treffend empfundene Wort noch tiefer als es in seinen Briefen scheinen möchte und die „faulen Bäuche“, die „Sache und Namen“ der Volkslieder so lächerlich und possierlich fanden, bewegten ihn doch, mit seiner Sammlung, insonderheit mit der deutschen, leise zu gehen (22. XII. 78 an Gleim, 25. XII. 77 an Lessing).

Der Quell des jugendlichen Ueberschwangs war ihm durch innere Wandlung und durch den Schlamm der „Nicolai und Consorten“ auf immer verschüttet.

8. Inzwischen waren die wenigen gelehrten Freunde des alten Volkslieds, im Stillen längst an der Arbeit, zum Teil auch öffentlich aufgetreten. In gelehrten Kreisen hatte sich das Wort auch langsam festgesetzt, obwohl da kein lebendiger Zusammenhang mit der Volksliedbewegung bestand. Lessing z. B. ist das Wort ganz geläufig; er gebraucht es wechselnd neben dem ihm ja längst vertrauten Ausdruck alte Lieder“, ohne daß sein gelehrtes Interesse durch Herders Anschauungen noch innerlich berührt wurde. Er notiert etwa in seinen Auszügen aus der Limburgischen Chronik sorgsam die „Volkslieder“, und scheidet sie reinlich von Volksgedichten (Fabeln, Erzählungen rc. vgl. an Herder, bei Hempel XX 1, Nr. 491) und von Pöbelliedern, so daß ihm Nicolai betreten antwortet: „Orsina kann nicht feiner distinguieren als Sie die verschiedenen Arten der Volkslieder“. Eine lebendige Anschauung ist damit nicht verbunden; er ist überzeugt, daß „mehr das erzählende und dogmatische als das lyrische Fach“ dem poetischen Genie unsrer Vorfahren Ehre macht.

Auch für Möser, der wohl die ersten volkskundlichen Studien trieb, hat der Volksliedbegriff keinen lebensvolleren Inhalt und entbehrt zudem noch der kritischen Scheidungen. Volkserzählungen, legendary tales und

---

[1] Vgl. z. B. neue Bibl. der sch. Wiss. XXII 1, 84. J. E. Koch, Comp. der d. Litgesch. 1790 S. 124. Blankenburg in Sulzers Theor. d. sch. K. (unter „Lied“), Manso, Charaktere der vornehmsten Dichter 1808, S. 194. Arnim, Vorrede zum Wunderhorn usw. (Vgl. d. Lob Hoffmanns von Fallersleben, W. Jb.).

alte Minnelieder gehen darin bunt durcheinander und sogar eine „fahrende Oper“ wie Aucassin et Nicolette nähert sich dem Begriff. Und auch er, der doch für Nicolais „vortrefflichen“ Plan „westphälische Volkslieder“ beigesteuert hatte, bedauert gegenüber den englischen Balladen, „daß wir Deutschen nichts von dergleichen Reliquien aufzuweisen haben ...“ (vgl. verm. Schriften 1798 II, 161 ff. 231. 232. 236 ...) Diese Schätzung der Volkslieder als Reliquien ist charakteristisch für den gelehrten Volksliedbegriff.

Entscheidender von Herderschen Anschauungen angeregt ist ein kleiner Kreis von Schulmännern, der sammelnd und forschend thätig ist, dem Worte langsam einen festen sachlichen Inhalt zu schaffen. Boies „deutsches Museum“ ist ihr Sammelplatz. Alter und neuer Geist gehen hier wunderlich zusammen. Hier ertönt Bürgers Weckruf und bald eine neue Mahnung Herders. Hier trägt aber auch der trockene J. J. Eschenburg seine „Beiträge zur alten deutschen Litteratur“ zusammen.[1] Ihn berührt scheinbar kein Hauch der Tagesbewegung. Ohne einen Blick auf die Jungen beklagt er sich über die Gleichgiltigkeit gegen die „Ueberbleibsel“ der alten Poesie, die indes seit einigen Jahren nicht mehr so allgemein sei: „Es sei dahingestellt, ob bessere Einsicht, oder bloßer Nachahmungstrieb daran Ursach ist, der es auch hierin den Franzosen und Engländern gleich thun wollte ...“ Manches habe keinen poetischen Wert, sei aber für den Sprachforscher wichtig; darum habe er gesammelt: „Es sind fast lauter Volkslieder, die damals allgemein bekannt waren, und immer noch, aus mehrern Ursachen, der Vergessenheit entzogen zu werden verdienten“; und dann giebt er seine wertvollen, philologisch getreuen Texte mit exakten Quellenvermerken. — Auch so griesgrämig dargebrachte Gabe wird bei den Stürmern bejubelt: „Das sind die wahren echten Stückchen, die Wunderlich meint. Ich kann Dir nicht sagen, welche Wonne mein Herz bei dem Schalle dieser alten Lieder durchschauert“ (Bürger an Boie. Strodtm. I, 311).

Hier klagt auch der eifrig sammelnde Gymnasialdirektor Anton über das entnervte Jahrhundert, das die vortrefflichen Minnelieder und die „Volkslieder, wo Geist des Jahrhunderts drinnen weht“ nicht lesen mag und er giebt für ein „wirkliches Volkslied“ das Kriterium: es war überall von Bänkelsängern gesungen und enthält eine wahre Geschichte. Hier bringt Chr. Seybold, ein schwäbischer Schulmann, einen kritisch behandelten und wie eine Horaz-Ode kommentierten „Beitrag zu den Volksliedern aus der Pfalz“: ein kleines Kinderlied, das er aus Kindermund „emendiert, conjecturiert und in ordinem redigiert“ hatte. Er sieht die echten Lieder überall verdrängt; nur „wo rauhe Wälder und Berge sie noch eine Zeit lang gegen die Verfeinerung schützen“, erhielten sie sich noch; namentlich im Schwarzwald und in den Alpen.

---

[1] D. Museum 1776 1, 389. Die folgenden Stellen 1778, 2, 275, 456, 1778 2, 362. Die im Museum erschienenen Texte behandelt Lohre a. a. O. S. 74 ff.

„Wie mancher wird's singen hören, ohne zu wissen, was es ist, und wird's wohl gar für Schelmenlieder halten, wie man die munteren Lieder da zu nennen pflegt. Gewiß habe ich selbst in jüngeren Jahren mehrere Volkslieder singen hören, und nicht darauf geachtet."

Solche Ansätze still beobachtender Behandlung blieben noch vereinzelt; aber sie helfen, wenn auch nirgends eine wissenschaftliche Begriffsbildung versucht ist, doch langsam einen gesunden und inhaltlich umgrenzten Volksliedbegriff ausbilden.

Auch die „Gesänge des Wilden" und die ausländischen Lieder, von denen die Reisebeschreibungen viel erzählten und die jetzt auch unter dem neuen Namen zusammengefaßt und in den Journal-Auszügen mit den Modeausdrücken charakterisiert werden, befördern eine frischere Anschauung. — Auf die spanischen und italienischen Improvisatori war man längst aufmerksam geworden. Ihnen eigneten zwei wesentliche Merkmale des Volksliedsbegriffs: „Sie singen aus dem Stegreif" und dadurch „oft besser, als unsere Theorienknechte mechanisch herauszukünsteln vermögen"; ferner sind sie nicht auf ein Publikum begierig; nur ihr kleiner Kreis genießt „die Lust ihrer Naivitäten" (vgl. ADB. XIX. 1, 371).[1] Ist diese Charakteristik mehr im Stil der Frankfurter Gel. Anz. von 1772, so sind Herdersche Merkmale verwendet, wenn der Teutsche Mercur aus einer dalmatischen Reisebeschreibung anmerkt: „Die Volkslieder werden in der Gesellschaft der Mädchen von einem Sänger gesungen und mit einem Instrument begleitet ... Ihr heroischer Gesang ist höchst kläglich und monotonisch. Der Gang der Erzählung ist simpel und voller Sprünge" (1778, 2, 69).

All das sind versprengte und spärliche Zeichen eines lebendigen Volksliedbegriffs, die, auch wenn sie aus entlegenen Werken noch vermehrt würden, gegen die Modebegriffe der Volksdichterei doch nichts besagten. Nirgends sind solche aus der Kenntnis des Materials gezogenen Merkmale auch als Forderungen für den Volksliedbegriff wirksam gemacht.

Wie unsicher und verwirrt alles geworden war, zeigt sich bei dem Erscheinen der Sammlungen, die nun fast schon den Abschluß der Bewegung darstellen.

Dem von neuem verzögerten Herderschen Werk kommt ein betriebsamer Büchermacher noch zuvor. Ein 23 jähriger Berliner Litterat Ursinus glaubte die Zeit günstig für ein Büchlein, das den Volksdichter mit seinem Singemädchen vor dem Publikum aus allen Ständen auf dem Titelblatt zeigt. Er kompilierte hauptsächlich aus den Übersetzungen in den Almanachen seine auf Percy gegründete Sammlung: „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart" 1777.[2]

---

[1] Schon 1766 steht z. B. in der Neuen Bibl. der sch. Wiss. (II, 1, 7): Wir sehen noch alle Tage in Italien, daß Bauern und Leute vom Pöbel ihre natürliche Empfindung in rohe Verse ohne alle poetische Farbe bringen und sich an diesen Versen ergötzen....

[2] Diese wie die folgenden Sammlungen sind bei Lohre a. a. O., dessen Untersuchungen im wesentlichen hier einsetzen, ausführlich besprochen.

Eschenburg ließ darin die phantastischen „fahrenden Minstrels" in einer aus Percy übersetzten Einleitung aufrücken, die gewiß im großen Publikum einen gut vorbereiteten Boden fand. Sogleich phantasiert z. B. J. Möser von dem alten Than im Bergschloß, der seine Vasallen jährlich einmal zur Tafel hatte und sie durch die fahrenden Minstrels mit Volksballaden unterhalten ließ (Verm. Schr. II. 234).

Dagegen wurden gerade die nüchternen Köpfe der jüngeren Generation immer bedenklicher. Mercks Rezension verlangt kritisch sondernde Betrachtung, vor Allem über den epischen Märchengang der ältesten, „die so wenig zur lyrischen Poesie gehören wie Ariosts Stanzen", und er spricht ironisch von dem „großen Hunger nach Volksliedern, der bei dem lautschreiendsten Haufen bis jtzo noch immer nur beliebige Tradition ist: allein die Leute, die davor zu sorgen haben, daß er befriedigt werde, müssen es so genau nicht nehmen .." (T. Mercur 1777, 2, 260).

9. So weit war es gekommen, als Herder endlich wieder seinen Ruf ertönen ließ.[1] Das ganze „Gekreisch von Volksliedern", der Zank und Spott und die Ausartung eigner Anregungen hatten den reizbaren immer tiefer verstimmt. Die schon in seinen Anfängen drohende geschichts-philosophische Überflutung des historisch-individuellen Empfindens war überdies eingetreten. Der künstlerisch anschauliche Naturbegriff und damit der Traum organischer Produktion ging im Philosophisch-Religiösen immer mehr unter. Die tiefsten Impulse seiner jungen Tage waren ihm fremd und fremder geworden.

Durch Boie ließ er sich trotz Allem bewegen, die im ersten Ansturm geschriebenen Vorreden, die er in mutloser Aufwallung mit der Sammlung im Juni 1775 zurückgezogen hatte, zu dem anonym erschienenen Aufsatz „von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst.." zusammen zu arbeiten (Novemberheft 1777 des Deutschen Museums 2, 241). Der Enthusiasmus, der auch aus den stark gekürzten Stücken noch drangvoll spricht, ist hinter die scheinbar rein gelehrte Fragestellung vorsichtig versteckt. Und in die eignen Gedankengänge sind schon zersetzende fremde Forderungen eingedrungen. Es klingt wie von Bürger, wenn er schreibt: „Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Teil von Litteratur, der sich aufs Volk bezieht, volksmäßig sein muß, oder er ist klassische Luftblase". — Damit ist der Quellpunkt verschüttet. Das innere und organische Prinzip ist mit der äußerlichen Forderung vertauscht. Die prägnanten Stellen, die früher Volkskraft und Volkslied wie Boden und Baum in einander verwurzelt hatten, sind gestrichen, und dafür sind die vorher ausdrücklich abgewiesenen Troubadours und Meistersänger eingelassen, und eine Dichtung fürs Volk ist gutgeheißen. — Wie diese

[1] Die Wandlungen des Herderschen Begriffs könnten nur monographisch völlig klargestellt werden; sie gehn mit denen seiner Übersetzungsprinzipien eng zusammen. Hayms Urteile lauten, im Zusammenhang mit dem Biographischen, durchweg milder als die obigen Andeutungen. Die Vorreden u. s. w. zur Sammlung bei Suphan Bd. XXV 129, 308, 313, 545. Sein Interesse am Volkslied in späteren Jahren ist skizziert bei Lohre S. 22.

Anlehnung an das so erfolgreiche Bürgersche Prinzip, sollte auch die verstärkte Betonung des gelehrten Nutzens den innerlich gelähmten Begriff stützen. — Eine Einheit kam nicht mehr zu Stand, und mit dem individuellen Zusammenhalt des elementaren Nachempfindens war das Beste dahin.

Wie völlig Herder seinen jugendlichen Impulsen fremd geworden, das zeigt viel schärfer noch die Sammlung, zu deren Herausgabe er sich nun doch noch bewegen ließ. Gleim, den er damals als den „ersten und fast einzigen Volkssänger feiert" (22. XII. 77 an Gleim), hat durch sein unablässiges Drängen ein Hauptverdienst am Zustandekommen.

So segensvoll die Sammlung, die ursprünglich Boie unter seinem eigenen Namen herausgeben sollte, durch Jahrzehnte praktisch gewirkt hat und so imponierend sie die Fülle genialer Aneignung und treuester Sammelthätigkeit ausbreitete, so ist sie doch nach seinem eigenen Urteil ein „confusum chaos, mehr ein Auswurf des Unmutes als Sammlung, Werk zu nennen" (25, XII, 78 an Lessing). Sein Volksliedbegriff ist durch Kompromisse völlig wertlos geworden, trotz der schönen Worte über sangbare Lyrik. Von allen Seiten sucht er Stützen, alle Leuchtkraft früherer Prägnanzen ist ausgelöscht. Die Vermischung mit der Bürgerschen Theorie ist hier vollendet; sein individuelles Auswahlprinzip hinter eine Fülle gelehrter Notizen versteckt, die zumeist Kunstgedichte betreffen. Während Lessing zur selben Zeit reinliche Scheidungen vollzieht, nimmt Herder zur Verstärkung seiner Position von Orpheus bis Pindar, vom Ludwigslied bis Mathias Claudius alles in seinen Begriff auf, was ihm tauglich scheint. Dante ist der „größeste Völksdichter" Italiens. Sogar die Minnesinger sind jetzt wieder Volkssänger. „Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen, der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt." „Zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß, oder für den Pöbel singt" . . (S. 323).

So zieht er seine Begriffe hinter einen „Zaun von Negationen" (von Waldberg) zurück und nimmt absichtlich Stücke auf, die „nicht Volkslieder sind, meinetwegen auch nimmer Volkslieder werden mögen", während er mit dem Abendlied von Claudius einen Wink zu geben meint, „welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden" (S. 544). Es ist fast ein Verrat an seinen Jugendidealen, wenn derselbe, der einst Lessing um Beiträge für deutsche Reliques gebeten hatte (14, VIII, 73), jetzt erklärt, er habe nie weder Sinn noch Absicht gehabt, ein deutscher Percy zu werden (S. 308), oder wenn er „die deutsche Harfe dumpf und die Volksstimme niedrig und wenig lebendig" nennt (S. 328). So sehr war der Begriff allein durch seine Atmosphäre erfüllt und bedingt gewesen, daß er jetzt, wo sie mit seinem Jugendsinn zerstoben war, völlig zusammenbricht. Das ehemals so stolze Kampfwort ist zum „bescheidensten Namen": „Volkslieder" geworden und bedeutet „mehr Materialien zur Dichtkunst, als Dichtkunst selbst" (S. 331), und sein Abschied von dem Wort, das ihm einst seine größte Sehnsucht umschloß,

ist eine wehmütige Resignation: „Von Volksliedern zu reden hat seine Zeit, und von Volksliedern nicht mehr zu reden, auch die seine. Für mich ist jetzt die letzte, und ich habe, auf Jahre hin, selbst an dem so entweihten Namen Volkslieder, genug gehört, daß ich mich damit verschonen werde, so wenig auch mein erster Zweck erreicht sein mag, und soweit mein eigentliches Eiland noch vor mir, im Schooß der blauen Thetis, schwimmen möge" (S. 545).

Wie das Wort in seinem Leben und Schaffen langsam umgewandelt ausklingt, gehört in andere Zusammenhänge. Auf dem fernen „Eiland", das er nie erreichte, ertönt ihm schließlich aus den Volksliedern nur noch „eine lebendige Stimme der Völker, ja der Menschheit selbst" (S. W. S. 24, 266): das uferlose Ideal der Humanität hat, wie all seine zerbrochenen Ideale, auch dieses in sich aufgenommen.

Die Aufnahme zeigt, aller Wirkung im Stillen ungeachtet, daß die Volksliedbewegung vorbei war. Schon das Sammeln hatte Hartknoch als „nichts Leichtes" empfunden: „Es gibt sich keiner damit recht ab" (von und an H. II, 84). Keine irgendwie fördernde Kritik ist bekannt; die ADB. bringt erst 1785 eine Anzeige (Anh. XXXVII—LII, S. 1503—4) und höhnt über den verbrausten Lärm. Als Erschließung einer neuen Lebensquelle im poetischen Bereich wurde sie nicht mehr empfunden. Bezeichnend schreibt Wieland an Merck, ihm die Rezension der „Volkslieder" übertragend: „Natürlicherweise gehören auch diese in Dein Departement, denn alles, was nicht in die poetische Trödelbude gehört, gehört für Dich (Wagner, Merckbriefe II, 135); die Rezension im T. Mercur 1778, 3, 191). Die Sammlung wurde, wie sie sich ja selber gab, als gelehrtes Unternehmen aufgefaßt, und so knüpft Seybold (D. Museum 1778, 2, 362) die Mahnung daran, „die Rettung der teuern Überreste" zu betreiben. Den alten Freunden der Volkslieder dienten sie mit allen sangbaren und „leichten" Gattungen bunt vermischt, zum geselligen Vergnügen. Wie der alte Gleim mit seiner Gleminde schon bei seinem Bückeburger Besuch „in der Laube auf dem Wall" die Volkslieder anstimmte, so liest er jetzt „den ganzen Sommer kein anderes Buch" und ist bis an die Kehle voll von Volksliedern. Am besten gefällt ihm, bezeichnend genug — Herders gekünsteltes „Lied vom Bach" (von und an Herder I, 68, vgl. 51, 53, 55, 63 . . .). Was am Weimarer Hof gesungen wurde, zeigten Seckendorffs Hefte: „Volks= und andere Lieder" 1778 ff. (vgl. T. Mercur 1778, 3, 286). Bürger, der die Sammlung so sehnlichst erwartet hatte, ist mit Herders „Behandlung" der Lieder nicht ganz zufrieden und gedenkt bei Gelegenheit etwas darüber zu sagen (Strodtm. II, 361, vgl. 111, 133, 201, 237, 248 . . .). Ihm ist es vor Allem darum zu thun, daß der klassischen Schulfüchserei gründlich der Pelz gewaschen wird; und immer mehr „abstrahiert" er aus den alten albernen Läppeleien der Volkspoesie „ein ganz anderes Bild für das gegenwärtige Zeitalter". Die hingebende, beobachtende Liebe zum Volkslied, die allein eine gesunde Anschauung hervorbringen kann, ist bei Keinem damals mehr zu finden.

10. So war die erste reine Welle des Enthusiasmus bis auf den Grund getrübt, die Führer hatten sich von dem Worte innerlich gelöst, die Bewegung war zu Ende. Und im wüsten Kehraus der Geniezeit, um die Wende des Jahrzehnts, wurde dem Begriff vollends aller Sturm und Drang ausgetrieben.

Von allen Seiten werden Spott und Schmähungen laut. In der Neuen Bibl. der sch. Wiss. (XXII, 1, 91) stand schon 1778 der hohnvolle Nekrolog: Nachdem nun . . . das ganze Reich der Poesie mit einer Zerstörung Jerusalems bedroht

war — was ist das Resultat? — „Daß es nicht übel wäre, unsre alten schlechten und rechten Lieder aus der mündlichen Tradition aufzusammeln; daß es nicht übel wäre, auch Leute von gemeinen Fähigkeiten mit Liedern und Erzählungen zu versorgen, und daß es das non plus ultra der Poesie wäre, Verse zu machen, die der größte Kopf bis zu dem schlechtesten Dummkopfe mit gleichem Interesse, Vergnügen und Beifalle läse ..." In demselben Heft werden von Wezel („was heißt göthisieren"?) die „Hauptäste der besoffenen Geister" vorgenommen, wobei „als zweite Nebensekte" die Hechelmänner, Bänkelsänger und Pöbeldichter erscheinen, die dem Volke schwache Lieder mit starken Reimen, versifizierte Schimpfwörter zum Gebrauch der Fischweiber, bep ... ßte Hexameter und andere kernhafte Verslein für Schenken und Gastwirte vorsingen ..." Jetzt erscheinen all die widrigen Pamphlete und Satiren, z. B. 1778 das „Marionettentheater", das wohl am unflätigsten „auf die Unarten der kurzvergangenen Zeit deutscher Dichter, auf das sogen. Geniewesen" ihren Schmutz häuft, und das natürlich auch die Volkslieder und zum Schmerz des Rezensenten der ADB. (Anh. XXXVII—LII, 357), „den kleinen, feinen Almanach, die beste Kur gegen jene Krankheit", gleich derb vornimmt, jetzt verhöhnt in den Frk. Gel. Anzeigen (1779, S. 125, vgl. 127, 133) der berüchtigte Cranz (vgl. Erich Schmidt, Archiv für Litgesch. IX, 198) auch die Volkslieder in ordinärer Tonart: „grober Matrosen- und schmutziger Fischweiberton ist die Würze, womit diese Litteraturprodukte („voll Natur, die auf den Nachtstuhl gehört") sich auszeichnen; die platten körnigt seinsollenden Volkslieder aus rauhern Jahrhunderten werden dazwischen gekrächzt und nehmen sich so schön aus, als sich der Dudelsack in einem Orchester ausnehmen würde, um die herrlichste Simphonie zu höhnen".

Neben diesem zuchtlosen litterarischen Gesindel verstummt auch der Spott der Aufklärer nicht. Jetzt erst wird in den Briefen von H. P. Sturz (Schriften 1779, I, 303) die schon früher geschriebene „Zuschrift eines Freundes" bekannt: „weh uns ... wenn ihr absingt, mit dem Stab in der Hand unsre Mord- und Gespenstergeschichten oder gar den Geist und die Kraft der Nation aus Krügen und Herbergen, Volkslieder, die man nachzuleiern nicht errötet, als wär es ein schimmerndes Verdienst, so witzig als ein Handwerksbursch zu sein" (in den Frkfter. Gel. Anz. 1779, 767 wohlgefällig ausgezogen) ... Jetzt erscheint in K. W. Ramlers lyrischer Blumenlese (1778, II. Bd.) das armselige Geschwätz gegen die Volkslieder, das Gleim seines Freundes wegen so sehr empört (22. XI 78 an Herder), obwohl es viel mehr gegen die Lieder gerichtet war, „die seit einiger Zeit mit Fleiß für den allergrößten Haufen und mehrerenteils im Namen desselben gemacht worden sind". Nicolaische Argumente sind darin mit gänzlichem Unverständnis für den Volksgeschmack umständlich ausgebeutet, und „Deutschland, das seinem goldenen Alter schon nahe zu sein schien", wird vor dem Unfug der „charakteristischen Lieder" gewarnt. Mit Nicolaischen Waffen kämpft jetzt auch der Rezensent der Bürgerschen Gedichte (ADB. Anh. XXV—XXXVI, 785) gegen die Volkslieder-Theorie: „was heißt Volksmäßig? Es ist seit einiger Zeit wie so viele andere, ein Modewort geworden und so oft gemißbraucht, daß es einen fast anekelt", und der gewichtige Einwurf folgt: der Verfasser verwechselt hier die Wirkung der Poesie mit ihrer Beschaffenheit. Denn ein anders ist, ob nicht ein Volkslied größeren allgemeineren Eindruck macht, als sonst irgend ein poetisches Stück; ob nicht der Volksdichter derjenige ist, der auf sein Zeitalter am meisten wirkt, ... ein anders, ob alle Poesie alle ihre Arten und Gattungen, volksmäßig sein sollen, ob sie es sein können ..." In demselben Anhang bringt Biester (S. 3371—8) ein neues Manifest der triumphierenden Vernünftigen, das schon ruhig auf den verhallten Volkslied-Lärm zurückschaut. Mit geflissentlicher Ignorierung Herders führt er die ganze Bewegung auf Lessings Hinweis auf die „Dämos" zurück; von da an habe man ohne alle Kenntnis der Volkslieder begeistert geschrieen und alle „ehrlichen Leute" beschimpft, „endlich gar selbst Gedichte gemacht, die man für modern-antike Volkslieder ausgab". Nicolais Sammlung habe zum Entsetzen der Schreier die wirklichen

Lieder „ins klare Tageslicht" gebracht. Seine Vorreden werden nun ausführlich mit Quellennachweis gerechtfertigt und aufgewärmt, und ironisch wird gefragt: Wer wird es unsern Dichtern verwehren, Volkslieder nachzusingen, wie sie Schäfergedichte, Bardenlieder u. s. w. machen? Nur: Sind denn ihre nachgesungenen Stückchen ächte Volkslieder? Wie wäre das möglich! Da die Dichter zum Teil weder das Volk noch die Volkslieder recht kennen, ... so daß ihre sogenannten, jetzt fabrizierten Volkslieder immer Flitterwerk bleiben ..." Und an andrer Stelle (S. 2285) steht viel bündiger über Bürgers „Anpreisung der Volkspoesie": „so etwas hieß im Jahre 1776 Genie, und im Jahre 1778 ist es die Welt schon überdrüssig." — Auch Wieland wettert noch einmal (T. Mercur 1779 I, 215—20) gegen die „Hudler im Barden- und Volksliedston ..., die sich noch recht viel darauf zu Gut thaten, daß sie nicht wüßten, was ein Jambus oder Trochäus sei" ꝛc. Selbst im deutschen Museum werden jetzt „Bardenton, Knittelvers, Minneklingklang, Mordgeschichten ... und die feinen kleinen Minneliedlein der Handwerksburschen" summarisch verspottet, oder es wird spöttisch erklärt: „Die Poesie daran ist für Volkslieder nicht zu verachten" (D. M. 1780 2, 325, 1781 2, 226). Und schon ruft Voß so unflätig wie später beim Wunderhorn, „an Göckingk" (1780), man solle mit Hopfenstangen die Saudisteln des Minne- und Bardensanges, des Volkslieds Posist, der Balladen Teufelsabbiß und allen Mißwachs, der auf brennendem Miste wild hervorwuchs, mit zugehobener Nase aus dem schönen Blumengarten der Dichtkunst schaffen. Von hier ist nur noch ein Schritt bis zur Preisaufgabe des „Volksfreunds" im „Journal von und für Deutschland" (2, 256), der die alten garstigen Gassen- und Bierhaus-schmierer durch sittlich wirkende Lieder aus den elenden Heckendruckereien verdrängen möchte, „in deren schmierigen und lumpichten Pressen die bisherigen Volkslieder ihre Entstehung erhalten hatten". Es ist ein widriges Geschäft, solche Schmähungen, die sich noch einige Jahre hinziehen, hier zusammen zu tragen. Aber deutlicher kann die allgemeine Stimmung und noch mehr die völlige Verwirrung nicht illustriert werden, in der der Volksliedbegriff aufhörte, eine litterarische Losung zu sein.

Schon im Beginn der 80er Jahre ist alles einig: der Lärm über Volkslieder ist verbraust. Und „das sogen. Geniewesen, das, einige Schwindelköpfe ausgenommen, so durchaus verachtet ward, daß es fast noch früher, als man hätte glauben sollen, wieder versunken ist" (ADB. Anhang XXXVII—LII 357), wird bald nur noch im Plusquamperfekt verhöhnt.

Das erste Kapitel in der Geschichte des Volksliedbegriffs ist damit zu End. Was war der Ertrag so stolzer Anfänge und dann so vielen Mühens und Schreiens? Ein inneres sachliches Prinzip, das den Begriff hätte lebendig erhalten können, hatte sich nicht durchgesetzt. In den litterarhistorischen Werken, Poetiken ꝛc. der zwei folgenden Jahrzehnte trug die Bewegung keine Frucht. Die Keime einer vertieften Litteraturbetrachtung, die im Herderschen Begriff lagen, waren für die zünftigen und populären Kreise verloren. Man sehe etwa die Anschauungen Eschenburgs über den Gesang auch der wildesten Völker und „den Inhalt ihrer Volkslieder" (Entw. einer Theor. u. Lit. der sch. W. 1790 S. 170), oder die noch von A. W. Schlegel verspottete Analyse einer Bürgerschen „Volksballade" in J. J. Engels Anfangsgründen einer Theorie der Dichtungsarten ... (1783; Werke Bd. XI S. 321), in denen wunderlich genug die „Sprünge" jetzt für jede poetische Schreibart gefordert werden (S. 486). Am wertvollsten sind noch die bibliographischen Hinweise auf „die nicht

ganz verachtungswerten Produkte der fliegenden Volkslieder" in J. E. Kochs Compendium der d. Litgesch. 1790 (II S. 85 f. vgl. 69. 73. 124. und I, 121. 129) und Blankenburgs Zusätze zu Sulzers „Allgem. Theorie der schönen Künste" 2. Auflage (III 271 ff. und sonst). Im Allgemeinen wird das Volkslied unter die „epischen Gedichte vermischten Inhalts" gerechnet und nur ausnahmsweise durch den Terminus „lyrisches Volkslied" (J. E. Koch) ergänzt. — Die Sammelthätigkeit stockte. Spärliche Nachzügler, wie der 82jährige Bodmer (1780/81), Elwert (1784), Bothe (1792), zogen wirkungslos über den litterarischen Markt und konnten das verglommene Feuer nicht mehr hochtreiben, obwohl manche Förderung im kleinen dabei erwuchs.

Von solchem gelehrten Eifer völlig unberührt, blieb das Wort in seinen verwirrten Bedeutungen wie eine abgegriffene Münze im Umlauf. Minnelied, Urpoesie und sangbares Kunstlied mischten sich immer von neuem darein. So wenig hatte sich die rationalistische Scheidung Nicolais durchgesetzt, daß selbst in der ADB. Volkslied im Sinn der fürs Volk fabrizierten Lieder ruhig fortgebraucht wurde, ja sogar im Gleim-Herderschen Briefwechsel heißen die „Lieder fürs Volk" bald kurzweg Volkslieder (von u. an H. I 283, 85, 86) und werden unter diesem Titel von Gleim neu herausgegeben. Erfolgreiche gelehrte Darstellungen brachten auch die alte Verwirrung mit Nationallied (gleich unserm „volkstümlichen Lied") immer wieder unter die Leute. Eine markante Stelle bei Leonhard Meister, der auch gegen den Ossianaufsatz polemisiert, sei herausgehoben: „Mit Recht kann man Gleims preußische Kriegslieder als Volks- oder Nationallieder betrachten. So schön Weißens Amazonenlieder in mancher Rücksicht sein mögen, so haben sie doch immer zu wenig individuelle (!) Züge und Bilder, um eigentlich auf die Würde der Volks- oder Nationallieder Ausspruch zu machen. Hier muß ich aus der ersten Hälfte des 17. Jhdts. solche Lieder nachholen, die man als schweizerische Volkslieder ansehen kann ..." (Beiträge zur Gesch. d. d. Spr. und Nationallitteratur 1780 II S. 71 f.) Sulzer und andere unterscheiden wenigstens noch „eigentliche Volkslieder" von diesen Nationalliedern. Um dem verblaßten Wort einigen Klang zu geben, kommen auch schon Bildungen wie „uraltes National-Volkslied" ꝛc. (Bragur, V, 1, 175) vor.

Mit den individuellen Impulsen, die den Begriff geschaffen, war somit seine Eigenkraft völlig dahin. So sehr hatte er sich überlebt, daß er nun sogar, reaktionär geworden, gegen die neuen Ideale der Klassiker aufgeboten ward. Schon stand Herder, nach Jean Pauls Wort, im Schattenkampf mit einem Weltlauf der Zeit, dem er selbst die Schranken geöffnet. Schon erklärte Bürger (1789), daß Poesie eine Kunst sei, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden muß.

So war dieser ersten Generation, die sich für das Volkslied einsetzte, außer den individuellen und nun schon historisch gewordenen Wir-

kungen ihrer jungen Tage nicht viel geblieben und gelungen. Die aber waren unverlierbar und unersetzlich. Die Volksliedbewegung als eine der wichtigsten Fermente des Sturms und Drangs und als eine den tiefsten Grund aufwühlende Erneuerung der poetischen Kräfte und Anschauungen ist hier nicht zu würdigen. Es giebt jedenfalls nicht viele Begriffe der Geniezeit, in denen sich all ihre frischen und frechen, stürmischen und sehnsüchtigen Impulse so wechselvoll durchdringen und den geheimen und offenen Kampf mit „Regulbuch" und Aufklärerei so charakteristisch führen, wie in dem hier mehr nach seiner formalen Seite beschriebenen. Die wortgeschichtliche Betrachtung sieht darin zugleich einen typischen Verlauf im kleinen wiedergespiegelt, wie er bei Begriffen, die aus künstlerisch anschaulicher Kraft geschaffen sind, fast notwendig wiederkehrt. Das Wort, das für eine Fülle ahnungsvoller, aber unklarer Einsichten ein Behälter sein sollte, wird zum Schlagwort, indem es in einer erregten Atmosphäre ziellos herumtreibende Spannungen in sich sammelt und mit gewaltsamem Lärm entlädt. Der individuelle Zusammenhang löst sich. Das ursprünglich Neue geht zu eigner Wirksamkeit aus oder wird von äußerlichem Nebenwerk überwuchert. Das Leben des Worts verläuft danach in einem Geflecht von zumeist willkürlichen und äußerlichen Associationen, bis „der Zeitgehalt erschöpft ist", eine individuelle Erneuerung nicht mehr stattfindet und nichts übrig bleibt als eine leere Hülse.

Ein zweites Kapitel in der Entwicklung des Volksliedbegriffs hebt dann in der Romantik an. Der große, aber durch den Spott der Kritik Fragment gebliebene Volkslied-Aufsatz Gräters im „Bragur" (1794) ist dazu nur eine Vorbereitung. Der Begriff wird in demselben Moment von neuem wirksam, in dem sein ursprüngliches Zentrum lebendig wird. Die Herderschen Ahnungen, die im ersten Lärm einer unreifen Zeit zu grund gingen, treten da erst in einer neuen und auf lange bestimmenden Begriffsbildung ihre historische Wirkung an.

Zur Geschichte des substantivierten Infinitivs im Neuhochdeutschen.

Von

Albert Kuntzemüller.

§ 1.

In den folgenden Blättern soll über eine ihrem Ursprung nach flexivische Erscheinung des substantivierten Infinitivs im Neuhochdeutschen gehandelt werden, die bisher noch keine genügende, ins Einzelne gehende Betrachtung, auch keine hinreichende Erklärung gefunden hat. Sollte auch die vorliegende Untersuchung die Ursprungsfrage nicht zu einer endgiltigen Lösung bringen, so hofft sie doch, vor allem das dabei in Betracht kommende Material zu sammeln und zu ordnen. Ward diese Aufgabe einerseits durch die zahlreichen Neuausgaben der deutschen Litteraturwerke vom 15. Jahrh. an erleichtert, so war andererseits auf das in Wörterbüchern vorliegende Material in dieser Frage kein solch sicherer Verlaß, da dieselben — Grimms DWb. nicht ausgenommen — die Frage entweder gar nicht anschneiden oder doch nur in unzureichender Weise behandeln.

Unser Gegenstand ist, wie schon kurz erwähnt, eine Frage aus der Geschichte des nhd. substantivierten Infinitivs. Der substantivierte Infinitiv als solcher ist bekanntlich keine erst nhd. Erscheinung, vielmehr findet er sich bereits im Ahd. mehrfach vor (vgl. Denecke Der Gebrauch des Inf., Leipziger Diss. 1880, Seite 54 ff.), und bereits die mhd. Dichter kennen eine sehr bewegliche und mannigfaltige Verwendung desselben in allen Kasus, so z. B. auch im Genetiv bei vil und ähnlichen Worten: Parzival 131. 21 doch wart dâ ringens vil getân. 269. 26 vil weinens. 437. 28 siufzens vil. 646. 23 diu künigìn trûrens vil verjach, oder nach niht: 559. 27 het ir selbe vrâgens niht erdâht, nach wênec: 692. 15 ir weinens wênec wart verdagt, u. s. w. Die Erscheinung des Inf., die unserer heutigen Betrachtung zugrunde liegt, gehört aber ausschließlich dem nhd. Gebiet an. Sie betrifft die Formen desselben auf -s, denen nach ihrer flexivischen Endung eigentlich genetivische Funktion zukommen sollte, die aber auch — und das eben bildet den Hauptpunkt vorliegender Untersuchung — in nominativischer bezw. akkusativischer (jedoch nicht dativischer) Verwendung, besonders im 16. und 17. Jahrh., vorkommen. Noch heute können wir diese s-Formen antreffen, in Wort und in Schrift, und uns allen sind Wendungen geläufig wie viel Reden-s, Rühmen-s, kein Aufheben-s von einer Sache machen, nicht viel, ja selbst nicht lange, kein Federlesen-s von etwas machen. Woher dieses, wie es scheint, genetivische -s? Freilich, wenn wir vor allem die häufigsten Stellungen, in denen diese s-Form vorkommt, nur

in Betracht ziehen — und das sind die Fälle nach viel —, so drängt sich uns alsbald ihre Erklärung auf: daß diese -s in der That Merkmale eines Genetivs darstellen, der nach dem in früheren Zeiten substantivisch verwendeten viel vollkommen regelmäßig war. Und diese einfache Erklärung trifft für diese Fälle in der That das Richtige. Sie sagt uns aber nicht, wie daneben die Fälle nach anderen ähnlichen Worten zu erklären sind, Fälle, die zwar heute noch viel seltener sind als die mit viel, die sich aber früher, vor allem im 16. und 17. Jahrh., wie wir noch sehen werden, in großer Anzahl finden. Mit dem Schlusse, dies sei analogische Übertragung, dürfen wir uns nicht begnügen. Gesetzt auch, dieser Schluß sei richtig, wenigstens für die Mehrzahl aller vorhandenen Fälle, so bliebe immer noch die Frage offen, wie neben diesen Fällen nach einem ein Maß oder eine Menge bezeichnenden Adjektiv auch solche nicht gar so seltene Fälle zu erklären wären, die mit den vorhin an erster Stelle erwähnten auch nicht das Geringste zu thun haben und die wir noch in Wendungen wie nicht lange Federlesens machen wiederfinden. Wenn wir nun noch gar weitere Ausdrücke dieser Art hinzunehmen, die heute nicht mehr gang und gäbe sind, die es aber vor 2 bis 300 Jahren waren, wie ein Einsehens haben, sein Herkommens erzählen, so ist eine Erklärung vollends nicht möglich; und die Formen nach Essens, vor Essens fallen erst recht aus diesem Rahmen heraus. Hier kann nur ein genaueres Eingehen auf die geschichtliche Entwicklung der Frage — und vielleicht auch dieses nicht einmal — uns eine befriedigende Antwort geben, welche anzustreben die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung sein soll.

§ 2.

Es wird von Vorteil sein, wenn wir vor Beginn der eigentlichen Untersuchung uns die verschiedenen Erklärungen oder vielmehr Erklärungsversuche, die in der Frage gemacht worden sind, vergegenwärtigen. Was davon aber zu einzelnen Fällen besonders bemerkt worden, also nur für eine bestimmte Anwendung oder Stelle bestimmt ist, das lassen wir vorerst außer Betracht, da davon weiter unten, bei den einzelnen Worten, zu handeln sein wird.

Wir haben vorhin, gelegentlich der Aufzählung der für uns in Betracht kommenden Wendungen, an erster Stelle solche wie viel Reden-s, Rühmen-s, Aufheben-s machen genannt. Sie bedürfen, wie bereits bemerkt, in der älteren Zeit wenigstens, keiner weiteren Erklärung: der substantivische Gebrauch des Wortes viel, das in dieser Verwendung den Genetiv hinter sich hatte, läßt uns in dem -s der Worte Reden-s, Rühmen-s, Aufheben-s das genetivische Zeichen erblicken. „Aber", so sagt schon Adelung, Wörterbuch I 498, „der Genetiv kann nur alsdann Statt finden, wenn die Beywörter viel oder wenig vorhergehen", und in Befolgung dieses Satzes erklärt er die ebenfalls vorkommenden Formen wie ein Aufheben-s machen, das er bei Rabener belegt, für falsch, ohne freilich eine Erklärung derselben zu versuchen.

Auch das DWb. hält die s-Formen nach viel und wenig[1] für regelmäßig, versucht dann aber seinerseits eine Erklärung für die s-Formen nach ein, kein u. s. w. zu geben. „Es ist noch unermittelt“, meint es (DWb. III 291), „wovon solche -ns abhängen, die etwan auf ahd. -nnes zurückgehen. Der unbestimmte Artikel kann sie nicht veranlassen, vielleicht scheint die Ellipse eines Substantivs anzunehmen sein, aber welches? Vgl. auch ein leids thun bei Göthe.“ Im Gegensatz zu diesen Ausführungen will es an einer anderen Stelle, V 485, hier nicht den Ausfall eines Substantivs annehmen, vielmehr sieht es diese s-Formen als Genetivi partitivi an: „viel, wenig Wesens machen und dergl. war die anfängliche Redeweise; und auch kein war als ein Wort gefühlt, das ein Teilverhältnis ausdrückt, teils wegen des stillschweigend darin ausgesprochenen nicht (das, ursprünglich nihil bedeutend, den Genetiv regierte, vielfach noch im 16. Jahrh.), teils als eine Art verneintes Zahlwort... Der Genetiv war im Munde unserer Vorfahren ein sehr beliebter Kasus, umgekehrt gegen jetzt, wo er vorm Aussterben nur durch die Schriftsprache gerettet wird.“ Hinter diese Ausführungen über kein möchte ich vorläufig ein Fragezeichen setzen. Und wenn selbst die Fälle nach kein damit erklärt wären, so würden immer noch die nach ein nicht erklärt sein. Analogie? Damit könnten wir zur Not alles erklären!

Die Ausdrücke ohne Federlesen-s u. s. w. endlich legte sich Grimm so zurecht, daß er hier ein ausgefallenes viel annahm (vgl. unten unter federlesens), und vor essens, nach essens erklärte er, wie noch viele andere nach ihm, aus der Ellipse des Substantivs zeit (DWb. III 1168. Deutsche Gramm., Ausgabe 1837, IV 262). Doch waren das alles nur Annahmen und Andeutungen, in denen die „vielleichts“ eine große Rolle spielten. Zu sicheren Schlüssen kam Grimm nicht, was ihm freilich nicht zum Vorwurf angerechnet werden soll, da es seinen Nachfolgern nicht anders erging.

Von den Grammatikern und Lexikographen nach Grimm haben sich Wenige eingehender mit der Frage beschäftigt. Sanders begnügt sich damit, einige s-Formen nach viel anzuführen (Wb. II 1422), welche er als Genetive betrachtet. Bei vor essens will er (I 378) wie Grimm zeit ergänzt wissen.

Auch Weigand giebt sich mit diesen Formen nicht weiter ab. Er knüpft an die Verwendung von viel zuerst als Substantiv mit dem Genetiv, dann als Adjektiv mit dem Nominativ bezw. Akkusativ an (II 1016). Die Wendungen vor Essens, nach Essens erwähnt er nicht.

Paul endlich sieht ebenfalls in den s-Formen alte Reste der substantivischen Verwendung von viel (517): „Am längsten hat sich die Konstruktion (viel c. gen.) erhalten in Wendungen wie viel Wesens, Redens, Aufhebens, Rühmens machen.“ Die Form essens erwähnt auch er nicht.

Was demgegenüber die Grammatiker bieten, ist auch nicht allzuviel. Von Grimm wurde schon gesprochen. Unter seinen Vorgängern sind folgende zu nennen:

[1] wenig wird seit dem Mhd. oft wie viel als neutrales Subst. c. gen. gebraucht, vgl. Müller-Zarncke III 559 und Lexer III 761.

Schottel, Deutsche Hauptsprache 715 (1663) erklärt: Adjectiva haec viel, wenig, gnug vel gnugsam, ponuntur loco Substantivi ita ut alterum Substantivum Genetivi Casûs admittant, ut viel wesens machen, multum operis causari . . . . . kan viel Rühmens und Verheißens." Ebenso urteilt Stieler in der seinem Wörterbuch angefügten Kurzen Lehrschrift von der Sprachkunst 220.

Nach Gottsched, Deutsche Sprachkunst 418 (1757) werden „die Wörter viel, wenig, genug und satt oft als Hauptwörter angesehen und fordern also die zweyte Endung der andern Hauptwörter. Z. E. Er macht viel Wesens; viel Aufsehens, viel Lärmens und Schreyens."

Heynatz, Deutsche Sprachlehre I 238 (1770) verzeichnet den Genetiv „nach Wörtern, die ein Maß oder eine Menge andeuten, z. E. viel Wesens, viel Aufsehens, machen."

Adelung, Lehrgebäude I 593 (1782) endlich bemerkt: „Im gemeinen Leben sagt man noch, viel Redens, viel Wesens von etwas machen."

Nicht alle Erklärer der s-Formen sind aber stehen geblieben bei Fällen nach viel u. s. w., oder bei solchen wie vor Essens. Wie wir gesehen haben, versucht schon das DWb. eine Erklärung auch für andere s-Formen als die eben erwähnten: es sieht Fälle wie Aufsehens, Nachdenkens haben für Genetivi partitivi an.

Erdmann-Mensing, Grundzüge der Deutschen Syntax, bemerken zu unseren s-Formen Folgendes (II § 231): „Genetiv als partit. Subjekt, nhd. vereinzelt noch in älterer Sprache: Fischart Geschichtsklitt. (1582) 238b: da war ein solch Handgebens. Simpl. II 31: weil unsers Volks dalag. Erhalten in: da ist unsers Bleibens nicht. Sonst ist heute ein wirklicher Genetiv in negierten wie affirmativen Sätzen unerhört. Doch sind zuweilen frühere Genetive im Sprachbewußtsein zum Nominativ geworden, so allgemein nichts und dialektisch-vulgär das Dings (der Dingsda) und das Zeugs."

Diese Erklärung der s-Formen nach ein, kein als Genet. part., wie sie Erdmann-Mensing und vor ihm schon Grimm giebt, ist die verbreitetste. Vgl. dazu Kellner, Göthes Briefe an Frau v. Stein, Ausgabe Reclam Seite 87, wo kein Auskommens ebenfalls als Genet. part. erklärt wird.

Eine von allen vorhergehenden völlig abweichende Erklärung giebt Wurm in seinem Wörterbuch der Deutschen Sprache I 366, welcher nach Anführung einer ziemlichen Anzahl von Belegen (unter anliegens) meint: „Man faßte diese Form (auf -s) als Neutrum Anliegendes, und zugleich wirkte häufig die Genetivform mit ein." In der That ist auch oft anliegends, auffhebents u. dgl. geschrieben. Fraglich bleibt nur, ob auf solche Schreibungen überhaupt Wert gelegt werden darf.

Neuerdings hat dann noch E. Hoffmann-Krayer in der Zeitschrift für hochd. Mundarten III gelegentlich einer Arbeit über das „Suffix -is, -s in schweizerischen Mundarten" eine andere eigenartige Lösung versucht, indem er in dem -is und -s-Suffix der heutigen hochalem. Mundart Reste der alten Genetivendung des Inf. sieht (a. a. O. 41). Wenn

dieser Annahme hier auch nicht widersprochen werden soll, so muß doch gesagt werden, daß sie unser Problem nicht fördert. Daß altes -ennes > -ens > -es > -is geworden, ist ja vielleicht nicht zu bestreiten, ebenso daß Wendungen wie Fehis = Fangens, Versteckis = Versteckens auf alte Inf. zurückgehen. Wie die Verwendung solcher Genetive in der früheren volleren Form aber zu erklären sei, darüber handelt der Verf. nicht, will er wohl auch nicht handeln. Das zeigt uns schon der Umstand, daß er bei den Belegen, die er giebt, keine etwaige Beeinflussung durch vorhergehendes nicht oder viel annimmt, vielmehr viel wesens neben uffsehens haben stellt. Doch hat sein Belegmaterial auch für uns Bedeutung.

Noch möge hier, am Schlusse dieser Aufzählung von Erklärungsversuchen, ein Versuch Erwähnung finden, der es schon der Merkwürdigkeit halber wert ist: derartige s-Formen als — Druckfehler zu erklären! So will der Herausgeber der Schriften Hartmuts von Cronberg (Neudr. 154/6) statt mein erbiettens: mein erbietten lesen (Seite 93), wie uns sein Fragezeichen erbiettens = erbietten? belehrt. Aber wie gesagt: nur der Merkwürdigkeit halber finde diese Erklärung hier Erwähnung.

§ 3.

Es versteht sich wohl von selbst, daß in unsere Untersuchung nur diejenigen s-Formen einbezogen sind, deren s nicht von vornherein sichtbaren Genetivcharakter aufweist. Außer Betracht mußten also alle die Fälle bleiben, wo die s-Form als Genetiv von einem Verbum abhängig ist. Derartige Verba sind z. B. gelten, spielen, pflegen, nötig sein, brauchen, vorgeben, (vorhabens) sein u. s. w. Einige Beispiele mögen die Sache klar machen:

gelten: Luther-Emser Streitschr. II 205 (1521): es gilt nit uberredens. — Schwarzenberg Büchlein vom Zutrinken 35 (1534): darumb sey jr sagen ein gedicht und gelt allein uberredens. — Luther Wider Hans Worst 38 (1541): ja, wenn es liegens, lesterns und fluchens solt gelten. Werke 61. 28 (S.): es gilt nicht also Scherzens. — Waldis Streitged. 46: es gilt aufsehens, der wolf ist hungerich. — Sat. u. Pasqu. I 63 (1542): het gemeint, es solt aber uberredens gelten. — Garg. 210: es gilt aufsehens mit den guffen (= Nadeln), dass sie eim nicht bestecken. — Ayrer III 1607. 8: o ich dacht, es gilt Henckens schon. 1660. 17: es wird dissmal nicht schertzens gelten. V 3208. 12: niemand, als dir, gilt sehens Auff. — Fleming Ged. 97. 121: im Fall es Greifens gilt. 492. 1. 14: komm, weil es Küssens gilt. — Simpl. II 5. 6 (744. 13): wann es redens gilt. I 4. 6: dass es alsdann pausirens gilt. I 5. 7: so denck, dass es Vergeltens galt. I 6. 26: da, wo es spreissens gilt, und fechtens mit den Händen. — Weise Erznarren 196 (1673): wenn es mistladens gülte. — J. Chr. Günther Ged. 197 (1735): so leb ich, weil es Lebens gilt. — Dagegen ohne s: Gryphius Sonette 95. 10 (1639): wer flucht, wenns streiten gilt. — Sanders,

Wörterbuch I 576, bemerkt, gelten stehe mit dem Infinitiv „zuweilen ohne zu, als ein Akkusativ eines Hauptworts . . . . ., oberdeutsch auch im Genetiv." Die angeführten Beispiele zeigen aber, daß der Genetiv nicht bloß oberdeutsch üblich war.

spielen: Garg. 266: als nämlich spilt er . . . . Tafel schiessen, Helmlin zihen, Verbergens. 270: auch sonsten spiel, die inns Feld gehörten zuüben: Nestel aus dem Kreiss, Klossstechen, Schleiffen, schleimen, Ritschen . . . Stecken steckens. — Weise Erzn. 118: da könne kein königsspiel oder des pfandauslösens oder sonst etwas gespielt werden. — Elisabeth Charlotte Briefe VI 33 (Litt. Ver.) es wird ja nicht blinde Kuhe undt Versteckels gewessen sein. — Musäus I 109 (Hempel): Versteckens spielen. — Kosegarten Poesien II 348 (1798, S.): Greifens und Versteckens. — J. Paul VII 102 (Hempel): der Unsinn spielt Versteckens. XX 248: spielet doch Kindtaufens.

pflegen: Theuerdank 109. 90 (1517): Ritterspill unnd kriegens zu pflegen. — Sat. und Pasqu. I 108 (1542): die jemerliches heulens pflegn. — H. Sachs Fastnachtsspiele 16. 310: wer das sein verschwendt, | Schlemmens und prassens ist gewent. — Simpl. I 3. 17 (479. 3): da ich doch Raubens und Blutvergiessens gewohnt gewesen.

bedürfen, brauchen, nötig sein: Fastnachtsspiele II 610. 6 (Litt. Ver.): mich gieng clagens nöter an, denn dich. IV 239. 15: klagens thuet mir also not. — Sat. und Pasqu. I 52: es dürft vorwar nicht vil tobens. III 143 (1542): denen, den reformierens tausent mal nöter thut dann uns armen pfaffen. III 197 (1524): denn es darf keins essens noch trinkens. III 212: so bedürft es nit vil disputierens. — Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg I 299 (1528): ist ouch deshalben not insehens. 407 (1529): das hohes ufsehens von nöthen. — Weist. VI 412 (1540): item, ob imants bauens not wer. — Luther Briefe IV 547: es darf Aufsehens. Wider Hans Worst 47: es darff des lebens halben kein Disputirns. — Rebhun Dramen 129. 743 (1546): drumb darff es da auffsehens wol. — Scheidt Grobianus 3309 (1551): ob dir redens von nötten wer. — Ayrer III 1566. 22: ey hör doch nur auff deines lesens! | was ist von nöten so vil wesens? IV 2538. 1: braucht vil nachdenckens und sinnen. 2608. 28: dieweil es nicht vil fingerns darff. — Moscherosch Philander 257. 19: dorffte es nicht viel Leugnens. — Simpl. I 1. 17 (113): wohl Anführens thut vonnöthen. I 2. 8 (219. 21): wirds Schnauffens und Bartwischens brauchen. I 2. 24 (307. 8): weil diese Arbeit viel Rechnens braucht. I 5. 19 (780. 7): die ein grosses Nachsinnens bedorfften. II 1. 13 (88. 31): was darffs vil dis (andre Handschr. des) disputirens? II 2. 97 (315. 15): was darffs vil Wesens? II 3. 8 (388. 25): was darffs dann vielen Nachgrüblens? II 4. 18 (640. 16): dass es viel Kappenruckens brauchen würde. — Elis. Charl. Briefe

88. 104 (1698): bedarff woll kein danckens. — Göz von Berlichingen Lebensbeschr. 39 (1731): dass wir weiter nachdenckens dessenthalben nicht bedörffen.

vorgeben: Ayrer III 1999. 35: gibt nun der König Freyens für. IV 2225. 15: dann der alt Narr gibt Bulens für. 2293. 31: fürwar der Narr gibt Bulens für. 2726. 2: das ir . . . gabt Bulens für. — Reuter Schelmuffsky 23 (1696): so gab Sie hernach Freyens bey mir vor. 38: gab recht ordentlich freyens auch bey mir vor. 58: sie gab auch Heyrathens bey mir vor. 58: welche . . bey mir Freyens vorgegeben. 73: die . . . heyrathens bei mir vorgaben.

vorhabens sein[1]: Reichsabschiede Speyer H II β (1542): vorhabens sein. — Weistümer II 404: welcher ein lehen zu verkauffen gedenket und fürhabens ist. — Staatspapiere Karls V. 466 (1551): als solte ir mt. . . . . des vorhabens sein. Eb.: das ir mt. des vorhabens sein. — Garg. 94: dass welche dieselbige abzuschaffen vorhabens (sc. sind). — Ayrer III 1787. 4: was die Christen fürhabens warn. — Sandrub Kurzweil 3 (1618): bin fürhabens. — Weckherlin Ged. I 50 (1618): sintemal wir vorhabens . . . Sie bekennen zu machen. — Moscherosch Phil. 253. 14: dass sie . . . vorhabens wären. 274. 16: ist mir unmüglich, ist auch meines Wesens, Willens und Vorhabens nicht. 371. 6: welche dissmahlen zu erzehlen meines Vorhabens nicht ist. — Simpl. I 2. 31 (358. 15): dass ich . . . in Holland zu wandern vorhabens wäre. I 4. 9 (578. 5): was ich jetzo zu thun vorhabens. II 5. 9 (767. 22): dass sie Vorhabens gewest wäre. II 6. 3 (887. 16): eine Caravana . . ., die . . . in Ägypten zu reisen Vorhabens war.

Scheiden wir all die erwähnten Fälle der s-Formen, deren genetivischer Charakter zweifellos ist, aus unserer Untersuchung aus, so werden sich die übrigbleibenden mit mehr oder weniger Schwierigkeiten in folgende drei Gruppen zerlegen lassen:

1. s-Formen, ursprünglich nach einer Negation gebraucht, ohne Artikel oder hinter einem Adjektiv, später nach ein, kein, aber im Gegensatz zu den Fällen unter 2. nicht nach viel (bis auf einige wenige ganz späte Ausnahmen). Es kommt hier vor allem die Verbindung mit den Verben haben und thun in Betracht, z. B. ein Aufsehens haben, Wissens haben, ein Einsehens thun u. dgl. Die Analogiebildungen nach diesen Verben sind häufig und unbeschränkt. An ihnen kann jeder beliebige Infinitiv teilnehmen, z B. ein Blasens, Kaufens, Schreibens u. dgl.

2. s-Formen, zuerst von viel, später wie die Fälle unter 1. auch von ein, kein abhängig, ursprünglich also zweifellos Genetive. In der Hauptsache haben diese Ausdrücke die Verba machen und tragen bei sich, z. B. viel Aufhebens, Redens, Rühmens, Wesens machen u. dgl. Danach können dann in mäßig großer Anzahl und nicht ganz unbeschränkter

[1] willens sein siehe im Wörterverzeichnis.

Auswahl s-Formen sonstiger Infinitive gebildet werden, zuerst mit viel als reiner Genetiv, z. B. vil Fluchens können, später auch mit ein und kein, z. B. ein Aufhebens, ein Wesens machen.

3. Die Form essens, z. B. vor Essens.

Wir betrachten im Folgenden die historische Entwicklung dieser drei Gruppen, eine jede für sich besonders, da sie nichts mit einander gemein haben und auch alle drei aus verschiedenen Quellen hervorgegangen sind. Demgegenüber ist im Wörterverzeichnis aus praktischen Gründen genaue alphabetische Reihenfolge, also nicht Scheidung der drei Gruppen, angewendet.

§ 4.

Die erste Gruppe unserer s-Infinitive ist die älteste und aus der Urkunden- und Kanzleisprache hervorgegangen. Wir treffen eine beschränkte, bestimmte Anzahl Infinitive an, die in dieser Art zuerst verwendet werden: aufmerkens, aufsehens, einsehens, wissens. Die Belege für die nominativische bezw. akkusativische Verwendung solcher s-Formen gehen bis etwa 1475 zurück: In Reichstagsabschieden, in Weistümern, in Verordnungen, in Staatsurkunden, kurz, in all solchen amtlichen Schriftstücken finden wir diese Formen am frühesten belegt. Von hier aus nehmen sie ihren Weg in die übrige Sprache. Deutlich bemerken wir dabei — besonders in der ersten Zeit dieser Belege — noch ein Schwanken zwischen Formen mit und solchen ohne s.

Es ist schwierig, hier bestimmte Erklärungen ihrer Entstehung zu versuchen; denn sie bleiben nichts als kaum erweisbare Behauptungen, die aufzustellen nicht unsere Aufgabe ist. Vielleicht darf man an ein Teilverhältnis oder etwas Ähnliches denken, indem man in diesen Formen ursprüngliche Genetive sieht. Die Belege unter den vier vorhin genannten Verben zeigen, daß sie, besonders das am frühesten bezeugte wissens, ursprünglich fast ausschließlich nach nicht gebraucht wurden; nicht aber, in älterer, noch mhd. Zeit ein Substantiv, hatte als solches den Genetiv ohne weiteres nach sich. Seit 1473 ist wissens nach nicht belegt, seit 1487 auch ohne dieses. Daneben erscheint die s-lose Form in beiden Fällen noch äußerst oft. Ähnlich bei andern Verben, z. B. auf- und einsehens. Auch deren älteste Belege mit s finden sich nach nicht oder ähnlichen negativen Ausdrücken, obwohl hier nicht so reichliches und entscheidendes Belegmaterial wie bei wissens vorliegt, und auch hier ist ein Schwanken in frühester Zeit zwischen Formen mit und ohne s bemerkbar.

Damit ist das Vorhandensein eines Teilverhältnisses bei Entstehung der s-Formen deutlich erwiesen, aber nur nach nicht, nicht auch z. B. nach kein, bei dem es das DWb. (V 485), wie wir oben (§ 2) gesehen, ebenfalls ansetzen wollte. kein hatte vielmehr fast nie den Genetiv nach sich; außerdem finden sich unsere s-Formen nur äußerst selten nach kein.

Die Kanzleisprache zur Zeit Maximilians I. war die Stätte, welche jene s-Formen zuerst anwendete. In den Reichstagsabschieden der ersten Hälfte des 16. Jahrh., in Urkunden jener Zeit fallen uns diese neuen,

bisher nicht gekannten Formen alle paar Seiten in die Augen. Sehr bald finden dann solche Wendungen wie einsehens thun, aufsehens haben u. dgl. (meist nach einem Adjektiv, nie vorerst hinter ein allein stehend) Eingang in die sonstige Sprache, was bei dem großen Einfluß jener Sprachgattung auf die ganze Verkehrssprache leicht erklärlich ist. So tauchen diese neuen Formen bereits in den zwanziger Jahren des 16. Jahrh. in sonstiger Prosa vereinzelt auf. Belegstellen aus den Sat. und Pasqu., aus Reformationsschriftstellern beweisen uns das. Freilich ist dieser Vorgang noch auf eine ziemlich kleine Anzahl Infinitive beschränkt; erst allmählich treten Fälle wie aufhörens, benügens, fragens, (still) haltens, suchens u. ä. zu obigen vier Infinitiven auf s hinzu, und nun auch hinter allen beliebigen, nicht bloß negativen Vorworten, besonders nach ein. Vielleicht (aber freilich nur vielleicht) dürfen wir in diese Reihe auch das Wort bleibens stellen. Doch hat es mit dessen Verwendung eine besondere Bewandtnis. Immerhin ist leicht möglich, daß man, analog dem Gebrauch z. B. von (still)haltens in da ist kein stillhaltens, auch ebenso sagen konnte da ist kein bleibens. Über die Form da ist meines Bleibens nicht siehe das Wörterverzeichnis unter bleibens; diese Form läßt sich wohl anderweitig erklären und nicht hiermit in Zusammenhang bringen.

Um die Mitte des 16. Jahrh. ist die Verwendung der Infinitive mit s ziemlich allgemein, doch bleibt sie auf bestimmte Sprachgattungen beschränkt, auf Kanzlei- und Urkundensprache, Umgangssprache (z. B. Fastnachtsspiele, Pasquille, Briefe) und Prosa niederen Stiles. Dagegen hat sie in bestimmte Dichtungsgattungen, wie die lyrische, keinen Eingang gefunden.

Etwa hundert Jahre später läßt sich ein Niedergang dieser Formen feststellen: wissens verschwindet zuerst (letzter Beleg 1731), einsehens folgt (ein vereinzelter Beleg noch 1785 bei Iffland), aufsehens hält sich etwas länger (besonders bei Wieland), wohl deshalb, weil es später in Verbindung mit viel auftritt und so mit unserer zweiten Gruppe (§ 5) Berührung erhält, die bekanntlich heute noch lebendig ist; aufmerkens endlich kommt für die spätere Zeit überhaupt nicht mehr in Betracht; es ist auch im 16. Jahrh. nicht häufig belegt, am seltensten von diesen vier Verben. Alle anderen s-Formen dieser Art Infinitive, die noch im 15. und 16. Jahrh. in unbeschränkter Zahl auftreten können, sind keine bleibende, nur eine vorübergehende Erscheinung in der Sprachgeschichte. bleibens freilich tritt in der Phrase hier ist kein Bleibens mehr u. ä. noch im 19. Jahrh. auf; diese Form aber ist, wie schon vorhin angedeutet wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach auf anderen Ursprung zurückzuführen. Alles in Allem sind die s-Formen dieser Gattung — im Gegensatz zu der im folgenden Paragraphen zu besprechenden — heute samt und sonders ausgestorben.

§ 5.

Die zweite Gruppe ist die jüngste unter allen drei, sie tritt am spätesten auf, etwa um 1550, zu einer Zeit also, wo besonders die erste

Gruppe bereits jahrzehntelang mannigfach angewendet wurde. Im Gegensatz zu letzterer bleibt sie auch stets auf eine bestimmte, ziemlich engumgrenzte Anzahl von Wendungen bezw. Infinitiven beschränkt. Sie ist nicht in der Weise fruchtbar weiter wirkend wie die erste Gruppe. Da die Belege aus diesen Gründen auch lange nicht so zahlreich sind, bietet eine Untersuchung ihrer Entwicklungsgeschichte ziemliche Schwierigkeiten.

Die verschiedenen Worte auf s treten zu verschiedenen Zeiten auf. Das am frühesten nicht bloß nach viel vorkommende scheint aufhebens machen zu sein, das auch in Wörterbüchern die meiste Berücksichtigung gefunden hat. Die Priorität der s-Form nach viel läßt sich bei diesem Verbum aber schwer nachweisen. Ursprünglich einer besonderen Sprachgattung, der Fechtersprache, angehörend, ist es aus dieser in die Umgangssprache eingedrungen.

Redens gehört ebenfalls zu den ältesten belegbaren Worten dieser Gruppe, und läßt sich bei diesem Infinitiv die Priorität der Fälle nach viel leichter nachweisen. Viel später aber sind Wendungen mit rühmens oder wesens, sie gehören im Wesentlichen dem 17., ja rühmens sogar erst dem 18. Jahrh. an. Ähnlich federlesens.

Diese ganze zweite Gruppe umfaßt, wie schon oben bemerkt wurde, nicht allzuviel Worte. Unter den wichtigsten nenne ich noch aufschneidens, erhebens (= aufhebens), fluchens, hochpreisens, lügens, prangens und zankens. Mehr als fünf Prozent aller im Wörterverzeichnis angeführten Infinitive kann diese Gruppe nicht für sich in Anspruch nehmen.

§ 6.

Die dritte und letzte Gruppe bildet einzig und allein das Verbum essens, und zwar auch nur in mehreren adverbialen Zeitbestimmungen, im allgemeinen nach vor und nach, seltener nach über (= nach).

Bis etwa 1475 war die ausschließliche Ausdrucksweise vor essen bezw. nach essen. Zur Zeit Steinhöwels, d. h. in den siebziger Jahren des 15. Jahrh., sagte man allgemein noch so. Der erste Beleg für die s-Form essens findet sich freilich schon 1474, aber noch so auf Jahre hinaus vereinzelt, daß er allein für Beurteilung des allgemeinen Sprachgebrauchs nicht maßgebend sein kann. Erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. dringt die Form essens weiter vor, gegen Ende dieses Jahrh. wird sie bereits allgemein gebraucht, während die alten s-losen Formen immer mehr und mehr an Boden verlieren. Um 1600 beherrscht essens ziemlich unbeschränkt den Sprachgebrauch. Ayrer z. B. gebraucht es fast ausschließlich.

Es blieb aber nicht lange so. Von ungefähr 1600 ab, vereinzelt auch schon vorher (die Zahlen können, wie sich von selbst versteht, nicht auf das Jahr genau gegeben werden, es muß vielmehr stets ein Spielraum von etwa zehn Jahren mit in Betracht gezogen werden), beginnen nämlich daneben statt nach essens Formen wie nach dem Essen, also

mit Artikel, im Gegensatz zu dem früheren nach essen, sich einzustellen. Wohl nicht zum mindesten durch diese neuauftretenden Formen beeinflußt, entsteht ein Rückgang der Formen mit s, für die die Belege im 17. und 18. Jahrh. infolgedessen schon wieder sehr spärlich sind. Seit 1700 kommen sie so gut wie gar nicht mehr vor und heute sind sie ganz ausgestorben. Unter allen von uns besprochenen Arten der Infinitive auf s hat dieses Wort am kürzesten gedauert; es hat auch in unserer heutigen Sprache keinerlei Spuren hinterlassen.

Wie sind nun diese s-Formen des Infinitivs essen + s zu erklären? Jedenfalls scheint von vornherein klar zu sein, daß sie mit Gruppe 1 und 2 nicht das Geringste zu thun haben. Die am nächsten liegende Erklärung, die auch, wie im § 2 erwähnt, den meisten Anklang bislang gefunden, ist die Ergänzung des Substantivs zeit, d. h. nach essens hieß ursprünglich nach essens zeit, zeit fiel, das s aber blieb. So erklären Grimm und Sanders als die Einzigen, die überhaupt eine Erklärung versuchen. Worauf stützen sie aber diese ihre Annahme?

Grimm (DWb III 1168) stellt vor, nach essens vor, nach mittags gegenüber, wo auch zeit fehle. Der Vergleich paßt aber nicht, da vor, nach mittags erst viel später belegt sind. In älterer Zeit, d. h. im 15. und 16. Jahrh., die für uns in Betracht kommen, begegnet für gewöhnlich nach mittag(e): Frankf. Reichskorr. (um 1500) II 588. 647. 654, oder mit zeit: umb mittag zeit Weist. I 645. Erst im Laufe des 16. Jahrh. tritt neben umb mittag zeit (Federmanns Reisen 13) auch umb mittagszeit (a. a. O. 27, einmal schon Frankf. Reichsk. II 755 aus dem Jahre 1509) auf, jedenfalls erst, nachdem die Form nach essens bereits gang und gäbe war.

Auch vor tags, vor abends (DWb I 25 „vor abends, der Genetiv abhängend von dem ausgelassenen zeit“, aber keine Belege dafür) können nicht herangezogen werden, da auch sie, soweit sie überhaupt vorkommen, zeitlich viel später sind. Doch ist auch hier die Erklärung aus Ellipse von zeit mindestens sehr fragwürdig; es scheint vielmehr das adverbiale -s zu sein.

Daß das s in essens nicht der von einem nachfolgenden ausgefallenen zeit abhängige Genetiv sein kann, beweisen auch Formen wie nach essen zeit, umb essen zeit, der Nominativ essen zeit u. ä. (Belege für alle diese Fälle im Wörterverzeichnis bei essens unter k).

Weiter: warum sollte diese Bildung auf s vor ausgefallenem zeit nur bei dem substantivierten Inf. essen eingetreten sein? Warum nicht auch bei trinken, schlafen? Belege aber wie nach trinkens, nach schlafens finden sich nie.

Das sind freilich alles nur Darlegungen negativen Inhalts. Positive Erklärungen sind jedoch sehr schwierig, wenn nicht unmöglich. Denn wenn auch die Grimmsche Ansicht, nach welcher Ausfall des Substantivs Zeit anzunehmen ist, vieles für sich hat, so muß doch nach dem Weitergesagten Abstand von ihr genommen werden. Ich sehe mich also in die

unangenehme Lage versetzt, die bestehende Anschauung hier für falsch und unrichtig erklären zu müssen, ohne selbst eine neue annehmbare vorbringen zu können.

§ 7.

backens, bratens, gethuns.

Es wird am Anfang vielleicht etwas befremden, daß vorstehende drei Wörter, von denen die beiden ersten in dieser Form gar keine Infinitive sind, trotzdem in das Wörterverzeichnis aufgenommen wurden. Ich habe dazu Folgendes zu bemerken:

backens oder gebackens bedeutet soviel wie gebackenes, ist also Part. prät. pass. von backen. Ebenso bratens und gebratens = gebratenes vom Verbum braten. An und für sich finden wir in dieser s-Form des Part., bei der das letzte e ausgefallen ist, nichts Besonderes. Anders bei einem Gebrauch wie in es schmeckt nach bratens, wo wir sagen es schmeckt nach (Ge)bratenem. Die Ähnlichkeit, die zwischen Wendungen wie nach bratens mit solchen wie nach essens besteht, ist es, die mich veranlaßt, erstere hier auch mitzubesprechen.

Eine allgemein befriedigende Erklärung wird sich hier freilich nicht geben lassen. Die Belege weisen diese Formen in der erwähnten ungewöhnlichen Verwendung erstmals am Anfang des 16. Jahrh. auf, und besonders die Form (ge)bratens im obliquen Kasus (Vorrat an Gebratens) und nach dem Artikel (das Gebratens) läßt sich häufig belegen. Oftmals tritt auch gesottens in der gleichen eigentümlichen Verwendung hinzu. Es scheinen sich diese Worte in einen feststehenden Ausdruck gewandelt zu haben, der, in welche Stellung im Satze er auch zu stehen käme, niemals dekliniert noch sonst abgeändert wurde. Bei Ayrer, und überhaupt zu jener Zeit, finden sich die meisten Belege. Grimmelshausen und Moscherosch kennen die Formen auch noch. Dann aber verschwinden sie, Stieler bucht sie noch, Frisch nicht mehr. Nach 1700 hören die Belege auf.

gethuns, das auch hier Aufnahme finden sollte, ist eine Eigentümlichkeit einer einzelnen Mundart, und zwar der pfälzischen. Das DWb. (IV 1. 2. 4384) widmet ihm einen besonderen Artikel. Dort wird gethuns als pfälzische Nebenform zn gethue aufgefaßt und hinzugefügt: „Mit Sütterlin, der Gen. im Heidelberger Volksmund (Festschrift des Heidelb. Gymnasiums 1894), wird die Form als Genetiv zu erklären sein, abhängig ursprünglich von pronominalen Formen: was is des for e lärmes, was is des for zaigs, was is des e gedús, was is des for e gedeets, Sütterlin 49. Substantivierter Inf. jedoch ist hier nicht wohl anzunehmen, sondern einfache Kollektivbildung, wie sie bei gethue auch vorliegt. Der Nasal kann aus der Übertragung der mündlichen Sprache in die Schriftform stammen. Da in der Mundart das Flexionszeichen n am Inf. und anderen Formen unter Rückwirkung auf den Stammvokal verklingt, mag diese Klangfärbung des Vokals auch

in die Kollektivbildung eingedrungen sein und in der schriftlichen Wiedergabe sich wiederum geltend machen". Diese Ausführungen treffen meiner Meinung nach das Richtige. Das Präfix ge-, das auf die Kollektivbedeutung der Form hindeutet, findet sich allerdings in frühnhd. Zeit häufig in Verbindung mit dem Verbum thun ohne irgend welchen Einfluß auf dessen Bedeutung, jedoch nicht mehr um 1700, der Zeit des ersten Auftretens von gethuns, so daß hier wie bei gethue die Annahme einer rein kollektivischen Bedeutung berechtigt erscheint.

Die Belege für all diese in vorliegendem Paragraphen besprochenen Ausdrücke siehe im Wörterverzeichnis unter backens, bratens, gebratens, gesottens und gethuns.

§ 8.

Dialektische Unterschiede.

Auch hier müssen wir unsere in §§ 4 bis 6 begründete und durchgeführte Einteilung der s-Formen in die drei Gruppen beibehalten.

Die erste Gruppe, enthaltend die Infinitive aufsehens, einsehens, wissens u. s. w., verdankt, wie schon ausgeführt wurde, ihre Entstehung der Kanzlei- und Urkundensprache. Insbesondere kommt hier, wie die Belege zeigen, die fränkische Kanzleisprache, also die Gegend etwa von Straßburg bis Frankfurt in Betracht. Allmählich verbreitet sich die Erscheinung über Mittel- und Süddeutschland, wir bemerken sie auch bei Luther, doch weiter nördlich nicht mehr. Umgekehrt findet sie auch im äußersten deutschen Süden, d. h. im hochalemannischen Gebiet, wenig Eingang, bleibt also in der Hauptsache auf Mitteldeutschland und den westlichen Teil von Oberdeutschland beschränkt.

Die zweite Gruppe, aufhebens u. s. w. machen, wird von den Wörterbüchern meist nach Oberdeutschland verwiesen, und zwar in die „oberdeutsche Volkssprache". So Adelung, Sanders u. A. Das ist nur zum Teil richtig, insofern Wendungen wie aufhebens, wesens machen auch in anderen Sprachgebieten, besonders mitteldeutschen, auftreten. Da die ganze Erscheinung jedoch viel später als die erste Gruppe ist, also zu einer Zeit zur Geltung kommt, wo die nhd. Schriftsprache bereits feststeht, so ist hier eine beschränkende Festlegung auf bestimmte Mundarten schwieriger als in älterer Zeit. Ich halte auch bei dieser Gruppe von s-Infinitiven dafür, daß sie eher mitteldeutschen (Luther) als oberdeutschen, jedenfalls nicht ausschließlich oberdeutschen Ursprungs ist.

Essens, das in sich allein die dritte Gruppe darstellt, läßt sich zuerst in Frankfurter und Straßburger Urkunden belegen, dürfte also eher als eine oberd. Erscheinung zu gelten haben. Und die Belege bei Hans Sachs, Caspar Scheidt und Ayrer, die die Wendung verhältnismäßig am häufigsten gebrauchen, entstammen ja auch diesem Sprachgebiet.

gethuns endlich, das nach § 7 als Ausnahme zu gelten hat, gehört, wie wir daselbst schon gesehen, der pfälzischen Mundart an.

Wörterverzeichnis.

Anmerkung: Die Citate unter den einzelnen Worten sind chronologisch geordnet. DWb. besagt, daß das betr. Citat Grimms Deutschem Wörterbuch entlehnt ist, ebenso S = Sanders, W = Wurm. Was die Ausgaben bezw. Neudrucke betrifft, in denen die älteren Denkmäler angeführt sind, so habe ich vor allem die Braunschen Neudrucke (Halle 1882ff.) und die Ausgaben des Stuttgarter Litterarischen Vereins benutzt. Was in ersteren enthalten ist, ist in dieser Ausgabe angeführt, mit Ausnahme des Simplicissimus und der übrigen Schriften Grimmelshausens (Simpl.), die nach dem Stuttg. Litt. Ver. zitirt sind, und zwar nach Büchern und Kapiteln, während in Klammer noch Seiten- und Zeilenzahl angegeben ist. Bei sonstigen Denkmälern ist die Ausgabe jeweils näher bezeichnet worden. Besonders bemerkt werden muß noch: Peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. nach der Ausgabe Kohler (Halle 1900), Luthers Briefe nach der Ausgabe De Wette (Berlin), Satiren und Pasquillen der Reformationszeit nach Schade, Weistümer nach Grimm, Wickrams Rollwagenbüchlein nach Kurz, Moscherosch, Gesichte des Philander von Sittewald nach der Ausgabe in der deutschen Nationallitteratur. Die Klassiker sind in der Mehrzahl nach Hempel zitirt (jedesmal besonders angegeben), Göthe soweit möglich nach der Weimarer Ausgabe (mit W bezeichnet). Belege, die ohne Möglichkeit einer weiteren Nachprüfung den Wörterbüchern (DWb, S und W) entnommen sind, werden selbstverständlich nach der in dem betreffenden Wörterbuch zur Anwendung kommenden Ausgabe zitirt.

abnehmens = Abnahme. Ayrer II 785. 9ff. Das eben die mechtige Stadt | Widerumb ein abnemens hat, | Wie sie ein auffnemens bekommen.

abscheuens = Abscheu. Schöffer Livius 418b (W.) ein A-s haben vor... 419a kein A-s haben vor... — Alberus Fab. 2 auff das er kein abschewens dafür habe. — Weist. III 370 a-s tragen (zweimal). — Rihel Livius 612 da er sahe, dass sie eyn abschewens hat. — Daneben findet sich häufig die s-lose Form, hinter ein und kein, z. B. Melissus Psalmen 53 (ein). 134 (kein). — Elis. Charl. Briefe VI 36 hette Einen solchen abscheüen darvor. 186 hatt Man sehr abscheün darvor. — Simpl. I 5. 6 (704. 1) ein. II 2 (164), II 2. 30 (324. 12), II 4. 7 (550. 2) kein. — Auch kein abscheue haben Polit. Korr. der Stadt Straßburg I 452 (1530).

abtretens = sich zur Beratung zurückziehen, aus der Gerichtsstube. Weist. III 443 (1554) Darauff haben die eltisten .... ein abtrettens und sich zu bedenken begert.

anhaltens = anhalten im Bitten und Fordern, Bewerben. Deutsche Städtechroniken XV 79. 5 (1528) ob si solchs a-s und clag gegen gemainer stat irem gnedigen herren bevolhen hetten.

ankommens, von Frisch I 435 bezeugt, und zwar nur in der Formel er hat viel A-s = multi eum adeunt.

anlachens = anlachen, siehe handgebens.

anlangens = Verlangen, Gesuch. Reichsabsch. Augsburg 17a (1566. DWb) weiter a-s und ersuchens bei anderen gleicher gestalt zu thun.

anliegens = Anliegen. Nach W, wie oben § 2 (Schluß), bemerkt, ursprünglich anliegends = anliegendes, worauf die Schreibung mit d oder t vor dem s hinweisen soll. Diese W'sche Auffassung hat Manches für sich. Auf die Schreibung darf in diesem Falle nämlich insofern einiger Wert gelegt werden, als sich die Form anliegend = Anliegen ziemlich häufig belegen läßt. Nach Anfügung der Flexionssilbe -es, deren -e- dann verstummte, ergab sich unsere Form anliegen(d)s, mit und ohne d geschrieben. Außer W befaßt sich noch das DWb mit dieser s-Form. „Unter dem Volk“ erklärt es (I 403), „hört man ein anliegens (wie ein schreibens u. ä.) und schon Alberus hat scrupulus ein anliegens“. — Belege: Frankf. Reichskorr. II 918 (1517) dass unser anlygens vor nicht zu achten. 976 (1518) wir haben ... der stat von Ach anlygens .. entdeckt. — Micyllus Tacitus 124a (W) was er Anliegends gehabt. — Chron. (W) sie hat sich erhenkt, man hat nicht wissen können, was sie für ein Anliegends gehabt hat. — Pontus 34b (W) sie konnte

ihr A-s und Schmerzen wohl verbergen. — Cochläus Ein heimlich Gespräch 28 habt ir ewer anligents der gnedigen frawen fürgebracht? — Ayrer III 1574. 13 und ihr mein gross a-s wist. V 3007. 29 dass sie muss ein Anligens han. — Beispiele für die s-lose Form auf -d: Frankf. Reichsk. II 109 (1451) uwer anligende 493 (1487) hat... seiner maj. anligend erzelt. 535 (1489) eins yedes anligend. 595 (1497) ir anligende und bevelh. 628 (1497) in allen hendeln und anligend des heiligen rychs. — Geiler von Kaisersb. Post. II 7 (W) Gott weiss mein Anliegend vorhin.

anschlagens = anstoßen, an die Thüre schlagen. Reuter Schelm. 24 das A-s wollte aber kein Ende nehmen.

ansehens *a)* aspectus. DWb führt I 458 ansehens als selbständiges Wort, neutrum, an und bemerkt: „es hab ein ansehens wie es wölle Alberus, und noch heute in der Wetterau onsihns. Vgl. ein schreibens, wesens, prahlens u. s. w." Belege: Alberus Fab. Einl. 10 Der Kauffman thets darumb, das die schönen Knaben gegen dem hesslichen Esopo deste feiner a-s hetten. 42. 157 f. Ein fein ansehns Franckfurdt die Stadt | Mit jhren schönen Thürnen hat. — Ayrer I 373. 21 sagt, es hab ein a-s saur. — Simpl. II 6. 2 (876. 33) in einem langen Talar, der seiner Person ein sonderbar Zierd und A-s gab. — Daneben findet sich, und zwar bei weitem in der Mehrzahl der Fälle, ansehen. Steinhöwel Decam. 602. 25 eyn lieblich a-n gehaben. — Luther Briefe IV 479 damit es nit ein Ansehn habe oder den argen Schein. — Ayrer I 522. 13 f. dieselbig (Nürnberg) ein a-n hat. | ... als obs die stadt Corinthen sey. *b)* auctoritas: In dieser Bedeutung läßt sich das Wort öfter belegen. Sat. und Pasqu. II 36. 6 sunder hat ein a-s bei got, armen leuten mit helfen. — Polit. Korr. d. Stadt Straßb. I 170 (1525) hoher verstand und a-s, als bei e. g. ist, vermöchte solichs on sundre mieg (Mühe) und arbeit. — Micyllus Tac. 89 b (W) den Schein und das A-s des alten Stands. 98 b (W) hatten ihr alte A-s und Gewalt. — Ayrer I 255. 5 die im reich ein a-s habn. Prozeß 385 (W) bei dem von der (weder? Druckfehler?) Billigkeit noch Gleichheit kein A-s hat. — Simpl. II 6. 3. (885. 17) hatte derowegen desto weniger A-s und Credit daselbsten. — Malß Volkstheater in Frankf. Mundart Bogen 35, Seite 51 (1850, DWb V 484) mit einer pfeife kann man sich hier kein a-s geben.

ansprechens = Anrede, Forderung, Vorstellung. Urkundenbuch zur Gesch. der Bischöfe v. Speyer, Jüngere Urk. 635 (1572) kein ferner suchens, noch a-s haben.

anstoßens = offendiculum (Vulgata). Eck 3 Mos. 19 (W) vor den Blinden lege kein A-s.

ansuchens = Ansuchen. Frankf. Reichsk. II 795 (1510) a-s thun. — Polit. Korr. d. St. Straßb. I 88 (1524) ... red und a-s besehe. 396 (1529) ob glicher gestalt bi eim er. rat bi euch a-s bescheen. 542 (1530) das wir ... weiter a-s thäten.

antragens = Antrag. Reichsabsch. 177 (Ausg. 1607) bey uns a-s gethan haben.

anziehens = Heranziehung. Frankf. Reichsk. II 613 (1497) mit vil a-s alts herkumens.

appellierens = Appellieren. Weist. V 516 es soll ... kein frevelsach einichen usszug oder a-s haben.

aufenthaltens = Aufenthalt. Geiler v. Kaisersb. Pass. 5 a so hon sie doch ein uffenthaltens des lebens. — Ohne s: Rappoltsteiner Urkundenbuch V 298 (1482) dadurch die sach in gut uffenthalten ist.

aufhebens *a)* aus der Fechtersprache hergenommen und in der Phrase viel, ein aufhebens machen noch heute geläufig. In Wörterbüchern zuerst bei Stieler (1691) gebucht. Er sagt darüber 806: „in arte pugillatoria est colligere arma cum ceremoniis quibusdam, quod dicunt ein aufhebens machen". Ähnlich Frisch I 431 (1741): „Das Aufheben, oder die Aufhebung, elevatio, viel Aufhebens machen, viel Zubereitung zum Kampf

machen. als die Klopf-Fechter, ridiculam adhibere praeparationem ad pugnam inanibus gesticulationibus arma ad duellum arripere". Adelung I 498: „Aufheben . . 2) figürlich, erheben, d. i. rühmen, efferre, exaltare. Diese Bedeutung ist zwar im Hd. schon veraltet, indessen ist doch der Inf. in Gestalt eines Subst. noch davon übrig geblieben, wo viel Aufheben oder viel Aufhebens von einer Sache machen soviel bedeutet als viel Rühmens von derselben machen, oder in weiterer Bedeutung, sie als sehr wichtig vorstellen". Campe I 234 wiederholt, was Adelung gesagt. DWb I 653 endlich erklärt viel aufhebens machen aus aufgehebe bei den Klopffechtern = Beginn der Fechterstreiche, Aufheben der Schwerter. Viel aufhebens machen = prahlerisches Aufheben, Emporheben der Waffen. Ähnlich S. I 717, Weigand I 95 und Paul 36. — Belege: Garg. 402 . . wider zu seiner Kreutzstangen, mit der macht er ein auffhebens und satzt sich wider zu Pferd. — Ayrer II 1003. 27 Bechting nimmt eins (ein Fechtschwert), macht ein auffhebents, gibt dem Jungen auch eins, thun ein gang zusammen. — Simpl. I 7. 1 (1013. 19) ein neues lächerliches a-s zu machen. — Abraham a S. Clara, Totenkapelle 29 (1711) mit allerley Schlitten allerhand Aufhebends machen. — Rabener Satiren III 44 (1759) davon macht man so ein A-s. Werke II 272 (DWb) von einem gewonnenen processe viel a-s machen. — Lessing Dramaturgie 46 (Hempel VII 249) was für ein A-s machen sie von der Regelmässigkeit. Em. Galotti I 6 auch war nicht viel A-s davon zu machen. — Wieland XX 60 (Hempel) so viel A-s und Prahlens davon machen. — Benedix XII 108 (S) mit A-s, nach S I 717 soviel wie mit übertriebenem Ausdruck. — Sitzung des württ. Landtags vom 9. Mai 1901, Stenogr. der Rede des Abg. Haußmann Seite 16 das Andere das ist eine Sache, wegen der man nicht so viel A-s machen soll. — Frankf. Ztg. 1902, Nummer 154, 1. Morgenbl. kleine Druckfehler, wegen deren man kein A-s macht. — Bei Lessing blickt noch der alte Sinn dieser der Fechtersprache entnommenen Wendung durch. X 239 (DWb) Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Göze, nach so langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen und bei der Klinge bleiben zu wollen. *b)* = Einkommen, veraltet. Sat. und Pasqu. III 106. 34 die haben so vil a-s, dass man von des wenigsten closters aufheben die armen dürftigen in der selben stadt davon enthielt. — H. Sachs I 350 c (W) das ihr A-s nicht vermag. — Demgegenüber hat Frank Weltbuch 8 a darauss der künig von Portugal ein gross auffheben hat, an gold und öl. W I 654 giebt hierfür falscherweise ebenfalls die s-Form an. *c)* = Ausnahme, ebenfalls veraltet. Zollikofer Messia 131 (W) dass keine Regel so gewiss, die nicht ein A-s habe. 172 Regel, die nicht ein A-s habe.

aufhörens = Aufhören. Ayrer IV 2557. 33 weil doch kein auffhörens will sein. — Reichsabsch. 104 (1607) also, dass zu besorgen, kein auffhörens da sey. — Demgegenüber findet sich die s-Form als zweifellos ursprünglicher Gen., abhängig von nicht (wie bleibens), bei Ayrer I 438. 28 so ist keines auffhörens nit. III 1919. 21 will denn noch keins auffhörens sein.

aufkletterns = Aufklettern. Simpl. I 1. 16 (106. 2) dahero war ein unauffhörliches Gegrabel und auffkletterns an diesem Baum.

aufmerkens = Obacht, Achtung, eine der am frühesten vorkommenden s-Formen der ersten Gruppe. Reichsabsch. Augsburg C 4 b (1500, DWb) a-s haben. — Polit. Korr. d. St. Straßburg I 329 (1529) ufmerkens haben. 472 (1530) gut achtung und ufmerkens haben. — Reichsabsch. 99 (1607) sol ein Notarius, der darzu gebetten wird, auffmerckens haben. 146 fleissig auffmerckens, kundschafft unn erfahrnuss, zu jeder Zeit der massen haben. — Daneben ohne s: Frankf. Reichsk. II 320 (1474) uffmercken hätt. 610 (1497) wolten sie ufmercken haben. — Fürstenberg. Urkundenbuch VII 232 (1488) sodann soll er zu den gerichten . . . uffmercken haben. — Polit.

Korr. der St. Straßburg I 190 (1526) ir fleissig ufmerken haben. 519 (1530) lautet die Wendung vleissig ufmerkung haben. — Halsgerichtsordn. Karls V. 9 fleissigs uffmercken habenn.

aufnehmens = Zunahme, siehe abnehmens.

aufschneidens machen = prahlen, vorlügen, hergenommen von der Bedeutung bei Tische aufschneiden, vorlegen, auftischen, woraus sich die gangbare Vorstellung des Prahlens und Vorlügens, meistens doch in einem leichteren, heiteren Sinn, zu entfalten scheint (DWb I 728). Belege: Simpl. I 7. 1 (1017. 1) viel A-s machen. — Schuppius Schr. 162 als der Teufel so gross Auffschneidens machte, dass Hiob noch nicht recht probirt sey. — Reuter Schelm. 5 ich habe aber Zeitlebens kein Geprahle oder A-s davon gemacht. 117 was der Frembde vor Wesens und Auffschneidens vor dem Mastix-Wasser machte.

aufsehens = Aufmerksamkeit, Achtsamkeit, eine der am frühesten belegbaren s-Formen. Lange Zeit schwanken s- und s-lose Form. Im Laufe des 16. Jahrh. dringen diese Formen, die aus der Urkundensprache stammen, in die übrige Sprache ein. Doch finden sich daneben stets auch noch die s-losen Formen. Später, im 18. Jahrh., tritt aufsehens auch nach viel auf. Es hält sich in dieser Gestalt, die an den Gebrauch der Infinitive unserer 2. Gruppe erinnert, noch längere Zeit. Wieland verwendet es so mit Vorliebe. — Die Wörterbücher nehmen von aufsehens keine weitere Notiz, nur Campe I 260 sagt: „Oft wird es (aufsehen) auch in den zweiten Fall gesetzt. Viel A-s machen", und S Ergänz.-Wb. 474 bemerkt: „Das bergmännische Aufsahn's verlangt, daß der Reisende aus dem Wege gehen solle". — Belege: Frankf. Reichsk. II 181 (1461) das dester mynner uffsehens daruff . . . sij (mynner = minder, nach DWb VI 2225 in älterer Zeit als Subst. mit dem Gen. verbunden). 430 (1486) uffsehens haben. 618 (1497) het yderman ufsehens. 668 (1502) obsehens zu haben. 839 (1511) uff eyn erbaren rat gnedigh ufsehens haben. Daneben in den gleichen Denkmälern noch häufig ohne s: 153 (1461) und ewr a-n auff uns . . . habet. 192 (1461) ein uffsehen haben. 234 (1463) unser offsehen off sin gnade haben. 491 (1487) aufsehen . . . darin zu haben: 552 (1491) ewer a-n habet. 736 (1507) ein . . . houptman . . ., der doch uff den obersten feldhouptman uffsehen haben und ime gehorsam sin soll. 808 (1510) auff sollich sachen auffsehen haben. Ähnlich Urkundenbuch der St. Freiburg II 644. 673 und 675 (1499) uffsehen haben. — Notariatsordn. 1512 § 14 (DWb) fleissig a-s haben. — Reichsabsch. Augsb. B 3 b, C 1 b, E 2 a (1500, DWb) und des in iren ampten und bevelhen fleissig a-s zuhaben. Augsb. C III d (1530) trewlich und fleissig auffsehens haben. — Halsgerichtsordn. Karls V. 25 ein ufsehens haben. 28 vleissigs uffsehens haben. — Schwarzenberg, Büchl. v. Zutrinken 31 das man dester mer auff sehens gegen ihne habe (mer c. gen., vgl. DWb VI 1872 f.) — Staatspapiere Karls V. 256 (1538) und habe noch diese zeyt seyn f. g. daruff trewlich uffsehens lassen habe. 469 (1551) das sy fur ander stende ir sonder fleissigs a-s unnd sorg haben sollen. 473 (1551) wie dan auch ir kay. mt. furnemblich solchs a-s gehabt. — Weist. II 674 (1622) der sall darauf ein ufsehens haben. Eb. darin sollen die ambtleuth ein a-s haben. V 276 (1663) ein fleissig ufsehens haben. 643 (16. Jahrh.) ein sonderlichs ufsehens haben. 644 ein ieglicher soll feurs halb in seinem haus vleissig ufsehens haben. Daneben I 58 (1572) ein flyssig ufsehen haben. III 14 ein auffsehen haben (zweimal). — Luther IV 529 b (DWb) man hat mer a-s auf die grossen gewaltigen hansen, denn auf die armen leute. Sonst bei Luther gewöhnlich aufsehen, z. B. I 251 a II 143 b 348 b IV 90 a V 312 b (DWb). — Stades Reisen 120 (1556) wurd mir bofolhen gute wacht und auffsehens drein zuhaben. — Galmy 329 (DWb) er gedacht, wie er sich von dannen machen könnt, dieweil auf in alles volk ein a-s hatte. — Ayrer II 1305. 8 auffsehens, was

kleine Leüt sindt! 1310. 26 dardurch sie ihr auffsehens macht. — Kirchhof militaria disc. 145 (DWb) denen allen gut a-s zu haben gebüret. — Reichsabsch. 11 (1607) ein auffsehens zu haben. 42 Auffsehens und arbeit anwenden. 97 wol und fleissig auffsehens haben. Eb. die Notarien sollen auch auffsehens haben. 98 sollen eygentlich auffsehens haben. 114 ein besonder gehorsames auffsehens haben. Ähnlich 118. 158. 190. 202. 228. 239. 241. 255. u. s. w. Demgegenüber aufsehen auf Seite 35. 48. 73. 107 u. s. w. — Reuter Schelm. 29 was war vor a-s da. 41 es möchte so ein gross A-s bey denen Leuten erwecken. 54 was war vor a-s da bey den Leuten. 64 dass es ... gross A-s ... erweckte. 73 es hätte nur A-s von den Leuten erweckt. 106 was erweckte das Ding .... vor gross A-s. Einmal kommt bei ihm eine von diesen abweichende Form vor: 53 was war vor ein Aufgesehe von dem Volke. — Wieland XXIII 42 (Hempel) Dinge ..., die zu ihrer Zeit so viel A-s in der Welt gemacht haben. I 143 (DWb) Alcibiades, der in unseren Zeiten so viel A-s gemacht hat = soviel Blicke auf sich gezogen hat. Horazens Briefe I 131 scheinen daher viel A-s .... gemacht zu haben. II 243 die Wuth, mit einer Art die A-s macht zu sterben, wird darum ihn nicht verlassen.

aufstehens = Aufstehen. Hederich Lex. mytholog. 1548 (1724) gab ihm Achilles einen Schwinderling, dass er das A-s vergass.

aufwischens = sursum elabi, rasch auffahren. Fastnachtsspiele I 275. 31 sich, was a-s hebt sich dort?

aufziehens = aufziehen, procedere (von Truppen). Frankf. Reichsk. II 949 (1517) aus dem (sc. Schreiben) ... khan ich dass uffenziehens nicht vermircken (= entnehmen).

ausbleibens = Ausbleiben. Frankf. Reichsk. II 975 (1518) ob ir aussblybens bey keys. maj. oder sonst bedacht werth.

auskommens *a)* = Einkommen. Sat. u. Pasqu. III 142. 7 (1524) wie wol ir ain fürstlichs ausskommens habt. — Ayrer V 3319. 13 ein gutts Ausskumbens bschörn und geben. *b)* = Auskommen. Göthe Briefe W IV 3. 19 Herzogin Louise lässt Ihnen sagen: Sie möchten bald wieder gesund werden, denn ohne Sie sey kein A-s.

ausreitens = Ausreiten. Simpl. II 2. 14 (236. 14) dannenhero gab es viel Aus- und Einreutens.

ausspeiens = Ausspeien. Wickram Rollw. 49. 28 und warde ein gross a-s und fluchens under jnen.

backens = Gebackenes, gehört, wie § 7 gezeigt, eigentlich nicht hierher. Bezeugt bei Maaler 49 und Stieler 75. H. Sachs Fastn. Sp. 67. 120 pachens, gebratens und gespiktes. — Faustbuch 90 die waren von allerlei wildbret, bachens und dergleichen.

bartwischens = Bartwischen. Simpl. I 5. 17 (772. 15) ohne schnauffens und Bart-wischens. II 1. 8 (57. 5) ohne schnaubens und B–s.

bedauerns = Bedauern. Polit. Korr. der St. Straßburg I 333 (1529) dorümb [habe] ich ein bedürens mit in.

bedenkens = Bedenken, seit etwa 1490 in der s-Form belegt. Eine befriedigende Erklärung ist in diesem Falle sehr schwierig. Weder nach einer Negation noch nach viel treten die s-Formen zuerst auf, vielmehr sind sie gleich beim ersten Vorkommen nach ein zu belegen. Die Urkunden der Frankf. Reichsk. bieten die frühesten Belegstellen. Ayrer, der unsere s-Formen im allgemeinen ziemlich bevorzugt, kennt bedenkens nicht, im Simpl. erst tritt es uns nochmal sehr häufig entgegen, um später um so eher zu verschwinden. Belege: Frankf. Reichsk. II 525 (1489) darauff hait (= hat) unser gnedigister herre ... ein bedenckens begert. 535 (1489) ein bedenckens genomen. 555 (1492) eyn bedenckens genommen. 943 (1517) bedenckens ... genomen. Daneben zahlreiche Beispiele für die s-lose Form: II 168 (1461) das man sich daruff ein bedencken und besprechen neme. 391 (1479) und 531 (1489)

ein bedencken genomen. 467 (1487) ein bedengken genommen. 471 (1487) ein bedengken ... genomen. — Polit. Korr. der St. Straßburg I 286 (1528) bei den stetten b-s zu haben. 372 (1529) der handel wer swer und neme b-s. — Ayrer IV 2705. 23 wolt ich nicht vil bedenckens han. Ohne s I 660. 16 und II 1363. 16. — Winkelfelder, Verdeutschung des Ulenhart 185 (DWb) wann ... er zu antworten nit bedenckens [hat]. — Simpl. I 1. 17 (110. 5) so seyt ihr aber alsdann gemeiniglich schon so abgelebt ..., dass man Bedenckens haben muss, euch zu befördern (Ausg. 1669, 71, 84 und 1713 lesen bedencken). I 1. 22 (134. 10) trug derowegen Bedenckens, so grosse Verehrungen anzunemmen. II 3. 1 (331. 9) trug ich Bedenckens (spätere Ausgaben Bedencken). II 3. 3 (343. 7) und ich etwas vom Tisch hinwegzunehmen Bedenckens trug (wie vorhin). II 3. 8 (393. 31) wann ich noch mehr mit ihnen zu reden kein Bedenckens getragen. II 4. 7 (551. 14) massen anderer Gestalt ich Bedenckens tragen würde. II 4. 16 (629. 30) welches ich ihm auch zu sagen, noch zur Zeit bedenckens trüge. II 5. 16 (848. 25) dass sie Bedenckens tragen. Ohne s: I 4. 17 (619. 18) dass du Bedencken trügest. — Moscherosch Phil. 238. 16 unnd kostet mehr bedenckens. — Bedenken ohne s findet sich noch Weist. I 770 (1488) dieselben ... eyn b-n namen. — Heinr. Jul. von Braunschw. Schauspiele 350 bedencken tragen. — Königsb. Dichterkreis 219 kein bedencken tragen. — Gryphius Horr. 41 und 61 kein Bedencken tragen. — Weise Erznarren 94 der wirth gab hierauff sein bedencken darzu. 132 es trug Eurylas auch bedencken. Weitere Beispiele im DWb. Stieler 292 gedenkt dieser s-losen Form: „In dieser Sache ist kein Bedencken, in hac causa dubitatio nulla est". Die Form bedenkens wird in keinem Wörterbuch besprochen.

bedünkens = Bedünken, in Verbindung mit gut = Gutachten. Frankf. Reichsk. II 400 (1480) das ir ... äwer meinung und gut bedunckens wol berichtet. — Reichsabsch. 101 (1607) ... etliche jhr wol bedünckens uns fürbracht und angezeigt. — Die Wendung meines Bedünkens = meâ quidem sententiâ gehört nicht hieher.

befehlens = Befehl, Auftrag. Göthe Stella 4 (W I 11. 177) die Mamsell hat schon ein Laufens, ein B-s heut verführt, dass es unleidlich war.

begehrens = Begehren, Wunsch. Weist. II 72 (1570) so sullen die herren vom dhoime (= Dome) uff ihr begerens sulches vergünnen.

beisehens = Gegenwart. Weist. III 126 (1682) in b-s beiderseits mahlleute.

beiwesens = Anwesenheit. Weist. II 549 in beywesens der scheffen.

benügens = Genügen, Zufriedenheit. Staatspap. Karls V. 256 (1538) das yr kay. mt. darob b-s tragen solte.

betens = Beten. Ayrer III 2020. 34 ich hab nie vil B-s verbracht.

bewendens = Bewenden. Ayrer IV 2655. 1 so hat es sein b-s wol.

blasens = Blasen. Moscherosch Phil. 137. 14 doch hatte der Bläser gewiss wenig Athem mehr im Leib, dann es war ein elendes B-s.

bleibens = Bleiben, eines der wenigen Worte, deren s-Form in Wörterbüchern Berücksichtigung gefunden hat. Stieler 192 erwähnt außer Wendungen wie meines bleibens ist nicht mehr hier, die nicht in erster Reihe in unsere Betrachtung gehören, die Wendung auf Erden ist kein Bleibens, nulla mansio in terris. Frisch I 107 führt an wir haben in der Welt keines Bleibens, oder keine bleibende Statt, natura diversorium nobis non habitando locum dedit. Adelung I 1061 verzeichnet eine Redensart, welche nach seiner Ansicht „unter den Bergleuten üblich" ist und lautet sein Bleibens an einem Orte behalten. Die Entstehungsgeschichte dieser s-Form ist unklar. Vielleicht liegt, wie schon oben (§ 4) bemerkt, Analogie nach ähnlichen Ausdrücken wie stillhaltens vor, vielleicht aber auch Analogie nach Wendungen wie hier ist meines Bleibens nicht (s. u.): Der Gen., der in den letzteren ganz am Platze ist, wäre danach auch in Formen nach ein, kein eingedrungen. — Belege: Sat. u. Pasqu., I 10. 104 f. der fro ist dass er möge han | Ein b-s,

darzu sich erneren . . Schade, der Herausgeber der Sat. u. Pasqu., hält es für nötig, diese Stelle in den Anmerkungen (Seite 183) wie folgt zu erklären: = der froh ist, dass er nur eine sichere Stätte, ein Obdach hat, wo er bleiben kann. Unter den sprachlichen Eigentümlichkeiten, die er besonders zusammenstellt, führt er die Form bleibens aber nicht an. — Ayrer I 85. 15 wenn wir kein eigens b-s han. — Göthe Stella 5 (W I 11. 192) für mich ist kein B-s. Ital. Br. W IV 8. 37 die Begierde nach Rom zu kommen war so gross, . . . dass kein B-s mehr war. Ausg. letzter Hand 27. 202 schreibt hier Bleiben. Eine diese Form begründende Lesart fehlt aber in W. Gedichte W I 3. 57 mein Ort hat ke' B-s, | Mei B-s ken' Ort. Götz v. Berl. Bühnenbearb. V 10 (W I 13. 340) hier ist kein B-s mehr. Ohne s bei Göthe: Egmont 5 (W I 8. 291) auf Erden ist kein B-n mehr für mich. Das DWb bemerkt dazu: „kein bleiben bei Göthe scheint vorzüglicher als kein bleibens". — Mörike, Maler Nolten 398 und 452 (S) wo ich denn selbst mein B-s haben werd. — Gutzkow, Ritter v. Geist II 130 (S) ich kenn kein B-s mehr. — Die s-Form in Wendungen wie hier ist meines Bleibens nicht ist unzweifelhaft eine genetivische. Nach Heyse Lehrb. der deutschen Sprache II 191 können wir darin ein Überbleibsel des Gebrauches von nicht als Subst. erblicken. — Das DWb II 95 will hier wie bei essens Zeit ergänzen. Mir scheint die erstere Deutung, die auch allgemeiner ist, annehmbarer. Da hier also ein zweifelloser Gen. vorliegt, so gehört die s-Form eigentlich nicht zu den von uns betrachteten. In Wörterbüchern ist sie seit Stieler gebucht, Maaler kennt sie noch nicht. Belege im DWb. Außerdem Fastnachtssp. I 127. 7 wann unsers b-s nimmer ist. 153. 10 nit lenger unsers beleibens ist. — J. Nazarei Vom alten und neuen Gott 41 (1521) dann so ist keins blibens mer. — Waldis Streitged. 11 meins b-s war nicht mehr. 42. 62 dann meins beleibens war nit merr. — Alberus Fab. 14 als sie das höret, war ihrs b-s nicht länger. 40. 319 da war meins b-s lenger nicht. — Scheidt Grob. 3469 seins b-s leider nit mehr was. — Garg. 366 hie ist meins b-s nit mehr. 426 unsers b-s ist nicht mehr hie. — Faustb. 85 also dass ihrs b-s nicht länger allda war. — Heinr. Jul. v. Braunschw. Schausp. 436 (1594) auff dissmahl ist meines pleibens nicht lenger hier. Aber 125 (1593) meins bleiben ist nicht hie. 190 (dieselbe Stelle in verkürzter Bearbeitung) meines b-s ist nicht hie. — Ayrer III 2079. 13 alda ist meines b-s nit. IV 2353. 20 allda ist unsers b-s nit. 2525. 21 nun ist allhie meins b-s nit. V 3197. 13 allda ist meins Pleibens nit. 3199. 30 so ist meins Pleibens gar nit lang. — Venusgärtlein 6 (1656) meins B-s ist nicht hier. — Simpl. I 5. 20 (787. 20) da wird meines Verbleibens nicht lang seyn. II 3. 15 (450. 21) derowegen war daselbst seines b-s nicht mehr. — Reuter Schelm. 107 dass meines B-s nicht länger bey sie seyn wolte. Noch bei den Klassikern und in unserer heutigen Sprache ganz geläufig.

bölkens = knurren. Reuter Schelm. 95 hätte man schön schreyens und bölckens in meinem Magen gehöret.

brastlens = Prasseln. Scheidt Grob. 262 f. darzu ists auch ein grober sitt | ein b-s mit der nass zumachen. DWb. II 308 zitiert brastlen.

bratens *a)* = Braten, subst. Inf. Simpl. II 1. 5 (35. 10) da ging es nun an ein Feuer machens, siedens und b-s. *b)* = Gebratenes, Part. Prät. Vgl. § 7. H. Sachs F. = Schw. III 79. 4 ff. der disch war zu pereit mit mangerleyen | köstlichen prattens uberaus | und anderem vorat. — Scheidt Grob. 896 es schmack nach brattens oder fischen. 3011 es sei von b-s oder fischen. — Faustb. 90 als sie erstlich mit hühnern, visch und b-s, doch schmal genug traktirt worden. — Ayrer III 1934. 16 tregt ein stück kalts b-s. V 3143. 6 wenn das B-s einkauffet ist. 3144. 23 wo aber das B-s ist. 3145. 6 sag mir! wo ist das B-s dein? 3145. 24 das B-s ist noch kalt. 3147. 13 das B-s sey noch kalt. 3147. 32 f. dass das B-s ohne feure | kän

braten nimmermehr. — Daneben findet sich die s-lose Form, besonders noch bei H. Sachs, ziemlich häufig, z. B. F.-Schw. 287. 13 ein kalt stück Bratn (vgl. oben Ayrer III 1934. 16). III 132. 11 als man das pratten seczet auf. U. a. m.

brechens = Zerwürfnis. Weist. VI 187 dar nah sol man vragen, ob di pauleut icht prechens haben an dem smit.

buckens = Bücken, Verbeugen. Simpl. I 1. 34 (178. 22) als mein Herr in Haus-ehren kam und zum Saal eingehen wollte, hörete die Wuth eben auff, ohne dass sie noch ein b-s und duckens mit den Köpffen und ein kratzens und Schuhschleiffens mit den Füssen auff dem Boden machten.

buhlens = Buhlen. Ayrer V 3106. 2 f. ich will euch bulens geben | und euer Regel lehrn.

dillens dellens = albern reden. Luther III 446 (Jenaer Ausgabe) darumb ists ein lauter tillens tellens, und unnütz Gepleuder.

disputierens machen, ähnlich wie aufhebens, redens machen. Faustb. 41 und were hierinnen nicht viel d-s mit dir. — Hollonius somnium vitae hum. 882 (1605) der wolt viel d-s machn. — Simpl. II 3. 8 (394) die . . viel disputirens machten.

duckens = sich ducken, siehe buckens.

einkommens = Einkommen, ursprünglich wohl als Gen., abhängig von einem Zahlwort (er hat 100 Gulden Einkommens) oder viel, gebraucht. Sat. u. Pasqu. II 86. 7 (1521) denn zu den selbigen zeiten haben wir gar wenig einkumens, tribut oder nutzung von der welt empfangen. — Staatsp. Karls V. 470 (1551) dieweil das reiche nit vil sonders einkomens hat. — Wickram Rollw. 56. 6 wie sy so vil inkommens hette. 144. 24 zu dem hab ich an pfennig gülten auch sovil einkummens. — Ayrer III 1700. 32 so soll er . . . alles e-s nemen ein. 2050. 2 und ihn dadurch e-s machen. IV 2604. 31 ein solchs gross e-s mit Ehrn. 2702. 1 und hab schon ein e-s gut. V 3233. 31 und Ander mein E-s tragen. — Reichsabsch. 84 (1607) wo aber Geistliche Personen seynd, der einer ein Jahr e-s hat under fünfftzig gülden. Eb. die da jährlich e-s haben under zwey hundert gülden. — Moscherosch Phil. 55. 3 dann ja ein Scherge sonst kein ander E-s oder Renten hat. — El. Charl. Briefe 88. 113 (1698) es ist schadt, dass Churpfaltz nicht viel e-s hatt.

einreitens = Einreiten, siehe Ausreitens.

einsehens = Einsehen, Einsicht. Nur im DWb gebucht. Stieler 2024 hat Die Obrigkeit muss hier ein Einsehen haben, jndiciis vindicanda sunt haec peccata. Campe ähnlich. Im allgemeinen gilt das bei aufsehens Gesagte: Belege seit etwa 1500 in Urkunden- und Kanzleisprache, ohne daß die Priorität der Formen nach nicht sich nachweisen ließe. Während aufsehens später, im 18. Jahrh., auch nach viel erscheint, hält sich einsehens nicht so lange, hat auch nie viel vor sich. Belege: Frankf. Reichsk. II 616 (1497) notdurftig insehens und handlung thun. Daselbst noch ohne s 725 (1507) das . . . notturfftigs insehen bescheh. 921 (1517) statlichs und fleissigst e-n der sachen thun. — Polit. Korr. der St. Straßburg I 88 (1524) das man . . . ein gepurlichs insehens hett. 135 (1525) wo nit ein ernstlichs inseens do geschiet. Eb. das so ein dapfer inseens gesche. 139 (1525) insens thuon. 178 (1525) ein insehens ze haben. 266 (1526) ein gnedigs und gepurlichs insehens zu haben. Daneben ohne s 27 (1519) ein furstlich insehen tuen. 45 (1521) dass man ein jnsehen dar jn soll haben. 111 (1525) ein solichs gebürlichs frintlich insehen haben. 144 (1525) ein gnadiclich insehen haben. 293 (1528) insehen zu haben. 450 (1530) eins genedigs insehen thun. — Luther Briefe II 335 (1523) E-s zu thun. — Reichsabsch. Augsb. A III γ (1530) gebürlichs e-s zuthun. C II α e-s zu haben. D II α innsehens zuthun. D III α mit fleiss innsehens haben. Eb. gebürlich innsehens und reformation zuthun. E III α gnedigs innsehens zu haben. F α solch ringerung und gebürlich e-s sei dann zu vor be-

schehen. Regensb. B III γ (1532) gebürlich innsehens zuthun. D a e-s haben. Eb. e-s thun. Speyer A III γ (1544) damit . . . gebürlichs e-s geschehen möcht. Eb. billich und gepürlichs e-s verschafft werden. Ohne s Regensb. A III γ (1532) eyn innsehen haben. Ähnlich C β. C III β. Speyer F III γ (1542). — Sat. u. Pasqu. II 20. 6 insehens zu haben. — Halsgerichtsordn. Karls V. Vorr. 4 (1532) muglichen fleiss unnd e-s zu haben. — Staatsp. Karls V. 435 (1550) dermassen e-s zu haben. 466 (1551) wa nit zeitlich unnd stattlichs e-s geschehen were. — Reichsabsch. Augsb. 17b (1566, DWb) alles möglich e-s zu haben. — Ayrer II 1202. 9 mit euch kan man e-s han. — Reichsabsch. 49 (1607) dass auch ernstlich e-s durch ihn gethan. 55 e-s zu thun. 57. 104. 105 (zweimal). 115. 135. 166 f. 177. 194. 200. 203. 204 (zweimal). 209. 218. 220. 221 (zweimal). 225 (dreimal). 227 (zweimal). 239 f. 249 u. s. w. e-s thun oder haben oder beschehen. Daneben einsehen 113. 164. 173. 176. 251 u. s. w. — Wertheimer Dedukten I 247 (1618, DWb) dass gott im himmel derenwegen ein e-s haben sollen. — Zinkgref Apophthegm. V 22 (1626, DWb) hat er selbs ein e-s darüber haben wollen. — Weist. I 480 ein insehens zue habenn. — Iffland Die Jäger III 2 der Herr Amtman, sollte ein E-s haben.

erbietens = Anerbieten. Sat. u. Pasqu. III 134. 8 dein hoch e-s ist umb sus. — Hartm. v. Cronberg 93 (1522) und mein erbiettens angenommen haben. Der Herausgeber, der erbietten? hinzufügt, scheint einen Druckfehler zu vermuten? Vgl. § 2 Schluß. 130 (1523) mein underthenigs bitlichs flelichs ansuchen und itzgemelts überflüssigs e-s. Zwei andere Hss. schreiben hier erbieten. — Melanchthon Vorr. zur Augsb. Konf. (DWb) B 3 so wäre e. k. maj. gnedigs e-s zu fördern und zu handeln. — Staatsp. Karls V. 258 (1538) angesehn ir gethon e-s. Gen.?

erfahrens = Erfahrung, Benachrichtigung. Polit. Korr. der St. Straßb. I 306 (1528) und mocht deshalb der gesant bi andern der stet gesanten erfarens haben. 537 (1530) ir vertruwt erfarens in der geheim darnoch zu haben.

erforderns = Forderung. Frankf. Reichsk. II 945 (1517) uff sein e-s und vertrostung.

erhebens machen = aufhebens machen. Göthe Naturw. Korresp. II 160 (Ausg. Bratranek) dieselbe Pflanze, von welcher der russische Generalkonsul Langsdorf so viel E-s . . . macht.

ersuchens = Ersuchen, Gesuch, siehe anlangens.

essens = Essen, vgl. § 6. Maaler kennt Wendungen wie vor, nach, über essens noch nicht. Stieler 894 dagegen vor Essens wird kein Tanz, nemo saltat sobrius, nisi forte insaniat. Frisch I 233 weiß nur von Essens Zeit. Adelung I 1973 erklärt unsere Formen für oberd.: „vor dem Essen, nach dem Essen, im Oberdeutschen vor Essens, nach Essens“. Die Erscheinung war aber, wie wir sehen werden, durchaus nicht ausschließlich oberd. Heinatz Antibarb. 396 hält Essenszeit für falsch und meint, es „muß Zeit zu essen oder allenfalls Esszeit heißen“. S will bei nach Essens Zeit ergänzt wissen, ähnlich DWb III 1168: „Man sagte sonst vor essens, nach essens, mit ausgelassenem Nomen zeit, wovon die Gen. abhängen, wie in vor mittags, nach mittags, über nachts, unter tags, schwedisch i aftons, i morgens“. Belege: *a)* vor essens Eulensp. 32 (1515, Ausg. 1519: vor essen). — Polit. Korr. der St. Straßb. I 285 (1528). — Gersdorf Feldbuch der Wundarznei 21 (1528, DWb). — Ayrer I 606. 8. — Gisander Irrg. der Liebe 399 (1740, DWb). — Zelter Briefw. mit Göthe III 147 (1820). *b)* nach essens Frankf. Reichsk. II 307 (1474). 743 (1508). — Gersdorf Feldbuch der Wundarznei 21 (1528, DWb). — H. Sachs Fastn. Sp. 7. 24; 57. 105. — Waldis Esopus IV 4. 18. — Schertlin Briefe 60 (DWb). — Thym Thedel v. Wallmoden 1437. — Scheidt Grob. 2489. 4176. — Mathesius Pred. 98 b (1571, S). — Ayrer II 1146. 20. *c)* über (= nach) essens Thym Thedel

v. Wallmoden 1341. — Zinkgref Apophthegm. I 185 (S). *d)* vor essen Steinhöwel Decam. 45. 30. — Eulensp. 32 (1519). *e)* nach essen Steinhöwel Decam. 249. 22. — Eberlin v. Günzburg I 109 (1521). — Polit. Korr. der St. Straßb. I 333. 338 (1529). — Rebhun Dramen 24. 283 (1536). — Ayrer IV 2491. 14. *f)* uber essen Moscherosch Phil. 71. 15. *g)* vor dem Essen Moscherosch Insomnis cura par. 98. — Elis. Charl. Briefe 88. 304 vor undt nach dem Essen. *h)* nach dem Essen Frankf. Reichsk. II 686 (1505). — Hock Blumenfeld 73 (1601) zwier zweymahl wasch die Hende, | Vor nach dem essen auch. — Moscherosch Insomnis cura par. 99. — Silesius Seelenlust 246 (1657). — Simpl. II. 3. 3 (343. 11). II 3. 5 (362. 18). II 4. 5 (541. 30). — Elis. Charl. Briefe VI 185. 195 f. 257. 259. 411. 422. *i)* Essenszeit Theuerdank 13. 74 (nom.). — H. Sachs F.-Schw. III 126. 29 (nom.). — Scheidt Grob. 4797 (nom.).— Wickram Rollw. 22. 7 (umb essens zeit). — Faustb. 74 (nach essens zeit). — Heinr. Jul. v. Braunschw. Schausp. 35. 174. 564 (nom.). — Ayrer I 297. 14; 618. 25. II 839. 9. IV 2393. 10. V 2952. 27 (nom.) — Zesen Adriat. Rosemund 130. 183 (nom.). — Simpl. I 3. 15 (467. 4). II 3. 12 (421. 17, nom.). *k)* Essenzeit Steinhöwel Decam. 43. 2; 472 34 (umb essen zeit). 477. 30; 478. 13; 517. 4; 517. 13 (nom.). 587. 16 (auf essenczeite). — Eulensp. 126 (nach essen zeit). — Moscherosch Insomnis cura par. 102 (nach Essenzeit). *l)* essens als Nom., nicht zu den unter *a* bis *k* angeführten Fällen gehörig, vielmehr eine Bildung wie z. B. aufkletterns, blasens. Ayrer II 1346. 34 es wird nicht Küchleinsessens sein. V 3192. 14 bis dass Essens werd bereyd, aber 3192. 20 biss man dass Essen Uns bereydt.

fahens = Fangen. Reichsabsch. 129 (1607) wie ... manigfältige Beschädigung, f-s, raub, nahm und brand, wider unsern Landfrieden, beschehen und geübt werden.

fantasierens = fantasieren. Cochläus Ein heiml. Gespräch 28 (1538) vil leckens und f-s.

fechtens = fechten. Fastn. Sp. I 284. 31 o frau, wass f-s und was ringen, | Rennes, stechens, danzen, springen.

federlesens machen, viel = viel Umstände machen, erst verhältnismäßig spät belegt, am spätesten von allen solchen Wendungen. Heute noch, mit oder ohne viel, gang und gäbe. Maaler verzeichnet die Form noch nicht, Stieler 1166 sagt Es gilt hier kein F-s, haec res nullam dilationem patitur, cunctationem non recipit. Frisch I 253 nicht viel F-s machen, non circuitionibus uti, non adulari. Adelung II 65 „Viel F-s machen, im gemeinen Leben, zaudern". Campe II 33 viel F-s machen, viel Umstände machen, zaudern. Weigand I 511 ähnlich. DWb III 1405: „Die mit Absicht gehäuften Belege (für federlesens) zeigen, daß auch Gemeines und Volksmäßiges in die hochgebildete Sprache Eingang findet, und verständigen uns über eine Erstreckung der gen. Flexion auf Fälle, in welchen sie an sich unbegründet erscheint. Neben viel ist federlesens ganz in der Ordnung, nicht so neben ohne und lange, man darf annehmen, daß alsdann viel ausgefallen ist und noch immer nachwirkt. kein federlesens mahnt auch an ein treibens Sp. 133 und an kein kopfzerbrechens. Langes, kurzes, vieles Federlesen geben keinen Anstoß." Auch Schrader Bilderschmuck der deutschen Sprache 311 stellt die s-Form als Gen. hin, in der Bedeutung nicht viel Umstände machen, und giebt mehrere Beispiele dafür. — Belege: Harnisch aus Fleckenland 97 (1648, DWb) ohn viel f-s. — Reuter Schelm. 120 (1697) ich will mit dir nicht lange F-s machen. — Causenmacher 57 (1701, DWb) nun kan mir einer das schon zutrauen, dass ich in diesem stücke nicht viel f-s mache. — Menantes Galante Welt I 108 (1702, DWb) die dame machte nicht lange f-s, sondern ginge in ziemlichen lachen wieder. I 178 (DWb) stösset ihn auf die seite und läuft ohne f-s zum hause hinaus. — Melissus Salinde 58 (1718, DWb) sie machten demnach nicht viel f-s, sondern richteten

dasselbe in das werk, was sie willens waren. — Ehe eines Weibes 184 (1735, DWb) so machte er nicht lange f-s. — Pierot Der amerikan. Freibeuter I 265 (1742, DWb) wir machten auch nicht lange f-s. III 14 wiewol man nicht viel f-s machte. — Hamann Schriften V 125 (1775) bitte nur, liebster Herr Verleger, mich nicht auszulachen, dass ich wegen eines leichten Bogens in klein Octav so viel F-s mache. — Schiller Fiesko V 10 nicht viel F-s, Heide! Man hat noch mehr zu thun. — Langbein Ged. II 86 (Stuttg. 1813) was macht ihr nun so lange F-s? — Grimm Märchen 26 (S) nicht viel F-s. — Ruge Revolutionsnovellen I 45 (S) ohne viel F-s. — Auerbach Schatzkästlein 355 (S) ohne viel F-s. — Nach dem Schwarzwälder Boten 1902, Nummer 58, soll Prinz Heinrich von Preußen auf seiner Amerikafahrt in Jersey City bei der Verhaftung einer zudringlichen Person durch die amerikanische Polizei gesagt haben Ihr amerikanischen Polizisten macht kein F-s. — Einige Beispiele für die s-lose Form: Scheidt Grob. 1502f wüschs maul, mach nit vil f-n, | Und sprich, du seist nit dagewesen (infolge der Stellung im Reim für unsere Zwecke nicht gut verwendbar). — Felsenburg I 225 (1744, DWb) weil ich also kein langes f-n machte. — Göthe Westöstl. Divan (W I 6. 253) nicht so vieles F-n! | Lass mich immer nur herein.

feierns = Bleibens, Zögerns. Deutsche Städtechron. XV 94. 8 (1529) es was kains feirens nit. — Götz v. Berlichingen Lebensbeschr. 52 (1731) nun war keines Feyrens da.

fingerns = Die Finger bewegen. Ayrer V 3381. 26 das macht vil f-s und Zugreiffen (: pfeiffen).

fliessens = Fließendes, Part. Prät. Weist. II 44 (1508) M. fr. ist frouwe uber bann und uber mann, uber wag und uber fligen und f-s.

fluchens = Fluchen. Murner Schelmenzunft 11 (1512) wen eyn schelm fil f-s kan. — Wickram Rollw. 49. 28 (1555) und warde ein gross ausspeiens und f-s under jnen.

fragens = Fragen. Weist. II 535 soll ... kein herr mehr f-s darnach haben. 544 soll der vogt kein f-s darnach haben. — Moscherosch Phil. 367. 26 ohn viel F-s.

gebratens = Gebratenes, Part. Prät. Stieler 217 Gebratens, und Gebräte, das, caro assa. Gebratens und Gesottenes in einem Topfe, assum et elixum in testa eàdem. — Belege für den Nom. gebratens sind nicht angeführt; in diesen Fällen läßt sich die Endung, wie oben § 7 nachgewiesen, rechtfertigen. Anders in Fällen wie den folgenden: Eulensp. 126 (1515) ich bin des geschmack von dem gebrates vol worden. — Alberus Fab. Einl. 17 als er sahe, wie das Båwerlein sehr vom g-s asse, Da sagt er, Box esell, das g-s ist noch rho. Eb. weil ihm das g-s so wol schmeckt. — Wickram Rollw. 112. 6 hat ein seer gut mal zugericht von gesottens, g-s, hünern, gensen und schweinen braten. — Stades Reisen 186 (1556) dein fleisch soll ... mein gebrates sein. — Ayrer II 745. 24 versteckt das G-s. — Moscherosch Phil. 139. 34 mich müssen gebrauchen lassen wie das kalte G-s. 266. 7 da war alles in grossem Vorrath an Wildprät, Geflügels, Fischen, Gesottens und G-s. — Simpl. I 4. 23 (650. 1) hatten unsern Bauern mit G-s und andern Victualien wie einen Esel beladen. II 2. 28 (318. 7) stahlen die Zigeunerinnen alles G-s und Gebackens. Eb. (319. 15) es roch ... nach dem Kürbe-G-s und Gebackens. II 3. 11 (410. 31) mit allerhand Stückern Fleisch, G-s angefüllt. II 3. 18 (472. 11) kein Mangel war an Essen und Trincken, weder an Gesottens, G-s noch Gebackens.

gedenkens = Bedenken. Polit. Korr. der St. Straßburg I 474 (1530) bringt allerlei g-s.

gefallens = Gefallen, wie auf- und einsehens aus der Urkundensprache hervorgegangen. Weist. V 321 (1484) als merker und lantman darin auch g-s

hatten. — Frankf. Reichsk. II 413 (1486) ob die keiserlich majestat ... g-s hab. 767 (1509) was ... die babstlich heiligkeit ... g-s tragen wurde. Daneben noch häufiger ohne s II 270 (1471) die alle eyn g-n darane hatten. 301 (1473) gevallen daran haben. 714 (1507) königl. maj. hatt g-n darab. 752 (1509) gar gut g-n haben. 795 (1510) gut g-n haben und empfahen. — Der Theuerdank (1517) hat noch ausschließlich gefallen, 68. 8 und 115. 134. — Was sonst am Anfang des 16. Jahrh. an s-Formen vorhanden, können wir nicht gut als Nom. bezw. Akk. ansehen: Fastn. Sp. I 16. 35f Ir secht wol, was g-s got hat | An euch umb unser kinder tot. 373. 14 lugt, was euch hie g-s sei. — Eberlin v. Günzburg I 76 (1521) was got g-s daran habe, ermäss ein jetlich christenlich härtz. In diesen Fällen ist wohl ein von was abhängiger Gen. festzustellen. — Häufiger treffen wir die s-Form als Nom. oder Akk. in etwas späteren Straßburger Urkunden an: Polit. Korr. der St. Straßburg I 138 (1525) ein rat hett daran kein gefalles. 157 (1525) darob gnedigs g-s haben. 218 (1525) kein g-s tragen. 504 (1530) wie kai. mt. keiner antwort gesettigt oder g-s trage. 528 (1530) wes g-s si darob haben werde. Ohne s I 56 (1522) ein güt g-n daran haben. 263 (1526) tragen kein g-n darob. 268 (1526) und f. g. ... ein underthanigs g-n trügen. 315 (1529) ein gnediges g-n daran haben. 346 (1529) kein g-n haben. — Staatsp. Karls V. 260 (1538) gott wyss, was er vor lust und g-s zum krieg hab. 262 (1538) das ir mt. des (= dessen, deshalb) hochsten g-s tragen wurden. — Wickram, Rollw. 157. 6 wenig g-s hatten. — Ayrer II 846. 18 da der König hat gfallens dran. III 1489. 17 du sollst g-s haben dran. 1817. 25 und das er gar kein gfallens hab. — Göz v. Berlichingen Lebensbeschr. 19 (1731) hett vielleicht Euer Fürstl. Gnaden auch kein G-s daran. Die Belege lassen erkennen, daß gefallens außerhalb der Kanzleisprache nicht sehr häufig vorkommt. In der That wird hier fast ausschließlich gefallen bevorzugt, nach ein J. Nazarei, Vom alten und neuen Gott 47 — Eberlin v. Günzburg Schr. I 3. 86 und 154, II 52 und 73; nach kein Maaler 162 ich hab an mir selbs kein G-n, Ich hab ab mir ein verdrussz. Displiceo mihi — Murner An den Adel 6 — Luther-Emser Streitschr. I 112 — Eberlin v. Günzburg Schr. II 50 und 55 — Bergreihen 58 — Cochläus Ein heimlich Gespräch 2 — Ayrer III 1519. 2; 2066. 18; nach wenig Federmanns Reisen 54 und 64 (1557); ohne Vorwort Murner Narrenbeschw. 41. 54 — Ayrer V 3373. 7.

genügens = Genüge. Weist. V 525 das dem armen man g-s geschicht.

gesottens = Gesottenes, Part. Prät. Vgl. § 7 und die Belege unter gebratens, in dessen Gemeinschaft es allein vorkommt.

gethuns = auffallendes Benehmen, lärmendes Treiben. Von Wörterbüchern im DWb (siehe § 7) besprochen und Klein, Deutsches Provinzialwb. I 144: „Gethans, viel Lermen, Umstände, Koblenz. Gedöns Gülch und Berg. Gethöns Pfalz. Gethuns Elsaß". Authenrieth Pfälzer Idiotikon 50 verzeichnet eine ähnliche Form: gedehts von etw. machen, Aufhebens, nass. gedecz, gedähts, gethäts, Lärm, Unruhe, unnützes Gethu (fränk.) Der Verwendungskreis des Wortes ist wie § 7 gezeigt ein nur auf die Pfälzer Mundart beschränkter, die nachfolgenden Belege entstammen ohne Ausnahme diesem Sprachgebiet, und zwar bloß der Umgangs- (Briefe), ganz selten auch der Schriftsprache. Elis. Charl. Briefe *a)* nach einem Adjektiv der Menge 88. 16 alss ich noch mehr g-s, alss ordinari gehabt habe. 123 war gar zu viel g-s 218 dass macht viel g-s. 406 war gar zu viel g-s dissmahl mitt jagten. *b)* als scheinbarer Plural 50 nach so viellen g-s. *c)* als Nom. 13 ihr, der diss g-s hir gar woll kent. 42 ob wir zwar heütte ein solch g-s hir gehabt. 52 bilde mir ein, dass dass g-s von der princessin ... beylager verursachet, dass man Ewern brieff ... vergessen hatte. 98 nun aber alle diss g-s vorbey. 115 heütte haben wir ein greülich g-s. 410 ma tante hatt all ihr leben die geselschaft undt dass g-s geliebt. 107. 27 wen es kühler

wirdt werden, werde ich suchen, einzubringen, wass dass g-s zu Trianon undt die hitze hir mir haben verseümen machen. 629 alle dass g-s ... hatt mir der zeit nicht gelassen. 695 dass verfluchte g-s zu Paris hatt mich darvon abgehalten. Daneben einige Male ohne s: 107. 11 ich kann mir leicht einbilden, wass vor ein g-n es sein muss. 50 aber mitt allem dem g-n so seydt doch versichert. 488 mitt allem diessem g-n könt Ihr leicht begreiffen, dass ich ohnmöglich eher habe schreiben können. — L. Ph. Hahn Aufruhr zu Pisa 20 (1776, S Erg.-Wb) wie dir da ein G-s und Wesens war. Robert v. Hoheneden 106 (S Erg.-Wb) geflucht und ein G-s gehabt.

großsprechens = Prahlen. Moscherosch Phil. 184. 17 ein Teutscher, der von der art nicht viel wort macht, nicht viel Schwätzens unnd G-s achtet. 333. 30 wiewol viel gross-sprechens unnd Plauderns von meinen eigenen Thaten mir ... trefflich zuwider ist.

haltens = Aufenthalt, Anhalten. J. J. Engel Schriften XII 33 (1806) da ist kein H-s. — Immermann Schriften XII 53 (1840, S) wie wäre da H-s gewesen. — Anzengruber Ges. Werke IV 18 (Stuttgart Cotta) da war kein H-s mehr. — Schrader, Bilderschmuck der deutschen Sprache Vorrede VI (1886) freilich fürcht ich, dass im Augenblick kein H-s ist auf dieser abschüssigen Bahn.

handgebens = Hände geben. Garg. 381 da war ... ein solch h-s, hendschlagens, hendtruckens, die händ auff die knie stossens .... eyn solch umbfangens, ruckenklopffens, röcklinzerrens: höfischen anlachens, hingebens, dass ein wunder war. Diese Formen werden von Erdmann-Mensing, Grundzüge der deutschen Syntax II § 231, als Gen. part. aufgefaßt. Vgl. oben § 2.

harrens = Zögern, Zaudern. Rebhun Dramen 38. 172 (1536) da ist keins harrn (: widerfahrn), Beeinflussung durch den Reim. 52. 237 dann hye keins h-s weiter ist. Dieser Gebrauch ähnelt dem von bleibens.

hausens = Haushalten. Ayrer II 1110. 8 unsers H-s ist also nit = so kann es nicht bleiben.

hendschlagens = mit den Händen zusammenschlagen, siehe handgebens.

hendtruckens = Händedrücken, siehe handgebens.

herkommens *a)* = Herkommen, Brauch, Gewohnheit. Frisch I 535 das ist nicht H-s, non receptum est usu. — Sanders I 977 das ist nicht H-s. — DWb führt einige Beispiele für die s-Form an. — Belege: Weist. I 480 der brauch undt h-s. V 581 (1492) also es von alt h-s ist. Ohne s: I 110 (1532) wie vonn alter h-n ist. V 585 (1501) wie von alter herkomen ist. VI 16 (1483) als das von alter her komen ist. 43 (1508) ist von alters also h-n. 59 (1537) als von alter her ist komm. Ähnlich Rappoltsteiner Urkundenbuch V 529 (1499) und 561. — Halsgerichtsordn. Karls V. 47 und 65. — Urkundenbuch zur Gesch. der Bischöfe v. Speyer, Jüng. Urk. 571. — Die s-Form ist in jener Zeit außer in den Weist. nirgends zu belegen. Dieselbe tritt anderweitig erst sehr spät, im 17. Jahrh., auf. Simpl. I. 6. 6 (859. 28) das ist nicht der Gebrauch noch H-s. I 8. 5 (1077. 3) dass es ... bei ihnen nicht h-s, sondern vielmehr sehr unbequem und beschwerlich, ja gleichsam unmöglich sei. II 5. 15 (836. 2) denn es ist nicht H-s in Egypten. — Schuppius Schriften 655 es ist auch allhier nicht H-s. *b)* = Abkunft, Abstammung, nur bei Reuter Schelm. belegt (der überhaupt in der Neubildung derartiger s-Formen in jeder möglichen Verwendung und Bedeutung sehr fruchtbar ist), 14 unterwegens erzehleten wir einander unser H-s. 65 fragte ... nach meinem Stande und H-s.

herzquälens = Herzensqual. Moscherosch Phil. 10. 25 ach was hertzquelens mustu leiden!, ein wohl vom Pronomen was abhängiger Gen.

hingebens = die Hand zum Gruße darreichen, siehe handgebens.

hinkommens = Hinkommen. Stades Reisen 120 (1556) umb dieselbigen

zeit pflegen sie auch gemeinlich ausszufaren und zustreiten, darmit sie essen halben desto besser h-s haben.

hinwegziehens = Wegzug. Weist. V 641 (1543) innerhalb zweien monaten von dem, das sein h-s zu rechnen.

hochpreisens machen, wie rühmens machen, mit viel = im Übermaß rühmend, preisend hervorheben. Kant Anthropologie § 28 (1800) es ist nicht rathsam, von einer Person, die man zuerst in eine Gesellschaft einführen will, vorher viel H-s zu machen.

hoffens = Hoffnung, nur als reiner Gen. einmal in den Sat. u. Pasqu. III 90. 29 des wir höchstes h-s sein.

hofierens machen = einer Frau den Hof machen. H. Sachs F.-Schw. 125. 2 ein jüngling . . . vil hoffirens trieb.

kämpfens = Kämpfen. Alberus Fab. 21. 293 wir können nicht viel kempffens machen.

kaufens = Kaufen. Simpl. II 1. 7 (54. 25) da es an ein kauffens ging.

kehrens = Grenze, eigentlich sich umwenden, aufhören. Weist. IV 713 (1546) in welchem anhauwen (locus lignorum) ein jeder gemeinde ihr wendens und k-s den grundgerichten nach weiss.

klagens = Klagen. Alberus Fab. 47. 17 all ewer k-s ist verlorn. — Ayrer II 1415. 12 umb sie hab ich vil k-s trieben. — Hedion Euseb. 354 wie dass er ein trawrens hett unnd k-s darumb dass . . . — Moscherosch Insomnis cura par. 44 (1643) o was k-s und verklagens. — Wieland 33. 382 (S) die Sprachverwirrung, über welche seit einigen Jahren so viel K-s ist.

kleppernS = Klappern. Scheidt Grob. 3070 treib mit dem messer k-s vil.

knappens = inclinare caput et corpus. Ayrer IV 2590. 9 vil knippens, k-s, rückens der haubn.

knippens = knappens, siehe das vorhergehende Wort. „Das Ablautspiel soll das Bücken unten und oben zeichnen" (DWb).

knüpfens = Die Würfel im Würfelspiel betrügerisch brauchen. Simpl. I 2. 20 (284. 16) da halff kein K-s.

kopfbrechens = Kopfzerbrechen. Henning Mischmasch 453 (1665, DWb) ein mann, der . . . sein k-s und gedanken als ein ander guter freund auch hat. — Interim 412 (1675, DWb) ich lasse jedem hierüber sein k-s. — Lessing VII 352 (DWb) diese erklärung kann dem Dacier nicht viel k-s gemacht haben.

kramanzens = Possen, närrisches Thun. F.-Sp. IV 46. 23 mit singen und k-s vil. — Moscherosch Phil. II 190 (1643 Orig.) ich soll vor hohen leüten, nicht vil gram̄anzenss, Auffschneidens vn̄ geschwätz machen. — Nur als Gen. nach viel gebraucht, weitere Beispiele im DWb.

kratzens = Kratzen, Scharren, siehe buckens.

lachens = Lachen. Maaler 259 es ward ein Lachends darauss, Man hat angefangen lachen. Consecutus est risus. Sonst nur ohne s: Weise Erznarren 16 da ging es nun an ein lachen.

lassens = Lassen. H. Sachs F.-Sp. 14. 133 hab . . . all mein haimlikait im erzelt, | thun unde lasens, schimpf und scherzens. (: herzens), vielleicht Einfluß des Reimes, der als Analogie zu scherzens lasens ermöglichte.

lästern = Lästern. Moscherosch Insomnis cura par. 44 (1643) was lösterns und hohnsprechens!

laufens = Laufen, siehe befehlens.

lebens = Leben. Garg. 32 und was gibts gestochen l-s und angststich unterm weibsvolck, wann man ein land und statt mit gewalt gewinnet. — Hayneccius Hans Pfriem 1041 (1582) es ist bei mir vorwar kein wunder, | das er dis l-s noch ein kind. dis lebens = dieses Lebens, in diesem Leben.

leckens = zärtlich thun. Cochläus Ein heimlich Gespräch 28 (1538) vil l-s

und fantasierens. — Schuppius Schriften 511 lässet sie ... allerhand Gauckeley Küssen und L-s untereinander treiben.

lesens = Lesen, Vorlesen. Sat. u. Pasqu. III 53. 23 du wilt mich lieb han mit vil l-s.

lügens = Lügen. Murner Narrenbeschw. 16. 66 (1512) vil liegens. — H. Sachs Fab. u. Schw. II 361. 22 lest man ligens und schwerens nit. 361. 58 was er liegens und schwerens trib.

machens = machen, siehe bratens *a)*.

marckens = markten, verhandeln. Simpl. I 4. 18 (627) oder noch viel marckens und genaues Geding mit dem Lehrmeistern machen.

maulbeerens machen, wie aufhebens, redens machen. Abraham a S. Clara Totencapelle 235 (1711) solchem Maulbeer-Baum sind offt manche starke, tapffere, ansehnliche frische kluge und verständige Leute sehr gleich, die sonst eben nicht viel M-s wider die Gewalt des Todes machen, weil sie meynen, er sey noch ferne von ihnen. Hier liegt offenbar eines der diesem Prediger eigentümlichen Wortspiele vor. Ein Verbum maulbeeren giebt es nicht; maulbeerens ist vielmehr Wortspiel zu Maulbeerbaum.

mißfallens = Mißfallen, als s-Form in keinem Wörterbuch gebucht. Stieler 423 bemerkt ich bitte, er wolle kein Misfallen tragen, rogo, ne aegre feras. Einem viel Misfallen erwecken, male de aliquo mereri. Frisch I 244 ein Missfallen an etwas haben, indigne ferre. — Belege: Frankf. Reichsk. II 492 (1487) wiewol sie ... nit m-s hetten. 876 (1512) keyn myssfallens darab untphaen. 893 (1513) kein myssfallens haben. Ohne s: II 129 (1455) nu haben wir ye und ye merklich missvallen. 326 (1474) ain gross m-n, ungnaud und undannck empfanngen. 486 (1487) kein m-n zu haben. 495 (1487) dieselben ... gros m-n und beswerd gehabt haben. 634 (1497) kein misfallen tragen. 663 (1501) nit unbillich befrombden und m-n tragen. 770 (1509) kein m-n tragen. — Polit. Korr. der St. Straßburg I 55 (1521) kein m-s zu dragen. Ohne s: I 211 (1525) ein m-n genomen. 389 (1529) kein ungefallen haben. 401 (1529) hoff von üch min herren kein m-n darab. — Garg. 340 ist derwegen nicht zuuerwunderen, wa auch nun ... mein gnädigster Herr ... etwas grosses m-s und beschwernuss trägt. — Ohne s noch: Rappoltsteiner Urkundenbuch V 229 (1480) nit klain missuallen darab haben. 247 (1481) wir haben nit klain missuällen ab dem. — Eberlin v. Günzburg I 158 (1521) dar ab auch der heilig Franciscus gross m-n hat. — Deutsche Städtechroniken XV 74. 25 (1528) es het dy pürgerschafft ein gros m-n daran. 78. 34 trag ein rath gros misfallen. — Weckherlin Ged. I 304. 109 sein m-n und verdruss. — Weise Erznarren 142 Gelanor hatte über den freyen Reden ein sonderliches M-n.

mitleidens = Mitleid. Frankf. Reichsk. II 919 (1517) getrulich mitlydens trugen. — Sonst nur ohne s, z. B. Polit. Korr. der St. Straßburg I 290 (1528) ein trewes m-n haben. — Elis. Charl. Briefe VI 151 (1710) mein dochter hatt Ein gross Mitleyden.

mordens = Morden. Hartmut v. Cronb. 89 o was grossen seel m-s habt ir in den dreyzehen jaren gethan. — Deutsche Städtechroniken XV 134. 22 (1534) er het nit darvon gelassen, noch vill mördens geübt.

nachdenkens = nachdenken. Frankf. Reichsk. II 937 (1517) wyter beradtschlagen und nachdenckens haben. — Polit. Korr. der St. Straßburg I 231 (1525) ob ir nachgedenkens hetten. 384 (1529) wir haben vor uns selbst ... bei uns nochdenkens gehabt. Aber 410 (1529) ein furderlichs nochdenken haben. — Staatspap. Karls V. 469 (1551) unnd nachgedenkens zu haben. — Wickram Rollw. 103. 24 es hat aber der nachrichter ... gar weyt nachdenckens gehabt. — Reichsabsch. Augsb. 3 b (1566, DWb) ganz christlich, trewlich, emsig, und vätterlich n-s haben. 29 a (1566, DWb) in unser verner genedigs, getrewes, sorgfeltigs n-s gestelt. — Faustbuch 67 (1587) solchs machte dem Türkischen Keyser viel n-s. — Buch der Liebe 183. 3 (DWb) wie lang er n-s (über seinen Traum) hatte,

verstunde ers bei ihm also. — Moscherosch Phil. 9. 25 vor dem gemeinen Mann gibt es etwas nachdenckens und scheins. — Schuppius Schriften 814 das mache ihm Nachdenckens. — Götz v. Berlichingen Lebensbeschr. 42 (1731) und wo es nit geschehe, müst ich Nachdenckens haben.

nachfragens = Nachfrage. Halsgerichtsordn. Karls V. 10 (1533) fleissig n-s haben. Ausg. 1532 hat vleissigs nachfragen haben. — Schöffer Livius 414 a (W) dass er N-s haben sollte in der Stadt.

nachtrachtens = nachsinnen, nachdenken. Frankf. Reichsk. II 944 (1517) wie die entborung (Empörung) mit zeytlichem rat und emssigem n-s begegent mocht werden. Eb. ewer weyssheyt hab n-s.

neigens = Verbeugung. Ayrer III 1840. 11 Torellus macht vil n-s.

parlierens = Reden, Schwätzen. Hollonius Somnium vitae hum. 1029 (1605) uns stehts nicht an, | Das wir hie viel p-s han.

plauderns = Plaudern. Moscherosch Phil. 333. 30 wiewol viel gross-sprechens unnd P-s von meinen eigenen Thaten mir ... trefflich zuwider ist.

prahlens = Prahlen. Weise Erznarren 95 es war viel Pralens von der grossen Erbschafft. — Aler dict. germ.-lat. 1547 b (1727, DWb) viel pralens und nichts darhinder, parturiunt montes etc. — Wieland XX 60 (Hempel) so viel Aufhebens und P-s davon machen. — Zelter Briefe an Göthe V 343 (1829) ich möchte nicht gern p-s machen. — Ohne s: Moscherosch Phil. 43. 8 durch grosses Pralen und Aufschneiden wird keiner Weise.

prangens = prahlens. Scheidt Grob. 1209 darumb will ich kein brangens treiben. 2961 ir etlich gar vil brangens treiben.

rankens = krümmen, drehen, Ablautsspiel mit rinken, wie oben knappens und knippens. Murner Narrenbeschw. 16. 7 den sy vil rincken ranckens wissen.

rechtens, ein seit dem 15. Jahrh. bezeugter Gen. zu recht (DWb VIII 405), der für uns nur insofern in Betracht kommt, als Wendungen wie es ist rechtens auf eine nomin. Verwendung dieser s-Form hinzuweisen scheinen (Schiller Maria Stuart I 7 so ists Mylady, das ist bei uns rechtens). Doch liegt hier der Gen. mit ausgelassenem Artikel vor, und außerdem auch nicht ein Inf., da rechtens nicht zu rechten, sondern zu recht gehört. — Weist. IV 219 (1597) also undt was r-s die haben, das soll auch der hoff haben. VI 299 (1459) item wir von Pfronton haben r-s mit den von Fussen. 327 (1574) wan dan der täter zugegen und das recht verstât, so gibt er durch sein fürsprechen und ratgeber rechtliche antwurt, und wird der ordenlich process r-s gehalten.

redens machen, viel, wie aufhebens gebraucht, seit Maaler bezeugt, und zwar ausschließlich nach viel. Maaler 328 c Vil r-s treyben, Von einer sach vil handlen. Dissertare. — Adelung III 1014 Viel R-s von einer Sache machen. — Belege: noch ohne s in den F.-Sp. I 115. 15 do nicht vil reden ist davon. — Moscherosch Insomnis cura par. 25 (1643) ich habe oben Ewerer Mutter gesagt, es werde viel r-s unnd Urtheilens geben. — J. Angelus Cherubin. Wandersmann 133 (1657) es ist vom höchsten Gutt viel r-s und Geschrey. — Lessing Die alte Jungfer I 5 ihr Reichthum, von dem man so viel R-s macht. — J. Paul V 28 (Hempel) weil ich schon so viel R-s davon machte. — Schiller Abfall der Niederl. 3 (hist.-krit. Ausg. VII 215) viele zog blosse Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Ankömmlinge, die so viel R-s von sich gemacht, auskramen würden. — Göthe Tag- und Jahreshefte 1821 (W I 36 199) ein Colossalbau, der zu seiner Zeit viel R-s machte (andere Lesart wovon zu wichtiger Zeit soviel die Rede gewesen). — Creuzer Vossiana (in Voß, Antisymbolik II 290, Stuttgart 1826) die Jenaer Recension, die Vossische, von der so viel R-s gewesen. — J. Gotthelf Erzählungen IV 177 (DWb) erschrocken fuhren denn doch die Männer auf, viel R-s war nicht mehr.

reitens = Reiten. Frankf. Reichsk. II 192 (1461) dann vil rytens ist. — Sat. u. Pasqu. I 61. 220 f (1542) da er aber so vil r-s hat wollen haben, | Hat man im das röslein dazu müssen beschlagen.

reuens = Reue. Moscherosch Phil. 370. 33 unnd dass ich Rewens unnd nun zimblich gebüsst. Bobertag, der Herausgeber dieses Werkes in der deutschen Nat.-Litt., bemerkt zu der Stelle: „Rewens, erg. hätte, Reue hätte". Das DWb VIII 837 will aber Rewens war lesen, und das scheint mir auch naheliegender, so daß die s-Form Reuens dann reiner Gen. wäre, nicht Akk., abhängig von hätte. Für letztere Art der Verwendung von reuens lassen sich auch keine analogen Belege beibringen.

röcklinzerrens = Röckleinzerren, siehe handgebens.

roßkaufens = Rosse kaufen. H. Sachs Fab. u. Schw. II 361. 19ff im verkauffen darffst dich nit wern | Dess liegens und auch dess falsch schwern, | Wie bey Rosskauffens ist der sit, | Lest man liegens und schwerens nit.

ruckenklopfens = Rücken klopfen, „als Zeichen der Vertraulichkeit" (DWb VIII 1363), siehe handgebens.

rückens = rücken, movere, siehe knappens.

rühmens machen, viel, wie redens nur nach viel und zwar verhältnismäßig spät bezeugt. Bei Maaler und Stieler fehlt die Wendung noch. Frisch II 135 verzeichnet allzu viel R-s von sich machen, gloriosius de se praedicare. — Adelung III 1205 viel R-s von etwas machen. — Campe III 895 viel R-s von einer Sache machen, sie sehr rühmen. — DWb VIII 1450: „gern in der Formel r-s machen, Aufhebens". — Belege: Müntzer Schutzrede 35 (1524) was der almechtig got mit mir machet, oder redet, kann ich nit vill rümens von. — H. Sachs F.-Sp. 60. 145f o ho, das ist ein kalte lieb, | Darfon mein fraw vil rüemens trieb. — Rabener Sat. I 100 (Frankf. Leipzig 1764) sie macht so wenig R-s von sich selbst. — K. Ph. Moritz, Anton Reiser 141. 23 (Litt. Dkm. des 18. Jahrh. Nummer 23) machte allenthalben sehr viel R-s von ihm. — Lessing XII 320 (S) viel R-s. — Wieland XI 123 (S) da hört' ich R-s viel von Gerons Tugenden. — Musäus II 120 (Hempel) der Fremdling nahm eine etwas geheimnissvolle Miene an und begehrte die kunstreiche Nähterin zu sprechen, von der so viel R-s gemacht werde. — Schiller Parasit III 9 mache nicht zuviel R-s, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienst. — Göthe Dichtung und Wahrheit 11 (W I 28. 84) in Mannheim angelangt, eilte ich mit grösster Begierde, den Antikensaal zu sehen, von dem man viel R-s machte. — Badischer Beobachter 1902, Nummer 78 es will doch wahrlich nicht viel heissen, wenn der Darmst. Tgl. Anzeiger ein R-s und Aufhebens von diesem Vertrage macht, als ob . . .

sattelhenkens = Abhängen des Sattels während einer Rast, Verweilen bei einem Ritte. Göz v. Berlichingen Lebensbeschr. 71 (1731) nun es war nit lang Sattelhenckens da. Danach bei Göthe W I 8. 144 wir haben nicht S-s Zeit, und langer unnöthiger Discurse.

säumens = Zögern, Zaudern. Klopstock V 283 (Hempel) mein hohes Auge blickt auch Spott, | Blickt Spott auf Den, | Der S-s macht bei dieser Wahl. — Göthe Götz v. Berl. 5 (W I 8. 151) es ist nicht S-s Zeit. — Maler Müller Werke III 249 (Golo und Genovefa IV 5) jetzt auf diesem Punct ist kein S-s mehr.

schadens = Schaden, zum Subst., nicht Inf. gehörig, als Gen. häufig nach viel, wenig, mehr, etwas, was und ähnlichen Worten gebraucht, selten in einer für uns in Betracht kommenden Verwendung als Nom. oder Akk. — Belege für die s-Form: *a)* nach viel. Frankf. Reichsk. II 172 (1461) auch geschicht . . . vil s-s. 478 (1487) der vil verdurplichs s-s getan hett. — Steinhöwel Äsop 354 wann es kompt vil s-s dar uss. — Deutsche Städtechron. XV 74. 6 (1528) ist . . . vil s-s geschehen. — H. Sachs F.-Sp. 36. 220 der so viel s-s hat begangen. Fab. u. Schw. 316. 103 het er nicht so vil s-s thon. — Alberus Fab. 11. 86 das du viel s-s hast gethan. — Ayrer I 687. 10 vil s-s. *b)* nach wenig. Schwarzenberg Büchl. v. Zutrinken 23 (1534) das es euch und uns wenig s-s bringt. *c)* nach mehr. F.-Sp.

I 201. 28 was mir die feind thun s-s mer. — H. Sachs Fab. u. Schw. 381. 84 der ... doch mer s-s den nüecz entpfecht (empfängt). — Ayrer II 802. 14 die im mehr s-s als nutz bringen. *d)* nach etwas. Maaler 345 etwas S-s empfahen. Detrimentum vel damnum capere. — Steinhöwel Äsop 281 daz er gern ettwaz s-s lyden will. — Luther-Emser Streitschr. I 127 (1521) wer hat ouch bey seynen tagen nith erfaren, gehort unnd gesehen, das die so mit andacht bey der mess gestanden denselben tag etwas s-s empfangen. — Zwingli Von Freiheit der Speisen 18 (1522) meinen ihr das etwas s-s oder gfahrlichkeit syg (sei). — Polit. Korr. der St. Straßburg I 168 (1525) etwas s-s genomen. *e)* nach was. Rappoltsteiner Urkundenbuch V 213 (1480) was s-s ... zugezogen ist. — Frankf. Reichsk. II 765 (1509) was nutz oder s-s. — Halsgerichtsordn. Karls V. 34 (1532) was s-s auch damit gescheen sey. — H. Sachs Fab. u. Schw. 66. 3 was s-s kem aus drünckenheit. *f)* als Akk., abhängig von keinem der unter *a* bis *e* genannten Wörter. Frankf. Reichsk. II 145 (1460) und ... einander faste s-s gefuget. — Weist. IV 532 (1571) das er s-s dovon hette. — Häufig treffen wir neben dieser Form s-s auch die Form schaden als Gen. an, welche die ältere ist. Sie gehört zu dem Nom. schade, einem mhd. und nhd. schwachen Mask. schaden als Nom. gebraucht ist erst jüngeren Datums. Vgl. dazu DWb VIII 1969. Demgemäß ist schaden in folgenden Beispielen als Gen. zu betrachten: *a)* reiner Gen. Steinhöwel Decam. 318. 35 wie Pasmondo deines s-n so grosses gefallen het. — F.-Sp. I 131. 1 des s-n niemant klagen soll. *b)* nach viel. Brant Narrensch. 19. 36 vil s-n sy dem menschen thut. — Eberlin v. Günzburg Schriften I 102 (1521) vil schand und s-n. 103 vgl. s-n. II 83 wie vil s-n kompt uss wein trincken. — H. Sachs Fab. u. Schw. 5. 161 das precht dem hauffen nicht vil s-n (: genaden). *c)* nach was. Polit. Korr. der St. Straßburg I 173 (1525) er well, was s-n sie gethon hand, widerkören.

scheltens = Schelten. Murner Schelmenzunft 69 (1512) ich muss me (mehr) s-s von üch hören.

scherzens = Scherzen. Luther III 97 (Jenaer Ausgabe) wolan, Es ist fürwar hie nicht schertzens, Sondern gilt, entweder ewige Seligkeit, oder ewig verdamnis. ist hier im Sinne von gilt gebraucht. — H. Sachs Fab. u. Schw. I 2. 72 vil schertzens er am dantzen trib. F.-Sp. 14. 133 thun unde lasens, schimpf und s-s, | So ist es ganz meins gmüet und herzens, durch den Reim beeinflußt, siehe noch lassens.

schimpfens = Schimpfen. Manuel Weinspiel 1953 (1548) und ob schon drin ist schimpffens vil. — H. Sachs F.-Sp. 38. 61 thut vil schertz und schimpffens vertreiben.

schlafbrechens = Unterbrechung des Schlafes. Simpl. I 2. 11 (239. 3) desswegen ist dein gantzes Leben nichts anders, als ein immerwährende Sorg und Schlaffbrechens.

schlagens = Schlagen, Schläge, Schlägerei. Maaler 355 c es ward ein S-s darauss, Die sach kam dahin, das man dareyn schlug, und einanderen ins haar fiel. Res ad manus atque ad pugnam veniebat. — Deutsche Städtechron. XI 607. 13 (1499) des jars drei wochen vor Jacobi da heten die Sweitzer aber ein schlahentz. — Alberus Fab. 16 (1550) Esopus merckt, das er mit solchen worten gern ein s-s angerichtet het. — Ayrer I 317. 22 hat mir vil s-s zugericht.

schmähens = Schmähen, Schimpfen. Simpl. I 5. 11 (737. 8) diese zween hatten noch viel s-s über ihre Doctores.

schmeißens = Kämpfen, Schlagen. Simpl. II 1. 18 (116. 7) auch wann es an ein s-s gehen sollte. Spätere Ausgaben (1683 und 1685) schreiben hier Schmeissen.

schnaubens = Schnaufen, siehe bartwischens.

schnaufens = Schnaufen, Zeichen der Anstrengung. Murner Narrenbeschw.

17. 9 (1512) vil schnufens. 93. 104 und nympt vil schnufens und vil kychen (keuchen, : wychen). — Simpl. I 5. 17 (772. 15) ohne schnauffens und Bart-wischens. — Ohne s: Wander Sprichwörterlexikon IV 289 es gilt S-n und Bartputzen. Ohne schnauffen und Bart wischen.

schonens = Schonung, Rücksicht. Ayrer III 1530. 31 f da ist weder an Weibern noch Kindern, | kein s-s oder acht zu haben. — Sonst ohne s, z. B. Jer. 21. 7 das er sie mit der scherffe des schwerts also schlahe, das kein s-n noch gnade, noch barmherzigkeit da sey. — J. Paul II 18 (S) mit Einem kein S-n haben.

schreckens = Schrecken. H. Sachs F.-Sp. 58. 338 ich hab vil s-s drob eingnumen.

schreibens = Schreiben. Frankf. Reichsk. II 941 (1517) was sich uber forige mein schrybens begeben hab. 945 (1517) haben wir ... ein s-s ... vernomen. — Simpl. II 1. 5 (37. 9) da es aber den dritten Tag an ein s-s gehen solte.

schreiens = Geschrei. Stabes Reisen 136 (1556) darnach auff einen tag hörete ich ein s-s in des Königs hütten. — Reuter Schelm. 95 hätte man schön schreyens und bölckens in meinem Magen gehöret.

schuhschleifens = mit den Schuhen dahingleiten, siehe buckens.

schwanzens = sich übermütig benehmen. Ayrer IV 2679. 1 f sie ist mein und sol stets mein bleibn, | mit andern nicht viel schwantzens treibn.

schwätzens = Schwatzen, Geschwätz machen. Luther Fab. 7 (1530) ob du gleich viel schwetzens kanst. — Moscherosch Phil. 184. 17 ein Teutscher, der von art nicht viel wort macht, nicht viel S-s unnd Grosssprechens achtet.

schweigens = Schweigen. Melissus Psalmen 78 (1572) des nachts gleichfals bei mir, daer on rast klage, kains s-s ist.

schwörens = Schwören. F.-Sp. II 660. 20 ja ir thett mir schwerens also vil. — H. Sachs Fab. u. Schw. II 361. 22 lest man liegens und schwerens nit. 361. 58 was er liegens und schwerens trib.

seufzens = Seufzen. Moscherosch. Insomnis cura par. 44 (1643) o was Seüffzens der Armen! Gen. im Ausruf, wie bei klagens, lästerns u. ä. — Ohne s im Plural: H. Sachs Fab. u. Schw. III 12. 14 vil thieffer seufzen. — Melissus Psalmen 25 (1572) von viel s-n ich müde. — Gryphius Sonette 36. 4 (1639) eh ich meine noth mitt letzten seuftzen schliesse. Ausg. von 1663 eh ich die grimme Noth mit dem letzten Seufzer schlisse.

siedens = Sieden, siehe bratens *a)*.

spiegelfechtens = Scheinfechten, Blendwerk. Sat. u. Pasqu. II 26. 35 das unverständig volk zu betriegen, machen sie den leuten ein s-s vor augen mit iren ceremonien und gauklerei.

spottens = Spotten, Spötterei. Alberus Fab. 22. 22 f (1550) und sprach, Es soll mich nichts angehn, | Dein s-s, du werst aber werdt | Einr harten straff. Ausg. 1534 schreibt hier spotterei.

springens, nur im DWb III 133 erwähnt, aber nicht belegt: „In oberd. Volkssprache auch das war ein treibens, tobens, springens. Es läßt sich dazu auch der bestimmte Artikel denken, doch ist der unbestimmte hier ganz an seiner Stelle. Ahd. würden oft Gerundia entsprechen".

stechens = Stechen. F.-Sp. I 284. 31 o frau, wass fechtens und was ringen, | Rennes, s-s, danzen, springen. Andere Lesart stechess.

sterbens = Sterben, Sterbfall. Theuerdank 112. 6 f (1517) als Neydelhart sach, das es nicht, | Dann s-s umb In möchte sein. — Weist. II 195 (1602) wenn ein s-s im lehen zu Corw(eiler) einfelt.

stillhaltens = still halten, anhalten. Eberlin v. Günzburg Schriften I 42 (1521) denn do kein s-s ist.

stoßens = Stoßen, siehe handgebens.

streitens = Streit. Königsb. Dichterkreis 31 (1634) der kann viel s-s machen.

suchens = Ansuchen, Gesuch. Halsgerichtsordn. Karls V. 13 (1532) on weitther Appellation und s-s. Ausgabe 1533 hat suchung. — Urkundenbuch zur Gesch. der Bischöfe v. Speyer, Jüng. Urk. 635 (1572) kein ferner s-s, noch ansprechens haben.

thuns nur in der negativen Wendung dies ist meines Thuns nicht = Das ist meine Sache nicht. Stieler 2352 Es ist meines Tuhns nicht, non est mei officii. — Campe III 819 Das ist nicht meines Thuns, meines Berufs, geht mich nicht an. — Belege: Moscherosch Phil. 315. 6 dann einige Strassen zu brauchen, war unsers T-s nicht. — Elis. Charl. Briefe 88. 41 sie (die Komplimente) seindt meines t-s nicht. Aber 24 klagen ist meines thun nicht.

tobens = Toben, siehe springens.

trauerns = Trauern, Klagen. Hedion Euseb. 354 wie dass er ein trawrens hett unnd klagens darumb dass ... — Venusgärtlein 168 (1656) mein Traurens ist so viel.

treibens = Treiben, siehe springens.

trinkens = Trinken. Eberlin v. Günzburg Schriften II 130 (1524) im kloster musst du dich hütten vor ... überfluss an klaydern, essen, trinckens.

umfangens = umarmen, siehe handgebens.

umtreibens = Treiben. Frankf. Reichsk. II 942 (1517) wo ... der regenten langwylig umbtrybens lenger gestat solt werden.

urteilens = Urteilen. Moscherosch Insomnis cura par. 25 (1643) ich habe oben Ewerer Mutter gesagt, es werde viel redens unnd Urtheilens geben.

verbleibens = Bewenden. Weist. IV 54 (1661) hat er dieselbige für den dinckhoff zu appelieren, ... nach demselbigen für die gemeine huobschafft, allssdann sein verpleibens haben solle.

vergessens = Vergessen. Ayrer IV 2204. 26 ey, was sol das v-s vil?

verhoffens = Hoffnung, wie hoffens. Sat. u. Pasqu. III 88. 9 wir sind ... nicht v-s gewesen. — Die Wendung unsers v-s, z. B. Staatsp. Karls V. 492 (1551), gehört ebensowenig hierher, wie meines erachtens u. ä.

verklagens = klagens. Moscherosch Insomnis cura par. 44 (1643) o was klagens und v-s!

vermögens = Vermögen. Ayrer II 821. 23 weil ich ... kein Eltern und v-s hab.

versuchens = Versuch. Garg. 225 nun lasst uns, wann es euch gelust, ein v-s understehen.

vertragens = einen Vertrag schließen. Reichsabsch. 116 (1607) dass dann in den Audientzen ... für und für verhörung und v-s beschehe.

verzeihens = Verzeihung. Geiler v. Kaisersb. Granatapfel P 7 d (1516) wenn es abent ward so bat er verzeyhens. P 8 a hast du es umb verzeyhens gebetten.

vorhaltens = Vorhalten, Vorstellung. Weist. III 440 (1554) da hat ... Ioist Rhau ein v-s gethan.

vornehmens = Absicht. Stades Reisen 98 (1556) und wann diss nicht sein vornemens were.

waschens *a)* = Schwatzen. Hayneccius Hans Pfriem 1201 (1582) ich weis geschwindt, | das ir viel w-s treiben kündt. *b)* = Waschen. Ayrer V 3323. 15 es gibt so vil w-s unnd fegen (: glegen).

weilens = Verweilen, Bleiben. Werner Kreuz an der Ostsee I 91 (S) hier ist kein W-s.

weinens = Weinen. H. Sachs F.-Sp. 60. 133 so müsst ich den vil w-s treiben. — Garg. 2 so hab ich so mär wollen schreiben | von lachen also vil w-s treiben. — Ayrer II 1130. 11 ach, was w-s hab ich nun triben! — Fleming Ged. 193. 304 (1638) wie wenig er von Lachen (: machen),| wie viel er W-s hat.

wendens = Wendung, Grenze. Weist. IV 713 (1546) in welchem anhauwen

(locus lignorum) ein jeder gemeinde ihr w-s und kehrens den grundgerichten nach weiss. wendens und kehrens sind hier wohl Synonyma.

wesens *a)* w-s machen, nach viel, wenig, ein, kein = Lärm, Umstände machen, in den meisten Fällen synonym aufhebens. Frisch II 443 belegt nur die s-lose Form grosses Wesen machen, jactare se, von etwas. — Adelung IV 1508: „In weiterer Bedeutung sagt man, jedoch auch nur im gemeinen Leben, viel W-s von etwas machen, viel Geräusch, viel Aufhebens, viel Geschwätz. In noch weiterer Bedeutung ist Wesen Weitläufigkeit, besonders, unangenehme, lästige Weitläufigkeit. Es wird nicht viel W-s brauchen, nicht viel Umstände. Wenn du mir des W-s zu viel machst, so schreibe ich alles an, Weiße." S giebt mehrere Belege. Im DWb ist das Wort noch nicht erschienen. — Belege: 1) nach viel. Luther V 159 (S) da wird soviel W-s davon gemacht. VI 228 (S) viel W-s aus etwas machen. — Fleming Ged. 164. 169 (1636) viel W-s mach' ich nicht. — Moscherosch Phil. 118. 18 sie machten nicht viel w-s mit fluchen, schwören unnd Gott verläugnen. — Simpl. II 3. 16 (458. 22) ihm ward geantwortet, ein Mass Wein mache viel W-s. — Weise Erzn. 99 (1673) ingleichen machte Eurylas auch nicht viel W-s. — Reuter Schelm. 94 (1697) dass ich hiervon viel W-s mache. — Eine Handvoll Knittelgedichte 94 (Bremen 1738) o dass ich von dem O doch nicht, | Das hier nun folget in der Schicht, | Viel W-s dürfte machen! — Göthe Werthers Leiden I (W I 19. 13) besonders macht man viel W-s von seiner ältesten Tochter. — Wieland XX 125 (Hempel) wenn sie sehen, dass man über eine Kleinigkeit viel W-s macht. — Herder XIII 146 (Hempel) dass sie aus einer Tradition vergangener Unmenschlichkeiten so viel W-s machten. — J. Paul IV 185 (Hempel) ohne viel W-s. XX 231 aber der Flötenspieler ... machte nicht viel W-s. — Ohne machen, nur von viel abhängig H. Sachs Fab. u. Schw. III 165. 18 vil gotlos w-s er vernam. 2) nach ein. L. Ph. Hahn Aufruhr zu Pisa 20 (S) wie dir da ein Gethuns und W-s war. Robert v. Hohenecken 66 (S) er ist so ein reicher Herr und mag um so eine Sach noch ein W-s machen. — Göthe Götter, Helden und Wieland (W I 38. 36) ein gross Werks und W-s daraus machen. — Auerbach Schatzkästlein 400 (S) haben sie dir randaliert und ein W-s gemacht, als ob ... — Ohne s: Klag etlicher Brüder 54 was du für eyn w-n unter dem eynfeltigen volck machest. — Ferd. v. Tirol Speculum vitae hum. 49 (1584) was treibts da für ein w-n mit dem Mann. — Reuter Ehrliche Frau 117 (1696) wer macht denn eben das W-n und solch Spiel? 3) nach kein. Reuter Schelm. 45 dass ich doch mit ihm kein W-s machen solte. 4) nach was. Weckherlin Ged. I 301. 1 (1638) was w-s machen doch die Haiden? 5) nach was für. Reuter Schelm. 114 was der Kerl vor W-s von den Schiffen machte. 117 was der Frembde vor W-s und Auffschneidens machte. — *b)* = Bleibens, wie unsers Bleibens ist nicht mehr hier gebraucht bei Steinhöwel Decam. 66. 29 dann unsers w-s ist nicht mei hie. — *c)* eines Wesens sein = eines Standes sein, ganz allgemein in der früheren Kanzlei- und Urkundensprache gebraucht, z. B. Reichsabsch. 24 (1607) von wess Standts, Würden oder W-s der were. Auch ohne s: 26 von was stand oder wesen der were.

willens sein = gewillt sein, die Absicht haben. Willens ist Gen. zu dem Subst. Wille, also kein Inf. Der Ähnlichkeit wegen, die willens mit unseren s-Inf. hat, sollte das Wort hier mitberücksichtigt werden. Adelung IV 1548 hält diese Wendung w-s sein für die „einzige gute hochd. Form" beim adverbiellen Gebrauch des Gen. w-s, „daher die provinziellen, in W-s haben, W-s haben, im Willen haben, in Willen seyn, unanalogisch und unrichtig sind". Indes lassen sich letztere, besonders im 17. und 18. Jahrh., verhältnismäßig häufig belegen, siehe vor allem bei S II 2 1606 a. Vielleicht liegt auch bei dieser s-Form wie bei den Inf. auf s ursprünglich ein Teilverhältnis

vor, derart, daß sie zuerst nur nach nicht Anwendung fand. Allerdings bleibt dann noch das in bei Wendungen wie in W-s haben unerklärt. An Belegen habe ich noch folgende finden können: *a)* w-s sein. Frankf. Reichsk. II 878 (1512) so ist die keys. may. des w-s. *b)* w-s haben. Frankf. Reichsk. II 145 (1460) fast unwillens geineinander gehabt hann. 842 (1511) w-s hat. — Rabener Sat. III 208 ich habe nicht W-s. — Bertuchs Übersetzung des Don Quixote (1766) I Seite VII ohngeachtet er es w-s hatte. *c)* in w-s haben. Rabener Sat. IV 192. 212 und 280 ich habe nicht in W-s. *d)* in w-s = mit der Absicht. Weist. IV 560 (1535). — Zesen Adriatische Rosemund 40. 71. 73. 83 und 94. *e)* w-s als Nom. Frankf. Reichsk. II 727 (1507) und ist irer maj. w-s = Willen, Absicht.

wissens = Wissen, von allen hier aufgezählten und besprochenen Inf. der am frühesten in der s-Form belegbare Inf. Gerade die ersten Belege für dieses Wort zeigen uns deutlich, daß die ursprüngliche Verwendung solcher s-Formen nach nicht stattfand, ein Teilverhältnis also nicht geleugnet werden kann. In den Wörterbüchern finden wir nichts über diese Form, das DWb ist noch nicht soweit gediehen. — Belege: Ohne s noch überwiegend bis etwa 1480. Rappoltsteiner Urkundenbuch IV 12 (1443) als uch wol ze wissend ist. V 129. 24 (1478) uber das im nit wissend ist. 262 (1481) ob sy w-n haben wolten. 329 (1483) die meyer und vörster haben des alles w-n. 337 (1484) w-n haben. — Die Frankf. Reichsk. verzeichnet von 1470 ab beide Formen, die mit und ohne s, promiscue nebeneinander. II 296 (1473) nicht wissenss haben. 461 (1487) nachdem ir ... w-s habt. Eb. nit w-s haben. 561 (1492) haben auch wir nit w-s. 601 (1497) hetten sie von der versamlung nit eigentlich w-s. 671 (1502) wann nun wir sunderlich von keynem tag w-s. tragen. 705 (1507) bericht und w-s empfangen. 739 (1507) damit sy der (derer) w-s haben. 764 (1509) keys. maj. trage gut w-s. 765 (1509) tragen ... nit sonderlichs w-s. 773 (1509) wie die stende des w-s tragen. 855 (1512) so ... den stenden woll w-s. 893 (1513) die rethe haben ... guthe w-s. 944 (1517) haben ... khein w-s. 964 (1518) unsers w-s. Daneben noch ohne s: 216 (1462) als uch und menniglich w-n ist. 268 (1471) davon sin gnade nit w-n hette. 300 (1473) nit w-n gehapt. 438 (1486) so vil unns ... wissend gewest ist. 485 (1487) ein w-n zu haben. Eb. w-n zu haben. 492 (1487) haben sie desselben kein w-n. 560 (1492) ein w-n zu haben. 569 (1493) als euch das on zweyfel wissund ist. 570 (1493) euch allen sey wissend. 592 (1497) sie zugegen het gut w-n. 623 (1497) w-n zu empfahen. 635 (1498) ir habt gut w-n. 655 (1500) wie dann ain yeder stettpott des gut w-n hat. 747 (1508) ewer ersamkait ... hab w-n. 749 (1508) kain gruntlichs w-n haben. 795 (1510) kays. maj. auch gutt w-n tregt. 807 (1510) ist den stenden ungezweyfelt gut w-n. 812 (1510) gutt w-n tregt. 854 (1512) diewiell nu ... keys. may., churfürsten und fursten und stend wissent ist. 856 (1512) nachdem den stenden, auch menigklichen wissent. 857 (1512) haben guth w-n. 939 (1517) khein w-n hatt. 975 (1518) ewer wyssheyt haben w-n. 998 (1519) gut w-n tragen. — Urkundenbuch der Stadt Freiburg II 592 (1494) nüt verkünt noch warlichs w-n haben. Eb. ettwas w-s davon hätten. — Polit. Korr. der St. Straßburg I 59 (1522) des (dessen) w-s und sich dest bas darnach zue richten haben. 155 (1525) ist mir noch nit w-s. 168 (1525) nochdem er wussens tregt. 192 (1527) dess ein w-s zu haben ... dieser ding w-s zu haben. 216 (1525) e. g. wol w-s haben. 260 (1526) dwil wir gut w-s tragen. 310 (1528) gut w-s tragen. 497 (1530) bei denen, die der sach w-s mögen haben. 504 (1530) des w-s zu haben. 529 (1530) geschichten ..., deren wir kein w-s tragen. 538 (1530) wes si davon w-s ... hetten. 539 (1530) die haben ... gar kein w-s von disen tagsatzungen. Ohne s: I 63 (1522) gar keins w-n tragen noch haben. 86 (1523) ein ander w-n empfangen. 153 (1525) das man gern w-n hett.

160 (1525) ewer gnaden güt w-n dragent. Ähnlich 195. 258. 291. 358. 393. 457. 483. 539. — Sat. u. Pasqu. I 12. 177f thunt ab solich ungerechtigkeit | Deren ir gut w-s han. Dagegen I 84. 164 sie mügens gleich gut w-n han. — J. Nazarei Vom alten und neuen Gott 61 (1521) wann kein gschrifft noch w-s wer uff erdtrich dann diss regel. — Hartmut von Cronberg Schriften 58 (1522) wir haben doch seiner belohnung, die er uns gibt, gut w-s. 130 (1523) gut w-s gehabt. 153 (1524) gentzlich w-n (andre Lesart w-s) und bericht empfangen. — Reichsabsch. Regensb. C III r (1532) damit eyn jeder des w-s haben ... möge. Aber Augsb. D III r (1530) und man ... w-n hat. Speyer F II e (1542) damit man eygentlich w-n haben mög. Ausg. 1607 schreibt hier w-s. — Urkundenbuch zur Gesch. der Bischöfe v. Speyer, Jüngere Urk. 531 (1532) das wir eins solichen auss bericht w-s empfangen. — WeisT. I 481 das er solcher rechtlichen handtlunngh kein wiesssens gehabt hette. Eb. ihnen sey guet wiessens. 836 (1539) irer weren auch wenig da, die eynich w-s darumb hetten. II 155 da der man nit wiessens umb hette. 181 (1509) ob der hübner ... ein wissents darvon soll haben. III 751 (1558) der etwas davon w-s het. IV 15 (1588) die jhenigen so umb die gueter bests wüssens trugen. VI 430 (1545) was ihnen des walds halben w-s seie. Aber I 712 ohn sin wissend. II 101 (1682) dass der hochgerichts schulteyss dess ein w-n hab. VI 172 (1588) dessen kein w-n zu haben. — Ayrer I 153. 10 davon ich noch kein w-s hab. II 802. 27 und dass er des mög w-s han. 876. 14f dass man billich vorwissens hab, | wie alle ding send gangen zu. 898. 16 ja, wenn ich der sach w-s han. 940. 12 auff dass wir dessen w-s han. 1122. 16 dess will ich allhie w-s han. III 2003. 31 weil ich dann dessen w-s hab. IV 2536. 19 weil er dann der Sach w-s hat. 2737. 8 o wenn Secundus w-s hat. V 2994. 34 solts die Obrigkeit w-s habn. Ohne s: I 362. 30 die nur hetten ein w-n drumb. III 1644. 2 da hab wir gar kein w-n von. 1808. 4 ich hab davon kein w-n (:beschiessen). IV 2301. 2 dessen sie kein gwiss w-n het. 2722. 4 meinst nicht, dass ich gut w-n hab. — Reichsabsch. 69 (1607) nach dem er solcher Peen w-s empfangen hett. 112 und ein jeder Stand, wen er verordnete, w-s trage. 116 damit ein jeder w-s haben möge. 123 dass er dessen ... kein w-s gehabt. 149 damit ... man w-s habe. 187 damit ein jeder dess w-s empfahen mög. Ohne s: 76 dieweil der beklagt ... ein w-n und bericht hat. 142 so jemand ... von der Thäter misshandlung kein w-n hett. Eb. dass er ... gantz kein w-n gehabt. U. ä. m. — Sandrub Kurtzweil 122 (1618) der Wirth sprach: so hast w-s drumb, | Was droben unser Herr Gott thut. — Moscherosch Phil. 194. 23 dessen dann unser Junger Herr gut w-s hatte. — Götz v. Berlichingen Lebensbeschr. 51 (1731) damit ein jeder W-s hab. 89 so viel ich W-s hab. 94 welches die gründliche Wahrheit ist, und viel guter ehrlicher Leuth darum w-s haben. — Die Stelle bei Göthe Werthers Leiden I (W I 19. 13) kramte viel W-s aus kann mit den hier herbeigezogenen Beispielen nicht auf gleiche Stufe gestellt werden; vielmehr ist in ihr noch ein altertümlicher Rest der subst. Verwendung von viel mit nachfolgendem Gen. zu erblicken. — Die Form wissens als reiner Nom. oder Akk., wie wir sie in obigen zahlreichen Belegen finden, ist seit dem 18. Jahrh. ausgestorben.

wohlgefallens = Wohlgefallen. Murner Narrenbeschw. 46. 42 (1512) ein wolgefallens hett daran. — Reichsabsch. 240 (1607) biss auff kayserlicher Mayestat, und der Ständ wolgefallens. — Öfter ohne s, z. B. bei Steinhöwel Decam. 357. 24 und er ... besunder freüde und wolgefallen hette. — Luther Von den guten Werken 2 eyn wol gefallenn ... habe. 8 eyn wolgefallen habe. 20 Gott hatt eynen gnedigen wolgefallen uber die, sso sich fur yhm furchten. Ähnl. 24. 28. — Luther-Emser Streitschr. II 182 (1521) ein solich wolgefallen . . . haben. — J. Nazarei Vom alten und

neuen Gott 47 (1521) meynen ir dem Thome von Aquin ein wolgefallen thon haben. — Melissus Psalmen 172 (1572) das du wolgefallen zu ynen hattest.

wütens = Wüten. Einmal an sehr zweifelhafter Stelle: Mariengrüße (um 1250) in der Zeitschr. f. deutsch. Alt. VIII 284, Vers 309 f geborn ûz dirre werlde vluot | diu sam daz mer nu wüetens tuot. Somit hätten wir einen Beleg für die s-Form bereits im Mhd. Dagegen spricht aber mehreres: 1) Die völlige Isoliertheit dieser einzigen Stelle im Mhd., 2) die zu bezweifelnde Richtigkeit der Handschrift oder vielmehr der Wiedergabe derselben in der ZfdA, und 3) die Möglichkeit einer anderen Erklärung dieses s als adverbielles s, wütens = wütends = auf wütende Weise. Ich möchte daher in dieser Form keine der zu unseren s-Formen gehörigen erblicken; die Stelle anführen zu müssen hatte ich nur aus dem Grunde geglaubt, weil das DWb IV 485 sie verzeichnet.

zankens = zanken, Gezänk. H. Sachs F.-Sp. 42. 318 wiewol ich vil zanckens mit ir trieb. — Sonst ohne s: Brant Narrenschiff 19. 30 und macht vil zancken. — Murner Narrenbeschw. 80. 129 (1512) dann fahent sy ein zancken an.

Ahd. frôno (nhd. fron-) als elliptischer Plural.

Von
Hermann Möller.

Seit Jacob Grimms Abhandlung über dunkle Genitive Pluralis in den Berichten über die Verhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1849 (29. November) S. 340—345 (= Kleine Schriften V S. 385—9) ist es bekannt, daß das ahd. *frôno* 'heilig' (und 'öffentlich') mhd. *vrône*, das zunächst als undeklinierbares Adjektiv verwandt, dann aber seit dem jüngern Ahd. auch dekliniert ward, das nhd. fron- (Frohn-) in fron-altar, fron-fasten, fron-leib, fron-leichnam, fron-geisterlein 'Englein', der Gen. Plur. des Wortes ahd. *frô* (Vokativ) 'Herr' ist. Daß ein erstarrter Genitiv fürs Sprachgefühl zum Adjektiv werden kann, zeigen u. a. die nhd. von Ortsnamen abgeleiteten Genitive des Plurals auf *-er*, wie 'Berliner', 'Pariser', auf welche Jac. Grimm a. a. O. S. 243 (d. 25. Oktober in der Abhandlung über die romanischen Genitive Pluralis) und 345 zu sprechen kommt, deren Auffassung als Adjektive, namentlich im Zeitungsdeutsch seiner Zeit Grimm als 'ein grobes Versehn' tadelt, die aber heute ohne Zweifel in noch höherem Grade als zu Grimms Zeit fürs Sprachgefühl zu Adjektiven geworden sind, wie der Gebrauch erweist (wovon sogleich); dasselbe zeigen z. B. die nicht wenigen als undeklinierbare Adjektive fungierenden dänischen Genitive des Singulars auf *-s*, wie *fœlles* 'gemeinsam' (Gen. von *fœlle* 'socius'), *stakkels* 'arm, miser'. Daß, wenn eine erstarrte Wortform fürs Sprachgefühl zum Adjektiv geworden ist, ihre Endung zunächst in e i n e m einzelnen oder in einzelnen Kasus, in denen sie mit der Endung des flektierten Adjektivs zufällig zusammentrifft, vom Sprachgefühl dieser Endung der Adjektivflexion gleichgesetzt werden kann, zeigt der heutige Gebrauch jener *-er* im Deutschen. Während in 'Verein Berliner Industrieller' die deutliche adjektivische Genetivendung *-er* in 'Industrieller' sich mit dem vorhergehenden undeklinierbaren Adjektiv 'Berliner' ebenso wie mit einem vorhergehenden undeklinierbaren Zahlwort wie vier, fünf u. s. w. verträgt, und dasselbe zur Not auch für 'Verein Berliner Kaufleute und Industrieller' geltend gemacht werden kann, indem Kaufleute und Industrielle hier als eine Gruppe (analog unten zu besprechenden) zusammengefaßt sein können mit nur an e i n e r und zwar letzter Stelle deutlich ausdrückbarem Genitiv, ist eine Zusammenstellung wie 'Verein Berliner Künstler' nur dadurch ermöglicht, daß in 'Verein Berliner

Industrieller' u. a., nach deren Analogie sie erfolgt ist, die Endung (Berlin)-*er*, = -āriōrum (s. Verf. Zur ahd. Alliterationspoesie S. 142 ff.) und z. T. variōrum, vor dem folgenden Namen vom Sprachgefühl dem *-er* = got. -aizē des Gen. Plur. der Adjektive (Industriell*er*) gleichgesetzt worden ist, und ebenso setzt die Zusammenstellung 'Verein Berliner Presse' voraus, daß das *-er* vor dem Namen als identisch mit der Endung des Gen. Sing. Fem. derselben Adjektivdeklination = got. -aizōs gefaßt werden konnte. Diese beiden Zusammenstellungen lassen vermuten, daß auch vor einem Nom. Sing. Mask. nach vorhergehendem unbestimmten Artikel, wie in 'ein Berliner Künstler', das *-er* vielleicht z. T. vom Sprachgefühl als mit der in gleichem Falle stehenden Endung -er des Nom. Sing. Mask. der Adjektive zusammentreffend gefaßt werden mag, ohne daß darum doch für diese *-er* ein weiteres Eintreten in die adjektivische Flexion zunächst möglich wäre. Daß aber ein Wort, einmal fürs Sprachgefühl zum Adjektiv geworden (und um so eher, wenn es in seiner Endung mit einer Endung oder Endungen der Adjektivflexion zusammentraf), auch adjektivische Flexion (oder zunächst weitergehende und endlich völlige adjektivische Flexion) annehmen konnte, begreift sich leicht und ist oft genug beobachtet worden. Jac. Grimm (a. a. O. 344 unten) weist hin auf das romanische loro, franz. leur aus illōrum, und auf das aus dem Gen. Plur. aller Geschlechter und dem Gen. Sing. Fem. des Pronomens der dritten Person erwachsene flektierte deutsche Possessivpronomen ir. So ist wahrscheinlich das *-o* in ahd. *frôno* zunächst vor Nom. Sing. Mask. (wie z. B. in *ther frôno gotes sun), vor dem es allerdings im Ahd. zufällig nicht belegt ist, oder nach einem solchen (die Stellung des Wortes nach dem Nomen ist bei Otfrid und im Ludwigsliede, und zwar innerhalb des Ahd. nur hier[1], die regelmäßige), wie in ther gotes sun frôno, vom Sprachgefühl der Endung des Nom. Sing. der schwachen Maskulina gleichgesetzt worden (für die Stellung nach dem Nomen vgl. z. B. ther unsar keisar guodo in De Heinrico 9), worauf für den Nom. Sing. des Feminins und Neutrums ein -a geschaffen worden ist (*diu frôna giuuonaheit* 'usus publicus', *frôna gelt* 'fiscus') und die weitere Flexion folgte (*frôniz reht, in den urônin sal, zuo frôneme stadile,* Dat. Plur. *frônen getougen* 'dominicis sacramentis', Belege bei Graff III 806 unten f., vgl. Grimm a. a. O. 344, D.Wb. IV 1, 231).

Während demnach die Wandlung des Gen. Plur. zum zunächst undeklinierbaren, dann flektierten Adjektiv durchaus keinen Schwierigkeiten begegnet, habe ich, was die Wandlung der Bedeutung betrifft, noch keine Antwort gesehen auf die von Grimm im D.Wb. IV, 1, 230 aufgeworfene Frage: 'warum aber bediente man sich nicht des Gen. Sg. frôin (got. fraujins)?', und noch nirgends eine mir genügend scheinende Erklärung gelesen, wie ein Gen. Plur. der Bedeutung 'der Herren' (dessen Über-

[1] und, wie ich glaube, in der Würzburger Markbeschreibung (s. u.), also nur in fränkischen Denkmälern.

gang in die adjektivische Bedeutung 'herrschaftlich', die aber die jüngste unsers Wortes ist, sich leicht begreift) zu der Bedeutung 'heilig' gelangen konnte, obwohl anzuerkennen ist, daß Jacob Grimm, der S. 343 'dominorum' als 'sanctorum' faßt, aber unmittelbar darauf S. 344 erkennen muß, daß gotes sun frôno, daz kind frôno, diu itis frôno sich gegen den Sinn von sanctorum oder dominorum sträuben, an einigen Stellen (s. u.) im Vorübergehen die Frage auf das Gebiet hinüberlenkt, auf dem er sich sonst am liebsten bewegt, und wo meines Erachtens allein die Lösung zu finden ist, das heidnisch-mythologische, das er selbst dann aber wieder verläßt.

Die meiner Ansicht nach richtige Erklärung, nach welcher *frôno* ein 'elliptischer' Plural[1] ist, eine Ansicht, die ich oft in Vorlesungen und Übungen vorgetragen habe, will ich im folgenden darlegen.

Bekannt sind die vedischen zweigliedrigen Zusammenrückungen der Bedeutung a + b, bei welchen beide Glieder die Form des Duals zeigen, indem ursprünglich jedes Glied seinen Accent behält, wie mitrā-váruṇā 'Mitra und Varuna', índrā-váruṇā 'Indra und V.', índrā-víṣṇū 'Indra und Vischnu', sū́rjā-másā 'Sonne und Mond', djā́vā-kṣā́mā, djā́vā-pṛthiví und pṛthiví-djā́vā alle = 'Himmel und Erde', mātárā-pitárā 'Vater und Mutter'. Nur diese älteste Form der dualen 'kopulativen Komposita'[2] (sanskr. 'dvandva') ist der Grundsprache zuzuschreiben (wie gezeigt von J. Wackernagel, Kuhns Zeitschr. 23, 303 ff. 309, J. N. Reuter ebd. 173), während die Dvandva mit dem Stammausgang im ersten Gliede, sowohl die mit dem Dualausgange im zweiten Gliede wie die neutralen, jüngeren Datums sind. Eben solche dualische Zusammenrückungen hat das Altiranische, z. B. ahura miþra und miþra ahura 'Ahura und M.';[3] im Griechischen scheint eine solche erhalten zu sein in Ἀκτορίωνε Μολίονε Ilias Λ 750 (s. u. S. 101 Anm.). In Sprachen, die den Dual gänzlich oder größtenteils aufgegeben haben, trat mit Ersetzung des Duals durch den Plural auch in diesen grundsprachlichen Zusammenrückungen, wo sie fortgeführt wurden, der Plural für den ursprünglichen Dual ein, älter gewiß ausschließlich oder überwiegend ohne, jünger überwiegend mit dazwischenstehendem (oder angehängtem) 'und', wie im Lateinischen (Lūgēte ō) Venerēs Cupīdinēsque Catull 3 1 (ähnlich 13 12), ursprünglich bedeutend 'Venus und Cupido', mag auch Catull und seine Zeit die Formel bereits nicht mehr so aufgefaßt haben; im Germanischen ags. Beow. 1074 bearnum ⁊ bróðrum = (Dat.) 'Sohn und Bruder' (vgl. Verf. Altengl. Volksepos S. 59).

[1] Vgl. Ferd. Justi, Über die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen, Göttingen 1861, S. 86 f.; B. Delbrück, Syntakt. Forschungen V = Altind. Syntax, Halle 1888, S. 98. 102, ders. Vgl. Syntax der indogerm. Sprachen I, Straßburg 1893, S. 137. 171 f.

[2] Daß es sich hier nicht um eine eigentliche Zusammensetzung, sondern um eine 'Zusammenrückung' handelt, hebt Justi a. a. O. 5 und ebenso Gustav Meyer Kuhns Zeitschr. 22, 4 hervor.

[3] Andere Beispiele s. F. Justi, Zusammens. d. Nom. S. 83 f., Fr. Spiegel Grammatik der altbaktr. Sprache S. 105 § 94.

Stand im Indogermanischen von Haus aus der Dual (der in Sprachen, die den Dual aufgaben, durch den Plural ersetzt ward) in Fällen, wo die a + b, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit zwischen den beiden Gliedern, der Zahl nach zwei waren (1 a + 1 b), so stand in solchen Zusammenrückungen in der Grundsprache naturgemäß von Haus aus der Plural in beiden Gliedern, wo a + b der Zahl nach drei[1] oder mehr waren, also 1 a + 2 (oder mehr) b oder umgekehrt, so gut wie bei 2 oder mehr a + 2 oder mehr b, und dieselbe Zusammenrückung kannte die Grundsprache auch für drei (oder mehr) Glieder,[1] die dann sämtlich im Plural standen ('plurale kopulative Komposita'). In der angeführten Beowulfstelle ist thatsächlich nur von einem Sohne und einem Bruder die Rede: rein sprachlich aber hätten mit dem bearnum ⁊ bróðrum auch zwei Söhne und ein Bruder, oder zwei Brüder und ein Sohn, so gut wie zwei oder mehr Söhne und zwei oder mehr Brüder bezeichnet sein können. Fürs Altiranische lehrt Spiegel (Gramm. der altbaktr. Sprache S. 105), daß 'die kopulativen Komposita' 'sich im Altb. noch in der ältesten Gestalt erhalten haben, nämlich so, daß jeder Teil des Kompositums seine Endung bekommt und zwar die Dualendung, wenn zwei Dinge mit einander verbunden werden, die Pluralendung, wenn es mehr als zwei sind, doch ist dies seltener'. Ein Beispiel für 1 a + 2 oder mehr b aus dem Altiranischen mit der Pluralendung an beiden Stellen ist (Jasna 30, 9. 31, 4) mazdås(cā) ahurå*ŋ*hō = '(und) Mazda und die Herren' (s. Chr. Bartholomae Arische Forschungen II, Halle 1886 S. 129 f.). Im Vedischen findet sich als Beispiel für dasselbe indrā-marutas 'Indra und die Maruts' Rgv. II 29, 3 (wo indrā aus indrās, vgl. Bartholomae a. a. O. 130). Ein indisches Beispiel des Plurals beider Glieder für Plural beider Begriffe ist á*ŋ*gā-párūⁿṣi 'Glieder und Gelenke' (vgl. Reuter Kuhns Ztschr. 31, 177); das Lateinische besitzt zahlreiche solche zweigliedrige pluralische Zusammenrückungen, wie dī deae, superī inferī, deren bekanntestes patrēs conscrīptī. Im Sanskrit ist, wie bei zwei Gliedern in der Regel, so stets bei drei Gliedern die aus der Grundsprache ererbte Form der Zusammenrückung, mit Pluralendungen an beiden oder allen drei Stellen, durch die jüngere indische Form des Kompositums mit Stammausgang im ersten oder den ersten Gliedern und der Pluralendung an einer, der letzten, Stelle abgelöst worden (also Ersetzung des älteren, umständlicheren a x + b x + c x durch (a + b + c) x, welche jüngere Form dem Avestischen fehlt). Im Avestischen findet sich (von Justi Zusammens. der Nom. S. 85, Spiegel a. a. O. S. 106 angeführt) zweimal eine und dieselbe 6glie-

[1] Von einem etwa einmal in der Grundsprache vorhanden gewesenen Trial sehen wir hier ab, da von einem solchen noch keine Spur gefunden ist: sollte das Indogermanische einmal einen solchen Trial gehabt haben zu einer Zeit, wo diese Zusammenrückungen bereits in Gebrauch waren, so muß von Haus aus natürlich dieser gebraucht worden sein, wo der zu zählenden Individuen drei waren, also (bei zwei sprachlichen Gliedern) 2a + 1b oder 2b + 1a, oder (bei drei Gliedern) 1a + 1b + 1c.

drige (aus dreimal je zwei Gliedern bestehende) Zusammenrückung mit Plural statt Singular an sämtlichen sechs Stellen.[1]

Ich habe noch an keiner der zahlreichen Stellen, wo von diesen dualischen und pluralischen Zusammenrückungen die Rede ist, die, wie man denken sollte, naheliegende Bemerkung gelesen, daß durchaus kein Grund ist, wie es doch gewöhnlich geschieht, diese Zusammenstellungen als für unser modernes Sprachgefühl befremdend zu betrachten, da wir (die wir jetzt des Duals entbehren) in unsern heutigen Sprachen täglich uns ganz eben solcher Zusammenstellungen von Pluralen (meist mit 'und' vor dem letzten Gliede) bedienen, die auf demselben Prinzip beruhen und sich ganz ebenso erklären (s. u.), wie die grundsprachlichen Zusammenrückungen von Dualen und Pluralen, ohne daß der heutige Gebrauch uns im geringsten als etwas Abnormes erscheint oder überhaupt als irgendwie auffällig bemerkt wird. Und wir bedienen uns solcher Zusammenstellungen im großen und ganzen in denselben Fällen wie die Vorzeit, vornehmlich von lebenden persönlichen Wesen, die irgendwie zusammen eine Gruppe ausmachen. (Unter diese Definition fallen für die Vorzeit natürlich auch Gruppen mythischer, also lebend und persönlich gedachter Wesen, wie 'Himmel und Erde', 'Tag und Nacht').

'Herren und Damen' sagt man heutzutage, wo unbestimmt, ohne genaue Angabe des Zahlenverhältnisses des männlichen und weiblichen Bestandteils innerhalb der Gruppe, geredet wird, und im Vokativ 'meine Herren und Damen' (oder 'meine Damen und Herren'), sowohl wo es sich um einen Herrn und eine Dame handelt (wo also der Plural an der Stelle des Duals der Vorzeit steht und wo wir den Dual setzen müßten, wenn wir noch den Dual hätten), als auch wo zwei oder mehr Herren und eine Dame (oder umgekehrt) gemeint sind, so gut wie, wo zwei oder mehrere von jedem der beiden Geschlechter. Ebenso heißt es dreigliedrig zusammenfassend, unbestimmt 'Männer, Frauen und Kinder', auch wo in der Gruppe nur eine Frau oder ein Kind (oder eine Frau und ein Kind) oder nur ein Mann befindlich ist.

Die Zusammenstellung kann mit einem Zahlwort versehen sein. 'Dreißig Herren und Damen' sind, wie jeder weiß, nicht 30 Herren + 30 Damen, sondern vielleicht 29 Herren und eine Dame, nämlich x Herren + (30 — x) Damen. Entsprechend 'dreißig Generale und Admirale' oder 'sechzig Generale und Stabsoffiziere' und ähnlich unendlich oft. Ganz ebenso bedeutete sumaro enti wintro sehstic im Hildebrandsliede V. 50 natürlich nicht, wie man z. T. einmal angenommen hat, 60 Sommer und 60 Winter, also 60 Jahre, sondern, wie man nun-

[1] (Dat. plur. der Endung -bjō) *arezahẹibjō savahẹibjō, fradaðafšubjō vīdaðafšubjō, vouru-barṣtibjō vouru-ȥarṣtibjō* Vispered 11, 1. 12, 35, d. i. 'dem (überall Neutrum) Arezahẹ, Savahẹ (den beiden westlichen Karšvare), Fra-daðafšu, Vī-daðafšu (den beiden südlichen), Vouru-barṣti, Vouru-ȥarṣti (den beiden nördlichen K., d. i. Teilen der Welt)'. [Andere schreiben *y* für j, und *j* für die palatale Media, bei mir ȥ].

mehr längst weiß, 60 Sommer- und Winterhalbjahre, 60 Semester, in diesem Falle also, da ja auf je einen Sommer je ein Winter folgt, notwendig 30 Sommer und 30 Winter.

'Deutsche Grafen, französische Gelehrte, dänische Ingenieure' las ich kürzlich (1901) (auf dänisch) in einer dänischen Zeitung, wo von versuchten Lösungen des Problems des lenkbaren Luftschiffs die Rede war, und wo, wie man weiß, ein deutscher Graf, ein französischer Gelehrter und ein dänischer Ingenieur gemeint waren.[1] Wie die Zusammenstellung hier und in den früher angeführten Beispielen unbestimmt, ohne Artikel steht, so kann sie aber auch bestimmt sein, also mit dem bestimmten Artikel versehen in den Sprachen, die sich überhaupt eines bestimmten Artikels bedienen (also nicht im Latein und Slavischen), und in der Ausdehnung, in der sie sich desselben bedienen, oder es kann der bestimmte Artikel hinzugedacht werden (wie ags. in der Beowulfstelle in bearnum ⁊ bróðrum: eine Zusammenstellung wie Sing. 'Sohn und Bruder', 'Weib und Kind' ist, wie man weiß, bis heute meist eo ipso bestimmt und kann im Plural 'Söhne und Brüder' und ähnlichen ebenso eo ipso bestimmt sein, sodaß der Artikel fehlen kann). Latein (Cicero im Cato major 6, 15) 'Fabricii, Curii, Coruncanii' bedeutet an der Stelle nicht (oder nicht in erster Linie) 'Männer wie Fabricius u. s. w.', sondern 'die Fabricius, Curius, Coruncanius', d. i. eben C. Fabricius + M'. Curius (Dentatus) + Ti. Coruncanius. Ebenso heute im Französischen, z. B. les Gerbier, les Debonnière, les Hardouin (Aulard, Danton), und ebenso im Deutschen, z. B. 'die Wessenberg, die Gebsattel, die Diepenbrock' (vorkommend in den Erinnerungen des Freiherrn v. Völderndorff), hier wie dort, wie bekannt, außerordentlich häufig[2], und ganz ebenso in andern modernen Sprachen.

Die Erklärung dieser Zusammenstellungen ergibt sich ganz von selbst, und sie ist für die der Grundsprache und der alten Sprachen ganz dieselbe, wie für die der modernen. J. N. Reuter, Kuhns Zeitschr. 31, 173 sagt von den dualischen Zusammenstellungen: 'Durch den Dual wird das eine Glied implicite in dem anderen schon ausgedrückt', und Gustav Meyer ebd. 22, 8 (1872) gab die Erklärung sehr gut mit den Worten: 'Jeder der beiden Begriffe' weist 'durch seine Dualendung auf den andern mit Notwendigkeit zu ihm gehörenden hin und drückt schon durch seine eigene Formung die Unvollständigkeit, die ihm, wenigstens nach der Absicht des Redenden, inne wohnt, aus; es ist [in ved. djávā-bhū́mī u. a.], als

[1] Um noch ein anderes Beispiel anzuführen: anläßlich des Prozesses gegen die Leiter der Spielhagenbanken redet der 'Vorwärts' (Juli 1902) von einer 'Wirtschaft von Lahmen, Tauben und Blinden', wo mit diesen Adjektiven drei eben vorher genannte und charakterisierte Personen zusammenfassend bezeichnet sind, ein 'Leiter ... gutmütig bis zur Schwäche', ein 'Direktor mit dem Rechte, nicht dreinzureden' und 'ein Aufsichtsrat, der nichts sieht'.

[2] Zuweilen braucht man auch in derselben Bedeutung in indischer Weise wirkliche Dvandva-Komposita, z. B. 'die Mathieu-Rampolla haben gesiegt' Münch. Allg. Ztg., Juli 1902, d. h. Kardinal Mathieu + Kardinal Rampolla.

ob man sagte: der Himmel und das andere (alterum, das notwendig dazu gehört), die Erde und das andere'. Diese Erklärung gilt für die pluralischen wie die dualischen Zusammenstellungen bis auf den heutigen Tag: mit dem oben angeführten 'deutsche Grafen' u. s. w. ist genau entsprechend gemeint: 'der deutsche Graf und die andern (die das Problem zu lösen suchen), der französische Gelehrte und die andern' u. s. w.; ebenso ist 'die Stolberg, die Daumer' (gelesen in der Zeitschrift 'Renaissance', Würzburg, herausgeg. von Dr. Josef Möller) = 'F. L. Stolberg und die andern, F. Daumer und die andern' (Konvertiten), oben 'die Wessenberg' u. s. w. = 'J. H. v. Wessenberg (L. A. Frhr. v. Gebsattel, M. Frhr. v. Diepenbrock) und die andern' (Kirchenfürsten, aus adeligen Häusern stammend, der bestimmten Zeit und Richtung).

In diesen dualischen und pluralischen Zusammenstellungen bedeuten also die einzelnen Glieder streng genommen genau dasselbe. 'Der deutsche Graf und die andern' ist eben niemand anders als 'der französische Gelehrte und die andern'. Wo, wie es im Vedischen möglich war, zwischen den einzelnen zusammengehörigen Dualen andre Wörter stehn,[1] da machen die beiden gleichbedeutenden Duale z. T. den Eindruck der Variation des germanischen Epos. So im Rgv. VI 51, 1:

Úd u tjác cákṣur máhi mitrájōr â̄n
éti prijám várunajōr ádabdham,

d. i. wörtlich: 'Auf nun das Auge das große der Mitra (Du.) geht, das liebe der Varuna (Du.), das untrügliche', wo mitrájōr 'Mitras und des andern', 'der beiden Mitra' genau = váruṇajōr 'der beiden Varuna', dieses nur eine Variation von jenem. Ebenso wo eine Cäsur die beiden Glieder auf die beiden Vershälften verteilt in Ilias Λ 750:

καί νύ κεν Ἀκτορίωνε Μολίονε παῖδ' ἀλάπαξα,

wo Μολίονε = Ἀκτορίωνε. Da nun also die je zwei (oder mehr) Ausdrücke genau dasselbe bedeuten, so konnte man sich begnügen, nur den einen auszusprechen, also zu sagen mitrā́ = 'Mitra + Varuna', ebenso nur zu sagen Μολίονε (Ilias Λ 709) oder in derselben Bedeutung Ἀκτορίωνε (Ψ 638).[2]

---

[1] Zwei Beispiele (darunter das oben angeführte) verzeichnet Th. Benfey, Vollständige Gramm. der Sanskritsprache § 635; vgl. auch F. R. Reuter, Kuhns Ztschrft. 31, 174 Anm. Rgv. IV 41, 1—6 ist an allen sechs Stellen índrā von dem folgenden váruṇā getrennt, VII 42, 5 náktā von folgendem uṣā́sā. Oft sind die beiden zusammengehörigen Worte durch kleinere enklitische Wörter getrennt, vergl. Delbrück, Vergl. Syntax I 138. — Beispiele aus dem Indischen (darunter auch das oben angeführte) und Iranischen bei Justi S. 7.

[2] Beide Brüder werden Ilias Λ 751 als Söhne des Poseidon bezeichnet, anderseits wird sowohl Eurytos wie Kteatos Sohn des Aktor, Ἀκτορίων, genannt, jener B 621, dieser N 185 (ebenso wie Kastor und Polydeukes, auch wo der Mythus galt, daß sie Söhne des Zeus, Διὸς κοῦροι, waren, doch Τυνδαρίδαι genannt werden, Hymn. 16 und 33). Nach Analogie derjenigen Fassung des Dioskurenmythus, nach welcher nur Helena und Polydeukes Kinder des Zeus, Kastor und Klytämnestra des Tyndareos waren, kann vermutet werden, daß Ἀκτορίωνε Μολίονε ursprünglich bedeutet habe 'den Sohn des Aktor und seinen

So ist der indogerm.[1] elliptische Dual und ebenso der elliptische Plural zu Stande gekommen.[2] Jener besteht darin, daß eine Gruppe 1 a + 1 b durch den Dual des einen Gliedes (Begriffes) bezeichnet wird, indem die Dualform den Hörenden veranlaßt, das andere Glied selbst hinzuzudenken; bei diesem wird ebenso eine Gruppe von zwei oder mehr Gliedern, die aus mindestens drei Individuen besteht, durch den Plural des einen Gliedes bezeichnet. Bei Aufgebung des Duals fällt der elliptische Dual mit dem elliptischen Plural zusammen.

Eine eigene Abteilung (wie schon von G. Meyer, Kuhns Ztschr. 22, 8 f., so auch, gegen J. Wackernagel ebd. 23, 303 Anm., der sie ferngehalten wissen wollte, von Delbrück, Syntakt. Forschungen IV 20 dem elliptischen Dual zugerechnet[3]) bilden die Duale, die für 1 Maskulin und 1 zu diesem gehöriges Feminin stehen, wie sanskr. pitárā (-āu) und auch mātárā (-āu) 'die Eltern' (dieses Rgv. I 140, 3 als Mask.), bhrātarāu 'Bruder und Schwester', mit Plur. für Dual lat. patrēs 'Eltern' (s. Neue-Wagener = F. Neue, Formenl. der lat. Spr. [3]I 896), ebenso lit. tėvaĩ 'Eltern' (Plur. von tė̃vas 'Vater'), wenigstens (soviel ist J. Wackernagel einzuräumen) diejenigen unter ihnen, die nicht für je zwei Bildungen von völlig verschiedenen Wurzeln, wie die Wörter 'Vater' und 'Mutter', 'Bruder' und 'Schwester', sondern für je ein Mask. und Fem. stehen, die von derselben Wurzel oder demselben Stamme, wenn auch mit verschiedenen Endungen oder hinzugetretenem Femininsuffix gebildet sind, indem diese zwar in ihren Anfängen auch aus Zusammen-

Halbbruder, Μολίων (Sohn des Poseidon) und seinen Halbbruder' (daß also Molion ursprünglich entweder mit Eurytos oder mit Kteatos identisch gewesen wäre). Jedenfalls konnte Μολίονε bei Homer nicht Söhne einer (aus den beiden Homerstellen erst erschlossenen) Μολιόνη bedeuten, s. J. Wackernagel, Kuhns Ztschr. 23, 307.

[1] Nichtindogerm. elliptische Duale, wie hebr. Miṣrajim 'Unterägypten (Māṣōr) + Oberägypten', lasse ich hier bei Seite.

[2] B. Delbrück (Syntakt. Forschungen IV 19, V 98, Vergl. Syntax I 138) hält umgekehrt die elliptische Ausdrucksweise 'zweifellos' für das ältere und läßt die Zusammenstellung zweier Duale erst aus dem elliptischen Dual hervorgegangen sein. Das meiner Überzeugung nach Richtige haben Gustav Meyer, Kuhns Ztschr. 22, 8, J. Wackernagel ebd. 23, 309. Pāṇini's Benennung (I 2, 64 ff.) 'ēka-śēṣa-' M., d. i. 'alleiniges Überbleibsel', für den elliptischen Dual und Plural zeigt, daß bereits der indische Grammatiker die elliptische Form als das sekundäre betrachtet hat. — Im Sanskrit kann z. T. ganz ähnlich von zwei Subjekten a + b, die beide durch angehängtes -ca = lat. -que gr. τε mit einander verbunden waren, das eine Glied mit dem -ca fortgelassen werden, wenn der Hörende es selbst hinzudenken kann (das Verbum folgt dem elliptischen Gliede im Dual): das angehängte -ca bedeutet hier genau dasselbe und ruft eben dieselbe Vorstellung der zu ergänzenden Unvollständigkeit hervor, wie die Dualendung in den Fällen, die uns beschäftigen. Beispiele s. A. Weber, Indische Studien 13, 112 (Leipzig 1873). Daß hier die Ellipse das sekundäre ist, kann ja durchaus nicht zweifelhaft sein. (Auch an manche auf dem Gebiete der Zahlwörter zu den verschiedensten Zeiten eingetretene Ellipsen, z. T. völlig ähnlich dieser zuletzt angeführten, könnte erinnert werden, worauf aber hier nicht eingegangen werden kann).

[3] Von demselben Delbrück aber wieder Vergl. Syntax I 139 (ohne Polemik) in eine Anmerkung besonders gestellt.

rückungen von Dual des Mask. und Dual des Fem. gekürzt sein können, aber auch in der Folge jederzeit ohne weiteres neu entstehen konnten, einfach infolge der sich ausbildenden syntaktischen Regel, nach welcher das männliche Geschlecht dem weiblichen vorgeht, also Mask. + Fem. durch Dual des Maskulinums gegeben wird.[1] Solche sind skr. dámpatī, viś-pátī 'Hausherr und Hausfrau' (für -pati- M. und -patnī F.), putrāu 'Sohn und Tochter' (für putrá- M. und putrī́ F.), brāhmaṇāu 'Brahmane und Brahmanin' (für -á- M. und -ī F.); mit Plur. für Dual lat. avī 'Großeltern' (avus + avia) Neue [3]I 896, socerī 'Schwiegereltern' (socer + socrus) ebd. 897, rēgēs (= rēx + rēgīna) ebd. 902. — Zu den ursprünglichen Dualen treten entsprechende ursprüngliche Plurale. In Formen wie lat. filiī (s. Neue [3]I 896) sind also ursprünglicher Dual (filius + filia) und ursprünglicher Plural (filii + filiae, wo der Zahl nach mindestens 3) zusammengefallen. (Ebenso jünger z. B. span. hermanos, als Dual los dos hermanos, 'Bruder und Schwester').

Beispiele des wirklichen elliptischen Duals, zu denen also auch die angeführten pitárā, mātárā 'Eltern' u. s. w. gehören, sind aus dem Indischen, um hier nur einige der bekanntesten Fälle anzuführen, djávā 'Himmel und Erde', usásā 'die beiden Morgenröten (Morgen)' = 'Nacht und Morgen', áhanī 'Tag und Nacht'; elliptische Plurale aus dem Indischen (s. Delbrück Altind. Syntax 102) sind pitáras 'Vater, Großvater und Urgroßvater', śváśurās (nicht Dual śváśurāu 'Schwiegereltern', sondern mindestens noch eine Person mehr, also) 'der Schwiegervater und sein Haus' (Lokativ śváśurēsu 'im Hause des Schwiegervaters'). Ein elliptischer Dual aus dem Griechischen ist das homerische Αἴαντε = 'Aias und sein Bruder Teukros' (s. J. Wackernagel, Kuhns Ztschr. 23, 302 ff., Delbrück, Syntakt. Forschungen IV 20).[2] Lateinische Beispiele des Plurals

---

[1] (Daß die Regel im Indogerm. nicht von Haus aus als gemeingültig bestanden haben kann, geht aus Erscheinungen im Indischen hervor, vgl. Delbrück, Altind. Syntax S. 94 f.). Da die Dualendungen ursprünglich dem Mask. und Fem. gemein waren, fielen, wo das Fem. nicht moviert war, die Formen des Duals des Mask. und Fem. zusammen.

[2] Dem elliptischen Dual kann zur Verdeutlichung das hinzugehörige Glied im Singular mit 'und' angefügt werden: Rgv. VIII 25, 2 mitrā́ ... váruṇō (jáś) ca; Hom. Ilias M 335 f. Αἴαντε ... Τεῦκρόν τε (s. J. Wackernagel a. a. O. 308), Pindar Isthm. V 18 f. ἀμφοῖν Πυθέᾳ τε '(euch) beiden und Pytheas', d. i. 'dir und Pytheas' (W. Schulze, Kuhns Ztschr. 32, 153 Anm.); altirisch dūib ⁊ Cūchulaind 'zu euch (Plural für Dual = dir) und C.' (Zimmer, Kuhns Ztschr. 32, 157). Ebenso wird dem im Germanischen erhaltenen Dual des Pronomens, wie bekannt, das zweite Glied verdeutlichend im Sing. angehängt, älter ohne 'und' aldnord. vit Hárbarðr 'wir beiden (nämlich ich und) H.', ags. wit Scillinȝ (ganz ebenso in der französischen Kindersprache nous deux Paul, nous deux grand-père = 'P. (gr.) et moi', s. A. Tobler, Vermischte Beitr. zur franz. Gramm. 3, 17 unten); bei der dritten Person im Altnord. ebenso mit Plural für den verlornen Dual, und zwar Plur. Mask. für M. + M. þeir Friðþiófr 'er und F.', Plur. Fem. für F. + F., Plur. Neutr. (über welchen S. 105) für M. + F. þau Friðþiófr 'sie und F.'; nordfriesisch mit 'und' Sylt unk ən Jerk 'mir (mich) und Erich', junk ən Jerk 'dir (dich) und E.', jat n Jerk 'er (oder sie) und E.'

für älteren elliptischen Dual[1] sind Castores = 'Castor und Pollux' (s. Neue ³I 592 f.), templum, lūdī stellae *Castorum* (= Castoris et Pollūcis): aus den elliptischen Pluralen Castores und Pollūces kann durch Rückschluß ein Singular in der Bedeutung 'der eine der Dioskuren (einerlei ob Castor oder Pollux)' gewonnen werden, wie in geminus Pollux Horaz Carm. III 29, 64, alter Castor Statius Silv. IV 6, 15; ferner Cererēs in sacerdōs *Cererum* (= Cereris et Proserpinae) Corp. Inscr. Lat. 10, 1585. Lat. frātrēs (s. Neue ³896) kann als hierher gehörig ursprünglicher Dual (= frāter + soror), aber auch von Haus aus Plural (frātrēs + sorōrēs, mindestens drei Geschwister) sein. Grātiae ist fürs Lateinische ein elliptischer Plural von Grātia (= der ursprünglichen einen Homerischen Χάρις), = Horaz' Grātia .. iuncta sorōribus Carm. III 19, 16, Grātia cum geminīs sorōribus ebd. IV 7, 5: aus dem Plural Grātiae ist dann wieder beim späten Claudian durch Rückschluß der Singular triplex Grātia, terna Grātia gewonnen (s. Neue ³I 666). Plurale von der Art wie Cicerōnēs 'Männer wie Cicero' sind, nach dem Gesagten, ihrem Ursprung nach als elliptische Plurale zu fassen, entstanden, indem für eine Gruppe, wie die oben angeführte 'Fabricii, Curii, Coruncanii' einfach in derselben Bedeutung statt der Nennung aller etwa Fabricii = 'Fabricius und die andern' (= Männer

---

Ebenso indisch bei nicht eigens dastehendem aber in der Endung der Verbalform liegendem Dual Rgv. VII 88, 3 ruhāva váruṇaś ca nā́vam 'wir zwei bestiegen und Varuna (= ich und V. bestiegen) das Schiff' (s. Wackernagel a. a. O. 308); ganz ebenso im Altirischen nach Plur. für Dual (und zuweilen Plural) des Verbs, wofür Zimmer (a. a. O. 153—157) zahlreiche Beispiele beibringt.

Wie im Altbulgarischen in derselben Bedeutung dem (in der Endung der Verbalform liegenden oder durch ein eigenes Wort ausgedrückten) Dual das zweite Glied mittels der Präposition sŭ 'mit' angehängt sein kann, wofür Joh. Schmidt in einer Note zu Wackernagels Abhandlung K. Z. 23, 308 Beispiele beibringt, ī načęstā ('und die beiden begannen', Ektorŭ und ein anderer) sę bītī sŭ Acīlešem ('zu kämpfen mit Achill') = 'und er (Hektor) und Achill begannen zu kämpfen', obēmā (= ἀμφοῖν) sŭ Alexandromŭ 'beiden (der Helena) mit Alexander', so ist dieselbe Verdeutlichung mittels der Präposition 'mit' nach dem persönlichen Pronomen 'wir' (nous) u. s. w. in der Bedeutung des Duals in unsern modernen Sprachen in großer Ausdehnung üblich (s. A. Tobler, Vermischte Beiträge 3, Leipzig 1899, S. 14 ff., A. Steinbart in Herrigs Archiv 103 S. 158, G. Ebeling ebd. 104 S. 129 ff., vgl. diese Zeitschr. 2, 333 f.): wir... mit ihm, wir... mit meiner frau = 'er und ich', 'meine Frau und ich', frz. nous chantions avec lui 'er und ich', vous ... avec lui 'du und er'; italien. nach Plural für Dual des Verbs siamo stati a scuola insieme, con T. = 'T. und ich sind' u. s. w., s. Tobler S. 17 (weitere Beispiele aus roman. Dialekten bringt Ebeling a. a. O. [und Litbl. XXIII 19 f.]); ebenso im Albanesischen, s. Holger Pedersen, Albanes. Texte (Abh. der Sächs. Ges. der Wiss., phil.-hist. Kl. Bd. XV Nr. III) im Glossar S. 158 unter me 'mit'. [Vgl. Meyer-Lübke, Einführ. in d. Stud. der rom. Sprachw. S. 75 f.]

[1] Die von Welcker Griech. Götterlehre I 610 aus Euripides ohne Angabe einer Stelle angeführte Form τὼ Κάστορε (vgl. Delbrück Synt. Forsch. IV 20) findet sich nach gütiger Mitteilung von Dr. N. Wecklein weder bei Euripides noch bei einem andern Tragiker, auch nicht in den Fragmenten.

wie er)[1] gesetzt wurde: natürlich konnten Plurale der Art, wenn solche einmal bestanden, nach gehörten oder gelesenen Vorbildern stets neu gebildet werden.[2]

Die vorhin besprochenen grundsprachlichen Duale für 1 Mask. + 1 Fem. (ob diese nun von verschiedener Wurzel stammen oder Mask. mit moviertem Fem.) sind im Germanischen, indem die Endung des Nom. Akk. Du. Mask. der o-Deklination -ō (die infolge Übertritts aus der konsonant. Dekl. in die o-Dekl. in großer Ausdehnung auch für die entsprechende Endung des Du. Mask. und Fem. der konsonant. Deklination -e eintrat), wo dieselbe für Mask. + Fem. galt, vom Sprachgefühl als Endung des Nom. Akk. Plur. Neutr. derselben o-Deklination gefaßt wurde (die auch für die entsprechende ältere Endung -ă des Neutr. Plur. der konsonantischen Dekl. eintrat), ebenso wie Hand in Hand damit gehend der Nom. Akk. Du. Mask. des Artikels indogerm. tō (tōu) = griech. τώ germanisch als Nom. Akk. Plur. des Neutrums (got. þō altnord. þau) gefaßt ward, zu Pluralen des Neutrums geworden, infolge dessen die angeführte ältere syntaktische Regel im Germanischen umgestaltet ward zu der Regel: 1 Mask. + 1 Fem. wird durch den Plur. des Neutrums gegeben (vgl. Paul u. Braunes Beitr. 7, 486), woraus später durch Rückschluß Sing. des Neutrums (wie nhd. 'jedes'), wo von Mask. und Fem. (oder unbestimmt Mask. oder Fem.) die Rede ist.

Solche germanische Plurale des Neutrums für alten Dual Mask. sind altfries. alder 'Eltern' (aus germ. alþizō); ags. sin-hîwan ahd. as. sin-hîun u. s. w. N. 'Ehegatten'; altnord. friðgin N. 'Liebende', feðgin N. 'Eltern'; got. fadreina (2 Kor. 12, 14) 'Eltern' aus germ. -ō: dieser Form gegenüber setzt got. þai fadrein die 'Eltern' (mit folg. Verb im Plural) die Endung des Mask. Fem. Du. der konsonant. Dekl. -e voraus, infolge dessen dieser Form das ältere mask. Genus (mit Plural für Dual des Artikels got. þai, Akk. þans) gewahrt blieb. Auf alte elliptische Duale gehen ferner zurück altnord. møðgin Pl. N. 'Mutter und Sohn', systkin Pl. N. 'Bruder und Schwester',[3] und, diesem letzteren Worte in der Bedeutung entsprechend (mit dem zusammenfassenden Präfix ga- = lat. co-) mhd. geswister nhd. geschwister als Plur. Neutr., wo das Wort 'Bruder + Schwester' bedeutet, aus germ Dual ga-swestre oder -ō (im Falle des Plurals war die Endung -ez).[4] Aus

[1] Notker, Boethius 1, 9 (Pipers Ausg. I S. 20) übersetzt (At scire potuisti) Canios, at Senecas, at Soranos: *(Tû máhtôst áber uuízen) Canio gelîche ... únde Senecę gelîche .. únde óuh Sorano.*

[2] Bereits Justi, Zusammensetzung der Nomina S. 87 stellt Plurale wie nhd. 'die Luther' (in dem Satze „'es war die Zeit der Luther', d. h. die Zeit Luthers, Karl V. u. s. w.") zu den 'elliptischen Dvandva'.

[3] Über den Ausfall des (in altschwed. Runeninschriften noch erhaltenen) r in feðgin, møðgin, systkin (deren -in = got. (fadr)-ein), feðgar, møðgur s. Noreen Altisl. Gramm. § 245, 9.

[4] Die Übereinstimmung des deutschen geschwister (altfries., durch -īn- weitergebildet, Brokm. susterne, Dat. Rüstr. swesternon) mit dem durch -g- (aus vorgerm. k) und -īn- weitergebildeten nordischen systkin aus *systrgin (dasselbe -g- in der Weiterbildung mhd. geswistergîde, -gît, -get bair. -geit

dem Plur. des Neutrums für Mask. + Fem. ist im Germ. in der Folge vielfach zur Bezeichnung der Hälfte, der Einzahl, durch Rückschluß ein Neutr. Sing. gewonnen[1]: altn. feðgin N. 'Vater oder Mutter', systkin N. 'Bruder oder Schwester'; ahd. gimahhīdi mhd. gemechede bair. gemecheit (aus -īde) N. 'Ehehälfte, Gemahl', mhd. gotīde, götide bair. gotteit N. 'Pate oder Patin', jünger nhd. das gemahl (aus ahd. gimahalo M., -a F. mhd. gemahele M. F.), das geschwei 'Schwager oder Schwägerin' (s. D.Wb. IV 1, 3985), das geschwister. In der Bedeutung, in der dieses letztere Wort uns hier beschäftigt, als eine Person bezeichnend (s. D.Wb. IV 1, 4003 unter 2 c),[2] bezeichnet es ursprünglich nicht eine Schwester oder einen Bruder von mehreren, sondern (wie altn. systkin), als Halbierung eines alten Duals für Mask. + Fem., die Schwester (oder den Bruder) als Glied eines Paares 'Bruder + Schwester', am bekanntesten in dieser Bedeutung ('mein geliebt Geschwister') aus Goethes Gedicht 'Erwache Friedericke'.

Als alte elliptische Duale, die nicht für Mask. + Fem. stehn, und elliptische Plurale gehören aus dem Germanischen noch hierher altnord. feðgar Plur. Mask., Plural für älteren Dual in der Bedeutung 'Vater und Sohn', Plural von Haus aus in der Bedeutung 'Vater und Söhne'; entsprechend Plur. Fem. mǿðgur 'Mutter und Tochter'.[3] Wenn im Germ., wie bekannt, 'Nächte' (Germ. 11) für 'Tage und Nächte', 'Winter' für 'Sommer und Winter' = 'Jahre' gesagt wird, so geht diese Benennung und diese Art der Zählung in ihrem Ursprung gewiß einfach auf elliptische Kürzung eines älteren Doppelduals, 'Sommer + Winter' = 'Jahr' ('Nächte' als Dual in diesem Sinne für 'Tag + Nacht' wird für die ursprüngliche, mythische Auffassung zu den eben besprochenen

---

neben geswistr-îde, -rede, -erde bair. geswistreit N. Pl.) bezeugt das Wort, als elliptischen Dual (germ. swestre oder -ō) in der Bedeutung 'Bruder + Schwester', als alt, wenn auch das Wort mit dem Präfix gi- im Ahd. und Altsächs. zufällig nur von Schwestern (as. giswester ahd. Otfr. gisuester nur von Maria und Martha), wie ags. ʒesweostor, also als Plur. Fem. vorkommt.

[1] Von germanischen Pluralen des Neutrums in der Bedeutung 'Götter' könnte vermutet werden, daß ihnen Duale zu Grunde liegen (germ. guðō, ebenso altnord. regin aus dem Dual eines n-Stammes?), die einen männlichen Gott κατ' ἐξοχήν mit seiner Gemahlin (wie Zîo + Frîa) oder eine weibliche Hauptgottheit (wie Nerthus, die 'Terra mater') mit dem zu ihr gehörigen männlichen Gott (Gatten oder Sohn) bezeichnet haben. Der ältere männliche (oder weibliche) Singular, von dem der Dual gebildet ist, braucht nicht eine Bildung für das Fem. (oder Mask.) von derselben Wurzel neben sich gehabt zu haben (also nicht notwendig ein Fem. vorgem. *ʒhu-tā- oder *ʒhutī neben dem Mask. *ʒhu-to-s oder *ʒhut-, wenn diese Form zu Grunde liegt), da der Dual ein elliptischer gewesen sein kann. Ein neutraler Sing. der Bedeutung 'Gott' (soweit ein solches Neutrum nicht etwas Abstraktes wie 'fatum' bezeichnet) kann dann sekundär in der Bedeutung 'Gott oder Göttin' aus diesem Plur. Neutr. durch Rückschluß gewonnen sein.

[2] Also nicht in der Bedeutung ebd. 2b, in welcher das Wort eines der zahlreichen neutralen Kollektiva mit dem Präfix ge- ist.

[3] Aus germ. adjektivisch schwach flektiertem (faðri)-ga-, (mōðri)-gō- aus vorgerm. -kó-, -ká-.

Dualen für Mask. + Fem., wie mǿðgin 'Mutter + Sohn', systkin 'Bruder + Schwester', geswister, gehört haben) und entsprechenden Doppelplurals zurück (noktes, germ. nahtez, aus der Grundform eines *dagôz-nahtez).[1] Der zwölfte Tag des Julfestes und der zwölfte nach dem christlichen Weihnachtsfeste, der Tag Epiphanias oder der heiligen drei Könige, hieß mhd. der zwelfte tac, der zwelefte (Belege bei Lexer), agſ. twelfta dæȝ neuengl. Twelfth-day (wozu agſ. twelfta ǽfen neuengl. Twelfth-night der 'Dreikönigsabend'): das nhd. 'die Zwölften' für diesen und die vorhergehenden elf Tage (τὸ δωδεκαήμερον) ist der Form nach ein elliptischer Plural, ohne Zweifel älter als in der Litteratur belegt, von derselben Art wie der elliptische Dual sanskr. dvādaśāu (másāu) 'die beiden zwölften (Monate)', d. i. 'der zwölfte und der vorhergehende elfte'.[2] Ihrem Wesen nach elliptische Plurale können so bis in die

[1] Nachdem der elliptische Ursprung vergessen war, mußte, indem 'Nächte' völlig die Bedeutung 'Tage', und 'Winter' die Bedeutung 'Jahre' bekam, die vorhergehende Zahl um die Hälfte verkleinert werden, alſo '30 Winter' statt früherer (sumaro enti) wintro sehstic. Vgl. D. Myth. ^{4}III 228. Die ältere Zählung vor elliptischem pluralischem νύκτες = 'Tage und Nächte' findet sich nach meiner Auffassung bei Homer Od. ω 63 gewahrt (in welcher Stelle Delbrück Vergl. Syntax I 163 ein 'Mißverständnis der alten Formel' νύκτας τε καὶ ἦμαρ Ilias Ε 490, Od. β 345 '(bei) Tag und Nacht' sieht, in der νύκτες mit Delbrück a. a. O. als plurale tantum zu erklären ist):

ἑπτὰ δὲ καὶ δέκα μέν σε ὁμῶς νύκτας τε καὶ ἦμαρ
κλαίομεν,

d. i. 'Wir beweinten dich (sagt Agamemnon zu Achilleus in der Unterwelt) siebzehn (Tage und) Nächte und (einen) Tag' nach alter Rechnungsweise, d. h. 'acht Tage und eben so viele Nächte und einen überzähligen neunten Tag' (der dann durch den Sing. ἦμαρ bezeichnet wird, vgl. zu solchem angehängten Sing. oben S. 103 Anm. 2). (Vgl. Ilias Ω 664, wo um Hektor neun Tage geklagt ward.) Das folgende ὀκτωκαιδεκάτῃ δ' ἔδομεν πυρί V. 65 'in der achtzehnten Nacht' ist dann nach unsrer Zählung 'in der neunten Nacht übergaben wir dich dem Feuer'.

[2] (Belege s. bei A. Weber, Ind. Studien 13, 113 und dazu Anm. 2.)

Wo, wie mehrfach, zwei auf einander folgende Monate denselben Namen haben (in Sanskr. haben meist je zwei auf einander folgende Monate einen ähnlichen Namen, von denen der zweite vom ersten abgeleitet ist, wie tapas und tapasja-), s. J. Grimm GDS. Kap. VI zu Ende, könnte z. T. ein elliptischer Dual zu Grunde liegen, aus dem dann wieder sekundär ein Singular erschlossen sein könnte. So könnte got. fruma jiuleis 'November' ein aus einem älteren elliptischen Plural für Dual (= 'November + December'), oder, wenn der Januar der heidnische germanische Julmonat war, aus einem älteren Plural (= 'Nov. + Dec. + Jan.') erschlossener Singular sein. Für agſ. (ǽrra, æftera) ȝeóla 'December' und 'Januar' ist, da der Nom. Sing. des Monatsnamens bei Beda (de rerum natura Kap. XV, s. Kluge Agſ. Leseb. S. 5, ^{2} S. 12) giuli heißt = got. jiuleis, zu vermuten, daß die Form Gen. Plur. ist für älteren Gen. eines Duals, der, wenn December und Januar die heidnischen Julmonate waren, von Haus aus 'die beiden Julmonate' bedeutet haben wird, wenn aber der Januar der heidnische Julmonat war (vgl. Henry Petersen, Nordboernes Gudedyrkelse S. 27), ein elliptischer Dual gewesen sein würde. Oblique Kasus auf -an kommen meines Wissens nicht vor, eventuell aber könnte ȝeóla leicht als Nom. Sing. gefaßt sein nach der Analogie von liða 'Juni' und 'Juli' (diese Form, die ihrerseits auch Gen. Plur. eines Nomens gewesen sein könnte, sieht mehr wie Nom. Sing. M. des schwachen Adjektivs aus).

jüngste Zeit und auch noch heutzutage jederzeit neu entstehn, indem nur der Typus, natürlich aber nicht jedes einzelne Beispiel, historisch entstanden ist, wie angegeben. Wie wir im Sanskrit sahen śváśurās Plur. 'Schwiegervaters' (Lokativ -ēsu Rgv. X 95, 12 'bei Schwiegervaters') und ebenda, im Rgveda, häufige Plurale finden von der Art wie káṇvās und -āsas '(der Sänger) Kanva und seine Nachkommen', eigentlich 'und seine Familie' (Beispiele s. Delbrück, Altind. Syntax 102, Vergl. Syntax I 169), so sind auch die heutigen entsprechenden Plurale, wie franz. les Chèbe, und unsre von des Hausvaters Familiennamen oder Titel gebildeten Plurale auf -s (wie 'Rats', Dativ 'bei Rats') eben solche elliptische Plurale (die Endung, wie in den Pluralen von der Art wie 'Kerls', auf das altniederd. -os zurückgehend, welches -s, wie bekannt, allen Pluralkasus, auch dem Dativ, bleibt, vgl. Goethe 'Fräuleins alle Höflichkeit erweist').[1]

Der Gen. Plur. ahd. *frôno* altsächs. *frôno, urâno* altfries. *frâna* erklärt sich nun, wenn er, wie ich glaube, unter das Gesagte fällt, von selbst. Es ist ein elliptischer Gen. Plur. von der Art wie lat. *Castorum, Cererum*, stammt also, wenn dies richtig ist, aus dem Heidentum und ist der Gen. Plur. des Namens des Gottes *Frô (= altnord. Frey-r).[2]

[1] Der Plural nhd. 'Wirte' kann dualisch sein, 'Wirt und Wirtin des Hauses' bedeutend, wie sanskr. dam-, viś-patī (vgl. griech. Plur. οἱ δεσπόται), unter Umständen aber auch pluralisch (z. B. = Wirt und zwei Töchter, oder Wirt und Wirtin mit einem oder mehreren erwachsenen Kindern). Solcher elliptischen Plurale werden im täglichen Leben manche gebraucht. Wie man 'Lehrer und Lehrerinnen' sagt, auch wo es sich vielleicht nur um eine Lehrerin handelt, so kann man auch elliptisch 'Lehrer' für 'Lehrer und Lehrerinnen' sagen, und sagt man ebenso 'Schüler' für 'Schüler und Schülerinnen', genau ebenso wie in ältester Zeit für Mask. und moviertes Fem. zusammen nur eine Form gebraucht ward. Wie ein Universitätslehrer, auch wo er im Semester nur eine Vorlesung und Übungen über einen Gegenstand hält, diese zusammenfassend seine 'Vorlesungen und Übungen' nennen kann, so kann er auch, in eben derselben Bedeutung, elliptisch bloß von seinen 'Vorlesungen' oder (dualisch) seinen 'beiden Vorlesungen' reden.

[2] (Vokativ *Frô, Nom. in starker Form *Frô, in schwacher *Frawo). Vom schwachen Mask. westgerm. frawō^{n} ist frôno (aus germ. fraunô^{n} oder -ê^{n}) ein Gen. Plur. ohne mittleren Vokal von der Art wie got. abnē. Der Vokativ Sing. ahd. altf. frô (mîn) agſ. fréa 'Herr', der ein Vok. des ältesten konſ. Stammes germ. frau- oder des o|e-Stammes, germ. *fráwe, sein könnte, ist neben dem Nom. Sing. altſ. frâo am wahrscheinlichsten der alte Vok. des n-Stammes, germ. *fráwa (-a aus -a^{n} aus -on). Das schw. Mask. altsächs. *frôo, frâo und geschrieben frôho, frâho 'Herr' (Akk. -on, Dativ älter -en, jünger -on) agſ. fréa hat das im Auslaut entstandene altsächs. ō (â) agſ. éa der 'unflektierten Form' in die Flexion hineingetragen, ebenso wie geschehen z. B. im Dativ ahd. *strôe für *strauue von strô 'Stroh' und im flektierten ahd. frôêr für älteres frauuêr, Plur. altsächs. frâha neben dem unflektierten ahd. frao, frô 'froh, heiter' (s. Braune Ahd. Gr. § 254 Anm. 2): die 'unflektierte Form' ist in diesem Falle die des Vokativs (bei einem Worte der Bedeutung 'Herr' ist es begreiflich, daß die Form des Vokativs maßgebend sein kann; ebenso ist bei Götternamen mehrfach der Vokativ der in erster Linie bestimmende Kasus, vgl. lat. Vok., dann auch Nom. Iuppiter), oder es müßte das dem schwachen Mask. der Bedeutung 'Herr' zu Grunde liegende ältere starke Adj. *frô der

Die Form könnte, rein grammatisch betrachtet, Plural für älteren Dual sein, bedeutend 'des Gottes Frô und seiner Gattin (= Schwester)' oder ursprünglich eher 'der Terra mater und ihres Gemahls oder Sohnes',[1] aber sachlich wäre dies im höchsten Grade unwahrscheinlich, da bei dieser Bedeutung die elliptische Bezeichnung des Götterpaares bei einem Volksstamme aufgekommen sein müßte, der in erster Linie diese Wanengötter verehrte und zu einer Zeit, wo dieses noch geschah: wir würden dann den Ausdruck in erster Linie bei angelsächsischen und ostnordischen Stämmen zu finden erwarten, wo er eben nicht zu finden ist, und würden ihn schwerlich bei deutschen Volksstämmen finden. Die Form ist vielmehr

Bedeutung 'primus' noch fortbestanden haben und von Einfluß gewesen sein. Das germ. Wort, das im p und r das urspr. p-r-, pr- (ohne Vokal angesetzt) 'vorne' und im v des Suffixes zum sanskr. pûr-va- 'vorder', slav. pĭr-vŭ 'der erste' stimmt, deckt sich mit diesen Wörtern nicht genau in der Wurzelsilbe (auch der obodritische Göttername Prove Helmold I 52, der vielleicht dem germanischen urverwandt ist (s. u.), hat, gleich diesem, älteren Vokal ă oder ŏ und weicht vom slav. pĭrvŭ in der Wurzelsilbe ab): das dem germ. schwachen Mask. der Bedeutung 'Herr' zu Grunde liegende Adj. ist wahrscheinlich konsonantisch ausgehend *frau- gewesen (am ehesten, wegen des sanskr. pūrva-, aus vorgerm. pră-v-), s. u.

Zum schwachen Mask. alts. frâo ags. fréa stellt sich das Fem. mit j ahd. frauuue (s. Braune, Ahd. Gr. § 226 Anm. 1), jünger frouwa. Neben diesem Fem. besteht ein Mask. mit j in got. frauja (wie got. gudja 'Priester' neben altn. goði, Fem. gyðja) und diesem entsprechend altsächs. *frôio (Dat. frôian) ags. frîzea. Daß, wie Kögel annahm (Ztschr. f. d. Altert. 37, 273 Anm., vgl. Streitberg Indog. Forsch. Anz. 2, 52) got. frauja mit dem Fem. ahd. frauuue (und Freyja, dieses allerdings nicht nach Kögel) ein Komparativ von alts. frâo ags. fréa mit dem Suffix des griech. βελτίων sei, also eine Bildung wie nhd. 'ersterer', erscheint mir völlig unannehmbar.

Was die von Kögel (a. a. O. 272 f. Anm.) geforderte völlige Trennung der Götternamen Freyr und Freyja von den Worten der Bedeutung 'Herr' und 'Frau' und Zurückführung derselben auf einen vom Adj. frô 'froh, heiter' abgeleiteten jo-Stamm betrifft, so kann die Etymologie des Götternamens für die vorliegende Frage gleichgültig sein (s. u. zum Schlusse): auch bei dieser Etymologie aber würde es mit dem von Kögel postulierten jo-Stamme genau ebenso stehn wie mit dem -ja in frauja. Mag das dem Götternamen zu Grunde liegende Adjektiv 'primus' bedeuten (als Subst. 'dominus') oder 'laetus', so deutet das j des Fem. Freyja, genau ebenso wie das j von frauuue neben frâo, auf konsonantischen Stammausgang des ihm zu Grunde liegenden Adjektivs mit der Femininendung Nom. Sing. -ī: Nom. Fem. *frawī 'die frohe?' (davon mit Eintritt in die schwache Form Freyja, ebenso wie von *frawī 'die vordere, erste' das schw. Fem. frauuue), Nom. Mask. *frau-z. Adjektiva der konsonantischen Deklination mit dem Nom. Sing. Fem. -ī sind vielfach zu jo-Stämmen geworden, indem aus dem -jā- des Feminins fürs Mask. und Neutr. ein -jo- gefolgert ward. So ist das got. frauja altsächs. frôio die schwache Form eines Adj. *frauja-, nicht des Adjektivs in der Gestalt, von welcher alts. frâo ags. fréa. Ebenso ist nach dem Namen der *frawī, Freyja, welches ein Beiname der ursprünglichen Terra mater (Germ. 40) gewesen sein muß, der Name ihres (Gemahls oder) Sohnes, wo derselbe, wie im Nordischen, ein -jo- enthält, umgebildet. Frô- aus frau- (nicht aus frauja-) liegt in Deutschland, und zwar als Göttername, wie Mogk im Grundr.[2] III 319 bemerkt, vor im Namen ahd. Frôwin (Förstem. I[2] 518) = Saxo Frovinus, vgl. altn. Freys vinr (d. i. Sigurd, Sigurðarkv. en sk. 24).

[1] S. die vorige Anm. zum Schlusse.

ohne Zweifel von Haus aus pluralisch. Der elliptische Plural hat meiner Ansicht nach die germanische Dreiheit der höchsten Götter bezeichnet. Über diese Götterdreiheit besteht nun freilich keine Übereinstimmung: die Sache kann indessen, was die gegenwärtig vorliegende Frage betrifft, in sehr verschiedener Weise aufgefaßt werden, ohne daß sich für das, was hier der Hauptpunkt ist, etwas Wesentliches zu ändern braucht. Als Dreiheiten höchster Götter sind uns auf germanischem Gebiete bezeugt:

nord.	[1] Óðinn	[2] þórr	[3] Freyr,[1]
sächs. Taufgelöbn.	[2] Uuoden	[1] Thunaer	[3] Saxnot,
Germ. 9, Votivsteine[2]	[3] Mercurius	[1] Mars	[2] Hercules,
dazu	?	Irmin	Ing,

diese letzten Namen der Söhne des Mannus zusammengehörig nach der Dreiheit der Inguaeones, (H)erminones, Istuaeones (Germ. 2), ob nun, wie Müllenhoff annahm, diese Stammesnamen von den Götternamen abgeleitet, oder aber (s. Kossinna, Indogerm. Forsch. 7, 298 ff.) die Götternamen erst aus diesen Stammesnamen durch Rückschluß gewonnen sind.[3] Daß Ing = Freyr (altnord. Yngvi-freyr), ist bekannt und

[1] Skírnism. 33, Adam IV 26 (Thor, Wodan, Fricco), Snorres Edda Skáldskaparm. 33. Vgl. namentlich Henry Petersen, Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro 1876, S. 36 ff. (Die kleinen Zahlen bezeichnen die in der Überlieferung vorliegende, oder überwiegend vorliegende Reihenfolge).

[2] Die 'germanische Trias', (bei Tacitus) 'Mercurius Hercules Mars', wird uns außer durch Tacitus durch Votivsteine aus einer der Kasernen der equites singulares oder Gardereiter (nicht offiziell auch 'Germani' und 'Batavi' genannt) am Lateran in Rom aus der Zeit von 132—141 (mit den Gattinnen der drei Götter, s. u.) neben der 'kapitolinischen Trias' (Iuppiter Iuno Minerva) und ebenso durch andere Votivsteine aus verschiedenen Gegenden des Reiches bezeugt, s. K. Zangemeister, Neue Heidelberg. Jahrb. 5, 46 ff. Die Dedikanten der Steine mit der germ. Trias unter den Gardereitern, soweit ihre Herkunft aus ihren Beinamen zu ersehen, waren aus der Provinz Obergermanien, je ein Nicer (also Neckarsuebe), Vangio, Nemēs (geschr. -ens), Tribocus, s. Zangem. 50. Vier dieser Steine (Zangem. Nr. 5—8), für welche nicht zu sagen ist, woher die Dedikanten stammen, nennen von den drei Göttern nur Mars und Mercurius, während Hercules mit seiner Gattin fehlt. Eine spätere Inschrift von Jagsthausen (Corp. Inscr. Rhen. 1609) vom Jahre 221, die auch die Minerva ausläßt, hat nicht den Merkur, nur Mars und Hercules, die als dii patrii bezeichnet werden ([I. O.] M., Iun. reg., Marti et Herc., diis patriis, dis deabusque omnibus .., Zangem. 54). Ein in Numidien gesetztes Denkmal (Corp. Inscr. Lat. VIII 2498) ist nur den drei germanischen Göttern geweiht, Zangem. 54. (s. u.). Auf einem in erster Linie 'Herculi magusano' (s. u.) gesetzten Votivstein vom Rhein unterhalb von Deutz (s. Kauffmann, Beitr. 15, 558, Nr. 7), der auch den Mercurius neben verschiedenen andern Gottheiten nennt, fehlt Mars. Auf den 'Viergöttersteinen' aus dem gallischen und rätischen Grenzgebiete gegen Germanien aus der Zeit von 170 an (s. Haug, Westd. Ztschr. 10, 9 ff.), die, wie Zangemeister S. 56 zeigt, den Gottheiten der kapitolinischen und der germanischen Trias (mit den germ. Göttinnen) geweiht sind, sind meistens nur zwei der drei germ. Götter oder auch nur einer genannt. — Drei hohe Götter sind uns also für die nächsten Jahrhunderte von Tacitus an durch diese Votivsteine unter allen Umständen sicher genug bezeugt (vgl. unten S. 115, Anm. 3).

[3] Der erste der drei Namen bedeutete wohl συγγενεῖς (vgl. Much, Der germ. Himmelsgott, aus der Festgabe für R. Heinzel, Halle 1898, S. 13), der

feststehend. Wie ich die Sache auffasse (vgl. Altengl. Volksepos S. 19f.) stimmen die angeführten Trilogien vollständig mit einander überein, insofern der Donnergott altnord. Þórr altsächs. Thunær in der Dreiheit der germanischen höchsten Götter unursprünglich, sekundär an die Stelle des Týr alts. Tîu ahd. Zîo getreten ist, den er von seinem Platze verdrängt hat: den Týr ahd. Zîo setzt die interpretatio Romana = 'Mars', wofür bis auf den heutigen Tag die germanische Wiedergebung des 'dies Martis' Zeugnis ist. Den sächsischen Sahsnôt halte ich für Ing = Freyr.[1] Den germanischen 'Hercules' halten die meisten mit Zeuß (Die Deutschen S. 25) und Simrock für den Donnergott, was ich für unmöglich halte, da die Römer diesen durch Iuppiter gegeben hätten: wie 'Mars' = Zîo und 'Mercurius' = Uuotan, was niemand in Zweifel zieht, so halte ich den 'Hercules' für Frô als dritten hohen Gott der Germanen.[2]

---

dritte 'die echten, γνήσιοι' (s. Kossinna a. a. O. 301), der zweite 'universi' (dasselbe wie später der Name der 'Alamannen'). Wie -ōnēs in Herminones die Pluralendung der sog. 'schwachen Form' der adjektivischen o-Stämme (und -iones entsprechend der jo-Stämme), so ist das -aeones mit -ae- = germ. -ai̯- aus -oi̯- (analogisch für urspr. -ei̯-) nichts andres als die entsprechende ursprüngliche schwache Form derjenigen Adjektiva mit dem Stammausgang -i-, die im Gen. Sing. vorgerm. -oi̯os (analogisch für urspr. -ei̯os) -oîs (woraus germ. -aîz, got. -ais), nicht -ios (und im Nom. Plur. vorgerm. -ei̯es u. s. w.) hatten. (Die schwache Form der Adjektiva von einsilbigem konsonant. Stamme entbehrte jedenfalls ursprünglich, wenigstens in den obliquen Kasus, des mittleren Vokals, daher frôno in der Ordnung ist, wenn Gen. Plur. schwacher Dekl. vom Adj. *frau-z 'primus' oder 'laetus', s. o. S. 109 Anm.).

[1] Dasselbe nahm ursprünglich J. Grimm an Gött. gel. Anz. 1828, 549f., R. A. 895 und schwankend auch noch Myth. 184 Anm., 196. Sahsnôt bedeutet zwar nicht 'der Schwertgenoß' (s. Much, Der germ. Himmelsgott S. 37), wohl aber 'der des sahs genießende, sich des Schwertes freuende', also im Gegensatz zu Thunær, der den Hammer, und Wodan, der als ursprünglicher Windgott den durch die Luft fliegenden Sper schwingt, notwendig entweder Tîu oder Frô. Der nur bei Sachsen gekannte Sahsnôt, ags. Saxnéat, ist ohne Zweifel zunächst nur den ursprünglich einzigen, ingväonischen Sachsen, den Kolonisatoren Südbritanniens, bekannt gewesen, von denen dann die späteren niederdeutschen Sachsen, die ihrem deutschen Bestandteile nach früher in erster Linie den Tîu verehrt haben werden, mit dem Sachsennamen auch den Kult des Sahsnôt geerbt haben. Muchs Einwand a. a. O. 38, daß Freyr niemals Kriegsgott sein konnte, kann ich nicht gelten lassen, da dieser Gott, dessen Eber die ingväonischen Helden auf dem Helm trugen, für die Stämme, denen er einmal der Gott κατ' ἐξοχήν war, auch der Kriegsgott gewesen ist.

[2] Kultus des germanischen 'Hercules' wird bezeugt durch die silva Herculi sacra (Tac., Annal. 2, 12) an der untern Weser (vielleicht auch die castra Herculis im Gebiet des Bataver bei Nimwegen, Tab. Peut., Ammian. Marcell. 18, 2₄) und namentlich durch zahlreiche römisch-germanische Votivsteine, die ihm zusammen mit den andern Göttern der german. Trias (s. o.) oder allein errichtet sind. Von den auf germ. Kult zurückzuführenden Votivsteinen der equites singulares ist ein von Zangemeister S. 49 besprochener von einem niedergermanischen Centurio unter Hadrian geweiht 'IOM (= Iovi optimo maximo) Iunoni Herclenti Campestribus' (der Dativ auf -enti gebildet von Herclēs nach Analogie der Partizipien auf -ēs, geschr. -ens); ebenso ist nur dem Hercules und seiner Gattin (nicht dem Mars und Mercurius) mit den kapitolinischen Gottheiten geweiht Nr. 3 (Zangem. S. 48) aus dem Jahre 118, gesetzt mit andern Sol-

Nur wenn wir 'Hercules' = Frô fassen, stimmen die nordische und die römisch-germanische Trias und die der Söhne des Mannus (und wenn wir Saxnôt = Frô setzen, auch die sächsische) vollkommen überein. Aber für die gegenwärtige Frage thut es nichts zur Sache, ob sie dieses thun, und ob das Gesagte alles richtig ist. Das Ergebnis ist für unsere Frage dasselbe, wenn wir wie dies Müllenhoff in seiner bekannten Abhandlung in Ad. Schmidts Zeitschr. für Gesch. 8, 209 ff. that, von der taciteischen und der sächsischen Trilogie absehen und uns an die Trilogie der Söhne des

---

daten von Traianenses Baetasii, nach Zangemeister aus dem Gebiet von Xanten (colonia Traiana). Dem Donnergott kann dieser germanische Hercules meines Erachtens schon darum nicht entsprechen, weil die sicher auf germanischen Kult zurückzuführenden Steine, auf denen Hercules ohne Beinamen (s. u.) genannt ist, alle auch dem Iuppiter geweiht sind. Ein Viergötterstein (Haug Nr. 177, Zangem. S. 57) hat **nur** 'Iuppiter, Hercules, Mercurius, Mars'; ein Votivstein von Remagen (C. I. Rhen. 646, besprochen von Kern Verslagen en Mededeelingen 2. Reeks 2. Deel 1872 S. 328, Zangem. S. 52 f.) ist geweiht 'I O M et Genio loci Marti Herculi Mercurio' ... Der 'dies Iovis' wird germanisch durch 'Donnerstag' wiedergegeben (während Hercules und ebenso der germ. Fro nicht in der Reihe der Wochengötter standen); auch der dem germanischen Donar im Namen genau entsprechende keltische Gott *Tanaros (bei Lucan Taranis) wird regelmäßig mit Iuppiter identifiziert (eine Inschrift aus Chester in England, C. I. L. VII 168, aus dem Jahre 154 hat 'I O M Tanaro'), vgl. Much, Z. f. d. Altert. 35, 372, Der germ. Himmelsgott 39 f. Gleich mir findet Much (Himmelsg. 43) es wahrscheinlicher, 'daß die Römer mit ihrem Hercules Freyr und Freyhypostasen zusammenbrachten ... als eine Gottheit, von der es ihnen doch nicht entgangen sein kann, daß sie im Gewitter in Erscheinung trat'. J. Grimm (der Hercules = Irmin setzt) meinte (Myth. 338): 'Donar d. h. Jupiter für ihn (Hercules) zu halten, wie Zeuß S. 25 thut, sehe ich keinen andern Grund als den, daß der nord. Thorr, gleich Hercules, zahllose Heldenthaten verrichtet...'

Nicht germanisch ist der 'Hercules saxanus' (s. E. H. Meyer, Beitr. 18, 106 ff.), dem, namentlich im Gebiet des Regierungsbezirks Koblenz, zumeist in den Steinbrüchen des Brohltals, zahlreiche Votivsteine von Steinarbeitern gesetzt sind. Dieser zieht auch den 'Hercules barbatus' (C. I. Rh. 653) aus dem Brohler Steinbruch, den man dem bärtigen Thor gleichgesetzt hat, als ungermanisch nach sich. 'Herculi maliator.' (Christ, Bonner Jahrb. 62, 49) ist nicht zu ergänzen -tor*i* (in dem Zangemeister a. a. O. 55 den Thor mit dem Hammer sehn wollte), sondern mit dem Herausgeber -tor*es* (die Inschrift ist unvollständig): das Denkmal ist gesetzt von malleatores, also auch ungermanisch (andre 'malliatores', von der kaiserl. Münze in Rom, widmeten dem 'Hercules Augustus' eine Inschrift, vgl. Zangem. a. a. O. Anm. 4).

Germanisch ist dagegen eine Reihe von Steinen, geweiht 'Herculi magusano' (s. Kauffmann Beitr. 15, 553 ff., der das -ān- als germanischen dem griech. -ον- entsprechenden Stammausgang und die Bildung auf -us- als das alte aktive Perfektpartizip zum Perfekt magan erklärt). Die Steine sind aus Bonn, Deutz (s. o. S. 110 Anm.), Geldern, Zeeland, einer in Britannien wohl von Friesen gesetzt, und einer aus der Kaserne der Gardereiter in Rom, gesetzt von 'cives Batavi sive Thraces (d. i. nach Henzen Batavern, die in einer ala Thracum in Niedergermanien gedient hatten) adlecti ex provincia Germania inferiori'. Mommsen (Westd. Ztschr., Korrespondenzbl. 5, 51) erklärte den Hercules dieses Beinamens für 'die batavische Hauptgottheit' (was jedoch nicht so verstanden werden darf, als ob der Gott unter diesem Beinamen **bloß** batavisch gewesen wäre). Im Gebiete des Hercules dieses Beinamens, am Niederrhein und in Friesland (vgl. Kauffmann Btr. 18, 134 f.), sind Steine gefunden,

Mannus halten, die wir mit der jüngeren nordischen Götterdreiheit verbinden, indem wir für Þórr den älteren Týr einsetzen. Ob nun alle vier (oder nur drei) oder nur zwei der Trilogien in der angegebenen Weise stimmen: wo immer die Dreiheit der Söhne des Mannus bekannt war, da war Ing = Frô bekannt, und da kann die Wortform, aus der altsächs. ahd. frôno altfries. frâna hervorging, gegolten haben als der Gen. eines elliptischen Plurals, der Frô (= Ing), Wuotan und Zîo zusammenfaßte.

Wir können indessen auch, der Ansicht einiger Forscher gemäß von der Trilogie der Söhne des Mannus absehen und die römisch-germanische

---

die einer deae Hludanae geweiht sind, welche Siebs (Ztschr. f. d. Phil. 24, 457 ff.) als Erd- und Meeresgöttin der Nerthus oder 'Terra mater' gleichsetzt. Nach meinem Dafürhalten muß 'Hercules' der Gatte oder Sohn dieser Göttin gewesen sein. Als 'Hercules' hat er, namentlich bei den Friesen (für welche speziell Tacitus durch die Besprechung Germ. 34 den als 'Hercules' interpretierten Gott für die Zeit des Drusus bezeugt, der die Spur des Gottes im Oceanus sucht) als Meeresgott, wohl noch mehr vom Vater Niǫrðr als vom Sohne Freyr an sich gehabt. Wenn die Etymologie von E. H. Meyer und Siebs richtig ist, die das hlu- im Namen der Göttin = κλυ- in κλύδων, κλύζω 'spüle' setzen, dann ist zu begreifen, wie die zu ihr gehörige männliche Gottheit (= Niǫrðr) dem Hercules gleichgesetzt werden konnte, als der früher zusammenhangendes auseinanderreißt, wie Herkules Europa und Afrika, und Landmassen fortspült, wie Herkules den Stall des Augias rein spülte. Für Friesen und Bataver und Verwandte, auf noch uneingedeichtem Gebiete sitzend, konnte kein Gott diesem an Macht gleichkommen und den Beinamen (wie Kauffmann ihn erklärt) gleich ihm verdienen: der Donnergott konnte sich sicherlich nicht mit ihm messen. Der Beiname kennzeichnet wohl den Gott in dieser Eigenschaft im Gegensatz zu andern Erscheinungsformen, in denen er mehr dem Sohne Freyr entsprach. Die cives Batavi ... ex provincia Germania inferiori unter den Gardereitern setzten im Jahre 219 dem Herculi magusano einen Votivstein (Kauffm. Btr. 15, 557 Nr. 1) 'ob reditum' des Elgabal (M. Aurelius Antoninus Pius Felix Aug.) aus dem Orient, und von dem Steine pro natis (ebd. Nr. 3) ist entsprechend zu vermuten, daß derselbe von den Eltern eher nach Heimkehr der Söhne von einer gefahrvollen Seereise als nach einer Krankheit gesetzt worden ist.

Die friesisch-niederrheinische Göttin, deren Namen Siebs (indem er auch hier das -ān- als germ. Ausgang des Stammes erklärt) im Nom. in altfries. Form als * Hlude ansetzt [richtiger wäre wohl *Hlode], ist (gegen Siebs) als 'Terra mater' jedenfalls identisch mit der nordischen Hloðyn (bei metr. langer erster Silbe *Hloðvin). Als Sohn der 'Terra mater' (iarðar burr u s. w., vgl. aber Kauffm. 18, 135 ff. zu mǫgr Hloðynjar) ist Thor ursprünglich mit Freyr identisch.

Die Votivsteine der Gardereiter, die jedem der drei germanischen Götter eine Göttin zuteilen (wie auch die Viergöttersteine), dem 'Mars' = Zîo die 'Victoria' (die in erster Linie der oberdeutschen, also ursprünglich suebischen Berhta entsprechen wird), dem 'Mercurius' = Wodan die 'Felicitas' (am ehesten der mitteldeutschen, unter anderm urspr. chattischen Holda entsprechend), legen dem 'Hercules' die 'Fortuna' als Gattin bei, die aus der 'Terra mater' hervorgegangen sein wird, aber gewiß nicht in erster Linie der Gattin des Donnergottes entspricht. Attribute der Fortuna waren Steuerrad und Füllhorn (vgl. Zangemeister 57 Note): ein ursprünglicher Beiname der germ. Göttin war Folla (s. u.). Der von dem Elternpaare dem Götterpaare 'Herculi macusano et Haevæ' gesetzte Votivstein pro natis aus Geldern (C. I. Rh. 130, Kauffm. Nr. 3) gibt der Gattin des Gottes den germanischen Namen oder Beinamen Haiva 'die Holde' (aus coivā-, vgl. Much, Z. f. d. A. 39, 51). [Auch der Name der Hlu-

(und eventuell die sächsische) und die nordische Trias so mit einander verbinden:

	[1] Mars	[2] Hercules	[3] Mercurius
=	[3] Saxnot [1]	[1] Thunaer	[2] Uoden
=	[3] Freyr	[2] Þórr	[1] Óðinn.

Dann wäre also, wie die meisten Forscher annehmen, 'Hercules' = dem Donnergott, und der ursprüngliche Himmels- und Sonnengott wäre in der Götterdreiheit im Norden nicht durch Thor, sondern durch Freyr vertreten: Frô, d. i. 'der erste', der 'Herr' (oder nach Kögel 'der frohe, heitere'), wäre ursprünglich eine andre Benennung, ein Beiname dieses Gottes gewesen neben dem eigentlichen Namen Zîo (Týr), vgl. Hoffory Der germanische Himmelsgott 1888, Mogk im Grundr. [2] III 312 ff. Ich ziehe jedoch dieser letzteren eine andre Kombination vor:

	germ.	Mars	Hercules	Mercurius
=	nord.	Freyr	Niǫrðr	Óðinn.

Es sind die drei Götter der Eidesformel der Landnámab. 'so helfe mir Freyr und Niǫrðr und der allmächtige áss',[2] die Götter, denen beim Opfermahl drei Becher geweiht wurden,[3] eine ältere nordische Trias.

---

dana könnte, wie Grimm anzunehmen geneigt war, der aber, was unzulässig, lu in ul ändern wollte (D. Myth. [4] 221), 'die Holde' bedeuten: hluð- wäre aus klt- entstanden mit der älteren Lautfolge lu und dem ð der ursprünglich unbetonten Silbe gegenüber dem Adj. got. hulþs, das die Lautfolge Vokal + l nach Analogie der ursprünglichen Hochstufe hat. Von dem Namen der nordischen Göttin, den Finnur Jónsson nach K. Gíslasons Vorgang Hlǫðyn schreibt (s. seine Vorrede zur Sn. Edda III S. XVI, mit dem Cod. reg. 33_{21} = S. 196_{18} der Ausg., während die Hss. sonst Hloð- haben), könnte angenommen werden, daß hier umgekehrt die Lautfolge la statt al der Hochstufe nach dem lu der ursprüngl. unbetonten Silbe eingetreten wäre (sonst ǫ aus o wie in Hlǫðvér).] Much (a. a. O. und Himmelsg. 61 f.) stellt ohne Zweifel mit Recht die Haiva mit der slavischen *Siva,* dea Polaborum (Helmold I 52) zusammen. Gleich ihr findet sich auch ihr Gatte bei den westlichsten Slaven wieder als *Prove,* deus Aldenburgensis terrae (Helmold ebd.)., der im Namen und Kultus unzweifelhaft dem germ Freyr entspricht. Ich habe früher (Altengl. Volksepos 53 Anm.) diesen Prove als den Germanen entlehnt betrachtet, aber die Siva, die nicht entlehnt sein kann, macht Urverwandtschaft, d. h. gemeinsamen Besitz aus der Zeit vor der Lautverschiebung, wahrscheinlicher. Mittels dieses Prove und der Siva wird sich, wenn erst einige Zwischenglieder hinlänglich sicher gestellt sind, wohl noch beweisen lassen, daß der germanische 'Hercules' = Freyr ist.

Neben dem Gen. Plur. Frôno- in Ortsnamen (s. u.) erscheint schon im 9. Jahrh. auch ein Frân- (Gen. Sing. aus germ. fraunaz?) in Frân-lâ (um 960 Vrânlô, 11. Jahrh. Frân-lô, Vrônlô) im friesischen Gau Westerlinga (im nördlichsten Teil des heutigen Nordholland), s. van den Bergh Handb. der middelnederl. Geogr. [2] 148, Förstemann II [2] 580 f. (eine 'silva Herculi sacra'?), später S. Pancras ('van welks ouden bloei de kronijken vele fabelen vertellen', v. d. Bergh).

[1] Die meisten Forscher setzen Saxnot = Tîu ('Mars').

[2] Der 'allmächtige áss' ist meines Erachtens sicher Odin, nicht Thor (vgl. F. Jónsson, Arkiv f. nord. Fil. 17, 245).

[3] Snorre in der Saga Hákonar góða 16 (Heimskringla).

Über den 'Hercules (magusanus)' der Friesen und Bataver = Niprðr s. o. S. 113, Anm.; Þórr als Sohn der 'Terra mater' (vgl. ebd.) wäre als dritter hoher Gott an Niords, nicht Tyrs Stelle getreten; Frô, wie oben ursprünglich = Zîo (Týr)[1], wäre erst sekundär mit Niprðr (Nerthus) in Verbindung gesetzt. Bei beiden Kombinationen wäre der elliptische Plural für die drei hohen Götter aus dem Beinamen des Zîo gebildet, der für alle passen konnte, Frô (= Zîo) + Wuotan + 'Hercules' (= Niprðr oder Þórr). (Der elliptische Plural brauchte bei Hofforys und Mogks Annahme übrigens nicht notwendig Vertreter einer Dreiheit gewesen zu sein, er könnte auch eine Vielheit bezeichnet und bedeutet haben 'Frô (= Zîo) und die andern Götter'.) Wie immer man sich aber auch die Sache zurechtlegen mag, unter allen Umständen, meine ich, bedeutet frôno als elliptischer Gen. Plur. ursprünglich 'der hohen Götter' oder, was für die Praxis dasselbe, 'der Götter' überhaupt, ihnen gehörig, ihnen heilig, dann, indem der Ursprung vergessen ward, 'heilig' schlechthin.

Wie die Römer sagten templum, ludi, stellae Castorum (nicht Pollūcum), obwohl Castor nicht der hervorragendere der beiden Brüder war, da ja grade er nach dem Mythus der sterbliche war, so braucht der Gen. Plur. Frôno durchaus nicht aufgekommen zu sein bei einem Stamm, bei dem der Gott Fro innerhalb der Dreiheit an erster Stelle verehrt ward. Denkbar wäre es, daß sein Name für den elliptischen Gen. Plur. bevorzugt worden wäre, weil er etwa wegen seiner Bedeutung 'primus'[2] innerhalb der Dreiheit an erster Stelle genannt wäre, doch ist dies durchaus nicht notwendig und auch nicht wahrscheinlich. Denn der nordische Freyr wird grade regelmäßig an dritter Stelle genannt (ebenso Saxnot). Es kann von zwei Gliedern im Dual ebensowohl das an zweiter wie das an erster Stelle stehende bei der Ellipse bevorzugt werden: es hieß sanskr. pitárā wie mātárā: von den Zusammenstellungen 'Sommer und Winter', 'Tag und Nacht' (von denen ich zu glauben geneigt bin, daß sie fürs Germanische ursprünglich überwiegend in der angegebenen Ordnung gebraucht sein werden) ist im Germanischen (wenn dies richtig) das zweite Glied elliptisch erhalten. Ebenso konnte von drei Ausdrücken, die in bestimmter Reihenfolge gebraucht zu werden pflegten, einerseits der erste, anderseits aber auch grade der an dritter Stelle stehende bevorzugt werden, am wenigsten leicht, sollte man denken, der mittlere.[3] Sachlich

---

[1] Die Gemahlin des Himmelsgottes Zîô (Týr) war sicher ursprünglich ahd. Frîa altn. Frigg (aus vorgem. Prija-), s. Müllenhoff, Ztschr. f. d. Altert. 30, 217, vgl. Mogk im Grundr.[2] III 312, 369, Much Himmelsg. 62 (während die Gemahlin des Windgottes in Deutschland die Holda, 'Frau Holle' war). Wenn Adam den Freyr Fricco nennt als Gemahl der *Fricca = altn. Frigg, so könnte dieses durch die Annahme Hofforys und Mogks erklärt werden, daß Freyr ursprünglich = Zîo war (es kann jedoch auch einfach eine Ersetzung der Freyja durch Frigg oder bloße Verwechslung dieser mit jener zu Grunde liegen. Anders erklärt Much, Der germ. Himmelsgott 70 den Namen Fricco = Freyr als altnord. *Friðki).

[2] Vgl. Germ. 3 'Herculem, quem primum ... ituri in proelia canunt'.

[3] Auf den Votivsteinen der equites singulares ist die Reihenfolge 7 mal von neun Mars, Hercules, Mercurius (die Denkmäler, auf denen nur zwei von

war von den drei Götternamen der im sächs. Taufgelöbnis mittlere, der Name des speziellen Windgottes, solange er noch ein solcher war, am wenigsten geeignet, als Vertreter aller dreier zu stehn. Aus demselben Grunde war auch der Name des speziellen Donnergottes, wenn er (bei Tacitus als 'Hercules' nach der Annahme der meisten) von Haus aus in der Trilogie stand, wenig zur Bevorzugung in der Ellipse geeignet. Sachlich geeignet war der Name Frô und ebenso der Name des Gottes, der interpretatione Romana 'Mars' genannt wird, altnord. Tŷr.

Sehr möglich scheint es, daß der Ausdruck altnord. tívar 'Götter', der grammatisch der Plur. von Tŷr ist, einmal im Norden eben dasselbe bedeutet hat, wie im Süden der verlorne Nominativ von frôno, daß also tívar als Plural des Namens des ursprünglich in der Trilogie an erster Stelle genannten Gottes elliptisch gebraucht worden ist, wie frôno. Freilich ist tívar ohne Zweifel das grundsprachliche deivôs (sanskr. dēvās), Plur. von deivo-s, aber, ob nun fürs Germanische dem Plur. tívar gegenüber der Sing. Tŷr = ahd. Zîo als das Sekundäre zu betrachten ist oder umgekehrt,[1] auch in jenem Falle kann tívar als elliptischer Plural gefühlt sein in der Bedeutung 'Tŷr und die andern Götter' und von dem Augenblick an, wo infolge der Erhebung früher untergeordneter Götter oder infolge eines Kompromisses andre hohe Götter neben Tŷr = Zîo zu stehn kamen, als elliptischer Plural der Bedeutung 'Tŷr und die andern hohen Götter'. Im Nordgermanischen ist tívar zu jeder Zeit als Plural von Tŷr gefühlt worden,[2] sowohl als der Gott Tŷr = Zîo noch die

den drei Göttern genannt sind, sind hier nicht mitgezählt, während Zangemeister S. 51 dieselben mitzählt). Dieselbe Ordnung hat der Stein von Remagen (s. o. S. 112 Anm.). Die Ordnung ist aber jedenfalls in verschiedenen germanischen Gebieten eine verschiedene gewesen. Das oben S. 110 Anm. angeführte Denkmal von Numidien hat Mercurio et Herculi et Marti (die Reihenfolge wie bei Tacitus). Ein andrer Stein aus Numidien vom Jahre 283 (C. J. L. VIII 4578, Zangem. S. 54) hat Herculi Marti Mercurio. Eben dieselbe Reihenfolge hat von den Votivsteinen der equites singulares der des Nemeten (Nr. 23); der des Tribokers (Nr. 22) hat dagegen Mars Mercurius Hercules. Der Viergötterstein Haug Nr. 177 hat Hercules Mercurius Mars. Auf den zuletzt angeführten Denkmälern steht also Hercules an erster oder dritter Stelle.

[1] Dieses gilt, wenn entweder (mit Streitberg, Indog. Forsch. 1, 514, vgl. Kögel, Gesch. der d. Litt. 1, 14 Anm.) das germ. tīw- des Namens Tŷr ahd. Zîo (ebenso wie germ. spīw- 'speien' aus spiéw-) aus diew- entstanden ist (gegen welche Möglichkeit Bremer, Indog. Forsch. 3, 301 nichts vorbringt) und zu diesem Worte ein Plural mit demselben ī geschaffen (der also nicht aus deivôs entstanden wäre) oder der Plur. tívar aus deivôs sekundär mit diesem Sing. in Verbindung gebracht ist (vgl. Kögel a. a. O.), oder auch wenn, unabhängig vom grundsprachlichen Plural, zum Sing. Tŷr aus germ. Tīwa-z aus deivo-s, als Benennung des Gottes κατ' ἐξοχήν, ein Plural neu geschaffen ist. In allen diesen Fällen ist der Plural altnord. tívar ein elliptischer. In jenem Falle dagegen wäre, unabhängig vom grundsprachlichen Sing. deivo-s, der Sing. Tŷr = Zîo einmal aus dem Plural germ. tīwôz durch Rückschluß neugewonnen zur Bezeichnung des höchsten Gottes, des Gottes κατ' ἐξοχήν.

[2] Bei Streitbergs Annahme (wenn tívar das grundspr. deivôs ist) erst seit dem Zusammenfall von ei und ī und dem Eintritt des Sing. Tīw- in die a-Deklination.

erste Stelle einnahm, wie später, als er zum untergeordneten Gott herabgesunken war,[1] bis zum Christentum. Weil die heidnische Bedeutung unvergessen blieb, hat der Ausdruck tívar sich nicht wie frôno in abgeblaßter Bedeutung in christliche Verhältnisse hinein retten können, so daß etwa der Gen. tíva wie frôno von christlichen heiligen Personen und Dingen hätte gebraucht werden können. Die Richtigkeit der das Wort frôno betreffenden Vermutung ist aber natürlich keineswegs abhängig von der Richtigkeit der Annahme, daß tívar als elliptischer Plural von Týr gefühlt worden sein kann. Warum, wenn die Vermutung richtig, im Norden der Plural des Namens Týr, im Süden in elliptischer Verwendung der Gen. Plur. des Namens Frô sich erhalten hat, ist unschwer zu sagen. Eben weil im Norden der Gott Týr von seiner ursprünglichen hohen Stelle verdrängt worden und zu einem untergeordneten Gott herabgesunken war, während der entsprechende Gott bei deutschen Stämmen sich an erster Stelle hielt, z. T. bis zum Christentum, eben darum konnte der vielleicht früher elliptisch verwandte Plural seines Namens sich um so leichter im Norden in der Bedeutung 'Götter' halten, und eben darum finden wir den Plur. germ. tīwōz im Süden nicht; umgekehrt, eben weil der Gott Frô bei den südlicheren Stämmen nicht oder (bei den Friesen) nicht mehr die Bedeutung hatte, wie bei den ostnordischen Völkern und den Angelsachsen, während Freyr im Norden fortdauernd hoher Gott blieb, eben darum konnte der Gen. des elliptischen Plurals seines Namens bei deutschen Stämmen[2] und Friesen gewahrt bleiben, und eben darum finden wir diesen Plural nicht bei den Angelsachsen und den nordischen Völkern. (Wenn Frô ursprünglich = Zîo, dann ist es der gemeingermanische höchste Gott, dessen Name im Norden wie in Deutschland in elliptischer Verwendung erhalten ist, an beiden Stellen aber ein Name, unter dem der Gott nicht als höchster Gott verehrt ward; in Deutschland der Plural eines Namens, der im Sing. als Name oder Beiname eines Gottes vielleicht vergessen war.)

Die Bildung des elliptischen Plurals von Frô ist notwendig jünger als das Kompromiß zwischen Ansen und Wanen,[3] da die Zusammen-

[1] Auch nach Erhebung Thors und Odins wird, wie bekannt, ein entweder altüberlieferter oder durch Rückschluß aus tívar neugewonnener Sing. -týr im zweiten Bestandteil von Kompositen verwandt, sig-, val-, hropta, farma-, hangatýr u. a. = Odin, reiðar-týr = Thor (immer nur für die höchsten Götter, während -guð für alle gebraucht wird). (Auch in dieser späteren Zeit kann, selbst wenn der Sing. -týr durch Rückschluß neugewonnen sein sollte, trotzdem möglicherweise sig-tívar, val-tívar auch umgekehrt als elliptischer Plural gefühlt sein in der Bedeutung 'Sig-týr, Val-týr (= Oðinn) und die andern Götter').

[2] Innerhalb des Altsächsischen begegnet frôno nur im Westen (Essen, Werden, urâno Freckenhorst in Westfalen, s. Kleinere alts. Sprachdenkm., hsg. v. Wadstein 49_{17}. 97_{19}. $24_{7(19)}$), nicht im Osten, nicht im Heliand und in den Bruchstücken der Genesis.

[3] Soweit dieses ein historischer Vorgang gewesen ist und nicht ein ererbter älterer Mythus, entsprechend dem Mythus vom Kampf der Titanen mit den olympischen Göttern (vgl. Much, Der germ. Himmelsgott 85). Der historische

stellung der Inguaeones (H)erminones Istuaeones (wenn Ing = Fro mit dem ersten dieser Namen zusammenhängt) und die Zusammenstellung der drei hohen germ. Götter Mars Hercules Mercurius dasselbe voraussetzt, aber älter als die Erhebung des Windgottes bei Inguäonen und Niederdeutschen.

Ein Tempel, der, nach der vermuteten ursprünglichen Bedeutung des Wortes, im Deutschen als frôno hätte bezeichnet werden können, war der in Upsala, der, obwohl speziell ein Freys hof,[1] Bilder der drei hohen Götter enthielt (Adam IV 26). Solche Kultstätten, an denen mehrere Götter verehrt wurden, sind aus den letzten Jahrhunderten vor der Bekehrung auch für Deutschland bezeugt: eine solche bei Bregenz im Gebiete der Alamannen enthielt im Jahre 612 tres imagines aereas et deauratas (nach der Vita S. Galli, Monum. 2, 7, vgl. D. Myth. 97, Simrock [3]496); nach Widukind errichteten die Sachsen bei Scheidungen nach ihrem Sieg über die Thüringer einen Altar zu Ehren dreier Götter, die er 'Mars', 'Hercules' und 'Sol' = 'Apollo' nennt (s. D. Myth. 100, vgl. Simrock Myth. [3]153 f.)[2] Es ist für unsere Annahme durchaus nicht notwendig, daß an einer solchen Kultstätte, damit dieselbe als 'frôno' bezeichnet werden konnte, neben andern Göttern immer noch derjenige Gott verehrt worden wäre, aus dessen Namen oder Beinamen dieser elliptische Gen. Plur. gebildet war. Der Ausdruck frôno kann, so wie er in christliche Zeit hinein sich erhalten hat, so auch vorher im Heidentum, wo er einmal vorhanden war, sich erhalten haben bis in Zeiten hinein, wo ein Gott des speziellen Namens nicht mehr verehrt ward oder der Name als Beiname eines bestimmten Gottes vergessen war, wo frôno demnach nur noch in der allgemeinen Bedeutung 'der Götter' verstanden ward; anderseits kann der Ausdruck auch schon in heidnischer Zeit in dieser allgemeinen Bedeutung sich verbreitet haben aus Gegenden, in denen der Ausdruck seiner ursprünglichen Bedeutung nach zu Hause war, in Gegenden, in denen er als elliptischer Plural nicht hätte entstehen können.[3]

Vorgang des Kompromisses ist nicht bloß nordisch gewesen, sondern auch westgerm. (vielleicht mit Ausschluß des Alemannischen und Bairischen, aber mit Einschluß des Langobardischen und Rheinsuebischen), und im Westgerm. älter als im Nordischen, aber auch im Norden weit älter gewesen, als Hoffory a. a. O. annahm.

[1] Víga-Glúms-saga Kap. 5. 9 (Isl. fornsǫgur I S. 15. 29). (Zeugnisse für ähnliche Kultstätten aus Norwegen und Island s. H. Petersen 33 ff.)

[2] Hier ist wohl 'Mars' = Wodan mit dem Speer (vgl. Adam IV 26 'Wodanem sculpunt armatum sicut nostri Martem), 'Hercules' = Thunær, 'Sol quem Graeci appellant Apollinem' = Fol = Fro = Sahsnot. *Fol* (Vol, geschr. Phol) zu Anfang des zweiten Merseburger Zauberspruchs kann nicht, wie Kauffmann Beitr. 15, 208 annahm, eine weibliche Gottheit gewesen sein, die nicht vor Wodan hätte genannt sein können, verhält sich aber zur Volla in V. 4, die hier die Schwester der Friia ist, wie Niǫrðr zur Nerthus, Freyr zur Freyja als ursprünglichen Terra mater. Folla wird der 'Fortuna' der römisch-germanischen Votivsteine, der Gattin des 'Hercules', entsprechen (vgl. oben S. 113 Anm.).

[3] Ob der Umstand, daß innerhalb des ahd. frôno nur in fränkischen Denkmälern in der Stellung nach dem Subst. erscheint, zu schließen gestattet, daß der

Bei der Annahme des Ursprungs aus elliptischem frôno 'der Götter' erklärt sich der Übergang des Wortes in die Bedeutung 'öffentlich' leicht. Das Heiligtum der Götter, welches als Eigentum der Götter (frôno) galt, war gemeinsames Heiligtum des Stammes; was frôno war, war in heidnischer Zeit dem Stamme gemeinsam, keinem Privaten gehörig;[1] die Kultstätte war zugleich die Thingstätte und der Mittelpunkt des staatlichen Lebens; der Kult frôno, die Opfer waren Staatsangelegenheiten; das Fest, zu welchem alle Gaue an der Kultstätte legationibus coeunt (Germ. 39), war zugleich das 'statum tempus' (ebda.) des ungebotenen Things; so konnte frôno, wie die Bedeutung 'heilig', so auch schon in heidnischer Zeit die Bedeutung 'öffentlich (publicus), dem Staate gehörig, von Staatswegen stattfindend oder geschehend' bekommen. Das Ergebnis der frôno sámenunga (s. u. S. 121), der 'öffentlichen Versammlung', welcher Ausdruck ursprünglich die Thingversammlung an der Kultstätte frôno bezeichnet haben wird, war eine frôno éinunga (wie Notker im Marc. Capella 1, 56, Piper I 768 'senatus consultum' übersetzt). frôno gelt, frôno scaz war ursprünglich der Schatz des Heiligtums der Götter,[2] der den Göttern eigen, keinem Privaten gehörte, bekam aber dann, als dieser heidnische Ursprung vergessen war, die Bedeutung 'öffentliche Mittel', 'Staatskasse'.[3] Bei den elliptischen adverbialen Ausdrücken in frôno, fona frôno sind verschiedene Substantive zu ergänzen: fona frôno (zu ergänzen gelte, scazze) bedeutete ursprünglich 'aus dem Schatze der Götter', zu welchem alle beigesteuert hatten, aus welchem das, was frôno war, unterhalten ward, und aus welchem im Notfall die Mittel für eine größere Lösesumme, z. B. nach einem unglücklichen Kampfe entnommen werden konnten, dann 'aus öffentlichen Mitteln' oder (indem vielleicht auch noch ein anderes Subst. zu ergänzen) 'von Staatswegen[4];

Gebrauch von frôno bei Franken älter ist als bei den Oberdeutschen, daß das Wort also, innerhalb des hd. Gebiets, nur bei jenen einmal in der ursprünglichen Bedeutung gegolten hat?

[1] Privattempel gab es in Deutschland nicht, vgl. Mogk im Grundr. [2] III 394.

[2] Vgl. Altfrids Vita S. Liudgeri zum Jahre 776 (Monum. II 408): 'Post haec misit Albricus Liutgerum et cum eo alios servos Dei, ut destruerent fana deorum ... in gente Fresonum. At illi iussa conplentes attulerunt magnum thesaurum ei, quem in delubris invenerant; ex quo Karolus imperator duas partes accepit, tertiam vero partem ad usus suos Albricum recipere praecepit'. (Die jüngere zweite Vita Liudgeri von einem Werdener Mönch hat: 'inventum in fanis aurum et argentum plurimum Albricus in aerarium regis intulit, accipiens et ipse praecipiente Carolo portionem ex eo', s. D. Myth. 74). Aus dem Norden ist die Zahlung von Tempelzins *(hof-, hofs-tollr)* bezeugt.

[3] Fiscus *frônagelt* Ahd. Gl. II 431$_{68}$; *frôno scaz* Notk. Boethius 2, 18, Pipers Ausg. I 75 (nám man frôno scáz ûzer demo erario); dazu das Verb *frônen* (mhd. vrœnen mnd. vrônen 'pfänden' nhd. frönen s. DWb. IV 1, 236 unter 2) und gleichbedeutend *in urôno brieuen* (Notk. Boeth., Piper S. 34) 'konfiszieren, proskribieren', *geurôneda* (mînes kuotes) 'proscriptio' (ebd.).

[4] Dien állên (den Siegern in den olympischen Spielen) uuás târ gágenuuérte fóne frône íro lôn (Notk. Boethius 4, 20, Piper I 248 f.).

bei in frôno ist für die meisten Fälle[1] ein Dativ zu ergänzen, der die Stätte bezeichnete, wo die Götter verehrt wurden, es bedeutete 'in oder bei der Götter Heiligtum', = 'an der Stätte, wo man stato tempore zusammenkam', 'an (dem Stamme) gemeinsamer, öffentlicher (nicht privater) Stelle', 'vor dem stato tempore versammelten Volke' (so daß alle es hören oder sehen), 'vor Thinge' = 'öffentlich'.[2]

Jakob Grimm sagte zu Anfang seiner angeführten Abhandlung S. 341 von ahd. frôno, mhd. vrône: 'Diese Ausdrücke laufen in das Heidentum zurück', meinte aber damit zunächst nur die Thatsache, daß das Wort altſ. frâo, agſ. fréa, got. frauja, wie der Name des Gottes altnord. Freyr, bereits in heidnischer Zeit bestanden haben. S. 343 sagt er dann: 'Wer frônô bereits den heidnischen Alamannen und Baiern zutrauen wollte, hätte an zwei oder mehr zusammen verehrte Götter zu denken, welchen das Volk Stätte oder Dienst gemeinschaftlich widmete'. Während hier Grimm meines Erachtens auf dem richtigen Wege war, meint er gleich darauf, es werde 'vorzüglicher' sein, 'frônô erst aus der christlichen Zeit selbst herzuleiten und auf die um sich greifende Verehrung der Heiligen zu beziehen'. Im D.Wb. IV 1, 231 dagegen sagt Grimm wieder richtig (mit Bezug auf die 'auffallenden Anomalien' gotes sun frôno, daz kind frôno, diu itis frôno, die er früher unerklärt lassen mußte, s. o. S. 97): 'bei itis frônô, magad frônô müßte man sich eine Frau unter den Göttern, aus dem Kreise der Götter ... denken'.[3] 'oder Heiligen' setzt er indessen an der offen gelassenen Stelle hinzu, und für den Gebrauch des Wortes in christlicher Zeit auch mit Recht.

M. Heyne in seinem D.Wb. I 987 bemerkt zu „frôno, wörtlich = der Herren (eigen)"; 'unter den letzteren aber sind zunächst die Personen der Dreieinigkeit oder die Schutzheiligen eines Stiftes verstanden'. In der That geht der Plural, wenn meine Vermutung richtig, auf die Glieder einer heiligen Dreiheit, aber einer älteren, heidnischen, zurück.

In ióh chirihsabha sancti Kiliânes ióh frôno ióh frîero Franchôno erbi (in der Würzburger Markbeschreibung 2, zum Schlusse) ist frôno nicht, wie J. Grimm im D.Wb. a. a. O. (unmittelbar nach dem soeben angeführten) es aufzufassen scheint, 'der Herren' = frîero Franchôno, also noch fortlebender Gen. Plur., und meines Erachtens auch nicht, wie Scherer (Anm. zu Denkm. LXIV) und Grimm früher (S. 343

---

[1] Für *in urôno brieuen* (s. o. S. 119 Anm. 3) ist ein Akk. (wie scaz) zu ergänzen.

[2] Erdmann bemerkt (S. 325 seiner Ausgabe) zu Otfrids Dedikation an Ludw. V. 59: „in frôno scheint bei Otfrid noch zu bedeuten: 'im Hause oder Sitze des Herren oder Königs'; so I 5, 72. IV 29, 23 von der Wohnung Gottes ... Später = 'öffentlich', Graff III 808". Ursprünglich also 'im Hause oder am Sitze der Götter'. An der von Erdmann angeführten Stelle I 5, 72 bedeutet in frôno (wo der Engel Gabriel nach ausgeführtem Auftrag Bericht erstattete) nicht so wohl 'in der Wohnung Gottes' (= im Himmel, was im vorhergehenden V. 71 gesagt ist), als vielmehr 'vor der Versammlung Gottes und der Engel'.

[3] [Etwa wie heute eine 'Berliner Frau' (wo der Gen. Plur. auch nicht mehr gefühlt wird) so viel ist wie 'eine Frau unter den Berlinern'.]

seiner Abhandlung) wollte, mit erbi, sondern vielmehr mit chirihsahha zu verbinden. sahha 'Sprengel', im Ablautverhältnis stehend zu altnord. sókn f. (schwed. socken, dän. sogn), bezeichnet ursprünglich die Versammlung der eine Kult- und Thingstätte Suchenden.[1] Die Stätte, die schon in heidnischer Zeit 'frôno' gewesen, war jetzt dem h. Kilian geweiht und immer noch frôno. Man versammelte sich früher in der heidnischen Zeit an der Stätte des Altars frôno, jetzt in der christlichen Zeit versammelte man sich immer noch an der Stätte des Altars frôno (altfries. thet frâna altare), des 'Frohnaltars'.[2] chirihsahha sancti Kiliânes ioh frôno ist die Gemeinde, die (und das Gebiet, das) den Altar (oder die Altäre) sancti Kiliânes ioh frôno sucht. Daß man an früher heidnischen Kultstätten, an denen jetzt christliche Gotteshäuser errichtet waren, den Ausdruck frôno nunmehr auf diejenigen bezog, deren Bilder an die Stelle der früheren heidnischen Götterbilder getreten waren, also Christus und die Heiligen, unter Umständen (bei einem Stiftsdome), wie Heyne wollte, auf 'die Schutzheiligen des Stifts', ist sehr begreiflich und natürlich. Heilige traten wie bekannt überhaupt vielfach an die Stelle der heidnischen Götter. Man hat sich ohne Zweifel bei dem Worte frôno etwas zu denken gesucht, wo man irgend konnte, und kann das Wort möglicherweise noch mit dem Vokativ frô (mìn), wo dieser noch fortlebte (auf fränkischem und sächsischen Gebiet, auf sächsischem außerdem mit dem fortbestehenden Worte frâo) in Verbindung gebracht haben. Daß man aber die Form noch als Gen. Plur. fassen konnte, glaube ich nicht. In daz frôno chrûci (Muspilli) 'das heilige Kreuz (Christi)', in Otfrids thaz kind frôno 'das heilige (Christ-)kind', ther gotes sun frôno 'der heilige Sohn Gottes', thiu lîh frôno 'der heilige Leichnam (Christi)', in gisiht frôno I 12, 34 'vor das heilige Angesicht (Gottes)' u. a., diu vrône godis hant (Annolied 21) 'die heilige Hand Gottes' kann die Bedeutung eines Gen. Plur. 'sanctorum' oder gar 'dominorum' **nicht** gefühlt sein, da die Bezeichnungen dann sinnlos (oder mit Grimms Worten 'auffallende Anomalien') wären, in Otfrids thaz giscrib frôno 'die heilige Schrift' u. a. wäre die Auffassung als 'sanctorum' zwar denkbar, aber ohne Zweifel nicht die richtige (d. h. im angeführten Beispiel nicht die Otfrids): das undeklinierbare Adjektiv geht in den angeführten und zahlreichen anderen Verbindungen vielmehr zurück auf den bereits in heidnischer Zeit zur

[1] Altnord. þing-sókn, vgl. Henry Petersen S. 2.

[2] *Frôno sâmenunga,* welcher Ausdruck früher die Kult- und Thingversammlung am Altar frôno bezeichnet haben wird, bedeutet jetzt 'dominica congregatio' Notk. Ps. 80, 1 (Piper II 333).

Ich nehme an, daß das Wort 'Kirche' schon in **heidnischer** Zeit den Kreis (hring, woher dän. der Name der Kultstätte Ringsted, s. Henry Petersen S. 10ff.), der für die Kultversammlung eingehegt war, und diese selbst bezeichnet hat. Das Wort, germ. kirkū (woraus slav. cĭrkŷ, das u der Endung durch den u-Umlaut in altfries. tziurke vorausgesetzt), das mit tungū 'Zunge', furhū 'Föhre' = lat. quercus und andern fem. ū-Stämmen dann in die Form der schwachen fem. n-Stämme eingetreten ist, (vgl. Beitr. 7, 544, Z. f. d. Phil. 25, 372, Anm. 2), = lat. circu-s muß ein Lehnwort aus dem Lat. oder einer Nachbarsprache sein.

Bedeutung 'heilig' abgeblaßten elliptischen Gen. Plur. des Götternamens. Wäre das Wort bis zur Bekehrung deutlich geblieben als Gen. Plur. 'der Götter', dann hätte das Wort nicht über diese hinaus fortgeführt werden können.

Da die Stätten, die in heidnischer Zeit frôno 'heilig' gewesen waren, für gewöhnlich frôno blieben,[1] so erklärt sich der Übergang des heidnischen frôno 'der Götter eigen' in die Bedeutung der christlichen Zeit 'Gott oder Christus, den Heiligen, der Kirche, den geistlichen Herren oder Klöstern gehörig', 'in geistlichem Besitz befindlich' von selbst.

Aber das Wort frôno mhd. vrône bedeutet nicht allein 'geistlichen Herren', sondern auch 'dem weltlichen Herrn', überhaupt 'der Herrschaft gehörig', 'herrschaftlich'. Setzt nicht diese Bedeutung, in nhd. 'Frondienst', spät mhd. vrôn-dienest u. a., voraus, daß man immer noch fortfuhr, das Wort frôno mhd. vrône in der Bedeutung des Gen. Plur. eines Wortes der Bedeutung 'Herr' (altsächs. frâo, Vok. alts. ahd. frô) zu fühlen? Wer will, kann dieses so auffassen und mir doch im übrigen recht geben. Ich glaube es nicht. Die Beziehung des Wortes auf die weltlichen Herren ist thatsächlich die jüngste.

Wir sahen, wie leicht sich bei meiner Annahme für das Wort frôno schon in heidnischer Zeit die Bedeutung 'öffentlich' entwickelte. Bei Zugrundelegung der Bedeutung 'dominorum' als der weltlichen Herren gelangt man nicht leicht zur Bedeutung 'öffentlich', denn der weltlichen Herren Besitz war Individualeigentum und nicht öffentlich; und wie Heyne die Bedeutung 'öffentlich' aus 'sanctorum' herleiten will (er sagt 'das Wort gewinnt ... von der Verwaltung der geistlichen Güter her die Bedeutung herrschaftlich, öffentlich'), ist mir nicht recht klar. Meine Ansicht ist die, daß die Bedeutung 'öffentlich, dem Staate gehörig, von Staatswegen geschehend' in der von mir angegebenen Weise bereits vor der Christianisierung sich entwickelt hat, und daß aus dieser Bedeutung die jüngere Bedeutung 'der Herrschaft gehörig', 'herschaftlich' hervorgegangen ist infolge der Wandlungen auf dem Gebiete des Staats und der Gesellschaft, infolge der Ausbildung der Königsgewalt, des Dienstadels, des Lehnswesens, der Grund- und Dienstherrschaft. Was zur Zeit der altgermanischen Verfassung frôno gewesen war als dem Stamme oder Staate gehörig (z. B. der edele walt frône[2]) oder von Staatswegen geschehend, das hieß auch in der Folge noch immerfort frôno, war aber nunmehr Eigentum oder Sache des Königs oder 'der Herren' geworden, u. s. w. Es ist wohl nicht notwendig, daß ich die Entwickelung im Einzelnen ausführlich zu schildern suche: die Darlegung würde außerhalb meines Gebietes fallen.

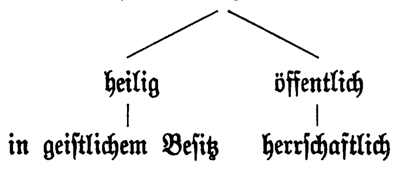
Das Fem. 'frone' (Frohne) mhd. vrône, im Ahd. noch nicht existierend, ist erst aus dem zum Adjektiv gewordenen frôno mhd. vrône hervorge-

[1] Nach einer ausdrücklichen Vorschrift Gregors des Großen.
[2] Lamprechts Alexander 5193 (vgl. Grimm D. Myth. 64 ff.).

gangen. Es ist eigentlich nicht ein Wort, sondern in der Form des Feminins sind eine Abstraktbildung und verschiedene Substantivierungen des Adjektivs zusammengefallen. Wie der männliche vrôn, vrône mnd. vrône, der 'Gerichtsdiener', 'Büttel' seinen Namen hat als eine Substantivierung des Adjektivs aus dem älteren vrône bote, vrôn-bote, mnd. vrônebode, ebenso mit zu ergänzendem anderen Substantiv (skeltata) der friesische frâna 'Schulze, Vorsitzender des Gerichts', und ebenso das Mask. mhd. vrôn = vrôn-alter, so ist das Fem. vrône, das in der Bedeutung 'Gefängnis' aus älterem vrône veste entstanden ist, in der Bedeutung 'Herrendienst' aus einer oder verschiedenen Zusammenstellungen hervorgegangen, die besagten 'frone Dienstbarkeit', 'frone Arbeit' oder dgl. In der Bedeutung 'Beschlagnahme' ist das Wort mit der vorhergehenden Präposition in aus dem ahd. in frôno (zu ergänzen scaz oder dergl., s. o. S. 120, Anm. 1) entstanden, das, nachdem das -o zu tonlosem -e geworden war, als Präposition mit abhängigem Substantiv gefaßt ward, mhd. in die frône bringen (dazu als Gegensatz ûz der frône bringen), in Weistümern in fron legen, in fron ligen (s. D.Wb. IV, 1, 234). Daneben ist vrône in der Bedeutung 'Heiligkeit, Herrlichkeit, Herrschaftlichkeit, Herrschaft' Abstraktbildung aus dem zum Adjektiv gewordenen vrôn.[1]

Unter den Ortsnamen mit Frôno- (jünger Frône-, Frôn-) im ersten Gliede würden vornehmlich diejenigen für uns von Interesse sein, die aus der heidnischen Zeit stammten und in denen der erste Bestandteil die Bedeutung 'deorum' gehabt hätte. Da aber ohne lokalgeschichtliche und topographische Kenntnisse nicht entschieden werden kann, ob der erste Bestandteil der einzelnen Namen die Bedeutung 'deorum' oder 'geistlich' oder 'herrschaftlich' gehabt hat, kann ich auf dieselben nicht eingehen. Die meisten jüngeren Ortsnamen mit Fron- werden das Wort in der Bedeutung 'herrschaftlich' enthalten.[2]

Wir sind in unsrer Darlegung, die sehr wohl noch im Einzelnen verbessert und vervollständigt werden kann, bei Zugrundelegung der Bedeutung 'der Götter' auf dem Wege



mit Leichtigkeit zu sämtlichen Bedeutungen des Wortes frôno gelangt. Die Bedeutung 'der Herren' ist der Endpunkt, nicht der Ausgangspunkt

[1] Das umgelautete vrône, fröne (obersächs.) ist natürlich Abstraktbildung der älter auf -ī ausgehenden Form.

[2] Förstemann, Altd. Namenbuch II² 580 f. verzeichnet Fronothorp um 1030 bei Münster, Fronohus 11. Jahrh., Fronestalla 967 in der Gegend von Gent, Fronehoven Fronhofen bei Ravensburg, Fronberch 1031 (Monum. boica 22, 7), und erwähnt von jüngeren Ortsnamen Fronleiten in Steiermark, Fronholzen

gewesen und ist bei den einzelnen Bedeutungsübergängen als Grundbedeutung nicht gefühlt worden. Die Grundbedeutung braucht auch gar nicht mit Notwendigkeit 'der Herren' gewesen zu sein, wenn dem Worte meiner Annahme gemäß der elliptische Plural eines Götternamens zu Grunde liegt, denn die Bedeutung dieses Götternamens war dann wahrscheinlich vergessen und sicher für die spätere Entwicklung des Wortes völlig gleichgültig: der Name des Gottes kann demnach gerne, wie Kögel (s. o. S. 109, Anm.) wollte, ursprünglich 'froh, laetus' bedeutet haben, ohne daß dadurch für die Entwicklung der Bedeutung des Wortes frôno das Geringste und für unsre Darlegung im Ganzen irgend etwas Wesentliches geändert wird.

---

bei Salzburg, Fronstetten Sigmaringen, Fronberg bei Rotenburg, Frondorf bei Weimar, Fronhausen bei Paderborn. L. Ph. C. van den Bergh[2] hat von niederl. Ortsnamen außer dem alten Frânlô (het oude *Franlo* S. 268), über welches s. o. S. 114 Anm. zum Schlusse, noch in Fron-akre 1085 (vgl. fries. Fran-eker) Vromade (aus Vromm. aus Vron-m.), Vroonland. Von den angeführten Ortsnamen macht am meisten den Eindruck heidnischen Ursprungs Fronestalla (Dativ) bei Gent, vgl. das altnord. stallr als Benennung des Altars oder der Basis, worauf die Götterbilder standen.

Beiträge zur vergleichenden Bedeutungslehre.

Von

S. Singer.

Im folgenden gebe ich selbst Nachträge zu meinem Aufsatze in dieser Zeitschrift und würde mich freuen, wenn andere diesem Beispiele folgten, damit die Frage, die mir wichtig genug erscheint, in Fluß käme. Es schienen mir solche Nachträge vorläufig noch zweckentsprechender als eine sachliche Anordnung, die sich jeder selbst machen kann, oder eine zeitliche, zu der mir die Vorarbeiten fehlen, oder auch als Berichtigungen, deren ich selbst schon manche zu geben hätte: vor Allem muß ich wegen meiner nachlässigen Korrektur des erwähnten Aufsatzes um Entschuldigung bitten, unter der besonders die russischen Anführungen zu leiden hatten.

Abendland *Occident*, Morgenland *Orient*: hier und in vielen andern Fällen ist nicht das lateinische Grundwort, sondern das bereits geläufige Fremdwort verdeutscht worden.
Ableitung logisch *deductio*.
Aberglaube steht doch wohl für Überglaube (nl. *overgeloof*) aus *superstitio* unter Anlehnung an Wörter wie Aberwitz.
Abgangszeugnis *abiturium*.
abgerissen *abrupte*.
Abschlag *rabat*.
Abstand *distantia;* abstehn von etwas *desistere* (Mitteilung von Seemüller).
Abtritt *secessus* (Baist. Zs. f. rom. Phil. 26, 103).
abtrünnig *apostata*.
Ackerbau und Landwirtschaft übersetzen *agricultura*.
All, verdeutlicht Weltall *universum*.
Alleinherrscher *Monarch*.
Altersgenosse *æqualis*, *coætaneus* (Campe).
anbequemen *accomodare*.
Anbeter, Verehrer, Liebhaber *adorateur*
ändern *alterare* (Mitteilung von Dr. H. Gomperz); ander „pleonastisch, wohl unter franz. Einfluß" (Paul s.v.).
Anfangsbuchstabe *littera initialis*.
angemessen *adaequatus*.
Anhang *appendix*.
annähernd *approximative*.
annehmbar *acceptable;* annehmen (logisch) *assumere;* Annahme *assumptio* (Mitteilung Gomperz).
Anregung, anregen, Anreger im politischen Leben *motion, motionner, motionneur* (Gombert Zs. III, 163).
Anpassung *adaptatio, adaptation*.
Anschwemmung, *alluvio*.
Anspielung *allusio*.
anstatt *loco, au lieu*.
Anstoß *impulsus*.
Antrag *offertum*.
Armutszeugnis auch in übertragener Bedeutung *testimonium paupertatis*.
Aufzug *ascenseur, élévateur*, während engl. lift ferner steht.
Ausbruch *Eruption*.
Ausgangspunkt *point de départ* (Mitteilung Gomperz').
ausgedient *emeritus*.
ausgesucht *exquisit*.
Ausscheidung *secretum*.
aussetzen als falsche Übersetzung von *to set out* bei Seume weist Sprenger nach (Zs. III, 261); sich einer Gefahr *exponieren*.

Äußeres *extérieur;* Äußerstes *extremum.*
austreiben den Teufel *expellere* (Gomperz).
auswandern *emigrari, émigrer;* Auswanderer *émigré.*
auszieh**n** *excerpieren,* Auszug *Excerpt.*

Bank kaufmännisch *banco, banca, banque, bank;* Bankbruch *Bankrott, banca rotta* (Campe).
Bauchredner, *ventriloquiste.*
beglaubigen *accreditieren.*
Begriff *conceptus.*
beherrschen „in der Bedeutung „über etwas hervorragen" hat, so viel ich weiß, Risbeck in den Reisen eines Franzosen durch Deutschland zuerst gebraucht. Adelung tadelt diesen Ausdruck, weil er eine wörtliche Übersetzung des franz. *dominer* sei" (Campe).
beherzt *cordatus.*
Beiname, Zuname *agnomen, cognomen.*
Beischläferin *concubina* (Gomperz).
Beispiel bedeutet im mhd. „lehrhafte Erzählung", dasselbe was mlat. *exemplum;* als dieses sich wieder auf die vorwiegende altl. Bedeutung „repräsentative Hervorhebung eines einzelnen Falles unter mehreren gleichen oder ähnlichen" zurückzog, das Moment der „Erzählung" fallen lassend, riß es das bisher als seine Übersetzung fungierende deutsche Wort mit sich; *per exemplum* ist zum Beispiel, sogar die Abkürzung z. B. ahmt das *p. e.* nach (durch Vermittelung eines *z. E.,* wie mir Jellinek sagt), wie überhaupt solche Abkürzungen, die speziell dem Kanzleistil angehören, übertragen werden, wie *i. e.* (*id est*) durch d. i. (das ist), *v. (vide)* durch s. (siehe), *V. (verte)* oder vielmehr *T. S. V. P. (tournez s'il vous plaît)* durch W. S. g. u. (Wenden Sie gefälligst um), *cf. (confer)* durch vgl. (vergleiche), *etc. (et cætera,* vgl. κ.τ.λ., καὶ τὰ λοιπά) durch u. a. m. (und andere mehr, auch u. s. w., und so weiter und u. s. f., und so fort), *h. t. (hoc tempore)* durch d. z. (derzeit), *l. c. (loco citato)* durch a. a. O. (an angemerktem Ort), *P. S. (post scriptum)* durch N. S. (Nachschrift).

Beistand *assistentia* (Gomperz).
Beiwerk παρέργον.
bekanntmachen *notificieren.*
Belagerungszustand *état de siège* (Gombert Zs. II, 61).
beleibt *corpulent.*
bemänteln *pallio christianae amoris tegere.*
Berufung juristisch *appellatio.*
Berührung gesellschaftlich *contact.*
beschaulich *contemplativus.*
beschlagen in einer Sache *ferré sur quelque chose* (Mitteilung Jellineks).
beschränkt *borniert, borné.*
beschreiben *describere.*
bestehen auf etwas *insistere,* aus etwas *consistere* (Gomperz).
Beugung *flexio.*
Bevölkerung *populatio, population.*
bezeichnen *significare, designare.*
Beweggrund *motivum.*
bissig *mordax, mordens;* Gewissensbisse *remords.*
bitte! Höflichkeitsformel *prego, je vous en prie* (Gomperz).
Blaustrumpf *bas-bleu* (Jellinek).
Blumenlese *anthologia.*
Bodensatz, auch bloß Satz *sedimentum.*
Brauch verhält sich zu „brauchen" wohl nur zufällig so wie *usus* zu *uti;* es hat nur die Bedeutung „Gewohnheit", während Gebrauch wie *usus* die beiden Bedeutungen „Benutzung" und „Gewohnheit" in sich vereint; gebräuchlich aber ist wohl *usualis* nachgebildet.
Brechung physikalisch *refractio.*
Bruch mathematisch *fractio;* Nenner *denominator,* Zähler *numerator.*
bürgerliches Recht *jus civile;* öffentliches *jus publicum;* Völkerrecht *jus gentium;* Naturrecht *jus naturale;* erworbenes *jus quæsitum,* dingliches *reale* ꝛc.
Busen, des Gewandes, des Meeres *sinus.*

Dampfmaschine *machine à vapeur;* Dampfkessel *chaudière à vapeur.*
Denkschrift *pro memoria, memoire;* Denkwürdigkeiten *memorabilia.*
deutsch übersetzt (lingua) *vulgaris.*
Dichte physikalisch *densitas;* verdichten *condensare.*
Dickhäuter *pachydermata,* Fleischfresser *carnivora* ꝛc., alle die ge-

lehrten Namen der Tiergattungen, wie auch der Pflanzengattungen Lippenblütler *labiatae* &c.
Dienstag *Martis dies* wie die Namen aller Wochentage; vgl. auch die deutschen Monatsnamen.
Dienstbarkeit juristisch *Servitut.*
Drahtseil *wire-rope;* Drahtseilbahn *wire-rope-way.*
drängen *pressieren;* dringend *pressant.*
Drehbank *turn-bench;* Drehscheibe *turning disk, disque tournant.*
Dreieck *triangulus;* Viereck *quadratum; quadrangulus;* Rechteck, *orthogonus;* Vieleck *polygonus* &c.
Dunkelkammer *camera obscura.*
Dunkelmänner *viri obscuri,* vgl. Finsterling *Obscurant.*
Dunstkreis (Luftkreis) *atmosphæra.*
durchdringend, Kälte, Verstand *penetrans;* undurchdringlich *impenetrabilis.*
Durchmesser *diametrum.*
durchqueren *traversieren* (Gombert Zs. II, 63).
durchscheinend *transparent (diaphan).*

Ebene geometrisch *planum.*
ebenerdig, Erdgeschoß *parterre.*
Eichel, anatomisch *glans* (Mitteilung Seemüllers).
Eid, Haupt-, Reinigungs- Erfüllungseid &c. *juramentum principale, purgatorium, suppletorium* &c.
Eierstock *ovarium;* eirund *oval.*
eigenhändig *manu propria;* Eigenliebe *amour propre.*
einbilden *imaginari;* Einbildung *imaginatio,* Einbildungskraft *vis imaginationis.*
einblasen *soufflieren.*
Eingebrachtes *bona illata.*
Einleitung *introductio.*
Einfluß *influxus.*
einförmig *uniformis;* eingeboren *unigenitus.*
einmütig *unanimiter.*
Einschachtelung *emboîtement* (Campe).
einschließlich *inclusive,* ausschließlich *exclusive.*
einseitig *unilateralis;* zweiseitig *bilateralis.*
Einspritzung *injectio.*
einstellen *sistieren.*
Eintagsfliege *ephemera.*
einverleiben *incorporieren.*
Einwurf *obiectio.*
Einzahl *singularis,* Mehrzahl *pluralis (numerus)* u. a. m.
Eis, eßbares *glace.*
Emporkömmling *parvenu.*
Ende, Zweck *finis, fin* (Mitteilung von Dr. Gomperz); endlich adv. in der nhd. Bedeutung, die von der mhd. (eilig, definitiv) abweicht, etwa durch *enfin* beeinflußt.
Enteignung *expropriatio.*
enterben *exheredare.*
entgleisen *dérailler.*
enthalten *abstinere.*
enthaupten *decapitare* (Gomperz).
Entladung *décharge, discharge.*
entschließen nach dem Zeugnis des Alberus (DWb. s. v.) Neubildung für *concludere,* doch weist mich Gomperz noch auf *resolvere, résoudre* hin; Entschluß *conclusio, resolutio.*
entthronen *dethronisieren* (vgl. Adelung).
entwerfen mhd. = zeichnen i. a., die Bedeutung des vorläufigen erst unter Einfluß von mlat. *projectare;* Entwurf *projectum.*
entziffern *déchiffrer.*
Erbsünde *peccatum hereditarium;* Todsünde *peccatum mortale* (Gomp.)
Erdkreis *orbis terrarum;* Erdbeschreibung *geographia.*
Erleuchtung *illuminatio.*
Eroberung (in Liebessachen) *conquête.*
erörtern ursprünglich ein Urteil auf seine Örter d. i. die *loci grammatici, logici* oder *metaphysici,* die τόποι der griechischen Logik, zurückführen.
Erscheinung *Phänomen.*
ersticken, einen Brand, Aufstand, Schrei, die Stimme der Natur, Seufzer, Empfindungen, vor Zorn *étouffer.*
Eselsbrücke *pons asinorum* nach Eislers „Wb. d. philos. Begriffe u. Ausdrücke" s. v. ursprünglich eine „logische Verhältnisse veranschaulichende Figur".

Fegefeuer *purgatorium.*
Fehlschlag *coup manqué;* Fehltritt *faux pas;* Fehlgeburt *fausse couche.*

Feld, frei, geöffnet, *un champ libre, ouvert;* Schlachtfeld *champ de bataille;* Feldmesser, *Geometer.*

Fernrohr *Teleskop.*

Fester Preis *prix fixe.*

fließend, Styl, Vers *coulant.*

Flußpferd *hippopotamus.*

Folge *consecutio,* folgerichtig *consequens.*

Frage, wissenschaftlich *quæstio,* in Fr. *en question.*

Freihandzeichnen *disegno a mano libera, freehand-drawing, dessin à main levée.*

Freiwilliger *Volontär.*

Freudenmädchen *fille de joie.*

fromm, Wunsch *pium desiderium.*

Füllhorn *cornu copiæ.*

Fürsorge, vorsorgen *procurare, procurer* (Mitteilung Seemüllers).

Fürwort *pronomen,* hinweisendes *demonstrativum,* unbestimmtes *indefinitum* ꝛc. Vorwort *præpositio;* Zahlwort *numerale* ꝛc.

Gänsehaut vgl. *peau de poule.*

gedrückt *déprimé.*

geeignet *appropriatus.*

Gefahr im Verzug *periculum in mora.*

gefallen sich, *se plaire à* von Schönaich, Aesthetik hg. v. Köster S. 239 als Gallicismus bezeichnet.

gefärbt (übertragen) *coloratus.*

Gefelle älter nhd. = Schicksal mlat. *cadentia,* altfranz. *chéance, chance;* Ungefelle *méchéance;* s. o. Fall, vgl. auch „was einem zufällt, zustößt, begegnet, was einen trifft, *quod alicui accidit, contingit, occurrit.*

Gegenfüßler *antipodes.*

Gegendampf *contre-vapeur, countersteam* oder *backsteam;* für Gegendampf geben *donner la contre-vapeur* sagt der Engländer aber lieber *to reverse the valve-gear,* so daß hier eher Einfluß des Französischen anzunehmen ist, vgl. Eisenbahn, was, wie mir Fachleute sagen, kein Wunder ist, da die ersten Eisenbahnen in Deutschland von französischen Ingenieuren gebaut wurden.

Gegengewicht *contre-poids.*

Gegenmine *contremine.*

Gegensatz *oppositio,* ebenso wie Satz eigentlich *positio* in logischer Funktion, dann erst in bloß grammatischer. Grundsatz wohl auch zunächst logisch *positio fundamentalis, axioma, principium,* dann erst ethisch; gesetzt (den Fall) *posito* (casu).

Gegenstand *objectum* nach dem DWb. erst im 18. Jahrh. statt der älteren Übersetzungen Gegenwurf und Vorwurf, neben denen die Mystiker auch *understôz* für *subjectum* wagen.

Gegenteil, im G.! *au contraire!* juristisch = Gegenpartei *contrepartie* vgl. Gegenpart halten *soutenir la contre-partie.*

gegenwärtig local, temporal *præsens.*

Gehalt verdeutlicht Inhalt *contentus.*

gehässig (Maßregel) *odiosus, odieux.*

Geheimschreiber *secretarius.*

geistige Getränke *spirituosa;* Weingeist *spiritus vini, esprit de vin;* geistreich *spirituel;* begeistern *inspirare,* Begeisterung *inspiratio;* Corpsgeist *esprit de corps;* Geistesgegenwart *présence d'esprit.*

Geißblatt *caprifolium.*

Gelübde thun, einlösen *vota facere, solvere* (Gomperz).

Gemeingeist *public spirit* (Gombert Zs. II, 67); gemeine Meinung *communis opinio* (Gomperz).

Gerüste *armatura, armature.*

Gesandter *envoyé;* Geschäftsträger *chargé d'affaires.*

Geschichte als Wissenschaft älter *Historie;* machen Sie keine Geschichten *ne faites pas d'histoires.*

Geschöpf *creatura,* Schöpfer *creator,* Schöpfung *creatio.*

Geschworener *juré.*

gesetzter Mensch *homme posé.*

Gewalt, höhere *vis major, force majeure.*

gewichtig, wichtig *gravis* (Gomperz).

gewinnen einen vorteilhaften Eindruck machen, Einen für eine Sache, für sich *gagner.* (Mitteilung von Seemüller).

gewiß, ein gewisser ... *certus, certain;* früher wurde auch sicher so verwendet.

gleichartig *homogeneus;* Gleichmut *æquanimitas;* gleichwertig *äquivalent;* gleichseitig *æquilateralis;* Gleichung mathemathisch *æquatio.*

Gnadenstoß *coup de grace;* in Ungnade fallen *tomber dans la disgrace.*

Gotteshaus *Tempel*, Gotteshaus *Altar*; auf Zesen zurückgehend.
Gottesgelahrtheit *Theologie*.
Großgrundbesitz *latifundium*; Großherzog *magnus dux* (Mitteilung Jellineks); Großkönig μέγας βασιλεύς; großmütig *magnanimus* (Gomperz).
Grundstein *pierre fondamentale*, *pietra fondamentale*; zu Grunde gehen *pessum ire* (Prächter); Hintergrund verdeutlicht *fond*; im Grunde *au fond*.
Günstling *Favorit*.
Gut, das höchste *summum bonum*; Gueteli oder ähnlich (schweiz. schwäb. bair.) *bonbon*; Vergütung *bonificatio*.

Haarröhrchen *capillare*.
Halbstock *mezzanino*.
Handbuch *enchiridion*.
Hebung *arsis*.
heiligsprechen *sanctificare*, seligsprechen *beatificare*, Allerheiligstes *sanctissimum*, Heilsarmee *salvation army*.
Heilkunde *medicina*, Heilkünstler *medicus*, Heilanstalt *sanatorium*.
heimführen eine Frau, verdeutlicht *uxorem ducere* (Gomperz).
helldunkel *clair-obscur*.
Herkunft einer Ware *Provenienz*.
Herrenhaus *house of lords*; Herr, Herrgott *Dominus*, *Dominus Deus* (Gomperz).
Herz im Kartenspiel *cœur*, während Treff Entstellung von *trèfle*; das Kartenspiel ist uns aus Frankreich zugekommen.
hervorragend *eminens*, *excellens*.
hinfällig *caducus*.
Hintergedanke *arrière-pensée* (Gomperz).
Hirtenbrief *epistola pastoralis*.
hochfein *superfein*; Hochkirche *high church*; Hochdruck *haute pression*, *high pression*; Hochofen *haut fourneau*, *high furnace*, *alto forno*.
Hoherpriester *summus pontifix* (Gomperz).
Holzessig *vinaigre de bois*, *vinegar of wood*; Holzkohle *charbon de bois*, *carbone di legno*, *wood-coal*.
Hörer *auditores*; Hörsal *auditorium*; Gehör *Audienz*.
Hühnerauge mlat. *oculus pullinus*. (Mitteilung Seemüllers.)
Hundstern *canis*, wie auch die Namen der Sternbilder Jungfrau *virgo* u. a. m.

irren auf das intellektuelle Gebiet übertragen unter Einfluß von *errare*; Irrtum *error*; irrender Ritter *chevalier errant*.
Jahrbücher *annales*.

Kaiser zur Zeit Cäsars selbst entlehnt, erhält seinen heutigen Bedeutungsinhalt neuerdings von Rom her.
kalt, kaltes Blut *sangfroid*.
Kampf ums Dasein *struggle for life*.
Kehllaut *gutturalis* u. a. m.
Kenntnis nehmen *prendre connaissance*, *take notice*.
Keuschlamm falsche Übersetzung von *agnus castus* s. Kluge s. v.
Kinderei *puerilia*.
Kirchenlicht *lumen ecclesia*.
Knabenliebe *pæderastia*.
Königswasser *aqua regia*.
Körperschaft *Corporation*.
Kreislauf *Circulation*.
Kraft physikalisch *force*.
kreuzen die Arme, Jemandes Pläne, Tiere *croiser*, *cross*; Kreuzweg *cross-way*.
Kunstausdruck *terminus technicus*; schöne Künste *beaux arts*.

lebendig, Rede *viva vox* (Gomperz).
Lebensbeschreibung *biographie*.
leben, lebe! *vivat!*
leer, leerer Raum *vacuum*.
Leidenschaft übersetzt *passibilitas*, *passibilité* (DWb. s. v.).
Leiter physikalisch *conductor*.
lichte Augenblicke *lucida intervalla*.
Linke im Parlament, Heirat zur linken Hand, linkisch *gauche*.
lossagen sich, *se dédire* (Seemüller).
löschen Kalk *éteindre*.
Löwe des Tages &c. *lion* (Meyer, Schlagworte); Löwenanteil vgl. *societas leonina* (Gomperz).
lustwandeln *spazieren* geht auf Zesen zurück.

Macher *faiseur*.
malerisch *pittoresco*.
Mannweib *androgyn*.
Mehrheit *Majorität*, Minderheit *Minorität* statt der ältern „das mehrer, das minner Theil".

Menschenfeind *misanthropus*, Menschenfresser *anthropophagus*.
minderjährig *minorennis*.
mischen Karten, *mêler*; sich in etwas *se mêler de quelque chose* (Mitteilung Seemüllers); gemischte Gesellschaft *compagnie mêlée*.
Mitgefühl *sympathia*, Mitleid *compassio*.
Mitlauter *consonans* ꝛc.
mitschuldig *correus*.
Mittel *medium, moyen, mezzo*, medizinisch *remedium*, arithmetisches, geometrisches *media* arithmetica, geometrica; mittelbar *mediatus*, unmittelbar (reichsunmittelbar) *immediatus*; Mitternacht (mhd. *ze mitter naht*) *media nox*.
mitwirken, mitarbeiten *collaborare, cooperari*, Mitarbeiter *cooperator, collaborator*, Mitwirkung *cooperatio*.
Mündung *os, bouche*.
Mutter, Gebärmutter *matrix* (Mitteilung Seemüllers).

nachgeboren *posthumus*; Nachschrift *post scriptum*.
Nächster biblisch *proximus, prochain* (Mitteilung Prächters).
Nähmaschine *sewing machine, machine à coudre*.
Naturlehre *physica*, Naturgeschichte *historia naturalis*.
nehmen, etwas in die Hand, den Schleier, eine Festung, Einen beim Wort, ein Bad, die Freiheit, Abschied, eine Lektion, eine Frau, Einen unter seinen Schutz, seinen Weg, etwas zu Herzen, leicht, ernst, die Menschen wie sie sind, Einen für einen Anderen, Einen bei Seite, etwas auf sich *prendre*.
Neuigkeit *nouvelle*, Neuheit *nouveauté, Novität, novum*; Neubildung *neoplasma*; Neuling übersetzt zunächst das biblische νεόφυτος.
Nichtigkeit juristisch *nullitas*.
Nichtsnutz, Taugenichts, Tunichtgut *vaurien, good-for-nothing*.

Oberarzt *primarius*; Oberlieutenant *Premier-lieutenant*.
Oberfläche *superficies*; oberflächlich *superficiel*.
ordentlicher Professor, professor *ordinarius*, außerordentlicher *extraordinarius*.

Pferdekraft *horse-power*.
Pfund, Münze *pound, livre*.
postlagernd *poste restante* ꝛc.; es genügt wohl der Hinweis auf die verschiedenen Verdeutschungen, die auf den Reichspostdirektor Stephan zurückgehen.
Punkt, springender *punctum saliens*, toter *punctum mortuum*.

Quelle litterarisch *fons* (Gomperz).

Rechnung, auf R. *à conto*, laufende R. *conto corrente*.
rechtgläubig *orthodox*; Rechtschreibung *orthographia*.
Rechtsprechung *jurisdictio*.
Reibung, kleiner Streit *friction*.
Reich, Himmel-, Tier-, Pflanzenreich *regnum*.
Reifezeugnis *testimonium maturitatis*.
rein in Reinertrag, Reingewinn *netto, net*.
Ritter irrender *chevalier errant*; ohne Tadel *sans blâme*; Industrieritter, *chevalier d'industrie*.
Rückblick *retrospectio*.
Rückfall *recidive*.
Rückstand *restante*.
Rückzug *ritirata*, sich zurückziehen vom Geschäft *se retirer des affaires* (Mitteilung von Gomperz).
Rundreisebillet *billet circulaire*; Rundschreiben *Circular, Encyclica*.

Samentierchen *spermatozoon*.
Säule des Staates, der Kirche, Feuer, Luft-, Wasser-, Quecksilber-, Wirbelsäule *colonne*; Säulengang *colonnade*.
Schauspiel Schaubühne, -platz *theatrum, spectaculum*.
Schlafwagen *sleeping-car*, früher von Campe zur Übersetzung von *dormeuse* vorgeschlagen.
Schlafwandler *somnambulus*.
Schlangenlinie (-pfad, -windung) *Serpentine*.
Schneider *tailleur* (Gomperz), nach dem Muster des Deutschen?
Schnellzug *fast-train, treno celere*.
Schottisch, Tanz *écossaise*.
Scholle an die Sch. gebunden *glebæ adscriptus*.
Schwäche, Vorliebe *faible*.
schwarzgallig *melancholisch*.

Schwarzkünstler falsche Übersetzung von *Nigromant, Nekromant.*
Schwerkraft *gravitatio.*
Schwindsucht *phthisis.*
Seelenwanderung *metempsychosis.*
selig, durch *beatus* in der Bedeutung beeinflußt; seligsprechen *beatificare.*
selbstthätig automatisch *self-acting.*
Seltenheit concret *Rarität.*
Sicherheitslampe *safety-lamp*, Sicherheitsnadel *safety-pin.*
Sicht, Wechsel auf S. *à vista.*
Sinnlichkeit *sensualitas.*
Sitzung *sessio, session, séance.*
so mit Ausrufungszeichen *sic!*
Sonnenwende Pflanze *heliotropus.*
Sonderabdruck schlechte Verdeutschung von *Separatabdruck.*
Sorge, Kummer, Aufmerksamkeit *soin.*
Spannung physikalisch *tensio.*
Speisung eines Kessels, *alimentation.*
Sprachreiniger *Purist* (Campe s. v.).
Statthalter *locum tenens, lieutenant du roi;* statthaben *avoir lieu* (Mitteilung von Prächter).
Stelldichein *rendez-vous.*
sterblich *mortalis*, unsterblich *immortalis;* Sterblichkeit *Mortalität.*
Stirn, die St. haben, eherne St. *front.*
Streich, Unternehmung *coup*, Meisterstreich *coup de maître*, Handstreich *coup de main.*
Stufe der Vollkommenheit ꝛc. *gradus, degré* (Mitteilung von Gomperz).
Stützpunkt *point d'appui.*

Tag- und Nachtgleiche *æquinoctium* verdeutlichend: Tagebuch *diarium, journal, ephemerides;* Tageblatt *journal;* Tagegelder übersetzt falsch *Diäten.*
Thatsache vollendete *fait accompli.*
Teilhaber *Partner.*
tragen Früchte, Zinsen, trächtig sein *porter.*
Trägheit physikalisch *inertia.*
treffend, schlagend *frappant.*

überflüssig *superfluus.*
überfallen *tomber sur quelqu'un* (Gomperz).
übergehn amtlich *präterieren.*
überhitzen *surchauffer, overheat.*
Übergewicht *surpoids, overweight.*
überladen verdeutlicht *chargiert, (trop) chargé.*
übernehmen local = überrumpeln (Paul s. v.) *surprendre.*
übertragen *metaphorisch.*
Überrock altfranz. *surcot.*
Überschrift *superscriptio.*
Umfang *circumferentia*, περιφερία.
umschreiben *circumscribere.*
Umsicht *circumspectio*, umsichtig *circumspectus.*
Umwälzung *revolutio, revolution.*
Unaussprechliche (Hosen) *inexpressibles.*
unbefleckt, Empfängnis, *immaculata conceptio.*
unerbittlich *inexorabilis.*
unfehlbar *infallibilis*, Unfehlbarkeit *infallibilitas.*
ungereimt *sans rime (et raison.)*
ungeschliffen *impoli.*
Unsinn *nonsensus.*
unter der Bedingung *sub conditione*, dem Vorwande *sub prætextu* u. a. m.
unterirdisch *subterraneus.*
Untergang *interitus* (Gomperz), wie überhaupt vielfach *inter* durch deutsches unter wiedergegeben wird, dem es ja auch sonst in der Bedeutung nicht so ferne steht (s. Paul s. v.).
untergeben *subditus* (vgl. unterthan *subactus*, unterworfen *subjectus*), Unterordnung *Subordination.*
unterschreiben *subscribere.*
Unterstand *subsistentia.*
Urbild *prototypus, archetypus.*
Urteil juristisch, logisch *judicium;* er hat ein gutes Urteil, ein gutes *Judicium.*

Vaterlandsliebe *Patriotismus;* Vaterschaft *paternitas;* Kirchenväter *patres;* geistlicher Vater *pater spiritualis;* Erzvater *Patriarch.*
verantwortlich *responsable.*
vergehen *perire*, vergangen *præteritum*, vorrübergehn *transire* (Mitteilungen Gomperz').
Verkleidung beim Bau *revêtement, clothing, incamiciatura.*
vernehmen (mhd. = wahrnehmen) *percipere.*
Verneinung *negatio*, verneinend *negative.*
verschämter Armer *pauvre honteux.*
Versicherung *assicuranza, assicurazione, assurance; insurance;* da die

Seeversicherung das älteste Institut scheint, so dürfte das italienische Wort zu Grunde liegen.
Versteinerung *petrefactum*.
versumpfen *stagnieren*, Versumpfung *Stagnation*.
vervielfältigen *multiplicieren*.
verwerfen *reicere*, verwerflich *reiciendus*, verworfen *abiectus*.
Verzahnung *dentage*, *denture*.
Vielgötterei *Polytheismus*, Vielweiberei *Polygamie*.
vorbedacht *præmeditatum*.
vorbringen *proferre* (Gomperz).
Vordersatz *præmissa (sententia)*.
vorführen eine Schaustellung *producieren*, Vorführung *Production*.
Vorgang *Procedur*.
Vorgesetzter *propositus*; Vorsatz *propositum*, *propos*, vorsetzlich *à propos*.
Vorherbestimmung *prædestinatio*.
vorherrschen *prädominieren*, vorwalten *prävalieren*, vorwiegen *präponderieren*.
Vorsitz *præsidium*, vorsitzen *präsidieren*, Vorsitzender *præses*, *Präsident*.
Vorschrift *præscriptum*.
Vorspiel *præludium*.
Vorstellung philosophisch *repræsentatio* als „Abbildung der Dinge, die außer uns wirklich vorhanden sind" (vgl. Eisler s. v.).
vorsündflutlich *antediluvianisch* (vgl. Gombert Zs. III. 161).
Vorurteil *præjudicium*.
Vorwand *prætextus*.
Vorwurf *problema*, *obj ctum* s. Gegenstand.

wahrscheinlich *verisimile*, *vraisemblable*.
wasserdicht *waterproof*; Wasserkopf *hydrocephalus* (Mitteilung Seemüllers); Wasserfall *chute d'eau*, *waterfall*.
Wandelstern *Planet*.
Wegzehrung *viaticum*.
Weib, Frau, Angehörige d. Geschlechts, Ehegattin (vgl. mhd. *kone*) *mulier*, *femme* (Mitteilung Jelineks); Weiberfeind *misogynus*.
Weichtier *mollusca*.
Weltbürger *Kosmopolit*.
Wendekreise *Tropen*.
Wiedergeburt *palingenesia*, *regeneratio*, *renaissance*, *rinascimento*.
wiederhallen *resonare*.
Wiedersehn *revoir*, der Gruß auf W. gibt *au revoir* wieder, da Höflichkeitsformeln leicht auf franz. Einfluß zurückgehen; hingegen dürfte unser guten Tag (Abend, Nacht) eher klosterlateinischen Ursprung haben.
widerstehn *resistere* wohl zufällige Übereinstimmung.
Wiedertäufer *anabaptista*.
Wiegendruck *Incunabel*.
Winkel geometrisch *angulus*; Einfallswinkel *angulus incidentiæ* &c.
wirklich *effective* (zu *efficere* wirken; Gomperz).
Wissenschaft *scientia*.
wohlgemerkt *notabene*.
Wohlklang, Wohllaut εὐφωνία.
Wolke, aus den Wolken fallen, *tomber des nues* (Seemüller); Wolkenkukuksheim νεφελοκοκκυγία.
Würdenträger *Dignitär*.

Zaunkönig *regulus* (Seemüller).
zeitlich *temporalis*; Zeitgenosse *synchronus* (Gombert Zs. II, 315).
Zerknirschung genauere spätere Übersetzung von *contritio* für das ältere „Reue".
Zeugnis *testimonium*.
Zuchtwahl *natural selection*.
zusammensetzen *componere*.
zuvorkommend *prévenant*.
Zweifel, ohne Zw. *sans doute*.
Zweirad *bicycle*.
Zwischenspiel *interludium*.

„Gothisch" im 18. und 19. Jahrhundert.

Von

G. Lüdtke.

I.

Neben dem Gebrauch des Wortes „Gothisch" zur Bezeichnung des Volkstums nimmt die deutsche Sprache des 18. Jahrhunderts eine neue Bedeutung auf, deren erste Grundlagen in den Anschauungen des mittelalterlichen Italiens und im besondern in denen der italienischen Renaissancezeit zu suchen sind.

„Das ganze Mittelalter hindurch und bis in die neuesten Zeiten hinein . . . erhielt sich in Rom der abgeschmackte Glaube, daß die Gothen die Stadt zerstört hätten" (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom I, 453). „Wenn man heute zu Tage die Gothen in Italien erwähnet, so stehen einigen von dem gemeinen Haufen und auch wohl den Halbgelehrten, die Haare zu Berge, gleich als wenn von unmenschlichen Barbaren, die aller Gesetze und aller guten Sitten beraubt gewesen, die Rede wäre" (Muratori, Geschichte von Italien, deutsche Übersetzung von 1746, III, 500).

Auf Grund dieser Anschauungen erhielt und behielt das Adjektiv „gotico" die allgemeine Bedeutung „barbarisch, roh".

Die italienische Renaissance verengerte diese allgemeine Bedeutung.

Der im Norden Frankreichs entstandene Spitzbogenstil hatte vom 13. bis zum 16. Jahrhundert in mannigfacher Umbildung und Anpassung an die in den einzelnen Ländern herrschenden Stilformen die ganze christliche Welt erobert. Er ist eins der gewaltigsten Zeichen für die allumfassende Herrschaft der mittelalterlichen Kirche und für die opferfreudige, unterwürfige Begeisterung der Völker. Humanismus und Reformation brachen diese Herrschaft, diese durch Betonung der Rechte der Persönlichkeit, jener durch begeisterte Anlehnung an antike Kunst- und Lebensauffassung.

In der Baukunst Italiens begann schon um 1420 die bewußte Aufnahme antiker Formen, die um 1500 auf dem Höhepunkte stand und in der Kunstgeschichte als „Renaissance" abgestempelt ist. Diese Anlehnung an das Altertum bedingte einen heftigen Kampf gegen den kirchlich-mittelalterlichen Baustil, dessen Überladung mit Verzierungen im stärksten Gegensatz zur antiken Einfachheit stand und den Hauptpunkt der Angriffe bildete. Der bekämpfte Baustil wurde als fremd empfunden, als „deutsch"

d. h. von jenseits der Alpen gekommen bezeichnet und seine Verpflanzung nach Italien mit den verhaßten, nach dem allgemeinen Urteil barbarischen Gothen in Verbindung gebracht, die ja aus den Urwäldern jenseits der Alpen gekommen waren.

Raffael faßt die Anschauungen seiner Zeitgenossen mit folgenden Worten zusammen:[1] „Fast überall begann die deutsche Bauweise aufzutreten, welche, wie man noch sieht, äußerst weit von dem schönen Stil der Römer und der Alten entfernt ist. Und doch hatte diese Architektur einen Sinn, nämlich daß sie ihren Ursprung nahm von den noch unbeschnittenen Bäumen, deren Äste gebogen und zusammengebunden ihre Spitzbogen bilden. Und obgleich dieser Grundgedanke nicht ganz zu verwerfen ist, so ist er doch schwächlich. Aber es ist nicht nötig Worte zu machen, um die römische Baukunst mit der barbarischen zu vergleichen. Es ist gar keine Schwierigkeit, die römischen Baudenkmäler von jenen zu unterscheiden, die zur Zeit der Gothen entstanden sind und noch viele Jahre nachher, denn das sind gewissermaßen zwei geradeswegs entgegengesetzte Extreme". Ähnlich äußert sich Vasari:[2] „Die Baumeister brachten an die Werke so viel Vorsprünge, durchbrochene Zierrathen, so viel Träger und Blättergeflechte an, daß sie die Werke, welche sie machten, außer Verhältnis brachten, und dadurch, daß sie immer ein Glied übers andere setzten, oft so weit gingen, daß die Spitze einer Pforte an das Dach reichte. Diese Manier wurde von den Gothen erfunden ...

So wurde der Ausdruck „gothischer Stil, gothische Bauart" mit dem Sinne des Gekünstelten, Abgeschmackten, Veralteten geprägt und das Adjektiv bald außerhalb der festen Verbindung in diesem Sinne gebraucht. Als die neue Antiquaschrift, deren Buchstabenform sorgsam den antiken Inschriftsteinen nachgeformt wurde[3], ausgebildet war, wurde die eckige, verschnörkelte Mönchsschrift mit der Bezeichnung „gothische Schrift" belegt.

Von Italien aus hat sich dann das Wort „Gothisch" in dem ganzen oben belegten Gebrauchsumfang rasch weiter verbreitet, namentlich nach den Ländern hin, die stark unter dem Einfluß der italienischen Litteratur standen und dem klassischen Schönheitsideal huldigten. Das gilt besonders für England und Frankreich. Die ältesten englischen Belege reichen bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts zurück (vgl. Murray, new English dictionary 4, 313), den ältesten französischen Beleg bietet 1532 Rabelais im Gargantua XIV: il luy apprenoit a escripre gotticquement.

In seiner Bearbeitung des Gargantua (1575) giebt Fischart jene Stelle wieder: „hiezwischen solt jhr auch wissen, daß er die gottische Schrifft hat lehrnen schreiben, wie deren Exempel etlich Lazius und Goropius zeigen. Er schrieb auch alle Bücher, dann die Truckerkunst war noch nit aufkommen. Neudruck. S. 218 (Kap. 17).

Fischart kennt also die übertragene Bedeutung gothische Schrift = Mönchschrift noch nicht, sondern bezieht das gotticquement wörtlich auf die echt altgothischen Schriftzeichen des Ulfilas, von denen Goropius und Lazius die ersten Proben gegeben hatten.

---

[1] Vgl. Sach, deutsches Leben (die Gotik in Deutschland) 1, 736.

[2] Vgl. Schlegels Deutsches Museum (1813) 3, 488 (Ruhmor, vom Ursprunge der gothischen Baukunst).

[3] H. Hettner, Italienische Studien S. 56.

Erst die deutsche Sprache des 18. Jahrhunderts macht sich mit der übertragenen Bedeutung unseres Wortes vertraut und räumt ihr allmählich einen weiten Gebrauchskreis ein. Gegen Mitte des Jahrhunderts findet es in diesem Sinne in den Wörterbüchern Berücksichtigung.

Das sonst sehr ausführliche teutsch-engl. Wörterbuch von 1716 führt wohl die Gothen an, aber nicht das Adjektiv, 1734 bucht Steinbach (1, 623) einfach: gothisch, gothicus, erst 1741 weist Frisch (1, 361) auf die Verwendung des Wortes in der Baukunst hin: „gothisch, in der Baukunst, methodus aedificandi Gothica, hodie obsoleta; die gothische Bauart ist nicht mehr im Brauch“. Von nun an wird aber das Wort meistens in seinen verschiedenen Verwendungen gebucht und häufig von einer längeren Erklärung begleitet, vgl.: 1746 Jablonski, Lexikon der Künste und Wissenschaften (2. Auflage), 1751 deutsche Bearbeitung von Chomel, dict. oeconomique, 1757 Eggers, Kriegslexikon, 1771 Sulzer, Theorie der schönen Künste. Auffällig ist es, daß Adelung von dem Worte keine Notiz nimmt, während der ihn sonst nur mit Kürzungen ausschreibende Voigtel 1794 ausführlich darüber berichtet.

Neben der Kenntnis des italienischen Sprachgebrauches ist die Quelle unseres Wortes in der allgemeinen Bedeutung „barbarisch, mittelalterlich, abgeschmackt, regellos, stillos“ die französische und englische Litteratur aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, die davon ausgiebigen Gebrauch machte[1] und es durch die Lektüre und die Übersetzungslitteratur den Deutschen übermittelte.

1710 schreibt Shaftesbury, Characteristics (advice to an author 2, 1) 1, 88: Those reverend bards .. they have withal been the first of Europeans, who, since the Gothic model of poetry, attempted to throw off the horrid discord of jingling rhyme; (Übersetzung von 1776: Sie waren unter allen Europäern die ersten, die seit dem gothischen Geschmack in der Poesie den abscheulichen Mißton des Reimgeklingels abzuschütteln wagten.) (3, 3) 1, 295: Wie care not how Gothic or barbarous our models are (Wir bekümmern uns nicht darum, wie gothisch oder barbarisch unsere Muster sind.).

1729 übersetzt Abel aus Boileau, art poétique 2, 21:

> On diroit que Ronsard, sur ses pipeaux rustiques,
> Vient encor fredonner ses idylles Gothiques:
> Man dächte, daß Ronsard auf seinen Haber-Kielen
> Sich noch erkühnete, ein Gothisch Lied zu spielen.

Le Lutrin 5, 176:

> L'Eleve de Barbin, commis à la boutique
> Veut en vain s'opposer à leur fureur Gothique:
> Der Laden-Diener wehrt, so viel er immer kan,
> Sie sehn ihn aber nicht vor blindem Eifer an,
> Indem Sie es bey ihm mit den gelehrten Sachen,
> Nicht besser als vordem die alten Gothen machen.

Diesen freien Gebrauch unseres Wortes hat die deutsche Sprache des 18. Jahrhunderts übernommen, ohne ihm eine eigenartige Prägung zu geben. Das Ideal der französischen und englischen Litteratur jener

[1] Vgl. Murray, Littré, Hatzfeld, Larousse.

Zeit und auf diesen fußend auch das der deutschen war eben die Abkehr von Schwulst und Roheit, mochte man nun das Heil in der strengen Nachahmung der Antike oder „in der Rückkehr zur Natur" erblicken.

Das Wort würde vielleicht jetzt noch in derselben Verblassung wie z. B. altfränkisch im Sprachgebrauche leben, wenn nicht die engere Bezeichnung „gothische Baukunst, gothischer Stil" im 18. und 19. Jahrhundert Anlaß zu lebhaften Debatten gegeben hätte, in denen die deutsche Eigenart, die deutsche Kunstanschauung und das deutsche Nationalgefühl energisch zum Ausdruck kamen. Das Resultat dieses Kampfes war, daß nur die engere Bezeichnung mit vollständiger Verblassung der ursprünglichen Bedeutung im Sprachleben übrig blieb.

Der Entwicklungsgang ist folgender.

Fénélon fällt in seinem „lettre sur l'éloquence" folgendes Urteil über die gothische Baukunst:

„Les inventeurs de l'architecture gothique crurent sans doute avoir surpassé les architectes grecs. Un édifice grec n'a aucun ornement qui ne serve à augmenter la beauté de l'ouvrage. Les pièces nécessaires pour le soutenir, ou pour le mettre à couvert, comme les colonnes et la corniche, tirent leur beauté de leurs proportions: tout est simple, tout est mesuré, tout est borné à l'usage. On n'y voit ni hardiesse ni caprice qui impose aux yeux. Les proportions sont si justes, que rien ne paroit fort grand, quoique tout le soit. An contraire l'architecture gothique éleve sur des piliers très minces une voûte immense qui monte jusqu'aux nues. On croit que tout va tomber, mais tout dure pendant bien des siècles. Tout est plein de fenêtres, de roses et de pointes; la pierre semble découpée comme du carton, tout est à jour, tout est en l'air".

Also griechische Einfachheit und proportionierte Regelmäßigkeit im Gegensatz zur Regellosigkeit und Überladung der gothischen Bauart, der nur ein Lob, das der Dauerhaftigkeit, gespendet wird.

Die Stelle fand später in Diderots Encyklopädie unter dem Artikel „gothique" Platz, wird auch im dict. de. Trevoux angezogen und schließlich tischt sie Eggers in seinem Kriegslexikon den deutschen Lesern auf.

In den deutschen Encyklopädien nun spiegelt sich deutlich die Entwicklung wider, die die deutsche Kunstanschauung durchmacht, bis sie sich gänzlich zum einseitigen Schwören auf das griechische Kunstideal und zur Ablehnung der gothischen Kunstformen entschließt.[1] Jablonski, Lexikon der Künste und Wissenschaften (1746), Chomel, ökonomisches Lexikon (1751), Eggers, Kriegslexikon (1757) und Sulzer, Theorie der schönen Künste (1771) sind die Marksteine auf diesem Wege.

Jablonski bucht: „Gothisch, in der baukunst eine bau- und seulen ordnung, die von der alten Griechischen und Römischen art weit entfernt, und besondere proportiones hat. Sie ist zu der zeit aufgekommen, da nach der, durch die Gothischen, Vandalischen, Longobardischen und andere völcker angerichtete allgemeine Verwüstung, wodurch zugleich alle künste und wissenschaften vertilgt wurden, die länder sich wieder zu erholen und zu erbauen angefangen. Sie ist

[1] Vgl. Winkelmann: der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten. Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke 8.

beständig und prächtig, wie die davon allenthalben noch übrige ansehnliche gebäude zeugen, auch zierlich, wiewol von einer andern art der zierlichkeit, darum sie den heutigen baumeistern nicht gefallen will".

Also nicht als Ergebnis der durch die Barbaren zu Grunde gerichteten Kultur wird die gothische Baukunst angesehen, sondern in die Zeit der Erholung und Wiederbelebung der Künste verlegt.

Die deutsche Bearbeitung von Chomels dict. oeconomique gibt Jablonskis Artikel fast wörtlich wieder, fügt dann aber, auf den im franz. Supplement von dem gelehrten Felibien gegebenen Erklärungen fußend, hinzu: „Die Alte (gothische Baukunst) haben die Gothen in dem fünfften Jahrhundert aus Norden gebracht. Die nach derselben aufgerichteten Gebäude waren dichte, von grober, und nicht allzu geschickter Arbeit. Hierauf beflieẞen sich die Gothen, die Ungeschicklichkeit ihrer Gebäude zu verbessern, und sie von derselben zu reinigen. Dieses eben heist die neue Gothische Baukunst. Die durch dieselbe aufgebauten Werke waren zierlicher, subtiler und leichter, und man erstaunt über die kühne Unternehmung dieser Arbeit. Einige sehr alte nach der reinen Art des Gothischen Geschmacks aufgeführte Kirchen haben weder an Dauerhaftigkeit und Festigkeit noch an Schönheit einen Mangel, und werden von denen geschickten Baumeistern wegen einiger daran befindlichen Haupt Eigenschafften bewundert".

Ganz anders klingt schon Eggers: „Gothisch wird in der Baukunst genennet alles, was ohne Geschmack, ohne Regeln, ohne richtige Anordnung der Profile und außer Proportion aufgeführet ist. Die aus Norden hervorgedrungenen Gothen, welchen der Griechische und Römische Geschmack in der Baukunst nicht gekünstelt und prächtig genug schien, führten als Überwinder und Gesetzgeber ihren eigenen Geschmack ein, . . bis die Künste und Wissenschaften sich wieder emporgeschwungen". Schließlich hinkt hinterher: Obgleich an der gothischen Baukunst sehr vieles auszusetzen ist so hat sie doch ihre Schönheiten, und stellet in allen Stücken unwidersprechliche Zeugnisse von der Kühnheit ihrer Urheber dar."

Sulzers „Theorie der schönen Künste" endlich ist der Schlußstein der Entwicklung.

„Gothisch. Man bedient sich dieses Beywortes in den schönen Künsten vielfältig, um dadurch einen barbarischen Geschmack anzudeuten, wiewol der Sinn des Ausdrucks selten genau bestimmt wird. Fürnehmlich scheinet er eine Unschicklichkeit, den Mangel der Schönheit und guten Verhältnisse, in sichtbaren Formen anzuzeigen, und ist daher entstanden, daß die Gothen, die sich in Italien niedergelassen, die Werke der alten Baukunst auf eine ungeschickte Art nachgeahmt haben. Dieses würde jedem noch halb barbarischen Volke begegnen, das schnell zu Macht und Reichtum gelanget, ehe es Zeit gehabt hat, an die Cultur des Geschmacks zu denken. Also ist der gothische Geschmack den Gothen nicht eigen, sondern allen Völkern gemein, die sich mit Werken der zeichnenden Künste abgeben, ehe der Geschmack eine hinlängliche Bildung bekommen hat. Es geht ganzen Völkern in diesem Stück, wie einzelnen Menschen. . . . Das Gothische ist überhaupt ein ohne allen Geschmack gemachter Aufwand auf Werke der Kunst, denen es nicht am Wesentlichen, auch nicht immer am Großen und Prächtigen, sondern am Schönen, am Angenehmen und Feinen fehlt. Da dieser Mangel des Geschmacks sich auf vielerley Art zeigen kann, so kann auch das Gothische von verschiedener Art seyn. Darum nennt man nicht nur die von den Gothen aufgeführten, plumpen, sondern auch die abentheuerlichen und mit tausend unnützen Zierrathen überladenen Gebäude, wozu vermuthlich die in Europa sich niedergelassenen Sarazenen die ersten Muster gegeben haben, Gothisch. Man findet auch Gebäude, wo diese beyden Arten des schlechten Geschmacks vereinigt sind . . . . Es scheinet also überhaupt, daß der gothische Geschmack aus Mangel des Nachdenkens über das, was man zu machen hat, entstehe. Der Künstler, der nicht

genau überlegt, was das Werk, das er ausführet, eigentlich soll, und wie es müsse gebildet werden, um gerade das zu seyn, wird leicht gothisch".

Zur Ergänzung dieser Anschauung mögen einige Stellen aus dem Artikel „Baukunst" desselben Buches dienen.

„Das Wesen der Baukunst, in so fern sie die Frucht des vom Geschmack geleiteten Genies ist, besteht darin, daß sie den Gebäuden alle aesthetische Vollkommenheit gebe, deren sie nach ihrer Bestimmung fähig ist. Vollkommenheit, Ordnung, Schicklichkeit der inneren Einrichtung, Schönheit der Form, ein schicklicher Charakter, Ordnung, Regelmäßigkeit, guter Geschmack in den Verzierungen von außen und innen, dieses sind die Eigenschaften, die der Baumeister jedem Gebäude geben muß."

„Schlechte, ohne Ordnung und Verstand entworfene und aufgeführte, oder mit närrischen, abentheuerlichen oder ausschweifenden Zierrathen überladene Gebäude, die in einem Lande allgemein sind, haben unfehlbar eine schlimme Wirkung auf die Denkungsart des Volks".

„An allen den erstaunlichen Gebäuden dieser Zeit, die noch itzt von dem ehemaligen Reichthum der Niederlande zeugen, ist bey der unbegreiflichen Verschwendung der Arbeit wenig gesundes. Dieses muß man auch von dem Münster in Straßburg sagen, welches im 13. Jahrhundert aufgeführt worden, und unter die erstaunlichsten Gebäude der Welt gehört".

Schärfer kann das griechische Kunstideal nicht betont werden. Wenn dann Krünitz in seiner Encyklopädie (16, 256) im Jahre 1779 schreibt: „Soll man gothische oder griechische Ruinen (in Gärten) anbringen? ich glaube, die erstern; weil sie den Triumph der Zeit über die Stärke anzeigen, ein melancholischer aber nicht unangenehmer Gedanke! Griechische Ruinen bilden uns vielmehr den Triumph der Barbarei über den Geschmack ab, ein trauriger und niederschlagender Gedanke", so spricht er damit den meisten seiner Zeitgenossen aus dem Herzen.

An diesem Schönheitsideal des 18. Jahrhunderts ist also nicht zu rütteln, und eine Änderung des Urteils über die gothischen Gebäude und den gothischen Stil überhaupt von dieser Seite nicht zu erwarten. Und doch setzt ungefähr zur selben Zeit, wo Sulzers Theorie die ästhetischen Urteile seines Jahrhunderts in feste Formeln zu gießen versuchte, eine Gegenbewegung gegen die Verurteilung und Verkennung der gothischen Baukunst ein, die gegen Ende des Jahrhunderts immer mehr an Boden gewinnt und schließlich durch die romantische Schule zum Siege geführt wird.

Diese Bewegung ist, wie oben schon gesagt wurde, als Ausdruck der deutschen Eigenart zu betrachten. Herder leitet sie ein.

Erstaunlich nennt Sulzer das Straßburger Münster, Herder spricht zuerst von dem erhabenen gothischen Gebäude und gibt damit dem unmittelbaren Gefühl Raum, das sich durch keine Schönheitsregeln einengen läßt. „Gefühl ist alles" für den Deutschen und einem Eindruck, der ihn rührt und ergreift, gibt er sich rückhaltlos hin, mag er damit auch seine mühsam ersonnenen ästhetischen Theorien umstürzen.

So geht es zuerst Herder.

Er steht durchaus auf dem Boden der das griechische Schönheitsideal vertretenden Ästhetik, und sehr zahlreich lassen sich, wie wir später sehen werden, aus seinen Werken Beispiele beibringen, in denen ihm der gothische Stil als Beispiel der Abgeschmacktheit gilt; aber das Gefühl ist stärker als der Kunstverstand.

1769 schreibt er im Reisejournal (Werke, 4, 438): „Ein erster Gedanke, ein erster Zuschnitt und Plan, ein erstes Gemälde geht immer bei mir in dies Gothische Große, und vieles von meinen Planen, Zuschnitten, Werken, Gemälden ist entweder noch nicht von diesem hohen zum schönen Styl gekommen, oder gar mit dem ersten verschwunden. Gefühl für Erhabenheit ist also die Wendung meiner Seele: darnach richtet sich meine Liebe, mein Haß, meine Bewunderung, mein Traum des Glücks und Unglücks ... Mein Leben ist ein Gang durch gothische Wölbungen, oder wenigstens durch eine Allee voll grüner Schatten: die Aussicht ist immer Ehrwürdig und erhaben“. Schon 1767 hatte er gesagt (Fragmente 3; Werke 1, 3 76): „Unsere Sprache ist also jetzt gebildet und verschönert, aber nicht zu dem erhabenen Gothischen Gebäude, das sie zu Luthers Zeiten war.“

Neben dieser halb unfreiwilligen erhabenen Stimmung sind auch schon bei Herder die ersten Anzeichen einer vorurteilslosen Beurteilung zu erkennen, die ohne vorgefaßte Meinung die Kunsterzeugnisse eines Volkes aus seiner Natur und Eigenart zu würdigen sucht. Im 4. kritischen Wäldchen (Werke 4, 41) schreibt er: „Der Griechische, der Gothische, der Mohrische Geschmack in Baukunst und Bildhauerei, in Mythologie und Dichtkunst ist er Derselbe? Und ist er nicht aus Zeiten, Sitten und Völkern zu erklären?

In dieser Anschauung berührt er sich mit dem für das Mittelalter begeisterten Möser, der 1768 äußert: „Man betrachte nur einige Denkmäler der Mahlerey, Bildhauerkunst und Baukunst, so uns aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert noch übrig sind; man gedenke an das Dauerhafte, Kühne und Prächtige der gothischen Stücke, welche um deswillen, daß sie nach einem besonderen Zeitgeschmack gearbeitet sind, ihren Kunstwerth nicht verloren haben.

So ist es zu verstehen, wie sich diese beiden Männer, von denen der eine halb unter der Herrschaft des griechischen Kunstideals steht, der andere sich nicht viel um ästhetische Fragen kümmert, mit dem nur dem Gefühl folgenden jungen Goethe zur Herausgabe der Schrift „von deutscher Art und Kunst“ verbinden konnten, die dessen herrlichen Aufsatz „von deutscher Baukunst“ enthält.

Das deutsche Gefühl kommt bei Goethe rückhaltlos zum Ausdruck, der Kampf gegen das Wort „Gothisch“ wird begonnen, die „altdeutsche“ Baukunst mit Stolz proklamiert.

„Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten Gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuches häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren ...

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei ... Schwer ist dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß ... Deinem Unterricht dank ichs, Genius, daß mirs nicht mehr schwindelt in deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und Gott gleich sprechen kann: es ist gut! ..

Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der Deutsche Kunstgelehrte auf Hörensagen neidischer Nachbarn seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Wort Gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können: Das ist Deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos . . Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst . . So modelt der Wilde mit abenteuerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben seine Cocos, seine Federn und seinen Cörper. Und laßt diese Bildnerei aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltverhältniß zusammenstimmen; denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner selbständiger Empfindung um sich wirkt".

Der von Goethe geforderte Ausdruck „Deutsche Baukunst" dringt zunächst noch nicht durch,[1] aber die von den drei Männern vertretenen Anschauungen wirken weiter.

1793 schreibt Carstens aus Rom (allgem. Zeitung 1866, Beilage S. 3805 b): Das sehenswürdigste in Absicht der Baukunst ist das Hospital von gothischer außerordentlicher schöner Baukunst. Alles in diesem großen weitläuftigem Gebäude ist mit großer Weisheit gemacht; ich habe mich nicht satt daran sehen können. Wie ist doch in neueren Zeiten diese Kunst bis zum Kindischen, ja Ekelhaften herabgesunken. Michelangelo ist der Vater des schlechten Geschmacks in der Baukunst, der unter seinen Nachfolgern sich immer verschlimmert hat. An den Werken der gothischen Baukunst erblickt man überall Genie, an den Werken der neueren nur Regeln".

Am bezeichnendsten für die Umwälzung sind aber die 1796 herausgegebenen litterarischen Zusätze Blankenburgs zu der „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" von Sulzer.

Der Artikel „Gothisch" beginnt: Daß gerade Mangel an allem Nachdenken den fälschlich sogenannten gothischen Geschmack in der Baukunst eingeführt habe, scheint nicht so ganz mit dem, was wir von den Eigenheiten desselben kennen, übereinzustimmen".[2]

Der Artikel schließt: „Die hohen, spitzigen Dächer, die schmalen Fenster, die, bey Palästen kleinen Thüren, kleinen Fenster, gewundenen schmalen Treppen, u. d. m. zeigen ein kaltes Clima, und eine Lebensart an, bey welcher man nicht blos auf Schutz gegen Anfälle bey Aufbauung der Wohnung dachte. Und hierdurch hört denn auch, wie es scheinet, zweytens, der Mangel alles Nachdenkens bey ihr auf — und mir dünkt, daß dieser sich mehr, z. B. in einem Clima, wo der Schnee einige Monate hindurch liegt, bey ganz flachen Dächern, bey Fenstern, welche bis auf den Fußboden herabgehen, u. d. m. zeigt. Bleibt denn Schönheit noch Schönheit, wenn sie an unrechter Stelle steht? Oder, vielmehr, giebt es überall noch Schönheit, welche unabhängig von Ort und Stelle wäre? . . . Lasset uns also die Liebe zur Schönheit, lasset uns ihren Reiz und die sinnlichen Eindrücke, nie so weit verleiten, daß wir darüber aufhören, denkende Menschen zu seyn; wir würden dadurch nur die schönen Künste verdächtig, vielleicht verächtlich und uns lächerlich machen! Auch die größte, vermeintliche Schönheit, wird wahrhaft Gothisch, so bald sie einen unschicklichen Platz einnimmt. Denn, wie Herr Sulzer auch bemerkt, jeder Mangel des Nachdenkens, und des Ver-

[1] Goethe ist dem Ausdruck trotz seines späteren klassischen Standpunktes immer treu geblieben, vgl. seinen Aufsatz aus dem Jahr 1823 „von deutscher Baukunst".

[2] s. S. 6.

hältnisses (nicht bloß der Theile unter sich, sondern auch zum Ganzen, zum Zwecke der Sache, zu Ort und Stelle, und Zeit) jede Unschicklichkeit, ist und heißt, jetzt, Gothisch“.

Unser Wort lebt hier noch, wie der Schluß zeigt, in seinem ganzen Bedeutungsumfang, aber die Quelle, aus der es floß, ist versiegt.

Die Romantik schließt die Entwicklung ab.

II.

Im Jahre 1817 schreibt Heinrich Meyer, der langjährige Freund Goethes und treuer Bannerträger der in der Nachahmung der Alten das Heil erblickenden Kunstrichtung, in seiner Schrift über „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst“ (Schriften zur Kunst, Litteraturdenkmale Band 25):

„Inzwischen war der Anstoß gegeben, der Hang zum Alterthümlichen in dem Volke wach geworden, der nunmehr unter patriotisch-nationaler Form hervortrat. Groß ja übertrieben wurden die Aeußerlichkeiten einer besser geglaubten Vorzeit werthgeschätzt, man wollte recht mit Gewalt zur alten Deutschheit zurückkehren. Daher in Gartenanlagen erbaute Ruinen, Ritterburgen, Scheincapellen, Einsideleyen, sammt dem ganzen gothischen Spitzen und Schnörkelwesen, welches bis in die Wohnungen, auf das Hausgeräth und selbst die Kleidung sich erstreckte“. (S. 107). Wenden wir uns nun endlich zur Architektur, den in derselben herrschenden gothischen oder nach der beliebten Benennung altdeutschen Geschmack bedenkend“ (S. 116).

Jetzt also wird Goethes im Jahre 1773 geprägter, aber anfänglich von seinen Zeitgenossen nicht weitergeführter Ausdruck „deutsche Baukunst“ Träger der Begeisterung. 1820 erscheint das Buch, welches das wissenschaftliche Dokument der Zeitstimmung ist: C. L. Stieglitz, von altdeutscher Baukunst.

Es heißt darin S. 5: „Die allgemein verbreitete Liebe zu der altdeutschen Kunst mag diesen Blättern das Wort sprechen. Seit einer geraumen Reihe von Jahren ist sie uns Gegenstand sorgfältiger Untersuchung und von ihrem hohen Werthe durchdrungen, wurde die Arbeit mit Liebe begonnen, mit Liebe ausgeführt.“

Schon 1813 hatte Friedrich Schlegel im deutschen Museum 3, 129 ff. einen Artikel über „deutsche und lateinische Lettern“ gebracht, der den Satz enthält (S. 132): „Wenn es unbezweifelt ist, daß alle Verzierung, von Seiten der Kunst und Schönheit auf architektonischen Grundsätzen beruht, so dürfen wir sagen, jener in den deutschen Lettern, besonders in den großen Anfangsbuchstaben, vorherrschende Verzierungsgeschmack hat eine entschiedene Aehnlichkeit mit der Art und Weise der altdeutschen oder sogenannten gothischen Baukunst.... Wir dürfen sie mit Recht als einen schätzenswerthen Ueberrest altdeutscher Kunst und Art betrachten.“

Diese Anschauung führt Stieglitz weiter. „Nur ein Ueberrest altdeutscher Art und Kunst ist uns geblieben, die deutschen Schriftzüge. Oft ist der Versuch gemacht worden, unsern Buchstaben, die man zu scharf, zu eckig fand, durch Abrundung ein gefälliges Ansehen zu geben, ohne zu bedenken, daß dadurch das Charakteristische derselben sich verliert.“ (S. 195).

Wie sehr sticht diese Begeisterung ab gegen folgende Stellen aus dem 18. Jahrhundert: „So habe also unsere Sprache auch in ihren Elementen

das Gothische, das sie in ihren Buchstaben hat." Herder (Fragmente) Werke 2, 36. — Der eckige schnörkelvolle, mit einem Wort gothische Charakter der deutschen Schrift, der uns an ihren Ursprung aus der sogenannten Mönchsschrift erinnert. Gedike (1794) Ueber Du und Sie VIII f. Sanders 1, 610.

Wenn hier einerseits die patriotische Begeisterung Altdeutsch unserem Worte vorzieht, so wird andrerseits, falls der Sprachgebrauch die altgewohnte Bezeichnung beibehält, dieser die ehemalige verächtliche Bedeutung genommen.

A. W. Schlegel erklärt 1811 in seinen Berliner Vorlesungen, dem Kompendium der romantischen Anschauungen: Der Name, gothische Baukunst ist unpassend, da die Gothen selbst nichts von Baukunst verstanden und deshalb von römischen Baumeistern bauen ließen. Da jedoch die Gothen das älteste und berühmteste Volk der großen germanischen Völkerwanderung sind, so mag die Baukunst, die eigentlich deutsche Baukunst heißen sollte, den ihr einmal gegebenen Namen immerhin behalten". (Litteraturdenkmale 17, XLIII.)

So ist endgültig der freien Verwendung unseres Wortes im Sinne von „barbarisch, roh, mittelalterlich, veraltet, abgeschmackt" der Boden entzogen.

In der lexikalischen Buchung kommt zum letzten Male der Gegensatz zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert zum Ausdruck.

Campe bucht 1808: Die Gothische Bauart, die sich durch lange, dünne und meist gekünstelte Säulen, durch spitz auslaufende Gewölbe und Fensterbogen, überhaupt meist durch unförmliche Massen, steife und überladene Schnörkel auszeichnet, dabei aber nicht selten Erhabenheit zeigt".

Man erkennt in diesen Zeilen unschwer Herders zwiespältigen Standpunkt wieder.

Heyse schreibt dagegen 1833 in seinem Handwörterbuch: „Gothisch, den Gothen eigen, von ihnen herrührend, einem herrschend gewordenen Mißbrauch gemäß überhaupt für altdeutsch. gothische Bauart, richtiger altdeutsche, da zur Zeit ihrer Blüthe der Volksnamen der Gothen längst erloschen war; so auch: gothischer Geschmack u. dgl."

Für die Folgezeit handelt es sich nun darum, ob der herrschend gewordene Mißbrauch über die patriotische Begeisterung den Sieg davontragen wird oder umgekehrt.

Dieser Streit wird erst endgültig ungefähr um das Jahr 1866, um einen für die deutsche Geschichte bedeutungsvollen Zeitabschnitt zu wählen, zu Gunsten des herrschend gewordenen Mißbrauches entschieden.

Treitschke schreibt in seinem Aufsatz „zur Geschichte der deutschen Romantik" (Preuß. Jahrbücher 49, 64): So lange die Begeisterung der Kriegsjahre anhielt, wurde die gothische Baukunst allgemein als die wahrhaft deutsche gepriesen. Die Jugend schien sich für immer von den antiken Idealen abzuwenden, und Schenkendorf rief gebieterisch: „Man soll an keiner deutschen Wand mehr Heidenbilder sehn". Viele der Freiwilligen aus dem Osten lernten auf den Märschen am Rhein zuerst den Formenreichtum unserer Vorzeit kennen; sie meinten in diesen alten Domen die allein gültigen Musterbilder für die vaterländische Kunst zu finden und bemerkten kaum, daß ihnen in den Kirchen Frankreichs überall der nämliche „altdeutsche" Stil begegnete. Wenn sie zu dem alten Krahn auf dem unvollendeten Thurm des Kölner Domes emporschauten, dann dachten sie mit ihrem ritterlichen Sänger: „daß das Werk verschoben, bis die rechten Meister nahn".

Diese Begeisterung wirkte aber noch weiter. Die zerfahrenen politischen Zustände Deutschlands, die während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschten, zwangen den Patriotismus, der sehnlichst wieder ein einiges starkes Deutschland herbeiwünschte, an der großen Vergangenheit die Hoffnung zu beleben und durch Hinweis auf die großartigen Zeugen derselben zu neuer Thatkraft aufzumuntern. Die „altdeutsche Baukunst“ nimmt hierbei einen hervorragenden Platz ein.

Noch 1850 bringt die Zeitschrift „die deutsche Eiche, Zeitschrift zur Förderung deutschen Sinnes, deutscher Gesittung und deutscher Reinsprache“ einen Artikel, dessen sprachliches Interesse in dem Satze gipfelt: „Auf der Grundlage des christlich-byzantinischen gewann das volkheitliche Urwesen (nationale Element) schon vom 13. Jahrhundert an die Oberhand, und schuf die Wunder der gothischen oder altdeutschen Baukunst, die sich nach Norditalien, Frankreich, Großbritannien und dem Norden Europas verzweigte“.

1857 gebraucht Stifter in der Abhandlung „Alte Kunst in Oberösterreich“ (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen Band 12, S. 295) die Worte „Gothisch“ und „Altdeutsch“ wahllos nebeneinander: die altdeutsche Pfarrkirche“, „die gothische Kirche“, „altdeutscher Flügelaltar“, „gothischer Flügelaltar“.

Ein Zeichen, wie eingebürgert beide Worte schon sind.

Dieses Nebeneinanderbestehen wird nun aber beseitigt. Einerseits entzieht die kunsthistorische Forschung durch Nachweis des französischen Ursprunges der Gothik den Patrioten die Grundlagen zu ihrem Stolz auf die „altdeutsche“ Baukunst. Die in den Jahren 1843—67 erschienene und zuerst mit massenhaftem Material arbeitende Kunstgeschichte von Schnaase ist hier in erster Linie zu nennen. Andrerseits regen sich schon kräftig die Keime einer neuen nationalen Entwicklung, die an der Gegenwart Genüge findet und nicht kümmerlich den vaterländischen Stolz an den Zeugen der großen Vergangenheit zu fristen braucht.

Als Dokument für das kräftige Hervorkehren dieser beiden Thatsachen mögen hier die wichtigsten Stellen aus einem Aufsatz über „Ursprung und Schätzung“ des gothischen Stils Platz finden, der im Jahre 1865 in den Grenzboten (S. 460 ff.) erschien.

Es ist jetzt nicht blos die feste Überzeugung aller gebildeten Architekten, die sich nicht in irgend eine abgelegne Bauepoche der Vergangenheit verrannt haben, daß die Bauformen der Renaissance allein im Stande sind, die architektonischen Aufgaben der Gegenwart auf ebenso künstlerische als zweckmäßige Weise zu lösen. . . Aber noch ist die Herrschaft dieser schönen Formenwelt, welche uns zu Erben der glänzendsten Kunstepochen, der Antike und des Cinquecento einsetzt, nicht gesichert. Noch macht ihr die „deutsche“ Baukunst — die den Namen der „gothischen“ so gern, doch bis jetzt vergeblich loswerden möchte — das Reich streitig . . . Jetzt endlich, da wir einmal Anstalt treffen, in der Politik von unserm Hausrecht Gebrauch zu machen, nun sollen wir auch in der Literatur und Kunst nicht länger den Fremden Thür und Thor öffnen. So wenigstens denkt ein Theil der Nation, der seit 50 Jahren alle Anstrengungen macht, sich als solche zu fühlen, und da er im Staatsleben das Schwert noch in der Scheide lassen muß, das Banner der deutschen Eigenart in der Kunst lustig flattern lassen möchte.. Er ist es, der in der Architektur seit fünfzig Jahren die gothische Bauart zu seiner Parole macht, und wie sehr dieser auch der Strom der gegen-

wärtigen Bildung entgegen ist, noch in diesen Tagen treu bei ihr aushält. Noch immer schwört er auf sie als die einzige nationale... Nun ist zwar das in einer trüben Stunde des neuen deutschen Lebens aufgeflackerte Vorurtheil für den „deutschen Stil" unter der Mehrzahl der Gebildeten wieder am Erlöschen, und so auch die Begeisterung, die er entzündet hat, namentlich seit sein französischer Ursprung unzweifelhaft geworden, bedeutend abgekühlt.. Wer wird deshalb die mächtige Wirkung der gothischen Dome leugnen, sie nicht als den in seiner Art vollendeten architektonischen Ausdruck einer ganzen Zeitstimmung bewundern wollen? Also blos Denkmäler, niemals Vorbilder. Kunstwerke als geschichtliche Erscheinungen, keine immer mustergiltigen Formen des Schönen".

Damit tritt „Altdeutsch" von der Konkurrenz mit „Gothisch" zurück. Dieses behält auf Gewohnheitsrecht begründet, für die Folgezeit das Feld.

III.

Nach diesem Überblick über die Entwicklung unseres Wortes von seinem Eintreten in die deutsche Litteratur bis zum heutigen Stande des Gebrauches erübrigt es noch, die ausführlichen litterarischen Belege zur Kennzeichnung des Gebrauchs- und Bedeutungsumfanges zu gruppieren.

Kein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts hat von dem Worte einen größeren Gebrauch gemacht als Herder, und so ergiebt die Durchsicht seiner Schriften für jede Bedeutungsnüance die reichlichste Ernte.

Es ist natürlich, daß zunächst der **gothische Baustil**, der einen solchen Kampf der Anschauungen entfesselte, von den Schriftstellern angezogen und namentlich als wirkungsvolles Vergleichungsobjekt verwendet wird. Einerseits wird die äußere Verzierung der Bauten, andrerseits der Eindruck, den das Innere derselben macht, betont.

„Man denke sich von Jahrhundert zu Jahrhundert jene ungeheuren Anstalten von Geistlichen Erenämtern, Klöstern, Mönchsorden, endlich später gar Kreuzzügen und der offenbaren Herrschaft der Welt — ungeheures Gothisches Gebäude! überladen, drückend, finster, Geschmacklos — die Erde scheint unter ihm zu sinken — aber wie groß! reich! überdacht! mächtig! Herder (Auch eine Philosophie .. 1774) Werke 5, 522. — „Die Werke des Geistes und des Genies aus diesen Zeiten sind gleicher Art, ganz des zusammengesetzten Duftes aller Zeiten voll: zu voll von Schönheiten, von Feinheiten, von Erfindung, von Ordnung, als daß es Schönheit, Ordnung, Erfindung bleibe — sind, wie die Gothischen Gebäude!" Herder (Auch eine Philosophie .. 1774) Werke 5, 529. — „Ein paarmal habe ich meinem Verfasser schon Gemeinplätze, die er ausschüttet Schuld gegeben und in allen seinen Abhandlungen genug Beispiele davon vor Augen. Jede derselben ist damit so beladen als ein Gothisches Gebäude mit Nebenwerken". Herder (2. krit. Wäldchen) 3, 300. — Es wird die Zeit kommen, da unsere Musik erscheinen wird, wie unsere Gothische Baukunst, auch künstlich im Kleinen und nichts im Großen — keine Simplicität, kein menschlicher Ausdruck, kein Eindruck". Herder (einzelne Blätter zum Journal der Reise, 1769) Werke 4, 479. — „Unser jetzige musikalische Periodenbau — welch ein Gothisches Gebäude! Wie fallen die Massen auseinander? .. Durchs Ganze kein Standpunkt! kein fortgehender Faden der Empfindung, des Plans, des Zwecks". Herder, von deutscher Art und Kunst 79 Litteraturdenkmale. — Die Altgothische Freiheit-Stände-Eigenthumsform, das elende

Gebäude im schlechten Geschmack. Herder (Auch eine Philosophie . .) Werke 5, 534.

„Der Knabe wird in die Kirche geführt: sey andächtig! „Und nun siehet er das Gothische, dunkle Gebäude, die Menge Volks, die sausende Windorgel . . . Herder (Unterhaltungen und Briefe über die ältesten Urkunden) Werke 6, 163. — „Sei andächtig!" sagt man zum Jünglinge, „du gehest zur Kirche!", Er ists also voll dunkler Erwartung schon im Voraus: er tritt in die Kirche — ein Gothisches, dunkles, abenteuerliches Gebäude! Herder (Fragmente zu einer Archäologie des Morgenlandes) Werke 6, 93. — „Ist es nicht, als ob man aus einem allerdings erhabenen,[1] aber zu künstlichem, dunkeln und ungeheuren Gothischen Gewölbe in einen freien Griechischen Tempel käme. Herder (Recension von Klopstocks Oden) Werke 5, 360.

Die Verwendung dieser Beiwörter wird erweitert.

. . . Die Kirche ist vielleicht auch gar mit Todtendampf, wie mit feierlichem Weihrauch gefüllt — alle die dunkle, grausend-glänzend-abenteuerlich-Gothische Vorstellungen sinken zum trüben Bodensatz in seine Seele. Herder (Unterhaltungen und Briefe über die ältesten Urkunden) Werke 6, 164. — Unsere Gothische Fratzen und Altweibermärchen sind sehr schlechte erste Formen: die ersten Eindrücke von Tempeln, und Religion sind Gothisch, dunkel und oft ins Abenteuerliche und Leere. Herder (Reisejournal) Werke 4, 456. — „Es liest mir Schillers Dionysius, der Tyrann, aus eben diesem Almanach vor und zeigt das Unpassende des Metrums, das Schielende der Construction, das Gothisch-Abenteuerliche in dieser schönen, aber einfachgriechischen Erzählung". Böttiger, litterarische Zustände 1, 322.

Das **Alter gothischer Bauten** wird betont, teils um die Seele auf einen bestimmten melancholischen Ton zu stimmen, teils wegen des Gegensatzes zu einer hellen, freundlichen Umgebung.

„Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmten Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entferntern Trümmern eines sinkenden ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten Gothischen Kirchthurme die Philosophische Eule ihre hole Accente manchmal darunter sties. Herder (Nachahmung d. lat. Elegien) Werke 1, 484. —

„Wenn bald mit seinen weißen Wänden
mir Breitensee entgegen lacht,
bald Milz mit seinem Thurm in Gothisch alter Tracht".

Uz 3, 34 Litteraturdenkmale.

Die Grundstimmung, die die gothischen Gebäude hervorrufen, ist also „heiliger Gothischer Schauder": „Je näher sie der Stadt kamen, je mehr wurden sie von einem heiligen Gothischen Schauder eingenommen, der sie bey dem Anblick dieser finstern ehrwürdigen Stadt überfiel. Und in der That schien es, als ob die Natur sich hier eine besondere Mühe gegeben hätte, diese ganze Gegend recht schwarz, traurig, und abentheuerlich zu machen". „Zacharia" Hercynia 1. Gesang. —

[1] Vgl. S. 7.

Und nun der Gegensatz. Da ist nun .. das weitläufige Kloster Eiserstthal, eine prächtige gothische Ruine; recht Dauer und Schade, daß so ein herrlich Stück so gewissenlos zerstört worden. Maler Müller (das Nußkernen) Werke 1, 299. —

„Dem die wandernde Wolk' staunet, des Kronenhaupt
sich den Vogesen zeigt, schwer nur erreicht vom Aug
der Bewunderung, du gothischen Schmuckes voll
majestätischer Tempelthurm".

(1791) A. Lamey, Gedichte eines Franken am Rheinstrom 54.

Die Bedeutung **„geschmacklos"** wird am besten durch die Erklärungen Sulzers und Blankenburgs gekennzeichnet. Sulzer sagt 1, 490: „Eben dieser Mangel des Nachdenkens unterhält noch gegenwärtig den gothischen Geschmack in den Verzierungen, wenn man sie ohne Rücksicht auf die Natur des Werkes, das verziert wird, anbringt. Gothisch ist der, in Form eines Thieres geschnittene Baum, die, wie eine Schnecke gewundene Säule, der, auf einem hohen und sehr dünnen Fuße stehende Becher, und so sind sehr viel nach einem völlig willkührlichen Geschmack ausgezierte Gerätschaften." Blankenburg ergänzt: „Jeder Mangel des Nachdenkens und des Verhältnisses (nicht blos der Theile unter sich, sondern auch zum Ganzen, zum Zweck der Sache, zu Ort und Stelle, und Zeit) jede Unschicklichkeit ist und heißt jetzt Gothisch." Die Bedeutung „geschmacklos" ist demnach mannigfach differenziert: gekünstelt, stillos, regellos, überladen, unproportioniert. Sie hat den weitesten Gebrauchskreis gefunden. Zum Beweise mögen folgende Belege dienen.

„Es ist unangenehm, daß unsre Schriftsteller noch immer den rechten Ton so gern verfehlen, und uns aufgedunsene Perioden, worin irgend ein alltäglicher Gedanke in einem Gothischen Putz von schallenden Worten und rednerischen Figuren strotzt, für Philosophie verkaufen wollen." Wieland (der goldene Spiegel 1, 7) Werke 7, 119. — Die kalten Gothen kamen. Ihr Auge war an Nordische Hüllen gewöhnt und ärgerte sich am Nackten: sie brachten also ihren Geschmack auch in die Kleidung, und freilich bekam die Kunst auch ihr großes Theil vom gothischen Putze. Herder (die Plastik) Werke 8, 136. — „Ein kleiner Fuß, der sich kaum zeigt, läßt rathen: eine enge Taille läßt rathen. Das sind Gothische Begriffe einer Romantischen Verkleidung, an die wir unser Auge verwöhnt haben. . . Zu zeigen, daß die Schnürbrust würklich ein Rest von den Ideen der Gothischen Pracht sei, und ein Panzer! daß die langen Röcke Folge der Gothischen Zucht sei, und ein Sack! daß keins von beiden der Schönheit hilft, so wenig als Pracht und Zucht Schönheit ist. Herder (Studien und Entwürfe zur Plastik 1) Werke 8, 91; vgl. 8, 35; 8, 151. — Gewisse Formen des Schönen müssen in der Sculptur, wie Proportionen in der Baukunst wieder kommen, oder die Kunst wird wieder Gothisch d. i. es werden da Glieder angebracht, wo keine seyn dürfen, Glieder verwickelt, wo der Fortgang des Auges eine gelinde Succession forderte. Herder (Recension von Klopstocks Oden) 5, 359. — Ich glaube Klopstock sey mit seinem Auszählen langer und kurzer Silben . . immer auf dem Wege, wo es endlich ins Verwickelte und Gothische kommen muß. Herder, Brief an Nicolai, s. Hoffmann 87. — Man sprach und sang Anfangs zusammen; was also bei langen Versen natürlicher als Ruhepunkt? den kurze Verse nicht haben, die Gothischen Silbenmaaße mit Vorschlägen und Assonanzen nicht haben dürfen, den kleine Reime ersetzen und gleichsam fixieren. Herder (Recension von Sulzers Theorie) Werke 5, 385. — Bei alten Gothischen Gesängen, wie Sie sie zu nennen belieben, bei Reimgedichten,

Romanzen, Sonnets und dergleichen schon künstlichen oder gar gekünstelten Stanzen geben sie mir nach. Herder, (Auszug aus einem Briefwechsel) über Ossian) Werke, 5, 164. — „Die Idole und Märchen, in die unsere Kindheit allgemeine Begriffe kleidet, sind Gothisch, oft ungeheuer, fast niemals für die Kunst. Sie sind nicht vom Griechischen Dichter der Schönheit, sondern durch Nordische Märchen eingepflanzet. In den Schatten der Jahrhunderte sind sie verschwunden und für die Kunst haben wir auch an solchen Gothischen Gestalten der Einbildungskraft nichts verloren. Herder, (3. Krit. Wäldchen) Werke 3, 413. — Holländische und chinesische Gärten, wo man durch Kunst und Steine Blumenbeete macht, ist keine lebende Natur mehr.. Gothische Blumentöpfe und Steinlagen! Herder (Studien zur Plastik 6) 8, 101.

„Und so gefallen mir die allegorischen Fictionen, aber sie weitläufig ausbilden.. dünkt mir ein kindischer, Gothischer, mönchischer Witz." Lessing (zum Laokon 3) 11, 136. — Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen, .. doch es sey, daß jene Gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umgangs ist. Lessing (Briefe, antiquarischen Inhalts, Vorbericht) Werke 8, 2.

Weniger glücklich ist der Verfasser in Elegien, wo er tragisch sein will, wird er oft Gothisch und burlesk. Schiller, Werke 2, 379. — Wechselte die Farce nicht zu oft mit dem Drama und der Tragödie, das Lächerliche nicht zu Gothisch mit dem Rührenden und Schrecklichen ab. Schiller, Werke, 3, 585. — „Es mag zwar ein Gothisches Ansehen haben, wenn sich in den Gemälden Philipps und seines Sohnes zwei höchst verschiedene Jahrhunderte anstoßen. Schiller, Werke 5, 3. —

„Nichts ist Gothischer als die modisch großen Schuhschnallen, um ein Paar kleine Riemen mit einander zu verbinden." J. Paul, (Grönl. Processe, 1. Beschluß) Werke 5, 125. — „Uns nämlich kömmt St. Klopstocks Weltchen als ein ungeheurer Garten vor, der vormals einem großen Herrn gehöret; den aber ein geiziger Landjunker um ein bischen Gras verwildern lassen .. allenthalben giebts Gothische Seltenheiten; und nirgends die geringste Ordnung. Doch lockt uns das Ungeheure und die Scheußlichkeit der grotesken Stücke immer weiter. Schönaich, Neol. Wb. 334 Neudruck. — Daß die Menschen die göttliche Kraft der Religion nicht fühlen und die (einfältigen kirchlichen Sitten) ihr hergebrachtes gothisches Ansehen ewig behaupten werden." Der Freimütige (1782) II. Vorbericht.

„Geschmack" ist ein Lieblingswort des 18. Jahrhunderts und demgemäß ist auch der Ausdruck „gothischer Geschmack" zu einer stehenden Formel geworden, die auch meistens in den Wörterbüchern gebucht wird. Vgl. Chomel, Eggers, Sulzer, Blankenburg, Campe, Heyse.

„Wenn wir heute die Roheit des gothischen Geschmacks verachten, wem sind wir diese Bildung anders schuldig als der Nachforschung in den alten Kunstwerken. (1755) Brief Ernestis, vgl. Julian Schmidt, Litteraturgeschichte 1, 289. „Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen Gothischen Geschmack verrathen. Lessing (aus der Berl. Zeitung 17. August 1751) Werke 3, 177. —

Wieder ist es Herder, der die meisten Belege aufweist und sich in charakteristischen Zusammensetzungen nicht genug thun kann.

„Solche Regierungsformen, bei allem Gothischen Geschmacke, hatten sie doch kaum vorher noch existiert." Herder (Auch eine Philosophie) Werke 5,

528. — Ob er sich dem Gothischen Geschmack seiner Zeit oft zu sehr überlassen, Geräusch und ritterliches Getümmel dahin (auf die Bühne) zu bringen. Herder, (erster Entwurf des Shakespeare) 5, 245. — Überdem lebte Andreä in Zeiten, die vom Gothischen Geschmack nicht frei waren". Herder in der Vorrede zu Joh. Val. Andreae Dichtungen (1786). — „Die Araber mit ihren Stammtafeln haben jene falschen Ableitungen und Chronologien erzeugt, von denen die Chroniken der mittlern Zeiten voll sind und nicht wenig zu dem Geschmack des Gothischen beigetragen. Herder (Würkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker) Werke 5, 362. —

„Eine Geschichte des Geschmacks auf Münzen, was ist sie, wenn sie diesen meinen Gothisch-Christlichen Geschmack nicht bis auf seine Quellen . . . verfolgt Herder, Werke 3, 416. — „Der halb morgenländische Geschmack, der in den Mitlern Zeiten sich über Spanien und Italien nach Europa zog, der daselbst mit dem Gothischen und Mönchsgeschmack vermischt, jenes Ungeheuer bildete, das Ritter und Riesenromane, Kreuzzüge und Turnierspiele, Mystiker und Scholastiker ausspie, welch ein Phänomenon in der Geschichte des Menschlichen Verstandes. Herder, Werke 4, 216. — Selbst die beste Vorstellung des Christenthums, die betende Mine, die knieende Figur der Andacht scheint nicht für einen ewigen Anblick der Kunst die beste, so häufig uns der Gothischpapistische Mönchsgeschmack damit beschenket hat. Herder, Werke 3, 399. — Der Romanische Geschmack der Spanier und Italiäner ist ein Zweig von dem Aberglauben der Morgenländer . . Er ward in beiden Ländern gemein: in beiden vermischte er sich mit dem Gothischen Rittter- und Riesengeschmack: nachher mischte sich der katholische Hang zu Kreuzzügen und heiligen Abentheuern dazu. Herder, Werke 1, 260. Vgl. Werke, 4, 421: Ritter und Riesengeschmack.

Neben diesem festgeprägten Ausdruck kommen ähnliche wie **„gothische Art, gothische Manier"** nicht recht zur Entfaltung.

„Sehen Sie einmal, in welcher gekünstelten überladenen, gothischen Manier der neuern sogenannten Philosophischen und Pindarischen Oden der Engländer sind. Herder (Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian) Werke 5, 203. — Von Gespenstererscheinungen in und um die Kirche, und zwar auf die Gothische Weise, ist überdem seine Seele voll. Herder (Unterhaltungen und Briefe über die ältesten Urkunden) Werke 6, 164. — „Wer denkt wohl daran, in der Musik, die ersten Töne, schön, sanft, Harmonisch, Melodisch seyn zu lassen? Daher kommts auch, daß unsre Seelen in dieser Gothischen Form veralten. Herder, (Reisejournal) Werke 4, 456. — Alle unsere jetzigen Moden haben blos das Verdienst des wunderbaren, des ausschweifenden und des kostbaren. Sie tragen nichts zur Erhöhung dieser Reizungen bey, diese werden vielmehr nur versteckt, beladen und auf eine recht gothische Art verziert. Möser (Schreiben an meinen Herrn Schwiegervater) patr. Phantasien 1, 3.

Die Bedeutung „barbarisch, roh".

„Durchgesetzt muß die Herrschaft dieser einzigen Göttersprache werden, es koste was es wolle. Verdrängen muß der Hexameter den Reim — wenigstens aus allen edlen und ernsten Dichtungen — d. h. verdrängen muß der Harfenklang das Schellengeklingel — das Griechische das Gothische, — die Cultur die Barbarei. Baggesen (an Voß) Briefwechsel 2, 439. — Denn er fordert alle gewesene, gegenwärtige und noch kommende deutsche Dichter auf, in einer so schwankenden unbiegsamen, breiten, gothischen, rauhklingenden Sprache, als unsere liebe Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen

Fluß der lateinischen ohne Nachtheil zu ringen. Schiller (Vorerinnerung zur Uebersetzung Vergils). „Bei einer Gothischen Moral kann keine andere als Gothische Kunst stattfinden.“ Heinse, Ardinghello 2, 81. — Eine Hitze, die mehr einem Gothisch-Vandalischen Sturm als einer überdachten Belagerung ähnlich sieht. Lichtenberg 4, 18. — „Wer in diesem Lande so kalt bliebe wie in unserm Gothischen Vaterlande.“ F. L. Meyer (1794) 17 Fiormona. —

„Ja, die Unsterblichkeit muß ein gothischer Dichter entbehren,
weil sie nur römischen Liedern gebührt“.

Kästner, im Musenalmanach auf d. Jahr 1770 S. 40.

„Wie tief ist nicht der barbarische gothische Shakespear durch Erdlagen und Erdschichten überall zu den Grundzügen gekommen, aus denen ein Mensch wächst. Herder (Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele) Werke 8, 185.

Die engere Bedeutung „mittelalterlich“.

„Oder wenn gar der Gothische Ton der Liebe aus den mitlern Zeiten der Ritter und Riesen, mit der süßen Artigkeit unserer Zeiten in eins zusammen fließt. Herder (1. krit. Wäldchen) Werke 3, 35. — „So soll aus der ganzen Iliade ein Gothisches Kloster und aus seinen Helden eine Reihe feierlicher Prälaten werden. Herder (2. krit. Wäldchen) Werke 3, 221. — „So verschiedene Geschöpfe ein alter Griechischer und ein Gothischer Held der mitlern Zeiten . . so verschieden auch die Bilder ihrer Tapferkeit. Herder (3. krit. Wäldchen) Werke 3, 400. — „Die Wapen, wie bekannt, sind eine Erfindung und Anordnung der mitlern Gothisch-Barbarischen Turnierzeiten.“ Herder (3. krit. Wäldchen) 3, 400. — „Wie haben wir uns so vielen Saft aus Wurzel, Stamm und Ästen zu Nutz gemacht, als unsre dünnen Gipfelzweige nur fassen können! stehen hoch über Morgenländer, Griechen, Römer, zumal über den mittlern Gothischen Barbarn! Herder (Auch eine Philosophie) Werke 5, 546. — „Unsern Knochenmann, Tod, aber haben wir wenigstens aus Orient nicht her . . nur die seltenste Mischung von Gothischen Fratzenideen hat ihn geschaffen. Da stand z. E. auf irgend einem Gemälde das Kreuz dessen, der auf dem Schedelberge starb, und zum Zeichen, wo er gestorben, lag unten etwa ein Schedel, mit Knochen . . daraus ward denn ein ganzer Knochenmann, den er überwunden . . Also die Griechen! die Griechen! . . wenn wir sie auch bei solchen Nationalvorstellungen zum Vorbild nähmen! unser Gothenthum abbrächten oder allmälich minderten.“ Herder (Wie die Alten den Tod gebildet) Werke 5, 659. — „Wir sind also alles des Zwangs überhoben, den der Verfasser damals zum Wesen seines Mnemonischen Werks machen muste, und wir werfen ihn also, diesen Mnemonischen Zwang, der zudem auch kaum von einem Gothischen Mönchen im achten Jahrhundert nachgeahmt werden könnte, weg. Herder (Fragmente . .) Werke 6, 80. — „Blinder Stolz und Gothische Unwissenheit und Päbstliche Untrüglichkeit halten zusammen das Blutgericht dieser Inquisition . . das ist Gothische Unwissenheit und Gothische Zerstörungsbarbarei!“ Herder (Fragmente . .) 6, 85.

Die Bedeutung „veraltet, altfränkisch“.

„Lebensart und Sitten Europa's!“ Welche Gothische Tugend, Bescheidenheit, jugendliche Blödigkeit, Scham! Frühe werden wir des zweideutigen, unbehülflichen Mantels der Tugend los. Herder (Auch eine Philosophie) Werke 5, 551. — Fr. Humbrecht. Denk doch! und ich war nächst an den vierundzwanzigen, als ich meinen Humbrecht kriegte, und doch lachten mich meine Kameräden alle aus,

daß ich so jung heyrathete. v. Grönigseck. Gothische Zeiten! Gothische Sitten! Wagner, Kindesmörderinn 1. Akt. Neudruck S. 11. —

„In Trümmern liegt der gothische Bau (d. alte Staatsgebäude), er fiel, mit Riesenhand geschmettert in's Chaos hin.

A. Lamey, Lieder eines Franken (1791) 203.

Zum Schluß noch einige für den Stil des jungen Herder charakteristische Verbindungen.

„Indessen so Gothischdeutsch die Titelvignette ist: so möchten auch die meisten Züge in diesen Liedern seyn." Werke 1, 106. — „Wer (will) den Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen und Herren ... mein Gnadenwappen nach altem Griechischen Geschmack geben, daß sie nicht so Gothisch-Papistisch-Barbarisch aussehen." Werke 3, 401. — „Man braucht nur wenige Seiten seines Buches zu lesen, so wird man ziemlich ahnden können, daß die Leute, die ihn so Magisterhaft getadelt und verbessert haben, ... gewiß nicht eine so fehlerhafte Gothisch-Preußische Aesthetik schreiben könnten." Werke 5, 370. — Auf welchen Wegen das Mystische in diesen Geist der Nationen gekommen und was für Druck diese Orientalisch-Hispanisch-Gothische Denkart unserm Europa gegeben. Werke 5, 384. — Woher der kleine Fuß? Weil eine Chinesisch-Gothisch-Christliche Zucht die Kleider bis zur Erde hangen läßt ... Die enge Taille — Romantisch-Gothisch." Werke 8, 91.

Während unser Wort im 18. Jahrhundert einem kräftigen Ruf zu vergleichen ist, der laut widerhallt, ist es im 19. Jahrhundert nur noch ein teils stärkeres, teils schwächeres Echo.

Ganz schwach ist es, wie im 2. Teil ausführlich dargelegt ist, in allen Verwendungen, die sich auf gothische Kunstformen beziehen. Man gebraucht es, weil kein besseres und allgemein anerkanntes da ist.

„In der Ecke stand in einem alten Schilde das auf gothische Weise von Stroh geflochtene Raugraf Gockelsche Erbhühnernest. Cl. Brentano (Gockel, Hinkel und Gackeleia) ges. Schriften 5, 21.

„Zur Rechten .. erhob sich .. ein zierlicher, schlank aufstrebender Bau im gothischen Stile." Schücking, Marketenderin von Köln 2, 98. — Der Berühmte hat nämlich irgendwo in Südfrankreich mit kolossalem Beifall ein Konzert gegeben und mit dem Ertrag eine dem Einsturz drohende altgotische Kirche unterstützt. Heine (Lutetia 2) Werke 7, 202. — Dunkel ist' wie in einem gothischen Tempel; der Nadelwald baut den Spitzbogenstyl. Rosegger, Schriften des Waldschulmeisters 58. —

„Im Vordergrunde erhebt sich zur Linken eine nasse Felswand, unter welcher ein lebhafter Quell hervorkommt und in deren Vertiefung eine gothisch verzierte Orgel von mäßiger Größe auffällt. Mörike, Maler Nolten 1, 113. — Ein Dichter Schwarm goldener Kelche und anderer Gefäße, von den ältesten byzantinischen, dann gotischen Formen bis zur neuesten Gestaltung im Stil der Renaissance. G. Keller, Züricher Novellen (Ursula) 2, 144. — „schwere gotische Monstranzen." ebenda.

Aber neben diesem gedankenlosen Weiterführen des Wortes steht auch ein bewußter Gebrauch.

Herder war der erste, der Goethe, Gott und Gothe scherzhaft wortspielend zusammengestellt hatte. Baggesen, dem grimmigen Feinde der Romantik, ist es bitterer Ernst, wenn er seinen Gegnern entgegenschleudert: „Denn es ist mir in der heiligen Kunst nichts über Goethe, und nichts unter seinen kriechenden Blinden, nur weil sie ihn nicht heruntermachen können, nur weil sie ihn fürchten, die ausposaunenden jüdischen Anbeter: nur seinen Nahmen und seinen Titel kennen sie, und selbst diese nur halb, nur für das Gothische, nicht für das Göttliche darin haben sie Sinn." Der Karfunkel- oder Klingklingel Almanach (1810) 16. Herwegh ist, soweit mir bekannt ist, der letzte Schriftsteller, der das Wortspiel verwendet:

„So manche macht die Freiheit jetzt zelotisch,
daß sie, Barbaren gleich, die Kunst verhöhnen:
Sei lieber göthisch, theurer Freund, als gothisch."

Gedichte (Einem Schauspieler).

Aber auch für die Bedeutung „mittelalterlich" lassen sich zwei interessante Belege beibringen.

„Der dringende Wunsch des ersten Consuls, sein der französischen Nation gegebenes Wort zu erfüllen . . sein schlaues Bestreben . . die Könige und Fürsten . . der furchtbar heterogenen Schöpfung, die nun mitten im gothischen Europa da lag, der Französischen Republik, immer mehr anzunähern. Posselt, Staatsgeschichte Europas (1805) 1, 18. Ich will dem Herrn Vorredner nicht in das gothische Gebäude des heiligen römischen Reiches folgen. Wir leben nicht mehr in dem alten heiligen röm. Reich, unser neues Reich trägt, Gott sei Dank, einen ganz modernen, unheiligen Charakter. Treitschke, Reden im Reichstag 114.

Einen ganz bestimmten Gebrauch macht Immermann von unserm Wort. Er verwendet es in der Bedeutung „abenteuerlich"; aber es scheint, daß ihm nicht mehr der Zusammenhang mit dem 18. Jahrhundert dabei bewußt ist, sondern daß er sich selbst in Hinblick auf die Abenteuerlust der Gothen das Wort gebildet hat.

„Denn er (Napoleon) hat die überschwänglichsten Dinge im Kopf und scheint mich für einen gothischen Wunsch gewinnen zu wollen. Immermann (Andreas Hofer 3. Aufzug) Werke 16. 520. — Ein Element war aber noch nicht zur Herrschaft gekommen: das gothische. Dieses gothische Gefühl und die aus ihm entspringende Kraft sollte nun an die Reihe gelangen, um endlich ebenfalls an dem Sinne des Jahrhunderts unterzugehen. (Memorabilien 1) Werke 18, 207. — „Die Welt schien daher in der Lage des abendländischen Kaisertums zu den Zeiten seines Verfalls zu sein, das Land bestimmt, eine Beute der mächtigen Kriegernatur der Zeit und seines treuen Gefolges zu werden. Kein anderes als dieser gothische Gedanke ist wirklich der Gedanke des französischen Heerführers gewesen. (Memorabilien 1) Werke 18, 208. — „Er konnte natürlich nicht wie ein Dschingischan durch Völker, welche Philosophie und Literatur hatten, hindurchfahren: er mußte sich civilisirt zeigen, und das philosophische Jahrhundert übte insofern auch auf diesen Starken seinen Einfluß, daß er sich wenigstens anstellen mußte, als wolle er den Nationen bessere Be-

griffe unter Donner und Blitz beibringen. Jedoch nur in Aeußerungen gothischen Sinnes, in der Schöpfung der Ehrenlegion ... (Memorabilien) Werke 18, 209. — „Jene gothische Machtgewalt, der Liebling seines Herzens, will vor Allem widerstandslosen Boden, um Wurzel zu fassen. (Memorabilien 1) Werke 18, 210. — Diese gothische Machtschöpfung mit feudalistischen Unterlagen im entfeudalisirten Europa hatte nichts Organisches". (Memorabilien) Werke 18, 213.

Zum Schlusse freue ich mich, einige Verse aus einem Gedicht von Anastasius Grün: An Jacob Grimm (1838) anführen zu können, die begeistert den großen Mann und die von ihm vertretene Wissenschaft preisen. Fraglich ist es allerdings, ob Gothisch darin als nur auf die Sprache bezüglich oder noch als Nachklang des Sprachgebrauches im 18. Jahrhundert zu fassen ist.

„Da wußten sie, es sitz' ein Mann in Göttingen, der stiere
In alten Pergamentenwust, in gothisches Geschmiere;
Er dauert sie, daß Urweltstaub im so die Lungen beize
Und die verblaßte Ahnenschrift die Augen überreize.

Sie ahnten nicht, daß an dem Tag der Prüfung und Gefahren
Der bleichen Vettern Schwarm um ihn, als Mannenvolk in Schaaren,
Ein Heer, gepanzert, kerngesund vom Scheitel bis zur Zehe,
Jahrhundertstaub sich schüttelnd von den Sohlen, einst erstehe!

Sie ahnten nicht, vergilbt Papier werd' in der Hand des Treuen
Urkunde deutscher Ehre sich so blank und rein erneuen,
Ein Document mit goldner Schrift und marmorschweren Blättern,
Kein Spiel des Winds, der Albions Prachtflotten mag zerschmettern."

Trabant.[1]

Von

A. Kluyver.

Das Verbreitungsgebiet des Wortes Trabant ist bekanntlich ein sehr großes. Man findet den Ausdruck im Rumänischen, im Magyarischen, in mehreren slavischen Dialekten, im Deutschen, im Schwedischen, im Niederländischen, er ist auch zu belegen im Englischen, im Französischen und sonst noch. Um seine Herkunft hat man sich eifrig bemüht, zuerst in Deutschland, wo die gründliche etymologische Forschung ihren Anfang genommen hat. Früher suchte man meistens den Ursprung von trabant in dem Verbum traben, wovon es mit romanischem Suffix abgeleitet wäre. Später fand man diese Etymologie etwas bedenklich, und jetzt hat sie nur noch spärliche Vertreter. Sie ist verdrängt von einer andern, welche zuerst empfohlen wurde von Rösler,[2] und nachher gestützt durch die große Autorität Miklosichs. Dieser letzteren Auffassung zufolge wäre trabant im Grunde das persische derbân, Thürhüter, das zuerst ins Türkische übergegangen wäre, und vom Türkischen aus ins Rumänische, ins Magyarische, Slavische und Deutsche sich verbreitet hätte. Vollständig neu ist diese Erklärung nicht, denn schon im polnischen Wörterbuch von Linde, dessen erster Teil im J. 1807 erschien, wird drabant mit derbân verglichen, jedoch nur ganz oberflächlich und ohne jede wissenschaftliche Begründung. Jetzt ist die Herleitung aus derbân ziemlich allgemein angenommen, man findet sie z. B. bei Kluge, bei Heyne, bei Murray, im Wörterbuch der russischen Akademie, auch in weniger gelehrten Arbeiten, welche der Etymologie einigermaßen gerecht zu werden versuchen. Eine Ausnahme macht Franck in seinem etymologischen Wörterbuch; er ist zurückhaltender und sagt nur ganz allgemein: „wahrscheinlich ist das Wort aus östlichen Gegenden nach Deutschland gekommen“.

---

[1] Dieser Artikel ist bearbeitet nach einem niederländischen Aufsatz, der veröffentlicht ist in den Verslagen en Mededeelingen der Koninkl. Academie van Wetenschappen te Amsterdam, Afd. Letterkunde, 4e Reeks, Deel V.

[2] Im J. 1865, in den Sitzungsberichten der Akademie zu Wien, Bd. 50, S. 591, wo von der rumänischen Form gesagt wird: „derębant, dorobant, trabant; t. p. derbân, portier, concierge. In mehrere europäische Sprachen übergegangen, so ins Deutsche, Französische u. s. w.“

Im J. 1888 habe ich einen kurzen Artikel über trabant veröffentlicht, und versuchte darin es wahrscheinlich zu machen daß die herrschende Meinung doch vielleicht unrichtig wäre. Jetzt möchte ich diesen Punkt etwas ausführlicher behandeln.

In erster Linie giebt es Schwierigkeiten, welche die Bedeutungsgeschichte des Wortes betreffen, und welche man nicht genügend beachtet hat. Seit dem XVI. Jahrhundert kennt man trabant in der Bedeutung leibwächter, und man hat angenommen, dieser Begriff unterscheide sich nur wenig von dem Begriff thürhüter, weil ja ein bewaffneter Thürsteher in den Gemächern eines Fürsten geradezu mit einem Leibwächter identisch ist. Nun findet man zwar derbân in den türkischen Wörterbüchern, aber nur in der Bedeutung portier, und das Wort fehlt z. B. in dem ausführlichen Register zum Werke von Hammers: Des osmanischen Reiches Staatsverfassung.. Weder derbân noch das rein türkische Äquivalent kapydžy (wie man es aus Zenker und Radloff ersehen kann) haben eine bestimmt militärische Würde bezeichnet, und demgegenüber ist es doch sonderbar, daß in Europa der militärische Charakter des Wortes so in den Vordergrund getreten sein sollte, ohne daß sich bis jetzt eine deutliche Spur dieses Bedeutungsübergangs habe auffinden lassen. Die Schwierigkeit wird aber noch größer, wenn man sieht, wie trabant schon vor dem XVI. Jahrhundert in Deutschland gebraucht wurde.

Um die Mitte des XV. Jahrhunderts ist trabant in Deutschland ein Terminus für söldner, miethling, und zwar scheinen trabanten zum ersten Male verwendet worden zu sein im Kriege zwischen dem Erzbischof von Köln und der westfälischen Stadt Soest, also in der sogenannten Soester Fehde.[1] Um diese Zeit hatten die Hussiten sich als ausgezeichnete Krieger hervorgethan, und bisweilen traten ihre Anführer mit ihren Truppen in den Sold auswärtiger Fürsten. So befanden sich im J. 1447 böhmische Scharen in Sachsen, der Erzbischof von Köln nahm sie in seinen Dienst und schickte sich dazu an, seine eigenen Unterthanen mit diesen ungläubigen Mietlingen zu bekämpfen. Die Geschichtsquellen dieser Zeit erzählen ausführlich die Greuelthaten, welche sie sich zu Schulden kommen ließen, benennen aber das fremde Soldatenvolk in verschiedener Weise. Der Name trabant findet sich weder in der Clevischen Chronik van der Schuerens, noch in der Darstellung, welche der Soester Schreiber, Bartholomäus von der Lake, von diesen Ereignissen gegeben hat.[2] In einer Münsterischen Chronik heißen diese Söldner „Beemer, Misener und Armen Jacken“[3]: der letztere Name ist bekanntlich eine Entstellung des fr. Armagnacs, welche in süddeutschen Quellen öfters begegnet, hier aber sehr ungenau verwendet wird, gleichsam

[1] Die Geschichte dieser Fehde behandelt Dr. H. Hausberg: Westdeutsche Zeitschrift, Bd. I.

[2] Herausgegeben von Seibertz, Quellen der westfälischen Geschichte II, 254 ff.

[3] Bei Julius Ficker, Die münsterischen Chroniken des Mittelalters, S. 307.

wie ein Appellativum für söldner. Bisweilen doch findet man das Wort trabant, so z. B. in einer gleichzeitigen Erzählung mit der Überschrift „Drabanten togen vor Soest".[1] Die gewöhnliche Schreibung ist hier dravanthen: „Fotlude, de men dravanthen nomide, de weren nackit und blot und deden groten schaden . . . und weren unkristlike lude". Einem andern Chronisten gilt der Ausdruck offenbar wie ein Volksname, er sagt, daß der Bischof in seinen Sold genommen hatte „eyn groet tall volckes geheyten de Drevanten, anders genomet de Bemer. Dusse Dryvanten genant Bemer weren vreslyke lude und em wort alle quaet to gescreven".[2] Eine lateinische Quelle sagt: „multos de gente Dravantorum";[3] in einer andern wird behauptet: „eratque in praefato exercitu quaedam gens maledicta quae vulgo Drvanten vocabatur, longe distans a bonis Christianis".[4] Über den Rückzug der Söldner nach Böhmen wird anderswo erzählt: „igitur postquam . . . hic populus qui ut dicebatur erat numero ultra LXX hominum millia, et vulgo extunc drawanten vocabantur, de Sosato et Westphalia recesserunt versus Bohemiam, onustis omnibus curribus suis cum multis rebus pretiosis"[5] etc. Man darf annehmen, daß der Name trabant im J. 1447 zum ersten Mal in Westdeutschland gehört und vorzugsweise betrachtet wurde als der Name eines fremden Volkes, das Söldnerdienst leistete; ausdrücklich wird dabei behauptet, die Trabanten seien Infanteristen.

Ein Jahrhundert später findet sich das Wort in anderer Bedeutung. In dem Werke Fronspergers, wo er die Heereseinrichtung unter Karl V. beschreibt, steht ein Kapitel mit der Überschrift „Der Trabanten Ampt und Befelch;[6] dort liest man folgendes: „Es werden under einem jeden Hauffen viel Trabanten gehalten..., die erwehlt jme ein jeder selbs seines gefallens, deren Ampt und Befelch ist, das sie mit jren Hellenparten jeder zeit bey jrer Herrschafft seyen, darauff sie bescheiden, auf sie warten, sie, wo not, vor den jenigen, so jrer Herrschaft wolten zu setzen, zu beschützen. Dann dieweil die Befelchsleut zum offtermal nicht einem jeden können willen machen wie er wil, deszhalben viel undancks verdienen, darumb seind sie der Trabnten nottürfftig . . . Umb solche jre dienst wird jnen geben Doppelsold". Hier ist trabant etwa synonym mit leibwächter, und in diesem Sinne ist es auch ins Französische übergegangen; in den Wörterbüchern findet man folgende Stelle aus Bassompierre: „Quatre ou cinq capitaines, qui m'accompagnoient, qui avoient

---

[1] Herausgegeben in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, 3. Folge, Bd. IV, 1 ff. (a° 1864).
[2] Ficker, l. c. 249.
[3] Meibom, Rerum german. script. III. 77.
[4] l. c. II, 532.
[5] l. c. III, 260.
[6] Von kayserlichen Kriegsrechten etc. (Ausgabe vom J. 1571), fol. 136 b.

chacun deux trabants à leur suite". Offenbar nimmt er das Wort gerade in dem Sinne Fronspergers.

Diese veränderte Bedeutung war die Folge der neueren Organisation des deutschen Kriegswesens unter Maximilian I. Anstatt der rohen fremdländischen Söldner nahm er Eingeborene, „Landesknechte", und „um 1490 scheint die Verfassung der Landsknechtregimenter vollendet gewesen zu sein".[1] Der Name trabant aber verschwand dabei nicht, er wurde angewendet auf diejenigen Soldaten, welche die Offiziere zu ihrer persönlichen Sicherheit um sich hatten, einerlei ob diese Trabanten Fremde waren oder nicht. „Der Ausdruck Trabant nimmt also innerhalb des Landsknechtwesens die moderne Bedeutung von „Leibwächter" an".[2]

Die etymologische Untersuchung muß ohne Zweifel von der älteren Bedeutung söldner ausgehen, und weil die Trabanten in der Soester Fehde böhmischer Herkunft waren, liegt es auf der Hand, den Ursprung ihres Namens in Böhmen zu suchen. Nun ist der Ausdruck aber auch in Ungarn sehr geläufig gewesen, wie zur Genüge erhellt aus den Beispielen im historischen Wörterbuch, das von der Akademie zu Buda-Pest veröffentlicht ist. Es ist von Wichtigkeit, die magyarischen Formen näher ins Auge zu fassen.

Nach einem bekannten Gesetz des Magyarischen und der ihm verwandten Sprachen fängt ein einheimisches Wort hier niemals an mit einer Konsonantengruppe. Wird ein Fremdwort mit zwei Konsonanten entlehnt, so hat das Magyarische die Neigung, entweder einen Vokal vorzuschlagen oder aber einen Vokal zwischen die beiden Konsonanten einzuschalten: es entsteht also aus slav. bratŭ magy. barát, aus slav. brazda magy. barázda, aus slav. gradŭ magy. garád u. s. w. Findet man nun in dieser Sprache neben einander drabant und darabant, da muß man wohl drabant als die ältere Form betrachten. Erwägt man weiter, daß neben drabant und darabant auch vorkommen grabont und garabont, so macht man unwillkürlich folgende Hypothese: ins Magyarische wurde ein Fremdwort herübergenommen, dessen erste Silbe war dra-; diese Lautverbindung war unbequem und wurde demzufolge in verschiedener Weise modifiziert: aus dra- wurde dara-, oder auch gra-, gara-. Hätten nun Rößler und Miklosich mit ihrer Herleitung aus derbân das Richtige getroffen, so müßte man erklären, durch welche Ursache die erste Silbe, deren Bestand völlig mit dem magyarischen Sprachcharakter übereinstimmte, zu dra-, dara- geworden wäre. Auch das t am Ende wäre fremd, und ich zweifle, ob irgend ein anderes türkisches Wort auf -ân eine magyarische Form auf -ant ergeben habe.

Aber könnte das Magyarische das türkische Wort nicht in rumänischer Umgestaltung entlehnt haben? Das ist unwahrscheinlich. Denn erstens eine Form mit dra- giebt es, so viel ich weiß, im Rumänischen

---

[1] Jähns, Geschichte des Kriegswesens, S. 940.
[2] l. c. 941.

nicht, man findet nur dara-, doro-, dere-. Und man wird nicht behaupten, daß derartige Formen am besten einer türkischen Silbe der- entsprechen würden. Betrachtet man nämlich orientalische Wörter wie kurbân, karpuz, merdžan, die ihrer äußeren Form nach derbân ähnlich sind, so findet man, daß solche Wörter im Rumänischen dieselbe Lautfolge zeigen wie in ihrer Grundsprache: es wird kein Vokal eingeschaltet. Es ist übrigens zu bemerken, daß Rösler in einem andern Werk selbst ein Argument beibringt, das man gegen ihn ins Feld führen könnte. Er behauptet, persische oder arabische Wörter, welche durch das Türkische ins Rumänische gekommen sind, können nur dem Osmanli-türkischen entlehnt sein.[1] Nun hatte der Einfluß der Osmanen in Europa vor dem XV. Jahrhundert noch wenig zu bedeuten: wie hätte da ein Wort aus ihrer Sprache schon im J. 1447 bis nach Westdeutschland vorgedrungen sein können? Es ist also wahrscheinlich, daß rumänische Formen wie daraban und dgl. aus dem Magyarischen stammen, und das ist auch z. B. die Meinung Saineanus in einer seiner neueren Arbeiten.[2] Dasselbe muß gelten für die nämliche Form daraban im Polnischen. Wenn aber das magyarische darabant zurückgeht auf drabant, so könnte man schließlich fragen, ob ein türkisches derbân vielleicht im Slavischen drabant ergeben würde. Das ist offenbar zu verneinen. Allerdings zeigen die ältesten türkischen Lehnwörter im Slavischen eine Metathesis, wodurch die ursprünglich geschlossene Silbe offen wird; allein derartige Wörter stammen aus einer Zeit, in welcher die verschiedenen slavischen Stämme noch nahe beisammen wohnten, und man findet demnach diese Wörter in allen oder doch in den meisten slavischen Dialekten. Hier aber, bei drabant, handelt es sich um einen Ausdruck, der hauptsächlich im Böhmischen und Polnischen heimisch ist.

Wenn die außerordentliche Kürze Miklosichs das richtige Verständnis seiner Meinung nicht bisweilen erschwerte, so würde ich behaupten, daß er schließlich fast zu dem Ergebnis gelangt ist, welches ich als das plausibelste verteidigen möchte. Der erste Teil seiner Arbeit über Die türkischen Elemente in den südost- und osteuropäischen Sprachen ist vom J. 1884, und hier giebt er in der gedrängten Fassung Röslers die jetzt landläufige Etymologie. In einem Anhang vom J. 1890 hingegen verzeichnet er noch ein paar Formen, von den schon genannten nur wenig verschieden, und er fügt hinzu: „Alles vom nhd. trabant“. Danach aber erwähnt er eine andere Form, nl. magy. durbancs (das historische Wörterbuch giebt auch durbanczi). Was bedeutet das? Offenbar dieses: Miklosich meint, türk. derbân sei der Ursprung all dieser Formen; eine ganze Menge davon hat ihren Grund in der deutschen Form dieses Lehnwortes, aber magy. durbancs hebt sich ab und ist auf anderem Wege der türkischen Quelle entsprungen.

---

[1] Romänische Studien (aº 1871), S. 122.

[2] Influenţa orientală asupra limbei şi culturei române I, CCXLV (aº 1900).

Nun könnte man schon glauben, daß der Vokal der ersten Silbe, dem a der zweiten gegenüber, im Magyarischen zu u würde, und die Konsonanz im Auslaut könnte man einer Assimilation an einheimische Wörter zuschreiben, aber die Form durbancs oder auch durbanczi läßt die Form drabant völlig unerklärt. Und wenn man sich die Beispiele im ungarischen Wörterbuch ansieht, so darf man schließen, daß durbancs und durbanczi im Vergleich mit darabant und dergl. große Seltenheiten sind. Wie türk. kẹrbač im Magy. wird zu korbacs, im Deutschen zu karbatsche (wenigstens in der gewöhnlichen Form; krabatsche ist dialektisch), so sollte man auch für türk. derbân im Deutschen eine Form erwarten, in welcher d und r durch einen Vokal getrennt wären. Erwägt man dabei, daß die Bedeutung des türkischen Wortes schlecht stimmt zum Begriff söldner, und daß trabant schon 1447 in Westdeutschland bekannt war, so ist m. E. der üblichen Etymologie nicht zu trauen. Wenn nun drabant weder türkisch sein kann, noch magyarisch, noch rumänisch, noch romanisch im weiteren Sinne, so bleibt immerhin die Möglichkeit, daß es slavisch wäre. Über diesen Punkt erlaube ich mir schließlich einige kurze Bemerkungen.

Schon bei Schiller-Lübben wird dravant verglichen mit einem Wort das im Böhmischen lautet dráb, im Polnischen drab, und das in seiner Bedeutung dem Ausdruck trabant nahezu völlig entspricht. Dráb bedeutet fuszsoldat (Linde giebt für das Polnische reichliche Beispiele), ferner gerichtsbote oder -diener (wie z. B. doroban im Rumänischen), auch pion im Schachspiel, auch landstreicher, lump; hie und da auch reiter. Zur Etymologie bemerkt Miklosich in seinem Etym. Wtb.: „Bei diesen Wörtern denkt man an nhd. traben“. Dazu ist m. E. nur geringe Veranlassung, ist es doch völlig unklar, wie aus dem Verbum traben oder aus dem Subst. trab ein Name für einen einzelnen Söldner oder Landstreicher entstehen könnte. Eher möchte man glauben, dráb sei ein in den slavischen Sprachen heimisches Wort, und zwar einer der zahlreichen Ausdrücke für einen Menschen von geringem Werte. Könnte die ursprüngliche Bedeutung nicht etwa sein lump, fetzen? Dürfte man annehmen, böhm. dráb sei eine Ableitung wie böhm. mráz, Frost, so könnte man es in Verbindung bringen mit böhm. drbati, reiszen, pflücken, und dráb wäre etwa ein abgerissenes stück, hernach ein abgerissener mensch, also mit der Bedeutungsübertragung, welche auch bei hd. lump stattgefunden hat. Vielleicht besteht irgend ein Zusammenhang zwischen böhm. drbati und dem synonymen drpati, das man in andern slavischen Sprachen findet. Zu diesem Stamme gehört z. B. das serb.-kroatische adrapovac,[1] das zunächst lump bedeutet und danach auch söldner, franctireur; auch odrpanec bedeutet lump. Die Begriffe lump, landstreicher und söldner berühren sich hier, und die Voraussetzung, daß dráb zu dieser

---

[1] Siehe Miklosich, Vergl. Gramm. d. slav. Spr. II, 311: „Man vgl. auch adrapovac mit odrpan“.

selben Familie gehören könnte, wäre vielleicht nicht allzu kühn. In diesem Fall würde der Vokalismus z. B. auf böhmischen oder slovakischen Ursprung hinweisen (vergl. böhm. mráz mit poln. mroz, russ. moroz). Welches würde dann das Verhältnis sein zwischen dráb und drabant? Letzteres ist im Slavischen nicht in sehr verschiedenen Formen belegt. Hält man sich an die Form drabant, die einzige, welche sichergestellt ist, so dürfte doch folgendes zu erwägen sein. Das Böhmische kennt neben Ableitungen auf -an auch Nebenformen auf -ant. Von suchý, mager, ist gebildet suchan, ein magerer Mensch, aber neben suchan findet sich suchant; zu moudrý, weise, besteht mudrlant, ein Sophist; cukrant als Name für eine Art Melone ist offenbar eine Ableitung zu cukr und bedeutet eine Frucht von süßem Geschmack; neben práce, Arbeit, ist pracant Einer, der sehr fleißig arbeitet; von hd. troll hat man nicht nur gebildet trula, sondern auch trulant. Ich muß es Anderen überlassen, zu entscheiden, ob drabant ursprünglich eine derartige Bildung sein könnte, etwa eine possessive Ableitung mit der Bedeutung in lumpen gekleideter mensch.

Meine Absicht war aber durchaus nicht, eine bestimmte Etymologie des Wortes vorzuschlagen, denn die wirklich belegten Formen erlauben mir das nicht. Ich wollte nur andeuten, daß es meiner Ansicht nach triftige Gründe giebt, die Etymologie aus dem Türkischen anzuzweifeln. Die Behauptung, trabant sei „ein vom Wiener Hofe ausgegangenes östliches Wort“,[1] wird m. E. durch die Thatsachen nicht bestätigt. Die Trabanten des XV. Jahrhunderts würden am Hofe nicht an ihrem Platz gewesen sein, denn sie waren rohe, wüste Söldner, Lumpenkerle und Räuber. Später, infolge der veränderten Umstände, waren Trabanten die persönlichen Diener und Begleiter der Offiziere, und im Russischen hat sich diese Bedeutung von leibdiener bis in die neueste Zeit erhalten unter den Kosacken.[2] Nachher hießen trabanten auch gewisse Leibwächter eines Fürsten, und wenn ich mich nicht irre, ist der Name am österreichischen Hofe noch jetzt im Gebrauch.

Zwischen trabant einerseits und Wörtern wie hajdú, pandúr andrerseits muß man eine bedeutungsgeschichtliche Übereinstimmung annehmen. In Österreich-Ungarn sind sie Ausdrücke geworden für gendarme, polizeisoldat, gerichtsbote; in einem Wörterverzeichnis des Slavonischen, d. i. des Croatischen, wie es in Slavonien gesprochen wird, findet man: „Trabant, hajduk, pandur, város hajdúja“: Letzteres ist wörtlich sergent de ville. Auch hajdú ist anfänglich ein Name für gewisse ungeregelte Söldner, und daher haben serb. hajduk und türk. hajdûd die Bedeutung von strassenräuber, wegelagerer: die Begriffe söldner und räuber waren in älterer Zeit nahezu identisch. Das Wort pandúr hat eine ähnliche Geschichte (vergl. z. B. den Artikel im D. Wtb.).

---

[1] Kluge, Etym. Wtb.[6] unter Heiduck.
[2] S. das Wörterbuch der russischen Akademie zu S. Petersburg.

Es erübrigt sich, noch etwas zu sagen über durbancs und durbanczi, in denen Miklosich schließlich die Hauptstütze findet für seine Etymologie aus derbân. Vielleicht wären auch diese Formen mit drabant nicht unvereinbar. Die Silbe dur- muß entstanden sein aus d + r sonans, wie z. B. aus slav. drbanica geworden ist magy. durboncza.[1] Beachtet man die angeführten niederdeutschen Formen drevant, dryvant und sogar drvant, so ergiebt sich, daß der Vokal der ersten Silbe bisweilen so schwach war, daß fast nur ein r sonans übrig blieb. Miklosich selbst bemerkt an einer anderen Stelle, daß aus einem slav. * tragovnica im Magyarischen nicht nur entstand targancza, sondern auch turboncza:[2] hier hat tur- sich entwickelt aus tĕr-, und tĕr- aus trĕ-. Ferner stimmen die Endungen von durbancs und durbanczi schlecht zu der Form derbân und könnten vielmehr auf slavischen Ursprung hinweisen, wenn dabei auch rein magyarische Suffixe ihren Einfluß geltend gemacht haben. So hat z. B. drabant im Polnischen den Plural drabanci. Auch könnte man erwägen, daß Diminutivsuffixe in den slavischen Sprachen sehr beliebt sind, z. B. das zusammengesetzte Suffix -če,[3] das magy. -czi ergeben kann (wie auch in dem Fremdwort duranczi das -czi dem böhm. -če in durанče entspricht). Was hier geschehen ist, läßt sich vielleicht nicht ganz bestimmt sagen, man darf aber doch mutmaßen, daß auch die seltenen Formen durbancs und durbanczi in einer Form drabant ihren Ursprung haben, und dieses drabant, das sich weder aus dem Deutschen, noch aus dem Magyarischen, noch aus dem Türkischen erklären läßt, möchte ich im Grunde für ein slavisches Wort halten. Wenn trabant in Deutschland, der böhmischen Betonung zuwider, oxytonirt ist, so hat das seine Ursache in der Analogie mit romanischen Wörtern auf -ant, wie z. B. seriant, brigant, die mit trabant zur selben Bedeutungssphäre gehören.

---

[1] Miklosich, Die slavischen Elemente im Magyarischen (Denkschr. d. Akad. zu Wien, Bd. XXI), S. 25.

[2] l. c. S. 58.

[3] Miklosich, Vergl. Gramm. II, 190 ff.

VERLAG VON KARL J. TRÜBNER IN STRASSBURG.

TEXTE UND UNTERSUCHUNGEN

ZUR

ALTGERMANISCHEN RELIGIONSGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

FRIEDRICH KAUFFMANN.

Texte: I. Band.

Aus der Schule des Wulfila. Avxenti Dorostorensis epistvla de fide vita et obitv Wulfilae im Zusammenhang der Dissertatio Maximi contra Ambrosivm. Herausgegeben von Friedrich Kauffmann. Mit einer Schrifttafel in Heliogravüre. 4°. LXV, 135 S. 1899. M. 16.—.

Texte: II. Band.

Die Bruchstücke der Skeireins. Herausgegeben und erklärt von Dr. Ernst Dietrich. Mit einer Schrifttafel in Kupferätzung. 4°. LXXVIII, 36 S. 1903. M. 9.—.

Untersuchungen: I. Band.

Balder. Mythus und Sage nach ihren dichterischen und religiösen Elementen untersucht von Friedrich Kauffmann. 8°. XII, 308 S. 1902. M. 9.—.

Ankündigung: Der Herausgeber hat sich das Ziel gesteckt, die Probleme der deutschen Altertumskunde in umfassenderer Weise, als es bisher geschehen ist, zu behandeln und hegt die Hoffnung, dass von der Religionsgeschichte her bedeutsame Züge des altgermanischen Wesens und Lebens, die bisher nicht zur Geltung gebracht werden konnten, sich erhellen werden. Er beabsichtigt, das Quellenmaterial neu zu sichten und zu ergänzen und hat im ersten Bande der Textreihe die wichtigste Urkunde über das Leben und Wirken des Gotenbischofs Wulfila zum ersten Male vollständig ediert. Er sucht ferner die religionsgeschichtliche Methode auf die Mythologie anzuwenden und so ein wichtiges Forschungsgebiet zu neuen Ehren zu bringen. In dem ersten Bande der Untersuchungen wird der Mythus von Balder behandelt, der in den letzten Jahren den Mittelpunkt einer über die Grundlagen unseres mythologischen Wissens geführten Diskussion gebildet hat. Der Mythus wird nach Ausscheidung der dichterischen Elemente als echt heidnisch erwiesen und das destruktive Verfahren durch eine positiv religionsgeschichtliche Beurteilung der dem Mythus zu Grunde liegenden Opferzeremonie ersetzt.

Unter der Presse:

Handbuch

der

Germanischen Mythologie

von

Elard Hugo Meyer,
Professor an der Universität Freiburg i. Br.

8⁰, ungefähr 500 Seiten, Preis ungefähr M. 8.—.

An gelehrten Darstellungen der germanischen Mythologie ist kein Mangel. Trotzdem wird das vorliegende Werk allgemein willkommen geheißen werden und zwar sowohl von dem Fachmann wie von dem Laien, weil hier eine hervorragende Autorität sich die Aufgabe stellt, dieses nationale Wissensgebiet wissenschaftlich und gemeinverständlich zugleich zu behandeln. Was „Simrocks Handbuch der deutschen Mythologie" für die gebildeten Stände vor fünfzig Jahren bedeutete, das soll Elard Hugo Meyers Werk für die Gegenwart sein. Und wie seitdem durch Richard Wagners unvergängliche Dichtungen die germanische Götter- und Heroenwelt uns in poetischer Verklärung so sehr viel näher gerückt worden ist, in demselben Maße ist auch das Bedürfnis lebhafter geworden, sich über die Mythologie der Germanen an der Hand eines zuverlässigen Werkes zu unterrichten.

Dieses Bedürfnis zu befriedigen, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Es wird Ostern 1903 erscheinen.

☛ Mit einer Beilage der Verlagsbuchhandlung Karl J. Trübner in Straßburg: Prospekt über **Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit,** 3. Aufl.

Zeitschrift
für
Deutsche Wortforschung

herausgegeben
von
Friedrich Kluge.

IV. Band, 3. Heft. April 1903.

Inhalt.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1903.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Die nächsten Hefte werden außer Zeitschriftenschau und Auszügen u. a. folgende Aufsätze bringen:

Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern. Von Oskar Hauschild.

Mittelhochdeutsche Glossen. Von Alfred Holder.

Graswitwe und Strohwitwe. Von Th. von Grienberger.

Die Sprache Zinzendorfs. Von A. Gombert.

Aus Ernst Moritz Arndt. Von R. Sprenger.

Köse. Von Val. Hintner.

Die Zeitschrift für deutsche Wortforschung erscheint in Heften von je 5 bis 6 Bogen. Vier Hefte bilden einen Band. Die Hefte erscheinen ungefähr alle 3 Monate.

Bis jetzt sind erschienen:

I. Band. 8°. VI, 374 S. mit dem Bildnis von Fedor Bech in Lichtdruck. 1901.
Preis geheftet ℳ 10.—, in Halbfranz gebunden ℳ 12.50.

II. Band. 8°. IV, 348 S. mit d. Bildnis v. K. Weinhold in Kupferätzung. 1902.
Preis geheftet ℳ 10.—, in Halbfranz gebunden ℳ 12.50.

III. Band mit Beiheft: Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius von E. Göpfert. 8°. IV, 382 und 107 S. 1902.
Preis geheftet ℳ 12.50, in Halbfranz gebunden ℳ 15.—;
Beiheft einzeln ℳ 3.—.

Die für die Zeitschrift für deutsche Wortforschung bestimmten Manuskripte und Zuschriften sind an den Herausgeber, Professor Dr. Friedrich Kluge, Freiburg i. Br., Scheffelstraße 59, oder an Professor Gombert in Breslau (XIII, Augustastraße 92) zu richten.

Bücher zur Besprechung und Anzeigen wolle man nur an die Verlagsbuchhandlung Karl J. Trübner in Straßburg i. E. senden mit der Bezeichnung: für die Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Die deutschen Substantiva auf -ling im 18. Jahrhundert.

Von

Charles G. Davis.

Die neuhochdeutsche Substantivbildung auf ling hat die Aufmerksamkeit der Grammatiker oft auf sich gezogen. Schon Schottel hat eine ziemliche Liste dieser Substantiva zusammengebracht, und die Haupterscheinungen der Entstehung und Entwickelung sind in den Grammatiken festgesetzt. Die vorliegende Arbeit soll eine nähere Betrachtung dieser Bildung darbieten, mit besonderer Berücksichtigung des 18. Jahrhunderts, aber freilich ohne feste Zeitgrenzen. Den dialektischen Stoff habe ich nicht erschöpft, und von der Gaunersprache, die an dieser Bildungsart besonders reich ist, habe ich völlig abgesehen, denn das einschlägige Material verlangt eine besondere Behandlung, die es in Kluges „Rotwelsch" erhalten wird.[1]

§ 1. Unechtes ling und Nebenformen auf ing.

Das l der Silbe ling ist nicht von Hause aus ein Bestandteil derselben, sondern ein Zuwachs zu früherem ing, weil dieses so häufig einem durch l auslautenden Worte angehängt wurde. Daher sind viele Wörter nur scheinbare Ableitungen auf ling, aber in der Anwendung und Bedeutung auf keine Weise von diesen zu unterscheiden, z. B.: Adeling zu Adel, Beuling zu Beule, Billing zu Bille, Brüling zu Brül = die Aue, Dierling zu Dirle, Edeling ahd. ediling aus edili, Erling zu Erle, Eseling,

[1] Anmerkung. Unter den Quellen, die ich bei dieser Arbeit benutzt habe, verdient der Aufsatz über die neuhochdeutschen Wörter auf ling von Carl Müller in Dresden, Ztschr. f. d. Wortforschung Band 2 S. 186 ff., besondere Erwähnung. Die Hauptgrundsätze der Bildungsart werden daselbst erörtert und ein reichhaltiges Verzeichnis gegeben. Diesen Aufsatz habe ich vielmehr zu ergänzen als auszunützen versucht. Im folgenden wird er durch 'Müller' bezeichnet. Von den Ausgaben, die ich citiert habe, bedürfen nur folgende besonderer Erwähnung: Goethe (G.)—Weimar; Lessing (L.)—Lachmann, 3. Aufl.; Schiller (Sch.)—Goedeke; Wieland (W.), Herder (H.), Klopstock, Jean Paul (J. P.), Seume, Bürger, Gellert, Ew. v. Kleist—Hempel; Voß (V.), Aristophanes (Ar.)—Braunschweig 1821, Horaz—Braunschweig 1822, Antisymbolik (Ant.)—Stuttgart 1824, Ovid (Ov.)—Wien 1799, Theokrit—Tübingen 1808; Friedr. L. Stolberg—Hamburg 1827; F. L. Jahn Deutsches Volkstum (V.)—Leipzig 1817, Merke zum d. Volkstum (Merke)—Hildburgh. 1833; Moscherosch Philander (Mosch.)—Kürschner; Sanders Wb. wird durch (S.) Schmellers bair. Wb. durch Schm., und das deutsche Wb. durch DWb. bezeichnet.

Fäuling, Gremseling zu Gremsel, Hämmling zu Hammel oder hämmeln, Händling 'händelsüchtiger Mensch' zu händeln, Stehling, Himmling, Keuling zu Keule, Kiesling, Klüseling zu klüseln, Löffling zu Löffel, Merling zu Merle, Meuchling, Migling vgl. lat. mugil, Mündling zu Mündel (?), Nabling = Nabelkraut, Scheeling 'Zank', Scherfling zu scherfeln, Schilling zu altgerm. skëllan 'tönen', s. Kluge Wb. und vgl. Pfenning, Schmerling zu schmerl, Schnalling zu Schnalle, vgl. Schnaller, Schnelling zu schnellen, Schußling zu Schussel, Spilling zu Spill, Wechseling, Zwilling ahd. zwiniling zu zwinal 'geminus'. Ungewiß sind Dünkling, Tröstling, Klügling, Witzling s. § 2. Daran schließen sich ein paar Wörter an, die eine Form auf ing neben einer auf ling aufweisen, z. B.: Breiting neben Breitling, Bücking neben Bückling, Hälsing (Frisch 1, 402 b) neben Hälsling, Neiding neben Neidling, Weiting neben Weitling (Schm.) u. a. Diese sind vereinzelte Reste der früheren allgemeinen Bildungsweise.

§ 2. Grammatischer Charakter des Grundwortes.

Die Substantiva auf ling werden hauptsächlich von Substantiven, Verben und Adjektiven abgeleitet, seltener von Formwörtern und bloßen Präfixen. Im allgemeinen läßt sich der Ursprung leicht ersehen, und nur wenige Fälle, die zweifelhaft oder irreleitend sind, bedürfen hier besonderer Besprechung. Adelungs Behauptung (Wb. 2, 2073) Fröstling, Frömmling, Klügling, Witzling u. s. w. seien aus Verben auf -eln, also frömmeln, klügeln u. s. w. hervorgegangen, ist nicht in allen Fällen stichhaltig, wenigstens sind die Beweise nicht vorhanden. Frömmling und frömmeln scheinen alle beide erst in der 2. Hälfte des 18. Jhs. gebraucht zu sein, was gegen die Anlehnung von Frömmling an frömmeln spricht. Man betrachtet eher das Adjektiv als Grundwort, gerade wie bei Dümmling, Feigling, Weichling u. s. w. Witzling könnte allerdings aus witzeln stammen; wahrscheinlicher aber ist es eine Umbildung von dem alten gleichbedeutenden Witzel. Klügling, Klügel, Klügler und klügeln finden sich alle bei Luther. Dagegen ist fröstеln schon von Maaler gebucht, aber Fröstling erst bei Voß hervorgetreten. In den meisten solchen Fällen, namentlich bei denen wie Andächtling, Dünkling, wo mehrere Formen daneben stehen wie Andacht, Andächtler, Andächteln und Dünkel, Dünkler, Dünkeln, ist es unmöglich, sich über die Herleitung zu entscheiden. Es ist darauf zu achten, daß diese hauptsächlich Buchwörter sind, die nach dem Gutdünken des Schreibenden leicht entstehen können.

Adelung hat einen sehr naheliegenden Irrtum begangen, indem er Bildungen wie Findling, Schößling, Sprößling von den entsprechenden Verben ableitete. Sie sind vielmehr direkt aus den Substantiven gebildet. Findling (älter und besser Fündling) ist in der Form vundelinc im Md. im 13. Jh. neben älterem funtkint aufgetaucht. Zu Grunde liegt das Subst. Fund, vgl. auch Fündel, Fündelkind und s. Kluge und Weigand. Gleichfalls Schößling, älter Schüßling (Lthr. Hiob 14, 7), mhd. schüsselinc, spät ahd. schüzzelinc, zu ahd. scoz, scozza, s. Weigand;

Sprößling, älter Sprüßling zu ahd. sprozzo (u aus o wegen folgenden inc.). Kluge leitet Zögling von mhd. zoge ab. Aber da ich das Wort Zögling erst in der letzten Hälfte des 18. Jhs. belege, scheint mir diese Annahme unwahrscheinlich. Noch andere etymologische Schwierigkeiten betreffen die Wörter wie Liebling, Mietling, Flüchtling, wo das Grundwort als Substantiv oder Verb bezw. Adjektiv aufgefaßt werden könnte. Das Wort Liebling, am Anfang des 18. Jhs. entstehend, könnte aus dem Adj. lieb (nach engl. darling aus Adj. dear), aus dem Verbum lieben (vgl. Lehrling aus lehren), oder aus dem Substantiv das Lieb hervorgegangen sein. Letzteres ist am wahrscheinlichsten. Es gab daraus schon damals die Deminutiva das Liebel, Liebchen, Lieblein. Außerdem ist Anlehnung an Günstling wahrscheinlich, denn die erste Bedeutung scheint die von Günstling gewesen zu sein, und Drollinger übersetzt „et dans le cabinet le favori te joue“ durch „des Fürsten Liebling lauscht, dich heimlich zu berücken“ Ged. 183. In derselben Bedeutung Liscow Sat. 1, 119 (1732); „amasius, eines Fürsten L.“ Steinbach 1, 1050. Der erste Beleg, den ich gefunden habe, ist: „Er [Patroclus] soll ein L. des Neptuni gewesen“ Benj. Hederich Lex. Mythologicum Leipz. 1724, 1520. Erst später wurde das Wort in der Bedeutung 'Geliebter, Geliebte, geliebter Schriftsteller' ꝛc. gebraucht; s. DWb. Im Worte Mietling könnte als erstes Glied mit fast gleichem Recht Miete oder mieten betrachtet werden; Luther schreibt Miedling. Söldling und Löhnling deuten auf das Subst. als Grundwort.

Solche Fälle, wo ein Subst. und ein Verbum mit gleichem Stamm nebeneinander bestehen, sind häufig. Als von Substantiven entstanden betrachte ich folgende: Abgängling, Abgönstling, Genüßling, Günstling, Keimling, Schnittling. Von Verben sind wohl Auswürfling, Beichtling, Dürstling, Flügling, Haftling, Jämmerling, Klägling, Kümmerling, Läufling, Lehrling, Löbling, Pflegling, Reuling (oder von Reuel?), Rühmling, Schützling, Späßling, Spöttling, Sträfling, Streitling, Täufling, Trotzling, Zänkling.

§ 3. Ableitungen von Substantiven.

Die Nominalableitungen sind am häufigsten, und sind zwar von allen Klassen der Nomina möglich. a) Aus Konkreten. Eine Reihe wie Fäustling, Ästling, Dörfling, Äckerling, Göttling, Römling, Päbstling, Winterling, Märzling, Geschwisterling, Hirschling, Äschling, Schwämmling, zeigt eine große Mannigfaltigkeit des ersten Gliedes, das als Sach-, Orts-, Tier-, Pflanzenname, Zeit- oder Standesbezeichnung, Kollektivum u. s. w. erscheinen kann. Besonders zu erwähnen sind die Ableitungen von Nominibus agentis wie Schwärmerling, Schreiberling, Jägerling, Dichterling, Richterling, Leserling u. s. w., wo die Derivata gleichfalls Nomina agentis derselben Art sind, aber im schlechten Sinne. b) Aus Abstrakten. Diese sind weniger zahlreich und bezeichnen aus-

schließlich Personen. Beachtenswert ist die verschiedenartige Wirkung der Silbe ling je nach dem Grundworte. Während z. B. Günstling einen bezeichnet, der Gunst erhält, ist ein Lüstling einer, der Lust sucht, und ein Listling einer, der List gebraucht u. s. w.

§ 4. Ableitungen von Verben.

Mehrere aus einem Verbalstamm entstandene Wörter auf ling sind schon in § 2 erwähnt. Die auffallendste Thatsache dieser Ableitungen ist die, daß einige thätig wie Klägling 'einer, der klagt', Zänkling 'einer, der zankt', Abstämmling 'der von einem oder etwas abstammt', andere leidend sind, wie Lehrling 'der gelehrt wird', Brätling 'was zu braten ist'. Noch andere haben beide Bedeutungen, wie Nährling 'der einen ernährt' und 'den man nährt', Schmierling 'Schmierer, Sudler', und 'ein Pilz, der sich zum Schmieren eignet'. An Beispielen von Ableitungen mit aktiver Bedeutung sind noch anzuführen: Abartling, Abkömmling, Absprüngling, Aemmerling (Hämmerling), Anfängling, Auferklärling, Ausfliegling, Ausschweifling, Beichtling, Belustling, Blickling, Deutling, Dringling (An-, Auf-, Ein- ꝛc.), Einbildling, Feierling, Flatterling, Freßling, Genießling, Grünzling, Herrschling, Hörling, Jämmerling, Kriechling, Läufling, Röhrling, 'Frosch, der röhrt', Rühmling, Säufling, Säumling, Scherfling, Schläfling, Sterbling, Wämmerling, Zitterling, Zudrängling. Mit passiver Bedeutung sind noch: Anwerbling 'angeworbener Soldat, Rekrut', Anwürfling, Aufnehmling, Aussetzling, Auswürfling, Bäckling, Bannling, Bewegling, Biegling, Blendling, Brämling 'Vogel mit gebrämten Flügeln', Brennling, Darrling 'abgedorrter Kienstock', Deckling, Dichtling 'etwas Gedichtetes, Epigramm', Drehling, Firmling, Häckerling, Haftling, Impfling, Mengling, Mischling, Pflegling, Prüfling, Schnelling, Schnipperling, Schnitzling, Schörling, Schützling, Sendling, Setzling, Sträfling, Täufling, Verwürfling, Vorsetzling, Zögling, Zubringling.

In dem häufigen Gegensatz von diesen Wörtern leidender Bedeutung zu den entsprechenden Nominibus agentis auf -er wie Finder—Findling, Lehrer—Lehrling, Mieter—Mietling, Täufer – Täufling, sucht Heyse (Lehrbuch 1, 431) die Erklärung der späteren Entwickelung des verkleinernden, verächtlichen Nebenbegriffs, wie es sich in Witzling, Dichterling, Weichling, Frömmling u. s. w. vorfindet. Siehe aber § 13.

Eine auffallende Art Bildung durch die Silbe ling ist Bückling 'Verbeugung', eine Art Verbalsubstantiv, dergleichen dieses Suffix ursprünglich nicht zu bilden pflegte. Vgl. damit gleichbedeutende Bucker und Buckerl (DWb). Ähnlich ist Ständerling 'Ständchen, das Plaudern und Schwätzen im Stehen'. Frisch 2, 318b; Schm. 3, 696; schon bei Luther Tischr. 22f. 256 (Müller). In Breslau heißt es Ständerle, S. Hierzu kommen: Schächterling schwäb. 'lautes Auflachen' Schm. 3, 317; Klein Prov. Wb. 2, 104; Tänderling 'leeres Geschwätz, Possen'. Teufels Netz 3759 (DWb.); Schwenderling, Schwinderling (zu schwinden?) 'Maulschelle, tüchtige Ohrfeige' Schm. 3, 540; Stieler 1983, vgl. gleichbedeutende Schwändte, Schwindte Stalder 2, 360; Flätterling 'derbe Ohrfeige, Schlag' Stalder 1, 380, vgl. flärren, woraus Flärre 'Ohr-

feige' 1, 377; Schmetterling 'einmaliges Schmettern' Keisersb. Christen. Bilger 141e (DWb.); Flenderling 'derber Faustschlag' Fromm. Mundarten 4,167 (zu fländern 'hin und her bewegen'?); Schnalling 'Schnippchen' Wander Sprichwörterlex. 4, 285; Schnelling 'talitrum' Maaler 359c; Werfling, 'Schlag, Klapps' Stalder 2, 447; Wäffling 'Maulschelle' Maaler bei S, zu Waffel 'Maul'.

§ 5. Ableitungen von Adjektiven.

Die Ableitungen auf ling von Adjektiven kommen, obgleich nicht so zahlreich wie die aus Substantiven und Verben, doch in großer Fülle vor.

a) Die Ableitungen mit Farbennamen sind wegen der großen Mannigfaltigkeit ihrer Anwendung besonders hervorzuheben. Ein Bläuling ist ein Fisch, aber auch ein Schmetterling oder eine Blume. Ein Bräunling kann ein Mensch, ein Schmetterling oder ein Käfer sein. „Wie man auch liesset von David, daß er ein Bräunling war" Lthr. 4, 140a. Der Gelbling ist nicht nur die Goldammer, sondern auch der Pfingstvogel; ferner ein Fisch, ein Schmetterling und ein Schwamm. Mit der Schreibung Gelbling wird auch die Ringelblume bezeichnet. Gräuling bedeutet ein grauer Esel (Waldau N. 3, 37), ein grauer Rock (Dingelstedt 192), eine Birne und ein Pilz. Grünling hat viele Bedeutungen und zwar sowohl für Personen wie für andere Wesen. Namentlich heißt ein Mensch von blaßgelber Gesichtsfarbe oder in grüner Tracht ein Grünling (Schm. 2, 113). Dann wird das Wort von Chamisso (Nov. 5, 115; 137 S.) scherzhaft für einen Almanach mit grünem Umschlag angewendet. Ein junger Laffe wird ein Grüner, ein Grünschnabel, aber auch ein Grünling genannt, z. B.: „Der Neuling will uns wohl schachspielen lehren." „Nehmen Sie es dem G. nicht übel." Tieck N. 3, 43 (S)., vgl. auch Grünlings-Jahren, Scherr Nem. 1, 20 (S). Es bezeichnet auch den Grünfink, die Spießlerche, einen Schmetterling, eine Pilzart, eine Birnensorte, den Grünitz und eine Art Quarz. Kaum weniger zahlreich sind die Bedeutungen von Rötling, nämlich von einem Vogel, drei Fischarten, einem Schwamm, einer Art roten Weins, einer Apfelsorte und einem rotgeflügelten Schmetterling. Schließlich ist Weißling eine Art Schmetterling, Ente, Weißfisch, Mondschnecke, Pilz, Apfel und Kirsche. Ferner brauchte es König (Jer. 1, 21 S.) scherzhaft als wörtliche Übersetzung von Kandidat. Campe (Ergänz. Wb. 1813) verdeutscht Albinos durch Weißlinge, wie auch Kretin durch Kreidling.

b) Eine kleinere Gruppe bilden die aus Zahlwörtern abgeleiteten Bezeichnungen. Um die Einzelnen einer Geburt von zwei oder drei zu bezeichnen, sind Zwilling, Drilling (älter Dreiling) allgemein; dann auch scherzhaft für eine höhere Zahl, z. B. „Wobei nur zu bedauern sei, daß es Drillinge gewesen und nicht Fünflinge, Sechslinge, Hundertlinge" J. P. 22, 237; „Eine Rattenmutter bringt zur Welt dann Siebenlinge" J. Wolff Ratt. 9.; Sechsling Glagau Reut. 156 (S. Erg. Wb.).

Tausendling Börne 4, 272. Auch eine Einheit: Ein Paar Zwillinge müssen als ihr eigenes Widerspiel, zusammen ein Einling, ein Buch zeugen, einen trefflichen Doppelroman" J. P. 20, 75; „Ein ungeheures Dutzend von Geflügel (denn jeder Zwölfling nicht minder als ein Strauß)" Baggesen Poet. Werke (Leipz. 1836) 4, 62. Sehr häufig sind diese in den Mundarten als Maßbezeichnungen. „Ein Dreiling und ein Vierling" Weisth 1, 679; „ein vierling voll korns nemen" 1, 725. Fünferling = ein Gewicht von fünf Unzen, DWb.; auch so Sechsling Weisth 4, 118. So auch von Münzen: „Dieses z. E. nannte er Trinummus, den Dreiling" L. Hamb. Dram. 1, 9; Vierling Weisth 4, 72; Fünfling 4, 638; Fünferling DWb.; Seßling Weisth 5, 1618; 621. Auch für Strophen von drei, vier u. s. w. Zeilen: „Zwei Vierling und zwei Dreiling nur gereimt" V. 4, 170; Sechsling Zesen Adriat. Ros. Neudr. 160ff. 49; Zwölfling 185; 187; Achtling V. 4, 170 S. Neunling 'der 9. Tag', 'Hause von 9 Garben' u. s. w., s. DWb. Aus Ordinalzahlen giebt es nur Erstling und vereinzelt Zweitling und Drittling, s. Verzeichnis.

c) Es sind noch von Adjektiven: Alberling, Bequemling, Bitterling, Bläßling, Blindling, Blößling, Bösling, Brachling, Breitling, Deutschling, Dümmling, Düsterling, Edeling, Eiteling, Fäuling, Feigling, Feinling, Feistling, Fettling, Finsterling, Flächling, Frechling, Freiling, Fremdling, Frommling vgl. § 2, Frühling, Galtling, Glättling, Gleichling, Grobling, Grosling, Halb(er)ling, Härling, Härtling, Heiterling, Helbling, Helling, Herbling, Herling, Kärgling, Kleinling, Klügling, Kränkling, Krümmling, Kühnling, Längerling, Längling, Lauling, Leichtling, Letzling, Mildling, Müdling, Neuling, Plattling, Röhling, Rundling, Säuberling, Säuerling, Scheeling, Schlimmling, Schönling, Schwächling, Siechling, Steifling, Stölzling, Strengling, Stümling, Sußling, Täubling, Teuerling, Unächtling, Vornehmling, Weichling, Weltling, Wildling, Wüstling, Zärtling.

§ 6. Ableitungen von Formwörtern.

Die Silbe ling ist von Hause aus nur dazu geeignet, Ableitungen aus Nominibus und Verbis zu bilden. Jedoch finden wir im Laufe der Zeit auch Pronomina, Adverbia und Präpositionen, selbst auch bloße Präfixe dazu gebraucht, z. B. von Pronominibus Ichling und Selbstling (s. Verzeichnis). Vorling und Inling bildet K. Krause, Würde der d. Spr., Dresden 1816, S. 4, für Präfix und Infix, und S. 21 verwirft er das von Passow erwähnte Nachling 'Suffix', so auch Anfangling 'Präfix', w. Mitteling 'Infix', und meint „Hinterling konnte mir nicht gefallen". Hinterling ist auch 'Rückgang, Nachteil, Schaden' Stalder 2, 44, und 'podex' in Kärnten, Lexer 144 (DWb.). Vorling ist in Niedersachsen 'ein Stück Ackers von 60 Ruhten' Klein Prov.Wb. 2, 221, aber dies ist wohl eine verstümmelte Form von Furchelang (vgl. engl. furlong). Äfterling 'Wurst aus dem Afterdarm gemacht' Schm. 1, 35. Unterling 'Untergebener, Knecht' Oppenheim (1861) 8, 386 (S). Hierher könnte auch das schwäb. Oberling 'der obere Teil einer Scheune,

Schmidt 413, gehören; eher aber könnte das Adjektiv der Obere zugrunde liegen. Vgl. gleichbedeutende bair. Obern und schwäb.-alem. Oberte. Fürling (aus der Präp. für) 'Vorgänger' Tschudi Chron. 1, 121; auch in der Bed. 'Überrest' aus dem Adverb für = übrig Stalder 1, 405. Ein Präfix erscheint als Stammwort in: Uhrling 'affectans antiquiora' Schottel 372, Urling 'Urwort, Urlautheit' und Unling 'sprachliches Unding' K. Krause (s. oben) S. 3; 17. Die meisten dieser Wörter sind aus puristischer Bestrebung hervorgegangen und, wie überhaupt die meisten Neubildungen auf ling, nicht sehr verbreitet.

§ 7. Formen auf -erling.

Indem eine Anzahl dieser Wörter ihrer Natur gemäß ein -er- vor der Silbe ling erhält, z. B. Pfifferling, Kämmerling, Sonderling u. s. w., so erscheint sogar -erling als einheitliches Suffix in mehreren Wörtern, z. B. Häckerling zu hacken, Heiderling zu Heide, Ständerling 'Ständchen', Eisenerling 'eisenhaltendes Wasser' (vgl. Säuerling, Bitterling), Golderling, Gulderling, Peperling aus frz. pepin, neben Peping, Pipping, Schnipperling Nebenform zu Schnipp, Schnippchen, Schnitterling neben Schnittling, Hänferling neben Hänfling, Winderling neben Windling, Würgerling neben Würgling, Händerling eine Pilzart, mit Anlehnung an Fingerling, auch eine Pilzart.

§ 8. Umlaut.

Über den in der Regel erzeugten Umlaut, wenn die Ableitungssilbe sich der Stammsilbe unmittelbar anschließt, vgl. Willmanns Gramm. § 280. Die Anzahl der Wörter, wo dies nicht der Fall ist, oder wo ein Schwanken zwischen umgelauteter und unumgelauteter Form stattfindet, ist allerdings ziemlich bedeutend: Armling oder Ärmling, Aftergußling, Aftergrußling, Astling neben gewöhnlichem Ästling, Augling, Abartling, Bannling, Bäuchling oder Bauchling, Blutling, Blauling und Bläuling, Brahling, Brachling, Brandling, Braunling und Bräunling, Brodling neben Brötling, Bundling, Bustling, Dunstling, Durstling und Dürstling, Dummling und Dümmling, Flachling und Flächling, Flamling, Floßling, Franzling, Fußling 'Kind' und Füßling 'Kleidungsstück', Galtling und Gältling, Goldling, Grauling und Gräuling, Grosling, Grundling und Gründling, Gruslíng, Haftling, Halbling und Hälbling, Halsling oder Hälsling, Hartling und Härtling, Harling, Harzling, Hastling, Haubtling, Hockling, Kargling und Kärgling, Krachling, Klugling und Klügling, Krankling und Kränkling, Kundling, Kurling, Lauling, Luftling und Lüftling, Lustling und Lüstling, Nabling, Paarling, Pflockling, Rammling, Rohling und Röhling, Rundling, Salbling und Sälbling, Salmling oder Sälmling, Saatling, Saltling und Sältling, Scharling und Schärling, Scharfling 'Fisch' und Schärfling 'Pflanze', Schmalzling, Schnalling, Schwartling tyrol. für Schwärtling, Schwulstling, Sperling, Straßling, Trauling, Traumling, Trotzling, Urling, Vorling, Waffling und Wäffling, Wagling, Wahnling, Wortling, Wurzling und Würzling, Wurstling, Zunftling.

§ 9. Genus.

Das Genus aller Substantiva auf ling ist seit der ahd. Zeit der Regel gemäß männlich. Es giebt aber Ausnahmen. a) Nach Frisch 1, 616

kommt in Anonym. Unterricht von Vögeln „das Hänfling" vor. Auch „Für Zitscherlein steht im Sänger von Jagd- und Weidwerk Zitscherling [Neutrum?]" ebenda. Das Häusling hat Schmidt Schwäb. Wb. 1831, 265 neben Häusel, Häusle, Häuslein. „Das und der Mischling, gemengtes Futter, . . . eine mit andern vermischte Sprache" Kinderling Reinigkeit der d. Sprache (1795) 410. „Wo ist der Mann, von dem die Wittwe, das Waisling und der Schwache und Bedrängte ausspricht — — —" Pestalozzi 4, 356. Das Neunling 'Haufen von 9 Garben' Elsäss. Wb. 1, 776. Das Strichling 'piscis pesca fluviatilis' Henisch 792, 10. b) Die Rosenling 'Baumart mit rosenähnlichen Blüten' DWb.; Oken 3, 1006. Die Klüseling 'amasia' Keisersb. bei DWb. unter kläuseln. Die Efling 'morbus quidem' DWb. Und willkommen ist die kühne Fremdling [die Muse]" Stolberg 1, 126; „so ist uns die Fremdling willkommen! Sprach's und hieng an des Sohnes Hals und herzte die Fremdling" 3, 289. Dazu kommt eine Reihe von Wörtern von den Wörterbüchern angeführt, die scheinbar Feminina auf ling, aber nicht echt hd., sondern ndd. sind, und eigentlich Ableitungen auf ing [= ung] nicht auf ling, z. B. die Geweling, Gilling, Heling, Helling, Hieling, Regeling, Reiling, Seeling, Stelling u. s. w., vgl. die Schotting, Sponning u. s. w.

§ 10. Motion.

Die Unfähigkeit der Substantiva auf ling, zu moviren, ist wiederholt behauptet worden. Ein Liebling, Fremdling, Erstling u. s. w. kann sowohl eine weibliche wie eine männliche Person bezeichnen, wie z. B. „mich [Iphigenie], den Erstling der Liebe" G. I 10, 19; „Sie war ein Spätling" Musäus Physiog. Reisen 3, 35; Goethe an Charlotte von Stein „Wie hat mein lieber Müdling geschlafen?" IV 5, 64; „Ottilie ist fast unser einziger Zögling — —" G. I 20, 38; 40; 37. Vor dem 18. Jh. sind die Ausnahmen dieser Regel nur vereinzelt. Bei Hofmannswaldau finden wir „Hat diese Fremdlinge fast mehr als ich gethan" Heldenbr. 66 (DWb.) Von dieser Art Movierung finde ich keine weiteren Beispiele. Moscherosch aber wagt einmal Fremdlingin Phil. 2, 10 (S.). Auch „Fremdlingin in der Welt" Harnisch aus Fleckenland (1648) 164. Außer diesen einzigen Belegen finde ich keine Anwendung der Form auf -in bis im letzten Drittel des 18. Jhs. Gegen die Wende des 18. und 19. Jhs. werden die Belege dafür häufiger, und die Werke von J. Voß sind besonders reich daran. Die folgenden Belege stellen die Art und Weise sowie den Umfang dieser Anwendung genugsam dar: „Eine Abkömmlingin des unglücklichen Thüringischen Königshauses" Uhl. Schr. 1, 470; Wehl Alrw. 56; Ankömmlingin J. Kohl Par. 1, 100; Nov. Schatz 20, 30 (S); Emporkömmlingin Prutz Mus. 2, 167; Erstlinginn, Verdeutschung für Primel 'Schlüsselblume' Campe Erg. Wb. (1813) 497a; „Flüchtlingin war sie [Latona] der Welt" V. Od. 1, 265; „Ihr habt mich stets als Feindin nur und Fremdlingin betrachtet; V. Od. 1, 242;

2, 15; Ar. 3, 68; Platen 3, 117; 275; Hölderlin (Cotta) 2, 190; „Eine Günstlingin des Glückes" Sch. 13, 462; Verdeutschung von Favorite Campe Erg. Wb. 315b. Häuptlingin Ausl. 51, 663b (S.); „Ewige Jünglingin [die sich ewig jugendlich erhält]" Baggesen 5, 193; „Die künftige mit der Läuflingin zu haltende Untersuchung" Hippel Lebensl. 2, 291; „Als Letztlingin eines großen Herrschergeschlechts" Roman.-Ztg. 15, 3, 469 (S. Erg. Wb.); „Traur ihn [einen Verstorbenen], Georgia, du seine Lieblingin" Holty 45 (Halm: DWb.); „Einsiedlerische Sängerin [die Nachtigall], der Muse' und Schwermut Lieblingin" V. (Ged. 1802) 6, 209; „Meine Harfe — — — meine Lieblingin" Kosegarten Po. 1, 87; 2, 188; 201; Ph. 1, 159; V. Hor. 1, 254; „Die geistige Vergangenheit, ihre Lieblingin". J. P. 20, 100; Kretschmann 5, 182; Lüstlingin Sch. Boas. 1, 23; Neulingin Gotter 3, 32; Pfleglingin Salis Ged. 1817, 112; Römlingin Voigt H. 98 (S); „Dies Lächeln — — — machte Breiting an seiner Schützlingin vollends irr" Ludwig 2, 599; Scherr Stud. 1, 287; Späßlingin Verdeutschung für Badine Campe Erg. Wb. 140a; Weichlingin V. Shak. 1, 131; Witzlingin L. (Hemp) 11, 2, 566; „Die heutigen Zierlinginnen" Jahn V. 323; Campe 408a als Verdeutschung für petite maitresse; Zöglingin Spielh. Hamm 1, 28 (S); V. Ov. 1, 88, Kosegarten Po. 2, 341; und von einem Dinge „Dich [Spindel] Zöglingin unseres Landes" V. Theokrit 273.

§ 11. Formen auf linger.

Fremdlinger wird von Luther abwechselnd mit Fremdling gebraucht und in derselben Bedeutung; s. auch Waldis Psalter (1553) Vorr. 3. Nach dem DWb. entspringt dies aus Fremdling wie Westfälinger aus Westfäling. Ich finde keinen Beleg dafür im 18. Jh. Entsprechend hat Moscherosch Teutschlinger „Ein Muster unserer Teutschlinger Unarth." Philander (Straßb. 1676) 2, 12. Eine ähnliche, aber bloß scherzhafte Bildung Streberlinger belegt Sanders (Erg. Wb.) in Unsere Z. 12, 2, 15; auch Südlinger 'ein Anhänger des Südens, der Südstaaten' D. Museum 15, 1, 672. Viel älter ist Österlinger Fischart Großm. 131; Zedler 25, 2343. — Etwas anderes ist es, wenn in der Schweiz eine Art Kahn Weidling heißt und der Fährmann darauf ein Weidlinger, Stalder 2, 442. Voß hat scherzhaft Sperlinger 'Vogeltyrann' gebildet, (Ar. 2, 185). — Es giebt mehrere Namen auf linger, namentlich für Trauben- oder Apfelsorten, die wahrscheinlich von Personen- oder Ortsnamen abgeleitet sind, z. B.: Drinlinger Schm. 1, 414; Drollinger='Tyrolinger'? Elblinger neben Elbling, Elber aus Albaner; Görlinger, Grünlinger 'Glasapfel' Stieler 1378; Haslinger, Hertlinger; Hüttlinger; Kledlinger; Säuerlinger 'eine saure Art Äpfel' Schm. 2, 483; Süßlinger 'eine süße Art Äpfel' ebenda; Sipplinger S. Erg. Wb.; Schillinger 'Münze, wie Schilling' Schm. 3, 349; Weinlinger Schm. 1, 414; Zwischlinger 'Acker, der so zwischen andern liegt, daß die Furchen derselben im rechten Winkel zu den seinigen fallen' Schm. 2, 483.

§ 12. Andere Weiterbildungen.

Nicht sehr häufig sind Adjektivableitungen wie jünglingisch, frühlingisch, bücklingisch. Kinderling Reinigkeit S. 426 führt sonderlingisch von Mylius Peregr. Pickle an und bemerkt, daß es „etwas fremd und

widrig" lautet. „Dieses sonderlingische Betragen" Ollapatrida 1780, 1, 92. Häufiger sind Ableitungen auf haft: Sanders belegt bücklingshaft, frühlingshaft, jünglinghaft, lehrlinghaft, neulingshaft u. s. w. Merkwürdig ist kupferlingicht Stieler 941. Substantivableitungen auf -schaft, -tum sind nicht selten, z. B. Erstlingsschaft, -tum, Flüchtlingsschaft, Günstlingsschaft, Häuptlingsschaft, Häuptlingstum, Höflingsschaft, -tum, Jünglingschaft, -tum, auch -heit, Kämmerlingsschaft, Lehrlingsschaft, Lieblingsschaft, Schmetterlingsschaft, Neulingschaft, -tum, auch Neulingsschaft, Römlingsschaft, -tum, Zwillingsschaft, -tum. Seltsam ist Frühlingigkeit S.; Sonderlingheit Mylius bei Kinderling Reinigkeit 426. Sehr selten sind Deminutiva wie Sperlingchen, -lein Stieler 2074, Zartlingchen 2602, Findlingchen DWb. Diese sind eine unbedeutende Abweichung von der von Wilmanns festgestellten Thatsache, daß die Substantiva auf ling kein Deminutivum bilden. Es sind aber mehrere, die Nebenformen auf chen oder lein haben, z. B. Abschnittling, -lein, -chen, Peinling, -lein, Peterling, -lein, Schmätzerling, -lein, Spältling, -lein, Fingerling, -lein u. s. w. Dieses Nahestehen der echt deminutiven Bedeutung hat Frisch 1, 616 zu der Annahme verleitet, daß ling aus lein, lîn entstanden sei; vgl. auch Adelung 2, 2074. Es sind sogar einige Ableitungen auf ling, die als echte Deminutiva aufzufassen sind wie z. B. Schnürling (Oestr.) Dem. zu Schnur neben Schnürlein; Kikling = Küchlein Nemn. Pol. Lex. 2, 338; Dracheling 'kleiner Drache' V. Ar. 1, 346; Rehling 'Junges vom Reh' Steinhöwel Bocc. (1535) 30b; Schwänling „wo im gewölbten Fittig des Schwans die Schwänlinge ruhten" Stolberg 1, 384; 2, 28; V. Ged. 1802, 6, 191; Störchling „Nachdem der Vater Adebar die Störchlinge, bis daß sie all' ausfliegen können, aufgenährt" V. Ar. 2, 204. Noch zu erwähnen sind zwei Verbalableitungen: schmetterlingen 'in der Art eines Schmetterlings umherflattern' S., und frühlingen. Letzteres hat zweierlei Bedeutung 1. 'lenzen' „Es frühlingt wieder in meiner Brust" Heine Reise 2, 105 (S.); 2. 'die Ehe vor der Trauung vollziehen' von Frühling in der Bedeutung 'ein vor der Trauung gezeugtes Kind' gebildet. S. Stieler und Frisch.

§ 13. Bedeutungsentwickelung.

Ramler, Beiträge zur deutschen Sprachkunde 2. Samml. Berlin 1796, S. 84, so wie Campe verleihen der Silbe ling eine doppelte oder zweifache Kraft, eine verkleinernde und eine verächtliche oder verunedelnde, je nachdem der Grundbegriff des mit ihr verbundenen Wortes ein physischer oder ein sittlicher ist. Infolge dessen ist die Silbe ling verkleinernd in Jüngling, Säugling, Zögling; verunedelnd aber in Weichling, Wollüstling, Wüstling. Im allgemeinen wird dieser Unterschied wohl begründet und entspricht einem unleugbaren Sprachgefühl. Die Grenzen meiner Arbeit verbieten mir, in die Bedeutungsentwickelung aus dem Ahd.

und Mhd. einzugehen; ich darf aber wohl erwähnen, daß die eigentliche Kraft der Silbe ling im Hd. ist, die Abstammung, Abkunft eines Dinges zu bezeichnen, wie es von Schottel hervorgehoben und von Grimm betont worden ist. Die weiteren Nebenbegriffe können als sekundäre Entwickelungen aus diesen gedacht werden. Daß in den meisten Fällen, selbst wo der Grundbegriff des ersten Wortglieds ein physischer ist, die Wirkung der Endsilbe keine eigentlich verkleinernde ist, werden ein paar Beispiele beweisen. Ein Fäustling ist nicht eine kleine Faust, sondern eine Bekleidung für die Faust, ohne Rücksicht auf die Größe. Dasselbe gilt für die anderen Kleidungsstücke: Beinling, Däumling, Ärmling, Fingerling, Hälsling, Händling. Die meisten Tier- und Pflanzennamen auf ling sind auch nicht Deminutiva, wie eine Betrachtung der in den folgenden Paragraphen angeführten Listen beweisen wird. Selbst Wörter wie Findling, Säugling, Täufling, Lehrling verdanken ihren verkleinernden Nebenbegriff der Thatsache, daß es gewöhnlich kleine oder junge Menschen sind, die gefunden, gesäugt, getauft, gelehrt werden, und die Ableitungssilbe ist nicht schuld daran. Für die wenigen wirklichen Deminutiva s. § 12.

Der zweite Teil der Regel von Ramler und Campe, nämlich daß bei sittlicher Bedeutung des Grundwortes das abgeleitete Wort einen verächtlichen, verunedelnden Nebenbegriff habe, kann im allgemeinen gelten. Oft aber ist dieser Nebenbegriff nur von scherzhafter Art. Eine kurze Definition, die sämmtliche Substantiva auf ling einschlösse, aber nicht zugleich auf andere Ableitungssilben (z. B. er) paßte, ist kaum zu geben.

§ 14. Klassen der bezeichneten Gegenstände.

Die Namen der Kleidungsstücke auf ling wurden schon oben angeführt. Es sind viele andere so gebildete Sachnamen in der Sprache, aber wie von Wilmanns (§ 280) festgestellt, ist dies ein lebendiges Mittel zur Bildung der Sachnamen nicht mehr (von der Gaunersprache abgesehen). Hervorzuheben sind die Pflanzen- und Fischnamen und danach die Bezeichnungen für Personen.

§ 15. Pflanzennamen.

Da die Pflanzennamen auf ling, wie auch die Fischnamen, echt volkstümlich und meist mundartlich sind, schwanken sie sehr in der Bedeutung der einzelnen Namen einerseits und in der Benennung der betreffenden Pflanzen andererseits. Bald ist es eine Eigenschaft der Pflanze, bald der Ort, wo sie wächst, der den Namen hervorruft. Dieses Schwanken kann ich am deutlichsten durch ein Beispiel von den Pilzen, welche auch die zahlreichsten sind, verdeutlichen. Der Pfifferling wird so genannt von seinem pfeffrigen Geschmack (daher richtiger Pfefferling [Chemnitz]),

von seinem milchähnlichen Saft heißt er im Württembergischen Milchling. In Österreich findet man ihn herb und nennt ihn Herbling, gelegentlich in einigen Orten auch Säuerling oder Bitterling. In Bayern heißt derselbe Pilz Rechtling, möglicherweise weil er der rechte Pfifferling ist im Gegensatz zum Kotschieber, einer andern Art des Pfifferlings, der in Östr. Schieberling heißt, weil er im Wachsen die Kotklumpen bei Seite schiebt. Eine andere Art Pilz, der Röhling, heißt in einigen Mundarten auch Pfifferling, und sogar in Schlesien und anderen Landschaften heißt der Pilz überhaupt Pfifferling, vgl. Popowisch Wb. 418. Andere Beispiele der nach der Farbe genannten Pilzarten sind: der Gelbling, Gräuling, Rötling, Schönling, Weißling, Blütling; nach dem Orte des Wachsens: Ägertling, Ängerling, Birkling, Brachling, Drüschling, Förling, Förschling, Heiderling, Tannling, Träuschling, Weidling. Sonstige Pilznamen auf ling sind: Bitterling, Brätling, Breitling, Brietling, Brötling oder Brödling, Brütling, Bülzling, Brückling, Dörnling, Drehling, Feisterling oder Feinsterling, Fleischling, Fingerling, Gröbling, Grübling, Grüßling, Haarstäubling, Händerling, Händling, Herbstling, Hirschling, Hünling, Kaiserling, Kicherling, Knirpling, Kreßling, Kräuterling, Lederling, Lehdling, Lichtling, Lötterling, Räßling, Rechling, Reibling, Reisling, Rübling, Schmerling, Schmelzling, Schmiedling, Schmierling, Schöberling, Schweinling, Süßling, Täubling, Teuerling, Weinkrötling, Weißling, Weizling, Zanzeling, Zazerling. Von den anderen Pflanzennamen sind die Apfelnamen am zahlreichsten, die auch ihre Benennung der Farbe, dem Geschmack, der Form oder sonstigen Eigenschaften verdanken z. B.: Bräunling, Breitling, Brumerling, Eggerling, Erbördthetling — Erdbeerdötling, Feisterling oder Feinsterling, Gülderling, Grübling, Härtling, Herbstling, Kläpperling, Köberling, Kreisling, Längerling, Märzling, Naberling, Neutzerling, Mailing, Pfäffling, Peperling, Riemling, Rößling, Rippling, Säuerling, Scheibling, Schieberling, Schmalzling, Süßling, Täubling, Weißling, Weinling, Schmelzling, Holzstöckling, Holzstränling, Silberling, Spitzling, Tröstling, Wildling. Die sonstigen Pflanzennamen werden erst im Verzeichnis angeführt.

§ 16. Fischnamen.

Auch unter den Fischnamen spielt die Ableitungssilbe ling eine bedeutende Rolle. Auch die Fische müssen sich gefallen lassen, ihre Namen je nach dem Orte zu wechseln. Unter den vielen Benennungen der Erlitze befinden sich auch Erling, Brechling, Mülling oder Milling, Wettling, Grosling. In einigen Orten heißt der Barsch im ersten Jahre Hürling oder Heuerling; im 2. Stichling, mit Nebenformen Stechling, Stecherling, Sticherling; im 3. Egling oder Eggeling; im 4. Rehling, Rechling oder Reichling. Dann soll er sein Wachstum haben und gewinnt die Ehre, noch andere Titel zu führen, nämlich (unter andern) Bärschling, Perschling, Berstling, Borstling, Barstling, Bürstling. „Ein junger Asch heißt Sprenzling oder Sprazling; wenn er eine halbe Spanne lang ist, Mayling; bevor er völlig ausgewachsen ist, Aschling; und ist er völlig ausgewachsen, ein Asch,“ Popowitsch Wb. 3. Noch anzuführen sind: Bitterling, Bläuling, Brätling, Breitling, Breisling, Bückling, Blitzling, Dölling, Dögling, Esterling, Eyerbrätling, Esseling, Gängling, Gelbling, Gründling, Grätling, Hägling, Hälberling, Härling, Häß-

ling, Hegeling, Käuling, Krestling, Kreßling, Kropfling, Kühling, Längling, Näßling, Nerfling oder Nörfling, Nestling, Ösling, Pierling, Pitzling, Reimling, Rehrling, Rießling, Rögling, Rötling, Rückling, Rüßling, Salbling, Sälmling, Schiebling, Schierling, Schmelzling, Sichling, Spierling, Stromling, Schmerling, Wingerling, Weißling, Würfling.

§ 17. Vogelnamen.

Vogelnamen auf ling sind auch häufig. Die Goldammer heißt auch Ämmerling (öfter Emmerling), Goldhämmerling, Gelbling, Grinschling, Grinsling, Grünzling. Ferner: Bömerling, Bläßling, Blutling, Blüttling, Brämling, Braubling, Brüstling, Däumling, Dörling, Dummeling, Fliegling, Flinderling, Grünling, Hänfling, Irdling, Isserling, Leinling, Rötling, Riemling, Schomerling, Spierling, Sperling, Schößling, Weißling, Winterling, Wistling, Wüstling, Zährling, Zitscherling.

§ 18. Personenbezeichnungen.

Wann und wie die Silbe ling die Eigenschaft gewonnen hat, einen Nebenbegriff vom Verächtlichen, Schmähenden, Geringschätzenden oder Scherzhaften auszudrücken, will ich nicht zu bestimmen versuchen. Sicher ist es, daß diese ihre Kraft schon am Anfang der Reformationszeit deutlich gefühlt und thätig benutzt wurde. Luther, dem wir so viel von der Kraft und Deutschheit der deutschen Sprache verdanken, verdanken wir auch in nicht unbedeutendem Maße den großen Aufschwung im Gebrauch der Wörter dieser Art. Umgeben von bittern, schonungslosen Feinden, hat er nicht minder schonungslos gegen sie seine schärfsten Waffen angewendet. Die Priester schimpfte er Päpstlinge, Schörlinge, Plättlinge oder Klösterlinge. Er schalt „die müßigen Freßlinge und Bauchlinge“ (2, 231 a), die schwankenden, ungewissen Helblinge und Webelinge, die schwachen, feigen Weiblinge. Ein eifriger Lober war nach ihm ein Löbling; ein Bereuender ein Reuling. Sein Wortschatz enthält auch Klägling, Meuchling, Neuling, Ehrling, Klugling, Mietling, Mönchtäufling, Weihtäufling, Nießling, Täufling, Spätling, Schweigeling, Einkömmling, Nachkömmling u. s. w. Zwar waren manche von diesen schon vor Luther im Gebrauch und auch andere wie Neukömmling, Jüngling, Höfling, Kämmerling, Findling, Edling, Auswürfling und sogar viele, die zu seiner Zeit wohl nicht mehr gebraucht wurden, z. B. Ligerling ‘Bettliegeriger’, Rammling ‘dissolutus’ Schleicherling, mhd. zitelinc ‘Zeitling’, kebislinc, hungerlinc, griuwelinc ‘Grausamen’, barlinc ‘Baarmann, Zinspflichtiger’, ahd. zuokumiling, wîsiling, kunnilinc, ‘proximus’, u. s. w. Wenn Schottel bemerkt (S. 95) „Dieser Hauptendung hat sich Herr Lutherus nach dero grundmäßiger Handbietung oftmals schicklich bedient,“ so zeigen sich einige seiner Zeitgenossen und Nachfolger nicht abgeneigt, ihm zu folgen. Hutten kennt Römling, Tschudi Jägerling, Hans Sachs Friedling, Milchling, Wüstling, Federmanns Reisen (Stuttg. Litt. Verein 47) 135 Freundling ‘Freund’, Fischart

Gegenfüßling 'Gegenfüßler', Högerling 'ein Buckliger', Wetterling — „Kalte Wetterlinge, Unflähter, Grundbatzen" Großm. 94, Bänkling, Impfling, 'Kind', Schreiling, Zärtling, Durstling, Unzeitling, Fabeln u. Schw. (1534) Kurzweilling.

Im folgenden Jh. hat ein Denkmal von 1615 Stolzling (s. Müller). Moscherosch vermehrt die bestehende Anzahl dieser Wörter bedeutend, und macht überhaupt einen großen Gebrauch von ihnen, z. B.: „Ihr Teutschlinge! Ihr ungeratene Nachkömmlinge" S. 154; „die Französischen lieben Teutschlinge" S. 155, vgl. Teutschlinger § 11; „Darauß eitel forchtsame Verzagte Weychlinge und nichtsgültige Weiber-Hertzen werden — — —" S. 156; „alamodische Weychlinge" S. 158; „Daß ihr nicht so bald klug werdet, auf daß ihr eine gute weile noch gute Zärtlinge bleibet, und lasset Wehrlinge und Nehrlinge sein" S. 160; „ein eigenwitzig Klügling" S. 350; Säugling 'junger Student', Scheißling, Schriftling u. s. w.

Die Satiriker und Romanschreiber in der Zeit des 30jährigen Kriegs und der nachfolgenden Zeit griffen somit gierig nach diesem Mittel, die ihnen nötige Derbheit und Grobheit auszudrücken, wie es der damalige Geschmack verlangte. Grimmelshausen, Hofmannswaldau, Lohenstein und Weise machen ziemlich häufigen Gebrauch davon. Von dieser Zeit haben wir Himmling, Reiseling, Blindling 'Thor', Absonderling, Ausflügling, Ausflüchtling, Anhängling. Schottel braucht oder bucht ferner: Abgönstling, Ab-, Ankömmling, Altneuling, Anwürfling, Altling oder Ohling, Ausschindling, Bärtling, Brotling, Belustling, Dorfmistling, Eindringling, Einseitling, Freiling, Genießling, Gleichling, Geschwisterling, Häusling, Haubtling, Hastling, Kargling, Künling 'König', Kömmling, Krümling, Kündling, Lustfreßling, Meisterling, Mengling, Mistling, Naserümpfling, Nachkömmling, Platling, Pflegling, Rhümling, Seitling 'collateralis', Sparling 'parsimoniae nimium deditus', Traumling, Trotzling, Uhrling, Vollseitling, Verderbling, Verwüstling, Wapeling 'Edelknecht', Wohlthätling, Wüstling, Witling 'Witwer', Weltling, Zänkling. Stieler hat noch Ausschnittling, Flüchtling, Klipperling (auch Klitterling, Pfitterling) 'infirmae valetudinis homo', Mättling, Mengeling 'Menger', Rötzling, Schmetterling 'homo macer et infirmus', Schnäpperling 'bombilius', Seuerling 'Säurer', Sitzling 'sedentarius' Sterbling, Verwerfling, Wollüstling.

§ 19.

Aus dem vorhergehenden Paragraphen sieht man, welche Fülle dieser Wörter schon vor dem Schlusse des 17. Jhs. vorhanden war. Aber gegen das Ende des 17. und während der ersten Hälfte des 18. Jhs. scheint die ling-Herrschaft bedeutend abzunehmen. Bei Abraham a Santa Clara, Brockes, Haller, Neukirch, Günther, Geßner, Hagedorn, und selbst bei den Satirikern Liscow und Rabener suchen wir fast vergebens nach dieser Art Bildung, außer den allergewöhnlichsten Wörtern. Man findet anscheinend keinen Geschmack mehr daran. Eine Anzahl von Wörtern, die wir bei Stieler fanden, wie Wollüstling, Lüstling, Mättling, Mengeling, Kärgling, Reiseling, Rötzling, Rühmling, Sitzling,

Sterbling sind von Frisch nicht einmal gebucht. In der That ist die Mehrzahl der im vorigen Paragraphen angeführten Ableitungen auf ling Steinbach und Frisch gar nicht bekannt. Freilich tritt Dichterling erst bei Wernike 1697 auf (vgl. Luther Schreiberling; Philander, Schriftling). Auch ist Liebling, das ich erst bei Hederich 1724 belege, wohl im ersten oder zweiten Jahrzehnt entstanden, und wurde bald weit verbreitet. Es bleiben im Gebrauch, zum Teil aber nur selten: Weichling, Zärtling, Günstling, Flüchtling, Neuling, Klügling (sehr selten).

Aber in der Zeit der Aufklärung, als man sich von dem Bestehenden, insbesondere von dem französischen Einfluß loszureißen versuchte, als Klopstock, Lessing, Herder, Wieland und später der junge Goethe und andere anfingen, sich mit dem deutschen Altertum zu befassen und die alte deutsche Sprache und Literatur wieder hervorzurufen, zu beleben und zu bereichern — da kamen viele dieser alten Wörter noch einmal zu Tage. Man lernte auch seine Sprache gutem deutschen Stoffe zu entnehmen. Man wußte seinen Witz und Spott vortrefflich durch diese Bildungen auf ling auszudrücken, und schuf dergleichen neue Wörter mehr nach Belieben. Es fand sich darunter manches sogenannte Kraftwort der Aufklärer und der Stürmer und Dränger.

§ 20.

Die Menge dieser Neubildungen hält mich davon ab, sie alle hier zusammen zu behandeln. Ich ziehe es vor, sie mit den Belegen im folgenden Verzeichnis anzuführen und mich zu begnügen, an dieser Stelle beispielsweise eine einzige Gruppe zu besprechen. Die Sippe der in der Art von Dichterling gebildeten Ableitungen mag hier vorzüglich dazu dienen, die häufige und oft sehr effektvolle Ausnützung dieser Art Bildungen zu schildern.

Wie oben bemerkt, scheint das Wort Dichterling zuerst von Wernike in den Epigrammen von 1697 gebraucht zu sein. Es ist aber nicht das erste Beispiel, wo ein Nomen agentis durch die Anfügung der Silbe ling einen geringschätzenden Nebenbegriff erhält. Denn schon Luther braucht Schreiberling und Schwärmerling und Tschudi Jägerling; vgl. auch älteres Liegerling. Seit der letzten Hälfte des 18. Jhs. kommen diese Formen in größerer Fülle vor: „Witzling und Kennerling, Dichterling und Leserling sind von jeher Correlata gewesen“ W. Hor. B. 1, 277; „Von unsern Richterlingen und Dichterlingen gilt dieses heutiges Tags nicht mehr“ Klopst. 6, 551.

„Wer denn ein guter Bürger, kein Herschsüchterling, Und nun so lange währt der Krieg, Mitkämpferling; Doch Du, so lange währt der Krieg, Lohnherscherling.“ V. Ar. 1, 44; „Man sieht's euch an, daß ihr nur Herrscherlinge seyd“ Langbein Ged. 2, 86. „Gefesselt lahmt Vernunft durch Machtgebot und Zunft der Herrscherling und Seher“ V. (Horen 1795, Stück 7) Ar. 1, 44; „Die Dichterlinge und Reimer-

linge“ Bürger (Bohtz 1835) 346b; Reimerling V. Shak. 2, 481; „Die Grillen der Wortforscherlinge sind widerlegt“ Jahn V. 296; „Dichterling, Malerling und Musikerling“ Gegenw. 19, 332a; „Der Kunstrichterling, der über unsere deutschen Possen klagt“ Wolfg. Kirchbach Schr. 180 (Müller); Läuferling Rückert Nachlaß 282; Stoffsammlerling, Sinnbilddeuterling, Vischer 3. Teil zu Faust 167; Bescheißerling V. Ar. 2, 106; Forscherling S. Erg. Wb. unter Forsch; Reiterling Göd. D. D. 1, 239b[47]; Ritterling Jahn Werke 265; Henkerling Roman Ztg. 17, 4, 628; Temm. Kr. N. 6, 92 (S. Erg. Wb.). Vgl. auch Hüpferling ‘Schildflöhe’ und Schieberling ‘Kotschieber’.

Ich will keineswegs behaupten, daß die Bildungen auf ling überall und von allen im gleichen Maße gepflegt wurden. Besonders ist zu beachten, daß der Gebrauch der Personenbezeichnungen auf ling ein bezeichnendes Element des individuellen Stils sein kann und oft ist, und daß es sich daher bestimmten Gattungen der Litteratur besonders eignet, z. B. dem Epigramm und der Satire. So sind wir nicht überrascht, eine freiere Anwendung derselben bei Wieland und Jean Paul und eine konservativere bei Lessing, Goethe und Schiller zu finden. Alle anderen aber werden sowohl an der Fülle wie an der kühnen Erfindung dieser Wörter von Joh. Heinr. Voß übertroffen. Ich führe hier beispielsweise eine kurze Liste von diesen an. Sie sind teils von ihm neu erfunden, teils wiederbelebt, teils Wörter, die nur selten gebraucht wurden: Abstämmling, Achtling, Ämtling, Athenling ‘Athener’, Auswürfling, Bescheißerling, Bewegling, Blendling, Brennling, Dienstling, Dörfling, Dümmling, Dünkling, Edling, Feigling, Finsterling, Freßling, Fröhnling, Frömmling, Fröstling, Häusling, Herschsüchterling, Klügling, Lohnherscherling, Mitkämpferling, Mitlehrling, Mischling, Päpstling, Pfäffling, Reimerling, Römling, Saatling, Sauwüstling, Schreiling, Schriftling, Sendling, Unterschiebling, Weibling, Wechseling, Weihling, Wildling, Wortlehrling u. s. w. Fast noch toller und verwegener als Voß in dieser Beziehung ist F. L. Jahn. Aus seinem deutschen Volkstum, einem Buche von 358 Seiten, entnehme ich folgende interessante Beispiele, die durchaus nicht alle Wörter auf ling sind, die daselbst vorkommen: Läufling, Selbstling, Mischling, Blendlingsvolk, Wildling ‘ein Wilder’, Menschling, Schneiderling, Säugling, Weltling, Allliebling ‘der allerlei Literatur liebt’, Schönling, Süßling, Dienstling, Söldling, Wortforscherling, Lebensmüdling, Dunstling, Männerling, Heimling, Weisling, Meuchling, Übersteigling.

§ 21. Gegnerschaft gegen die Endung ling.

Freilich waren solche kühnen Neubildungen auf ling nicht allgemein beliebt. Schon in den fünfziger Jahren des 18. Jhs. hat Schönaich sie anstößig und geschmacklos gefunden, wie folgende Stellen in seinem Neologischen Wörterbuch (1754: Neudr. v. Köster in Litt. Denkm. 78ff.) klar darstellen werden. „Himmling: ein spannagel neues Wort, welches der Teufel versteht. — — — Und was? sollte es dem Teufel nicht erlaubt seyn, neue Wörter zu bauen? Wir ahmen also mit seiner Erlaubnis dem satanischen Grammatiker nach und bilden folgende sinnreiche

Wörter nach: Mondling, Sonnling, Sternling, Planetling, Seeling, Erdling, Bergling, Morastling und alles, was sich mit ling paaren läßt; — — — „Wenn nicht Adramelech den Huß zu den Himmlingen ablegt" [Bodmer] Noah, 141 S." S. 190. „So heißt denn auch ein Olympier ein Himmling [Bodmer, Noah] 373 S." S. 280. [Irrtum von Schönaich: Himmlinge hier = die Engel, s. Anm. von Köster S. 483. Bodmer hat „Satane nennen sie zwar die Himmling' aus elender Schmähsucht".] Noch einmal spottend: Erdling für junger Mann S. 118; „Myndling: a. St. Mündel; denn der Witz des Hrn. Rathes [Bodmers] ist fruchtbar, den Wörtern Schwänze anzuhängen. — — — „In der Nähe die Weisheit von meinem Myndling zu hören" Jacob und Joseph 38 S." S. 266.

§ 22. Die Sprachreiniger.

Schönaich gegenüber stehen eine Anzahl Sprachreiniger um den Schluß des Jhs., die der Silbe ling besonders günstig sind oder, wie Schönaich sagt, fruchtbar „den Wörtern Schwänze anzuhängen". In dieser Beziehung ist die Thätigkeit der Sprachreiniger in zwei Richtungen zu spüren — um die undeutschen Eindringlinge aus fremden Sprachen zu verdeutschen, und um die überflüssigen Neubildungen auszuscheiden. Vgl. Heynatz Antibarbarus, Kinderling die Reinigkeit d. d. Sprache und die verschiedenen Fremdwörterbücher der Zeit, besonders die Vorrede zu Campes Verdeutschungs-Wb. Um die Sache klar darzustellen, führe ich folgende Verdeutschungen aus letzterem an: Abbé — (im Scherz) Pfaffenblendling, Abbtling 73a; Adulateur — „ehemals im Oberdeutschen Glättling" 137; Albinos — Weißlinge 97a; Anglicomane (Nachahmer englischer Sitten und Gebräuche) — Engländerling 111a; Aristokrat — Edeling 125b; Autodidactus — Selbstlehrling, z. B. „Anfangsgründe der Mathematik zum Gebrauch für S—e, von M. A. Winterfeld" 137a; Alumnus — Zögling, Nährling 104a; Badin — Späßling; Badine — Späßlinginn 140a; Bonvivant — Wüstling 155a; Bigot — Frömmling 151b; Cadet — Kriegszögling 163a; Castrat — Hämmling 176b; Clairet — Röthling (von Kinderling vorgeschlagen) 193; Connoisseur, mit Nebenbegriff der angeblichen oder angemaßten Kenntnisse — Kennerling 217a; Cretin — Kreideling 238b; Creatur [in der Bedeutung der Abhängigkeit von einer andern Person] — Abhängling 236b; Débauché — Wüstling, Lüstling 246a; ein delikater Mensch — Zärtling, Weichling 252b; Descendent — Abkömmling, Absprößling; auch Abstämmling aber überflüssig 256a; Egoist — Selbstling, Selbstsüchtling 279, 280; Elegant — „wodurch petit-maître verdrängt wurde und wofür ich Zierling vorgeschlagen habe" 282a; Epicuräer — Lüstling, Wollüstling 291b; Examinand — Prüfling 299a; Expectant — Abwartling [von Heidenreich gebildet, aber von Campe verworfen] 305a; Fantast — Einbildling 365a; Favorit — Günstling; Favoritinn, Favorite — Günstlinginn 315b; Gourmand — Nießling 340a; Hämorrhoidarius — Mastadersüchtling 346a; Hypochondrist — Bauchnervensüchtling Milzsüchtling, Grämling 357a; Incunabeln [die ersten Druckschriften heute mit Wiegendrucke verdeutscht] — Druckerstlinge 371a; Indifferentist — Lauling 372a; Insekt — Kerbling 378a; Kackerlak [eine Art krankhafter Menschen, die sich durch weiße Flecken auf brauner Haut unterscheiden] — Flecklinge 340b; Libertin — Lockerling [auch für einen lockeren Menschen],

Lüstling 397b; Mauvais-plaisant — Späßling 415a; Mercenaire — Mietling, Söldling, Löhnling [von Campe gebildet] 418b; Mondain — Weltling 425a; Niais — 1. Nestling, 2. Dümmling 435b; Novemole — Neunling 439b; Novice — Probelehrling; ein [seinwollendes] Original — ein Urling, schon bei Diet. v. Stade und Schottel, 451b; ein paradoxer Mensch — Meinungssonderling oder Denksonderling 457b; Parvenu — Emporkömmling, Aufkömmling, Aufschößling 462b; ein lockerer Passagier — Lockerling 463b; Philosophaster — Weiseling 477b; Pietist — Frömmling 480a; Poetaster — Dichterling 484a; Praeparand — Vorbereitling 493a; Primel 'Schlüsselblume' — Erstlinginn 497a; Refugié — für die unter Ludwig XIV. aus Frankreich Fliehenden hat Mylius Glaubensflüchtlinge 522b; Revenant — Wiederkömmling [„diese Revenants oder W—e" J. P.] 536a; Rigorist — Strengling 394a; Sedentarius — Sitzling; Separatist — Absonderling 553b; Schwachmaticus — Schwächling 549b; Triolet — Drilling oder Drillingsgedicht 594b; Valetudinarius „Adelung hat das Wort Kränkling, wofür andere auch Siechling haben. Man könnte auch — — — Süchtling dafür sagen" 601b.

§ 23.

Nicht nur bei den berufsmäßigen Sprachreinigern erscheint diese Vorliebe für unser Suffix, sondern auch in Übersetzungen überhaupt. Wieland übersetzt „beau ténébreux" durch den „schönen Finsterling" (vgl. Gombert, Ztschr. f. d. Wortforschung 2, 66). Dies wird ein Lieblingswort Wielands und er übersetzt dadurch „severus" Hor. Br. 1, 282; vgl. auch „umbratiles studiosos" „die F—e" Hor. Br. 2, 159. Man bemerke auch folgende Belege für andere Wörter: „non indigno committenda poetae" — „nicht sorglos unwürdigen Dichterlingen zu vertrauen" W. Hor. Br. 2, 67; „civilisque rudem belli tulit aestus in arma" — „Die Flut des Bürgerkriegs riß den rohen Neuling mit sich fort in Waffen" W. Hor. Br. 2, 131; „vilior alga est" „nicht einen Pfifferling geachtet" W. Hor. Sat. 2, 146; καταπύγων — Sauwüstling V. Ar. 1, 238; λακκόπρωκτος — Pöbelwüstling 1, 298; δημότης — Zünftling 1, 213; 298; ἐπικεχοδώς — Bescheißerling 2, 106; ὁ κομπασεύς — Prahlinger 2, 189; ῥυτόν — Ausströmling Böttiger Kl. Schr. 1, 376; πιερός — Feistling Buttmanns Übers. v. Epicharm. Mus. „Redemptioners, Käuflinge" F. Loher Gesch. u. Zustände d. Deutschen in Amerika (1847) 82; „little eyases" — „kleine Nestlinge" Schlegel Haml. 2, 2; „to split the ears of the groundlings" — „um den Gründlingen im Parterre in die Ohren zu donnern" 3, 2; „Heimskr [Heimlinge]" Jahn V. 347.

Wörterverzeichnis.

In das folgende Verzeichnis bin ich genötigt, nur das Wesentliche aufzunehmen. Meine Absicht ist mehr, das ganze Material übersichtlich mit Rücksicht auf das Wesen der Bildungen auf *ling* darzustellen, als die einzelnen Wörter ausführlich zu behandeln.

Abartling „Ihre spätere Nachkömmlinge, wenn nicht vielmehr A=e [abgeartete Nachkommen]" Ense Denkw. 1 186 (bei S).

Abbrennling 'Abbrändler' Flügel Deutsch=Engl. Wb.

Abbtling s. § 22.

Abgängling 'Abgang, Frühgeburt, die umkommt' Heynatz Antibarb. 1, 23; Abgangling DWb.

Abgönstling Schottel 370.

Abhängling „der als Repräsentant aller Schmeichler und A=e. geschilderte Mensch" G. I 45, 208; s. § 22.

Abimpfling Nat. Z. 33, 445 (S. Erg. Wb.).

Abkömmling „Abkömmlingen Pandorens" G. I 29, 178; W. 10, 109; 20, 29; 98; Hor. Sat. 1, 316 u. Anm.; 2, 53; Haller (Kürschner) 41, 164; Jahn V. 54, 348; „A=e des Orients" V. Ant. 1, 306; 2, 430; 431; Ar. 1, 149; „Arbeitsbienen sind A=e dieser Ehe" J. P. 4, 204; „Der wackre Meistergesang ist sein [des Bardiets] A". Kretschmann 2, 6; Musäus M. 4, 117 u. s. w.

Abrechling 'das zusammen= oder abgerechte Getreide'. Krünitz 1, 121; 9, 582 (S).

Abschindling Garg. 181b. (Müller).

Abschnipperling 'die Abgänge der Wolle bei den Tuchmachern' Frisch 2, 215c.

Abschnittling 'Abschnittlein' DWb.

Abschnitzling „A. vom Papier" Simplic. (DWb.)

Abschössling „Der Polyp schießt A=e wie Pflanzen" H. Ph. 3, 116 (S).

Absetzling 'abgesetztes Kalb' Nemn. Wb. 1, 7.

Absonderling Simplic. (DWb.); s. § 22.

Absplitterling 'abgesplittertes Stück' Gegenw. 23, 53b (S. Erg. Wb.).

Absprössling Leibnitz 2, 84 (S).

Absprüngling 'equus desultorius' Fischart (DWb.).

Abstämmling „ein überflüssiges Wort, da wir Nachkommen und Abkömmling, auch Absprößling haben" Antibarb. 1, 55; „ein neues Wort" Kinderling Reinigk. d. d. Spr. 352, aber schon Insel Felsenburg 1, 109; 304 (DWb.). „Selbst dann dürften die Begriffe des Stammes und der A=e nicht durcheinander gemischt werden" V. Ant. 1, 274. S. § 22.

Abtreibling 'ein abgetriebener Schwarm' S.; bei Adelung und Nemnich Treibling.

Abwartling § 22.

Abwürfling „mit Stroh, Spänen und allerlei A=en" G. I 33, 304; „Behälter alles Unrats, aller A=e" 14; I 7, 72.

Achtfüssling ὀκτάπους Grimm Kl. Schr. 3, 227.

Achtling Schottel 370; 372; § 5b.

Äckerling = Ängerling S.; s. § 15.

Ad(e)ling Schottel 370; 'ein seines Standes unwürdiger Edelmann' Campe.

Äderling, Ägerling = Eiderling 'ein Pilz' Elsäss. Wb. 1, 15a.

Aftergünstling Kinderling Reinigk. d. d. Spr. S. 59 unter den „neuen, tadelhaften Wörtern"; citiert S. 353 Stolberg „Ein A. trieb ihn stufenwärts zurück"; „des Günstlings und des A=s Sklav. Stolberg 3, 84.

Äfterling s. § 6.
Aftergrussling 'mit Quarz versetzter Feldspath' Nemn. Wb. 1, 15.
Aftergussling 'mit Schlacken versetzter Vulkanfluß' ibid.
Ahmling u. Ahnling kühne Bildungen von Klause, Von der Würde d. d. Spr. Dresden 1816 S. 32, wo auch Wahnling.
Alberling Lohenstein (DWb.).
Albling 'die Albe' S.
Allliebling 'der allerlei Lektüre liebt' Jahn V. 159.
Altling oder Ohling Schottel 370.
Altneuling „Wann also ein A. vermeinen wolte, mit herborgesuchten, verlegenen, unbekanten oder in unbrauch gerahtenen Wörteren ein Ansehen zu erwerben — —" Schottel 98.
Altväterling 'altfränkischer Mensch' Radlof bei Müller.
Amseling 'Vogel, bercotricus erythroptera' Brehm Hab. 14 (S).
Ämtling 'Beamter' (verächtlich) V. Shaks. 1, 11.
Andächtling Ramler bei Müller.
Andringling „Ein Pereat den A=en G. I 28, 163; „dem verwegenen und frechen A. — G. Keller Leute v. Seldw. 124; M. Meyr Reis. 11; Bodenstedt Tag im Orient 2, 60.
Anfängling Grimm Gramm. 2, 353; Anfangling 'Präfix' Passow bei Müller.
Ängsterling 'ein von Angst Erfüllter' Mommsen Röm. Gesch. 3, 283, u. s. w. s. S. Erg. Wb.; auch Ängstling Pauli u. s. w. bei Müller.
Anhängling 'ein Anhänger' Lohenstein A. 2, 1293.
Ankömmling Zesen Adriat. Ros. Neudr. 160 ff. 76; Simpl. Neudr. 14 ff. 204; „ein neuer A." W. 9, 140; 19, 117; G. I 11, 57; 28, 154; 21, 143; 168; 22, 48; 238; „verdächtigen A=en Sch. 7, 211; 214; 63; 85; 12, 475; V. Ant. 2, 417; 438; 442; Ged. (1802) 3, 122; Ob. 2, 71; JP. 20, 172; 35; 97; Kretschmann 5, 235; H. 2, 33; 11, 80; Langbein Ged. (1813) 108; Welt=A. 'Kind' H. 1, 432.
Anschiebling 'ein Eingeschobener' DWb.
Anwerbling 'Angeworbener, Rekrut' S. ohne Beleg.
Anwürfling Schottel 370.
Ärfling 'der Arfel' Schweiz. Idiot. 1, 444.
Ärmling 1. 'Ärmel oder Überziehärmel' Campe. — 2. 'ein Armer'. — 3. 'eine Pflanze' S. Erg. Wb. — 4. „In manchen Gegenden nennt man die kleinsten Kartoffeln Ä=e". Campe.
Äschling s. § 16.
Ästling. 1. = Schößling s. Müller. 2. = Nestling, kleiner Vogel, der von Ast zu Ast fliegt. S. DWb.
Athenling verächtl. für Athener V. Ar. 2, 16.
Aufdrängling S. Erg. Wb. s. Zudrängling.
Aufdringling Auerbach Schatzkästl. d. Gev. 369; Gutzkow Ritter vom Geist (2. Aufl.) 3, 309; 2, 51; Holtei Treust. 1, 185.
Aufheberling, im Erzgebirge = Aufheberle. Campe.
Aufklärling 'seichter, schlimmer Erklärer' Campe aus d. D. Merkur.
Aufkömmling = Emporkömm= „Gern gönnte er einem A. ein Glück." Sch. (Hemp) 14, 497; auch für Pflanzen, vgl. S. Erg. Wb.
Aufnehmling „Wenn bei den Freimaurern der A. während der Aufnahme alles Metall von sich legen muß". J. P. 35, 97.
Aufschiebling DWb.
Aufschössling. (Aufschoßling Schottel 370; Aufschieß= Stieler 1770; s. § 3.) von Pflanzen, aber meist bildl. von Menschen, „eine schnell aufgewachsene Pflanze" Nemn. Wb. 1, 34; „die Verlegenheit der jungen A=e [Mädchen in einer Pension]" G. I 20, 377; „der A. des Glücks, der Parvenu". Klinger (1809) 11, 939; V. Shaks. 1, 375 ꝛc. s. Wbb.
Aufschüssling „Herr Graff, ein dicker, corpulenter Herre, und ich gegen ihn nur ein A. wäre". Reuter Schelm. Neudr. 57, 15; „uffschußling" schon bei Keisersberg (DWb.) in diesem Sinn.
Aufsichtling, ein unter Aufsicht Stehender. Volksz. 20, 3 (S. Erg. Wb.).
Aufsprössling „der A., eine junge Pflanze, ist gut. Aber etwas kühn gebrauchet Bodmer im Milton das Wort von Menschen, 'Ein glücklicher Platz in der Banngerechtigkeit des Himmels, wohin ein Geschlecht neugeschaffner A=e gelegt werden soll'. S. 72" Heynatz Antibarb. 1, 165.

Augling 'eine Gattung der Schmetterlinge mit Augen' Oken 5, 1388.
Ausartling. S. Wb. ohne Beleg.
Ausfliegling Weise Drei Erzn. 451 u. Ausflüg- Pol. Näscher 106 (DWb.) = Gelbschnabel, scherzh.
Ausflüchtling 'der eine Reise in das Ausland macht'. S. Müller.
Aushilfling 'Aushelfer' Grenzb. 25, 2, 335.
Ausschindling „welcher muß aus Mutterleibe geschnitten werden" Gold Speid bei Schottel 370; Stieler 1798; auch Ausschnittling Stieler 1903; s. Müller.
Ausschössling „Einzelne A-e einer alten Wurzel". G. I, 17, 102.
Aussprössling (Ausprieß- DWb.) „von den A-en der Kräuter" Fleming Jäger (1719) 363a; übertr. „Der epische A. der Roman". J. P. Aesth. (Berl. 1826) 2, 140; B. Ar. 3, 194.
Ausschweifling „ein von Heynatz mit Unrecht für entbehrlich geachtetes Wort". Campe; „Wüstlinge und A-e". Jahn V. 340; Engel Lor. Stark 387; Scherr Hofgesch. 237; 262.
Aussetzling Grimm. Rechtsalt. 457.
Ausströmling s. § 22.
Auswürfling „A. der Vulkane", Burmeister Gesch. der Schöpfung (4. Aufl.) 267; Lohenstein Arm. (1689) 2, 855; „unwürdige A-e des Vaterlands". Ense Tagebücher (Assing.) 5, 136; „Hinweg, du A. vom räudigen Hunde". V. Shak. 3, 569; s. Müller.
Auszügling 'Emigranten'. S. Erg. Wb.

Bäckling 'Backspeise, Maulschelle' S. Bäcke- Frisch 46c.
Balling = Bamling aus holländisches Ballink, Frisch 1, 53c.
Bandling 'Bandmotte' Flügel Wb.
Bänkling = Bankert, eig. „das auf der Bank erzeugte Kind" Kluge Wb. 30; vgl. „Ist das Kind unehelich geboren, oder, wie man spricht von der Bank gefallen, so heißt es B." Ramler, Campe Erg. Wb. (1813) 146. Schottel 370; in d. Bed. Concubine Aretini Hurenspiegel 237 (DWb.).
Bannling 'exul' Frisch 58b; „der mit ganzer Seele an seiner Heimat hängende B." Grimm Kl. Schr. 3, 205; V. Shak. 1, 344. Ban- Stieler 91.
Bauschäling fem. s. § 9.
Bärschling s. § 16.
Bärtling „hießen ehemals die Leyenbrüder in den Clostern" Besold. Thes. pract. 805, Frisch 1, 67; auch vir barbatus „Du alter B." H. Sachs 2, 2, 47d; L. (Lachm. 1838) 11, 620. „Schwarz-B-e Gutzkow Ritter (2. Aufl.) 8, 222. Bert- Schottel 370.
Bästling „Oberd. u. Östr. für das Weiblein des Hanfes" Campe.
Bäuchling 1. Bauchknecht, bei Luther s. § 19; 2. eine Gasträa S. Erg. Wb.
Bauchnervensüchtling § 22.
Bäuderling Beule, oder Schlag von einer Beule s. Wbb.
Baude- od. Bodeling, Einwohner der Hütte (Bode = Hütte), niedersächs., Popo. Wb. 209.
Beetling s. § 9.
Beichtling „von Beichtvater zu B." Grimm Kl. Schr. 3, 258.
Beinling. 1. der obere Teil des Strumpfes DWb.; 2. 'Teil am Leder' Frisch 1, 78a.
Belustling Schottel 370.
Bequemling „den gleichgültigsten B., den man sich denken kann" bei Campe.
Bergling § 21.
Bescheisserling § 23.
Beuling s. S. u. § 1.
Beutling. 1. 'Apfelsorte' Nemn. Wb. 1, 63; 2. in Niedersachsen ein verschnittener, in den Herzgebirgen ein junger unverschnittener Ochse. Klein. Prov. Wb. 1, 47.
Bewegling. „Was ist denn das für ein Tier, ein B.? Ein Stuhl, den man hin und her beweget." V. Shak. 3, 661.
Biederling 'Biedermann' Berlin Mont. Ztg. 19, 21.
Bieg- od. Bügling 'Senkrebe' S. Erg. Wb.
Bierling. Stieler 1781; Bir- 'Heuschober' Schm. 1, 199.
Bietling 'Rumpf' Östr. S. Erg. Wb.
Bildling 'Zögling' J. P. (Berl. 1826) 36, 4.
Billing 'Cyprinus aspius; Molochia'. Nemn. Wb. 1, 66.
Bindling 'Zaunwinde' DWb.
Birkling 'Birkenschwamm' Nemn. Pol. Lex. 1, 103.
Bitterling 1. 'ein kleiner Fisch'. Alberus, Fab. Neudr. 104 ff., 84. — 2. 'Pilz' Nemn. Wb. 1, 70. — 3. 'Flöhkraut'

ebenda. — 4. 'Bitterbrunnen'; vgl. Säuer-, S.
Blässling. 1. 'Bläßhuhn' Nemn. Wb. 1, 71; mergus niger, macula alba in fronte Frisch 1, 105 b. — 2. „Einen von diesen B-en, die immer im Schatten leben". W. Luc. (1788) 4, 357.
Blästerling 'flatus' DWb.
Blätterling. s. Müller.
Bläuling. s. § 5 a.
Bleichling = Bläss-, Feig- S.
Blendling 1. „halbschlächtige Kinder oder B-e (Mulatten)" Kant (1838) 10, 27; 10, 64; [= Perseus] W. Hor. 2, 60; „Götter-B." W. Ant. 1, 260—2) „Moralische B-e [die sich leicht blenden lassen]". Hippel (Berl. 1828) 6, 7. — „Auch unter Menschen wird der B. [der blendet] hochgeschätzt, der Würdige zurückgesetzt". Ramler F. 1, 226.
Blickling. 1. 'Ein Seefisch'. So heißt von „blicken oder blinken, einen schnell vorübergehenden Glanz von sich geben". Popo. Wb. 63. — 2. B-e od. Blicken ...., welche sich im Wasser beständig wenden und blicken, als wenn sie mit ihrem schönen Glanze prahlen wollten". 66.
Blindling. 1. 'caecus' Steinbach 1, 133. — 2. 'Thor' Simplic. 2, 625. In seinem kleinen Gottsched Wb. (Berlin 1902) schreibt Reichel die Erneuerung von B. im 18. Jh. Gottsched, Sprachk. II, III, 1, § 13 zu. Fleming braucht B. statt Blendling für einen Zwitterhund. s. S.
Blitzling 'ein Fisch'. Oken 6, 364.
Blondling 'Blondin' s. mehrere Belege aus E. M. Arndt bei Gombert, Gr. Strehlitzer Progr. 1893.
Blössling. 1. „Blöße oder B. das Fell, dem die Wolle abgenommen ist." DWb. — 2. 'schwerfälliger Wunsch'. Schm. 1, 239.
Blüt- od. Blüttling (auch ohne Umlaut). 1. 'Milchschwamm'. s. § 15. — 2. 'Alpenflühlerche' S. — 3. 'Herodis-Stamm'. Fischart B. II a (S). — 4. Blut- von guter Herkunft. Schm. 1, 241. S. weiter S. Erg. Wb.
Bömerling. 'Vogel, Turdus iliacus'. Nemn. Wb. 1, 82.
Bösling 'Sorte Hanf' vgl. Bosseln. S. Erg.-Wb.
Böt(t)ling 'Hammel'. Ein niederdeutsches Wort. vgl. dän. bede zu verschneiden. DWb.
Brachling 'Ringpilz'. Oken 3, 160; auch Brachpilz s. § 15.
Brämling „eine Art Goldammern, deren Federn gelb gebrämt sind". DWb. vgl. auch Bram (mundartl.) = Rußfleck.
Bräunling s. § 5 a.
Brätling. 1. Schwamm s. § 15. „von braten, weil sein Hut mit dem Rücken auf die Kohlen gelegt, und so gebraten wird; so schmeckt er am besten". Popo. Wb. 69, auch Breit- u. Brietling. — 2. die Sprotte, auch Breitling (Breisling S.). Nemn. Pol. Lex. 1, 1077.
Braubling ein Vogel. Nemn. Wb. 1, 86.
Bräutling, ein neulich Verheirateter. s. Müller.
Brechling s. § 15.
Breitling. 1., 2. s. Brät-. — 3. eine Art platter Äpfel Nemn. Wb. 1, 88. — 4. = Breitung. Jahn M. 150.
Brennling Pferd mit einem auf der Hüfte eingebrannten Zeichen, Koppa-B. — 'Wagenroß'; Sau-B. — 'edles Reitpferd'. W. Ar. 1, 198 u. Anm.; 1, 136.
Bretling. 'Bret, worauf gewürfelt wird' Grimm Kl. Schr. 7, 87.
Brinnerling, eine Art Äpfel. DWb.
Brodling (Bröd-, Bröt-), 'Brotdiener', s. Müller, auch Jahn, M. 283. — 2. 'Pilz, Brätling'; auch 'Weißling'. Nemn. Wb. 1, 89; 90.
Brückling — Pilz. s. § 15.
Brüchling. 1. Schwzr. Bröckel. Eis-B., Berlepsch 209; Gletscher-B. 195. (S). — 2. „Ein zerbrechliches Geschirr, das einen subtilen Bruch hat, und daher nicht klingt, ob es gleich ganz scheint, daran Töpfer und Glaser Schaden leiden". Frisch 1, 142 b.
Brüling 'Frischling' s. § 3.
Brüstling. 1. 'Bluthänfling'. Nemn. Wb. 1, 92. — 2. „In Ettners Hebamme, 3, 56, steht es auch wie Liebling von einem Menschen, und zwar scheltend." DWb. — 3. Logen-B. ein sich an die Logenbrüstung Lehnender. Kladderadatsch 26, 234 b. S. Erg. Wb.
Brütling „Sein unbesonnener Fleiß macht aus dem guten und frischen

Werke seiner Kunst, einen verdorbenen Staffeley-B." Kretsch. 5, 305; Haus-B. Weise Überflüssige Gedanken 2, 261. S. Müller.

Buchstäbling „Ernsteste Streblinge, Strahlende Schweblinge, Nimmer Buchstäblinge" Vischer III Th. zu Faust, 116.

Bückling. 1. 'Senfrebe' Nemn. Wb. 1, 95. — 2. (auch Böck-, Bick-) 'Häring'. Pikling W. Hor. Br. 2, 83 rc. — 3. Verbeugung, gewöhnlich von männlichen Personen: Voß, Luise 3, 710; „Den starren Hals zu dem höfischen B. beugen", Sch. 3, 485; in einem unaufhörlichem B." Thümmel D. Litt. Denk. 48, 14; G I, 21, 239; J. P. 3, 68; 83; 21, 132; 23, 341; aber zuweilen auch von weiblichen Personen angewendet z. B. „Es [Mignon] machten seinen B." G. I 21, 154; 183. B-sgetriebe. J. P. 3, 68; Entlassungs-B. 21, 170 rc. Das Wort kommt in derselben Bedeutung schon bei Schottel (370) vor. S. § 4.

Bülling 'eine Wurst'. DWb.

Bundling, bei den Mormonen, der Kiltgang. Oppenheim Verm. 2, 219 (S. Erg. Wb.).

Bülzling od. Bülssling 'Kuhpilz'. Nemn. Pol. Lex. 1, 632.

Bürstling. 1. entstellt aus Bärsling. — 2. Gems-B. die einblumige Binse, Moll, Nat. Br. 2, 345 (S. Erg. Wb.).

Bustling 'Hanf'. Nemn. Wb. 1, 98; vgl. Bösling.

Büttling 'halbjähriges Kalb'. Schm. 1, 226.

Daehling, Dachlin od. Daglin — Eiszapfen an den Dächern (niedersächs.) Klein Prov. Wb. 1, 76.

Dallinger 'Henker' DWb. S. § 11.

Dämling 1. für Dämlein (selten) S. „Ein Gems oder D." Dasypod Lex bei Frisch 1, 181 c. 2. 'imbécile, Dämelsack'. Sachs Vill. D.-frz. Wb. 350.

Dämmerling „Und Philosoph und D., sie tanzten Hand in Hand." A. Kopisch 1, 185 bei Müller. „Mein Geist, ein fixes Ding, | Soll guten Morgen sagen | Dir Musendämmerling". A. Louisa Karschin An Goethe.

Darrling 'Darrkupfer' DWb. „Kupferscheiben (D-e)." Karmarsch Wb. d. Gewerbkunde (2. Aufl.) 2, 521; „Die abgedarrten Kienstöcke oder D-e." 3, 318.

Däumling (Däumeling) sehr früh als Maß „Einen Dumling voll ungebissener eicheln sammeln." Weisth. 1, 777; „kan der Hirt ein Dümblingh voll eckers geraffen." Weisth. 2, 549. Diese Bed. ist übertragen aus der allerdings jünger bezeugten Bed. des Schutzes eines Daumens. Stieler 283; Frisch 1, 187 b. „Einen D. von einem ledernen Handschuh." Musäus M. 3, 77; weiteres im DWb. Auch Däumerling.

Daulinge (Hüttenw.) s. S. Wb.

Deckling „Falcones ramagii, D-e". Nemn. Pol. Lex. 1, 1570.

Denkmünzling s. § 22.

Dettling 'Apfelsorte' Henisch 1734, 3.

Deuterling 'Zeigefinger' G. I 26, 185.

Deutling „Doch deutet mans, so . . . schone [ich] des D-s nicht." Klop. 6, 535.

Deutschling s. § 18; Jahn M. 49.

Dichterling s. § 20. Auch, erster Beleg: „Er war kein Dichterling und hofft auf Lorbeerkranz" Wernike Epigramm „Eitle Hoffnung"; auch in „Ecce iterum Maevius"; „unsern jungen Dichtern und D-en" W. 38, 189; 109; 167; „Nächst der Sprache pflegen junge und alte D-e in nichts nachlässiger zu sein als in der Versification" Hor. Br. 2, 189; „unsere leichten D-e" 1, 284; Hor. Sat. 1, 154; 307; H. 1, 329; 11, 86; d. j. G. 2, 468; W. 11, 230; 39, 154.

Man bemerke, daß Neukirch noch stets Reimer dafür braucht. Auch Dichterlein im selben Sinn, Ramler F. 3, 225.

Dichtling. „Tichtling" [Gedicht] Zesen Adriat. Ros. Neudr. 160 ff., 185; 187. S. auch Müller.

Dieling, Diehling oder Diechling, der Teil des Harnisches, der die Oberschenkel deckt (Diechschenkel) DWb.

Dienstling „Zum bereitwilligen Knecht und gehorsamen D. unterjocht." Jahn V. 211; B. Shak. 3, 250; „um D-e in neuen Stellen zu erheben". Meyern Dya Na Sore (Leipz. 1800) 4, 134. D-Wissenschaft = Hülfswissenschaft. Steinacher bei Heynatz. Antibarb. 1, 300. S. auch Müller.

Dingling „Du grausamer D." Rosegger bei S. Erg. Wb.
Dögling ein delphinartiger Wal. Giebel Saugethiere (1855) 108.
Dölling 'Hechtbarsch' Nemn. Wb. 1, 109.
Dörfling. Trotz der Behauptung Ramlers (Beitr. z. d. Sprachkunde, Berl. 1796, 81) „D. wird jetzt nur als Familienname gebraucht", giebt es mehrere Belege im 18. Jh. „Daß dir entzückt nachschau'n die D=e rings vor den Häusern." B. (Hemp.) 1, 85; Ged. (1802) 5, 221; H. (Tüb. 1805) 12, 69.
Dorfmistling Schottel 370; „daß solche Sächlein nicht unter Dorffsmistling oder Frauenzimmer in den Kühe=ställen gehört". Harsdörfer Gesprächspiele 2, 38. Nicht im 18. Jh. belegt.
Dörling 1. Kornelbaum, auch Dierling, Tiendling rc. Nemn. Pol. Lex. 1, 1226. — 2. eine Nachtigal, die bei Tage singt. Nemn. Wb. 1, 110.
Dörnling, der Dornschwamm, auch Räs=, Reißling. Nemn. Pol. Lex. 1, 112.
Dracheling = Drachlein. B. Ar. 1, 346.
Drehling 1. 'Dreharm' Karmarsch 2, 674; Jahn M. 221. — 2. 'Zopf'. „Zog an diesem D. den Kopf." König bei S. — 3. In Thüringen das Drehkreuz. — 4. Ein mit der Drehkrankheit behaftetes Schaf. DWb. — 5. Der Austerschwamm S.
Dreihöfeling (Besitzer von drei Hufen Land?) Weisth. 3, 284 (Jahr 1720).
Dreiling s. § 5c. Alte Form für Drilling, welches in der letzten Hälfte des 18. Jhs. überwiegt; aber schon Stieler 2662 Drilling.
Drilling s. § 5c. Auch für Drehling, das Treibrad. Frisch hat Trilling, „Treiling, für Treibling" 2, 384; Drehling, Drielings=Rad 1, 204c.
Drinlinger s. § 11.
Drollinger s. § 11.
Drosseling 'Vogelart' Brehm Hab. 304.
Drüschling s. § 15. Weigand zieht Drieschling vor.
Düftling „Die lyrischen Zärtlinge und blumenhaften D=e." Auerb. Dorfgesch. 2, 55.
Dummeling 'Zaunkönig' Henisch 765c.
Dümmling schon spät mhd. tummeling, Weigand. S. Müller. Stolberg (1820) 8, 142; s. die Wbb. Dumm=Scherr Blücher (1862) 2, 143.
Dünkling oft bei Bürger für Dünkler. „die unerfüllten Weissagungen hochtrabender politischer D=e, unwissender und gedankenloser Prunkredner". Bürger (Gött. 1835) 400b; „den frömmelnden D." 414a; 323a; B. (1803) 3, 67.
Dunstling „Wenn Nebler und D=e im Wahne ihres Hochwerths sich einen Buchzwang anmaßen." Jahn B. 300.
Dupfling. (?) „Ein wälscher D.=mann, so etlich D. aus dem wälschen Land gebracht 20 fl." Hofrechnung von 1560 bei Schm. 1, 388.
Dürftling 'ein Dürftiger' „Fromme D=e". Otho bei DWb.
Durstling Fisch. Garg. 98b (Müller). Blut=Dürst= Holtei Es. 3, 248 S. Erg. Wb.
Düsterling „In Heft 4 der Skizze von Wien werden die dortigen Jansenisten D=e genannt. Würde Finsterlinge - - - nicht eben so viel sagen?" Heynatz Antibarb. 1, 318.

Edeling Schottel 371. Maaler 96a. „Ein schönes durch Edelmann verdrängtes Wort." Es wird aber im 18. Jh. oft noch gebraucht wie auch im 19. Uhland Schr. 1, 223; Rückert, Hamasa, 1, 26; 2, 285 (Müller); W. (1853) 32, 233; Arndt Erinn. 273 (S). Edling. B. Ar. 2, 324; Shak. 3, 151; 181. S. Antibarb. 1, 319.
Ederlingsbrod „Spendtbrod, so sie E. nennen". Schm. 1, 29.
Effling s. § 9.
Eger(t)ling s. § 15.
Egetling 'Pilz' § 15.
Eggeling 1. s. § 16. — 2. 'Eckapfel' Nemn. Wb. 1, 120; auch Egger= Grimm. Gramm. 3, 376.
Ehrgeizling „Alle die jenem E. im Wege stehen, müssen weichen". Heine Lutezia (1854) 1, 109; 2, 295 (S).
Ehrling 'aerius' Lthr. 3, 528 (DWb.)
Eierling ein Baum und dessen Frucht. S. Erg. Wb.
Einbildling = Phantast Ramler F 3, 262 (S); s. § 22.
Eindringling „Obige Worte als E=e in dieses Werk eingeklemmt." G. (1840) 36, 180.
„Ein E. in die Schriftsprache." Nation. Ztg. bei S. Erg. Wb. Für

Personen: „er sei nur als E. anzusehen". G. I 28, 56. Dies soll ein altes Wort sein und ist von Schottel gebucht (370). Aber Stieler, Frisch, Steinbach zc. kennen es nicht, und ich kann es im 18. Jh. nicht belegen. S. Belege für d. 19. Jh. in S. Wb. u. Erg. Wb.
Einhäusling 'eine einhäusige Pflanze' S. Wb.
Einimpfling im Ggsz. zum natürl. Zweig: Fisch K 3, 72⁷⁶ (S. Erg. Wb.)
Einkömmling Möser Ph. 1, 215 Pröhle J. 253; W. Ar. 2, 22; 278.
Einläufling 'Beisaß' Flügel Deutsch-Engl. Wb.
Einling s. § 5 b.
Einmischling „Als unberufene E-e [Eindringlinge] noch mehr verhaßt." Briefe a. Nordam. 36 (S.).
Einschältling. Grimm lat. Ged. 317. (Müller.)
Einschiebling 'eingeschobene Silbe' Rückert bei Müller.
Einlepeling 'Bett' Weisth. 4, 690 (von Niedersf.).
Einseitling „Collateralis uno vinculo conjunctus" Kell. Schottel 371.
Einzögling 1. 'd. Einwanderer' Bernd. Pos. Einl. 87. — 2. 'd. Einheimische' Heynatz Antibarb. 1, 350.
Einzügling Grimm Kl. Schr. 3, 212; „Inzüglinge" Bullinger Reformationsgesch. 2, 397.
Einsprenglinge 'eingesprengte Mineralien' Burmeister Gesch. 64 (S).
Eisenerling s. § 7; auch 'Eisen- oder Stallbrunnen' Bazar 19, 225 a (S. Erg. Wb.).
Eiteling S. Erg. Wb. für eine eitle Person.
Elbling 'Traubensorte' Nemn. Wb. 1, 126; -er s. § 11.
Emmerling s. § 17. J. P. 1, 189; 7, 145; 24, 376; W. Ar. 2, 124 u. s. w.
Emporkömmling s. Kömm- u. § 22; Börne 1, 216; „Selbstolze E-e" Heine Lut. 2, 224 (S).
Emporschössling Tieck Lärm. 1, 3 (S).
Enderling = Engerling.
Endling 'Endsilbe' K. Krause Würde d. d. Spr. Dresden 1816, 44; Jahn Werke 45.
Engerling „So wühlt z. B. der Maikäfer unter dem Namen E. als Larve unter der Erde mit Saat." J. P. 6, 86; Aenger- H. Sachs. Neudr. 110 ff., 39. Auch Ender-, Eger- Nemn. Wb. 1, 128.
Engländerling s. § 22.
Erbling „so Erbenzins giebt, aber gering, weil er ein Pfalburger". Schottel 370; „Aller Lande Preußen und Massau Herre, und E". Frisch 1, 229 b; emphytenta. Vetus Vocab. 1482, Frisch 1, 229 b; Erf- Weisth. 2, 130.
Erbördthetling s. DWb.
Erdling s. § 21.
Erdschnittling 'Termes pulsatorium' Nemn. Wb. 1, 133.
Erling, Erlitz s. § 16.
Erstling. Schon Luther brauchte E. in den Bedeutungen vom Erstgebornen bei Menschen und beim Viehe, von den zuerst gereiften Früchten, vom Ersten des Gebäcks, Opfers u. s. w. s. DWb.

Schönaich aber spottet über Klopstock wegen „des Odems E.-e", und „Erstling der Auserwählten". Neologisches Wb. Neudr. 76 ff., 98; 364. Jedoch hatte schon Günther „den E. deiner Huld". Ged. Breslau 1735, 903; „den E. meiner Kunst" 731; „den E. meiner Lieder" 1055; auch „Diese E-e [Schriften] des gegenwärtigen Jahres". Liscow Schr. (Berl. 1806) 2, 567. Später werden solche Verbindungen sehr beliebt: „der Freude E." H. 1, 429; „Um der Thränen willen, der E.-e deiner Erbarmung". Klopst. 1, 157; „E. des Siegs." 6, 276; „des Reichtums E-e" Mess. III 434; „der Tön' E-e" V. Ged. (1802) 3, 277. Für das erstgeborne Kind ist es sehr häufig. S. Wbb. Vgl. auch „der E. Gottes [Christus]". H. 1, 476; „der Esel E. [der erste Esel der Welt]" Hagedorn, Jupiter, die Thiere und der Mensch; „mit E-en der Kost". V. Ant. 1, 192. Noch W. 17, 92; Klopst. Mess. II, 78; 881; I, 501 u. s. w.
Eseling. Gegensatz zu Edeling s. DWb.
Esseling 'Weißfisch', Frisch 2, 233 a.
Esterling der Stör, frz. esturgeon. DWb.
Etterling 'junger Hund' brem. Wb. 1, 324 nach Müller.

Fäuling 'homo piger', Opitz nach DWb.
Fäunling „Hättet ihr doch Frau Silena

und die F=e [Frau und Kinder] mitgebracht." Stolberg (Hamb. 1820) 3, 113.
Fäustling 1. ein Fausthandschuh. Schm. 1, 575. — 2. „Pistol, die man mit einer Faust gebrauchen kan" Schottel 371; Antibarb. 1, 404. — 3. 'ein Mehlkloß' Schm. 1, 575.
Feierling 'ein Feiernder' (spöttisch) „Unsere Sontags-F=e". Mont. Ztg. 20, 19 (S. Erg. Wb.)
Feigling 'ein Feiger' V. Ar. 3, 64, u. s. w.
Feinlebling oder Mislebling statt Lebemann vorgeschlagen. Krause, Kunstsprache der Wissenschaft, 67, nach Müller.
Feinling = Weichling DWb.
Feinsterling, Feisterling 1. eine Apfelsorte. — 2. der Krösschwamm Nemn. Wb. 1, 146.
Feistling 'Fettwanst' S. Erg. Wb.
Fettling motacilla pinguis Nemn. Wb. 1, 152.
Fiederling gefiederter Pfeil, Bolz. H. Sachs IV. 3, 51 b; „schießt die F. nicht zu hoch." Uhland Volkslieder (1844) 497. (DWb.)
Findling Fündling s. § 2; Stieler 483; Frisch 267 b; 306 c. Die zwei Schreibarten laufen im 18. Jh. nebeneinander her; s. die zahlreichen Belege in den Wbb. Für eine gesundene Schrift wird Findling geschrieben: „Ich lebe eine sehr angenehme Stunde, indem ich mich für sie mit meinem alten poetischen F=e ... beschäftige." L. 11, 170. Für einen gefundenen Steinblock, Fündling: „Auf demselben Spaziergang kaufte ich einen F...., daß es ein seltsames Gestein sey, dem man keinen Namen geben kann, und das sich vielleicht nur einmal findet." G. IV. 23, 330. — Findlinghaus-Wagner, Litt. Denk. 13, 62.
Fingerling 1. 'Pilz' s. § 15. — 2. Fingerhut Stieler 486. — 3. In der Schweiz der am Finger abgezogene Hanf. S. Stalder.
Finsterling s. § 23. Ferner: „Ihr F.', im Herzen eiskalt, im Kopfe warm." V. (1825) 4, 66; Langbein Ged. (1813) 2, 190; „Die Pfaffen und F=e" H. Lessing Pariser Spazierg. 141 (S).
Firmling confirmatus. DWb.
Fischling ein fischartiges Geschöpf, Fischmolch. Brehm Aq. 19. S. Erg. Wb.
Fitscherling 1. 'ein Magdeburger Bier' Garg. 59 b. — 2. 'Zeitvertreib'. 158 (DWb.).
Flächling 'Flachkopf' DWb.
Flamling s. Müller.
Flätterling 'papilio' DWb.
Fleckling s. § 22. 'Querbalken' elsass.-lothring. Flurnamen S. 9.
Flenderling 'derber Faustschlag' Frommann Mundarten 4, 167 (DWb.).
Flinderling 'Art fliegenschnappender Vöglein' H. Sachs 1, 425 d; 427 b. (S. Erg. Wb.)
Fleischling 1. 'fleischlich Gesinnter' J. Nas Warnungsengel 182. — 2. 'Kuhpilz' S.
Flischling 'Eisenblech' Flügel D.-Engl. Wb.
Flemling 'Einwohner von Flandern' Chron. d. deutschen Städte (Hirzel) 15, 113.
Flüchtling 'fugitivus, profugus' Stieler 508. Nach dem DWb. im 18. Jh. allgemein.
Flügling 'Vogel' Rompler 24 (S. Erg. Wb.)
Förling 'Ein Schwamm' s. § 15, auch Pinus silvestris Nemn. Wb. 1, 166.
Förschling ein nam. in Föhrenwäldern wachsender Schwamm DWb.
Forscherling s. § 20.
Fössling Fächser Nemn. Wb. 1, 167.
Frauenliebling „F. und buhlerischer Laffe" Langbein Ged. 5, 227 (Müller).
Freilässling Grimm Rechtsaltert. 339.
Franzling s. Müller.
Französling verächtl. für Franzose, Hausrath Alte Bekannte (Leipz. 1899) 1, 206.
Frechling 'eine freche Person' Kladderadatsch Hum. sat. Wochenbl. 22, 7 (S. Erg. Wb.)
Freiling 'ingenui' Schottel 371; „und machen den F. zum Knechte." Heine Rom. 21 (S).
Fremdling ein altes Wort, schon mhd. vremdelinc und oft bei Luther (neben Fremdlinger vgl. § 11) s. DWb.; „die in der Vernunftslehre F=e sind" Liscow Schr. 3, 463. F=e für Fremdwörter: Kinderling Reinigk. d. d. Sprache, Vorr.; vgl. „Wörter-F=e" J. P. 47. 280.

Fremdsüchtling (Pfister), Sprachl. Br. S. 2. (Müller.)
Fressling s. § 18. „F-e u. Sauferkel" Lthr. (Werke Frankf. 1826) 63, 280 (S); Schottel 371; „Fressige Leute, qui etiam F-e dicuntur" Stieler 899; V. Ar. 2, 73; „Die faulen F., die da müßig gehen". Andr. Keller in Erklärung des 23. Kap. Matth. Frisch 1, 291 b; vgl. auch: „Woher das Ferklein? Ganz gewiß aus Freßlingen". V. Ar. 1, 58.
Freundling s. § 18.
Friedling 'pacificus' Steinbach 1, 507. „Dem F. mit dem Hasen fatzen" Hans Sachs Fab. u. Schw. Neudr. 126 ff., 272. 64.
Frischling 1. ein junges wildes Schwein, Weisth. 1, 100; 525; Schottel 371; Stieler 567; Frisch 298 a; Kretschmann 3, 62; 145; V. Ar. 1, 56. — 2. ein junges Schaf. Schm. 1, 619. — 3. verächtl.: junger Mensch. Schm. 1, 619. In guter Bed. „Geht schlafen, ihr Verbrauchten und Unnützen. damit für F-e Raum werde". Scherr, Stud. 1, 346 (S). — 4. Ein halbwüchsiges Mädchen, wie Backfisch. DWb.
Fröhnling „Mangel an Arbeit macht einen Theil der Menschen zu elenden Weichlingen. Überlast der Arbeit macht den größten Theil zu mühseligen F-en" Stolberg (1820) 3, 148; V. Ant. 1, 183.
Frömmling „vernunftscheue F-e". V. Ant. 1, 348; „Der F. in der Litanie" Seume 5, 202; Langbein 1, 30; Seb. Nothanker 2, 18; s. die Wbb. u. § 22.
Frörling einer, der beim geringsten Frost zittert. Stalder 1, 400.
Fröstling — leicht frierender Mensch. „Hervor aus den Stuben, ihr F-e". V. (1802) 6, 84; 2, 280; 5, 133; (Hemp.) 2, 97; Ch. Overbeck Verm. Ged. 1794, 36 (DWb.) in der Bed. 'kalter, gefühlloser Mensch, wie auch Gödeke DD. 1, 790 b. 50 (S). S. § 2.
Frühling. Ein im 15. Jh. aufkommendes Wort. S. Kluge Wb. 6. Aufl. 127. Für die zahlreichen Anwendungen s. DWb. Ich kann hier nur ein paar anführen, z. B. „Ein ewiger F." W. 11, 161; „Fliegender F.! (Ich meine die Liebe)" J. P. 17, 307; „F-sjahren" W. Mus. 50; „die F-.' allein, allein auch die Mittlern, und die zarten Spatling' allein [d. h. die Lämmer und Zicklein]" V. Od. 9, 221; „F., im Scherz, ein Kind, das zu bald nach der Hochzeit geboren wird'. Frisch 1, 301 c. In derselben Bedeutung auch Stieler 572 „Früling" und „das Frülinchen" [Frühlingchen]. Vorfrühling J. P. 23, 364; Salis D. Nat. Litt. 41, 309.
Fünferling s. § 5 b.
Fünfling s. § 5 b.
Füssling „Hosen ohne Fußling" Weisth. 3, 601; Frisch 1, 310 b. In einigen Gegenden ein Fußtuch, auch ein Fußsoldat, oder 'ein Fußarbeiter'; auch 'eine Laus' s. DWb. Auch Fußling 'der füßlings Geborene' Stieler 591.

Gackerling Rückert Nachlaß 181 (Müller).
Galgenschwenkling, Galgenzemderling cruciarius. Maaler 155 d (DWb.).
Galing 'Galgen' Östr. Klein. Prov. Wb. 1, 134; Fastnachtsp. 2, 993.
Galtling od. Gältling s. Stalder 1, 418 u. DWb. In d. Bed. 'Castrat' vgl. eng. gelding.
Gängling ein Fisch; auch Zentling Popo. Wb. 210.
Gartling 'Landmaß in Hannov.' DWb.
Gättling (ahd. gataling) 'Geselle, Bursche' Schm. 2, 80; Gätling DWb.
Gäuchling 'mutwilliger Junge' Stalder 1, 429.
Gegenfüssling „Antipodes oder G." Fischart. Dämon. 1591 vorr. (DWb.)
Gegling 'contradictio im Vernunftspiel' Harsd. Gespr. 5, 279 (Müller).
Geheimling C. R. Schmidt, Catullische Ged. (1774) S. 63.
Geisterling „Sie selbst indeß, die Herren G-e, sind unter sich ein Sinn, ein Herz" Michaelis bei Campe.
Gelbling s. § 5 a.
Geniessling Schottel 371, der es Luther zuschreibt; „ein topfguckerischer G." Auerbach Auf der Höhe 2, 110; „Mit dem Ruin und der Schmach des G-s (des Schwelgers im eigenen Selbst)". Goltz Jugendleben 3, 63 (S); s. auch Müller. Ohne Unterschied in Bedeutung, aber wohl von Genuß abgeleitet:
Genüssling „die grauen G-e St. Aulaire

und Chaulieu" G. bei Schöll 86, Straßburger Ephemeriden (DWb.).
Geschichtling verächtl. für einen schlechten Geschichtsschreiber. DWb.
Geschlechtling „die G-e, die Söhne des ältesten Geschlechts im Volk". Dahn Urgeschichte 1, 158.
Geschwisterling 'Geschwisterkind' Henisch 1551, 20; Schottel 371.
Gesetzling 'Rabulist' Logau 3, 3, 81 (DWb.).
Gibling 'Anhänger des Kaisers' Schm. 2, 13.
Gickeling 'Zahlpfennig' (?) „Das sind gelbe G-e". Grimm M. 198 (S).
Gickerling 'eine Birne' Nemn. Wb. 1, 194.
Gierling 'eine gierende Person' Campe.
Gigk-, Giggling 'Schwamm' Schm. 2, 25.
Glättling. 1. 'palpator, adulator'. 2. 'Glatthobel' Stieler 664; s. § 22.
Gleichgültling „Da geht er denn nun so hin, der dieser und jener, der G., der Indifferentist, der Stolzling". G. Keller Leute v. Seldw. 2, 299.
Gleichling 'aequalia impar affectans. Schottel 371.
Gleissling 'Wasserwanze' Nemn. Wb. 1, 198.
Glückling s. § 22.
Goldling 'Apfelsorte' Schottel 371.
Görlinger 'Apfelsorte' Nemn. Wb. 1, 204.
Götling „Esel, dorffweiser G.", schilt der Tod den Ackermann. Schm. 2, 85.
Gräbling 'eine Art Grillen' Nemn. Wb. 1, 205.
Grämling 'ein Grämler' „Einem G. hilft kein Gott". Langbein Ged. 5, 328. (Müller); Gutzkow Ritter von Geist (2. Aufl.) 4, 333.
Granitling 'ein Quarzsand mit Granitgeschieben' Storr, Nemn. Wb. 1, 205.
Gräsling. 1. 'eine zur Fortpflanzung bestimmte Rebe' Nemn. Wb. 1, 207. — 2. = Gründling, ein Fisch, ebenda.
Grätling 'ein kleiner, grätiger Fisch' V. Ar. 1, 140.
Gräuling s. § 5 a.
Greifling 'Pfundbirn' Nemn. Wb. 1, 209.
Greling s. § 9.
Gremseling Name mehrerer Pflanzen (S).
Griechling Nachäffer der Griechen s. Müller.
Grinschling, Grinsling 'Goldhammer' Popo. Wb. 158; auch Grünzling Nemn. Wb. 1, 214.
Gröbling. 1. 'Grobian' H. Sachs Fab. u. Schw. 110 117, 184. — 2. 'ein Gewächs aus zusammengewachsenen Stockschwämmen bestehend'. Schm. 2, 100.
Grübling Name einer grubigen Apfelsorte, einer Gattung Sträuche, mehrerer Pilze und schließlich der Kartoffel. Nemn. Wb. 1, 212; Schm. 2, 100.
Gründling. 1. 'ein auf dem Grund lebender Fisch' Schottel 371; V. Ged. (1802) 3, 127; Ar. 1, 139, 351; „Wol alles gelang ihm wegen des Fetts, das er euch wie G-en anstrich" 1, 46. — 2. s. § 23. — 3. „die krummen und knorrigen Scheite Holz" Adelung.
Grünling s. § 5 a.
Grusling 'Quarz mit Feldspath' Storr, Nemn. Wb. 1, 214.
Grünzling 'Schwein' Heine Franz. Zustände LII (Schluß).
Grüssling 'ein Pilz' Gottsched, Nemn. Wb. 1, 214.
Gülderling 'Apfelsorte' Nemn. Wb. 1, 215, auch Golderling S. Erg. Wb.
Günstling „bereits 1683 in dem neuen Dictionär für einen Reisenden 141 a" Weigand. Schottel kennt es nicht, obschon er Abgönstling 370 hat. Es wird bei Stieler und Steinbach gleichfalls nicht gebucht. Frisch 1, 383 c; Brockes Erd. Verg.: Heldengeb. Str. 3; „Montaigne, G. der Natur" Hagedorn Ep. Montaigne. Später wird es sehr verbreitet und beliebt. „Ein frecher G. des Monarchen" Sch. 5 [1], 235; 7, 33; 135; G. I 21, 249; 261; J. P. 4, 32; 6, 27; 7, 41; W. 9, 106; 142; 10, 16; 18, 117; 162; 20, 191 u. s. w. „[Ich] liebe dann selbst G-e nicht, wenn sie mich zu Quiriten machen." Klopst. 5, 516; 559; „Homer, ein G. der Zeit". H. 7, 251; „der verzärtelte G. des Glücks". Musäus M. 3, 92; W. 5, 108; Glücks-G. W. 22, 75; Hor. Br. 2, 156 u. s. w.

Haarsträubling 'eine Pilzart' DWb.
Häckerling 'Häcksel' Frisch, 1, 391 c; „Wenn er des Abends drosch und H. schnitt". V. (Hemp.) 2, 98; Luise 3, 541; „Spreu und H." W. 20, 41: Jahn V. 79. Für etwas wertloses; „aus H. Gold gemacht" Bürger 173. Einem gefallenen Mädchen wird H.

vor die Tür gestreut. G. I 14, 181. Bei Stieler 732 heißt H. auch gehacktes Fleisch.
Häftling 'Gefangener' Östr. (S. Erg. Wb.). „Dem Haftling bleib nur die Zunge frei" Langbein Ged. 5, 239 (Müller).
Hägling 'Salmo' Nemn. Wb. 1, 221.
Hälberling „so heißen die Bastarde, insonderheit von Karauschen und Karpfen". Nemn. Wb. 1, 223.
Halbling. 1. 'ein halber, unentschiedener Mensch'. „Die armen Schächer und H=e." Ense Tageb. 6, 289 (DWb.); Scherr Graziella 2, 265 (S). — 2. 'ein Halbholz' S.
Hälsling. 1. 'Halsband' Weisth. 1,285. — 2. 'Henkerstrick' Frisch 1, 402 b.
Hämling braunschweigisch 'hämischer Mensch' Sohns Parias 54 (Müller).
Hämmerling Meister H. 'Diabolus' Schottel 371; auch Beiname des Henkers, oder eines bösen Geistes; „H." auch ein Gaukler; für Ämmer=, Emmerling, wie Hammer für Ammer; auch für Ammer, Amorella, eine Kirschenart u. s. w. s. DWb. Daselbst „Meister H." bei Wieland, Musäus, Hamann u. s. w. belegt. „Hämmerlingsmesser" Jahn B. 322.
Hämmling 'eunuchus' altes Wort von Gottsched erneuert und später allgemein gebraucht; fehlt bei Schottel, Stieler, Steinbach und Frisch; „Hemling" Steinhöwels Äsop 222 Übersetzung von 'mutones'. Hämmling besonders häufig bei Wieland: 5,69; 12,52; 209; 17,143; 20,191 u. s. w. „Hämling oder Täufling" J. P. 1, 109; „Ihr gekrönten, gestirnten, turnierfähigen, insulirten H=e" 2, 297 u. s. w.
Händerling s. § 7.
Händling. 1. 'eine Art Handschuh' Schm. 2, 206. — 2. 'Hendelschwamm' Nemn. Pol. Lex. 1, 1059.
Hänfling. 1. auch Hämpfling 'der Steinfink' Nemn. Pol. Lex. 1, 1658; H. 1, 226; Gellert 1, 128; auch übertr. von singenden Dichtern Prutz Polit. Wochenstube 58 (S). „Henfling" Schottel 371. Auch Hänferling Nemn. Wb. 1, 227. — 2. 'Der Hanfhahn' ebenda.
Hängling. 1. 'eine Varietät des gemeinen Weinstocks'. Nemn. Wb. 1, 227. — 2. H., Henkling, 'Taugenichts', Elsäss. Wb. 1, 353. — 3. 'Vorrichtung, Schlinge an den Kleidern, um sie aufhängen zu können". ebenda.
Harling 'hörnerlose Ziege' DWb.
Härling. 1. 'Heuerling' Nemn. Pol. Lex. 2, 1212. — 2. 'eine Pflanze, Hypoxis' 2, 203.
Härtling Bezeichnung mehrerer härtlicher Früchte: Äpfel, Pfirsche, Trauben, s. Wbb.
Harzling 'Bewohner des Harzgebirges'. Lthr. 3, 154 b DWb.
Hasenöhrling 'das kleine Zittergras' Nemn. Pol. Lex. 1, 679.
Haslinger s. § 11.
Hastling 'nimium festinanter agens' Schottel 371.
Hässling 'der Döbel' auch 'die Elritze' Nemn. Pol. Lex. 1,1361; 1366. Heseling Alberus Fab. Neudr. 104 ff.; 84.
Häufling 'Schwamm, der in Haufenform wächst' Frisch 1, 425 a.
Häuptling bei Schottel Haubtling 'principaliores in familiis' 371. „H., in Ostfriesland, einer von dem vornehmsten Adel des Landes". Frisch 1,425 c; „viele H=e mit ihren Haufen". Sch. 9, 229; B. Ar. 2, 128; Freytag Werke 14, 29; Vogel=H. B. Ar. 2,195; Archaier=H. Ant. 2, 499; Partei=H. 2, 3; Schul=H. 1, 16; 2, 3; „nach H=Lehre lüstern" B. Ar. 2, 33. — 2. vinea capitata DWb.
Häusling. 1. 'Haushalter' Weisth. 3,303; „Auf dem Lande ist jeder ein H. oder Hausherr" J. P. 6, 76; B. Ged. (1802) 5, 3. — 2. 'Hausgenoß' B. Briefe 2, 345; Ar. 3, 378. — 3. 'Bewohner des Armenhauses' obersächs. DWb.
Heberling. 1. 'einjährige Ziege und deren Fell' Presse 32, 331 (S. Erg. Wb.). — 2. 'Habseligkeit' (?) Elsäss. Wb. 1, 298.
Hebling. 1. 'Hebearm' Jacobsson 2, 239 a (DWb.). — 2. in der Wetterau 'Sauerteig' auch Hefling S Erg. Wb.
Heerbannling s. Müller.
Heftling im Wasserbau eine Art Faschinen. S.
Hegeling 'ein kleiner Weißfisch' DWb. — 2. 'Fichtenstämmchen, das zu einem Zaunstift dienen kann' Schm. 2, 163. — 3. 'Bekenner der Hegelschen Philo=

sophie' Schack Ein halbes Jahrh. 2, 407 (Müller).
Hegerling 'Bärenkrebs' Nemn. Wb. 1, 238.
Hehling 'Geheimnis' Klein Prov. Wb. 1, 190.
Heiderling s. § 7.
Heimkömmling Bezeichnung eines ursprüngl. deutschen Wortes aus einer andern Sprache zurückentlehnt. Kleinpaul Das Fremdwort im Deutschen, Samm. Göschen 55, 111.
Heimling s. §
Heiterling s. Müller; auch B. Goltz Kneipen und Kneipgenies 47 (DWb.).
Helbling s. Halbling. Auch 'halber Pfennig' Hälbeling Weisth. 1, 568. Helling Weisth. 2, 412. s. Schm. 2, 177.
Henkerling 'Henker' S. Erg. Wb.
Herabkömmling „Jene Emporkömmlinge .... Unser gräßlicher H. dagegen ...." König Monatbl. 1, 536 b (S).
Herandringling Rosegger Westerm. Monatshefte 44, 721 (Müller).
Herankömmling G. I 49, 268; Goethe-Reinhard Briefwechsel (Stuttg. 1850) 242 (S).
Herbeykömmling Kretschmann 5, 316.
Herbling. 1. 'Pfefferschwamm' Nemn. Wb. 1, 243. — 2. 'Härtling' B. Shak. 2, 296.
Herbstling 'im Herbst geborenes Vieh' auch 'Spätobst' Stieler 829; Frisch 1, 444 a; auch 'Herbst-Huhn' Frisch 1, 444 a; 'Blätterschwamm' Nemn. Pol. Lex. 1, 107.
Herdling s. S. Wb.
Herkömmling S. Erg. Wb.
Herling 'Härtling, harte Frucht', B. Ged. (1802) 3, 281; Od. 7, 125; Hor. 1, 83; Ar. 2, 85; Ant. 1, 120.
Hermeling 'Hausgrille' Nemn. Wb. 1, 244.
Herrscherling s. § 20, 22. „Der Unmenschlichkeit seines H-s zu entgehen" Fichte 6, 234; „Und H-e teilen dann dein Reich" W. bei Campe Erg. Wb. 1813, 125. Ebenda schlägt Campe vor, Aristokrat schlechtweg durch H. zu ersetzen.
Herrschling „Der H. zittert auf dem Throne" H. Heine An J. B. Rousseau Werke 1, 205 (Müller).
Herschsüchterling s. § 22.
Hertlinger s. § 11.
Herunterkömmling Gutzkow Zauberer von Rom 4, 74 (S).
Herzling 'Geliebter' Radlaf 2, 141 (Müller).
Heuchling 'Heuchler' Rückert 4, 93 (S. Erg. Wb.).
Heuerling. 1. 'Setzling' s. DWb. — 2. 'Barsch' s. § 16. — 3. 'colonus' Frisch 1, 449 b. — 4. 'Mietsmann' Möser Patr. Phant. 2, 7 (DWb.).
Himmling Silesius Cherub. Wand. Neudr. 135 ff., 163 (Jh. 1657), s. § 21.
Hinderling 'Hindernis' Zwingli 1, 240; 185 (DWb.). 'Rückgang, Rückstand; moral. Nachteil, Schaden' Stalder 2, 44.
Hinterling. 1. dasselbe Lexer 144 (DWb.). — 2. s. § 6.
Hipperling. 1. 'Art starker Hopfenhäupter' Jacobsson 6, 115 a. — 2. 'die kleinen unausgewachsenen Federn der Gans' Frommann 5, 662 (DWb.). auch s. Müller.
Hirling 'factus novus et tener' Kleinberisch, Henisch 294, 9.
Hockling 'neu entwöhntes Kalb' Sebitz 29 (S. Erg. Wb.).
Höckerling Garg. 29 a (Grimm Gramm. 3, 353), s. § 18.
Höfling schon mhd. hovelinc 'Hofmann'. Schottel 371; W. 9, 74; 107; 16, 18; 18, 11; 39, 182; G. I. 11, 86; Less. [Höffling] 3, 236 u.s.w. Meist mit tadelndem Nebensinn: „den falschen H" G. I. 11, 57; „eines geschmeidiges H-s". W. 18, 148; 20, 61; 86; 187; 38, 376; Klopst. 5, 202; 420; J. P. 4, 149; 234; 298; 8, 205. „Schmeichelnde Höflingsart" B. Hor. 2, 231; „nach H-sbrauch" B. Ged. (1802) 3, 28. „H. etiam pro homine civili, modesto, morato et liberali" Stieler 845. S. auch Wbb.
Högerling 'ein Bucklichter' Garg. 29 a (DWb.).
Höldling 'der einem hold ist' der Feindes-H." Jahn Werke XV.
Höpperling (?) „dem Herrn ist ein H. über die Leber gelaufen" Weise Überfl. Gedanken 2, 226 (DWb.).
Hörling 'Hörer' J. P. Levana (1814) 3, 716.
Hosenkackerling „der große H., epops maximus polycacaromerdicus". G. I. 17, 99.
Hundling „Du H., ich werd' dich schon zwiebeln" Anzengruber Ges. Werke 4, 60.

Hüpferling. 1. eine Art Schildflöhe' Nemn. Pol. Lex. 2, 594. — 2. 'eine Gattung Schildkrebse' Oken 5, 628.
Hüpfling „immer zwei H=e für einen ordentlichen Tritt". Canzler=Meißners Quartalschrift 1, 165 (Müller).
Hüttlinger s. § 11.
Ichling „Allerdings genießt der J. den größten Grad häuslichen Glücks, nämlich sein eignes". J. P. 34, 28. vgl. Ichsucht ebenda.
Illing. 1. 'Iltis' Nemn. Pol. Lex. 2, 676. — 2. = Einling, s. S. Wb.
Impfling. 1. 'Impfreis' Sebitz Feldbau 52 (DWb.). — 2. übertr. auf Kinder Garg. 66 b. 'Schüler, dem Gelehrsamkeit „eingeimpft" wird' J. P. 32, 10; „J. der Wälschheit" Jahn Werke 178. — 3. 'ein mit den Kuhpocken zu impfender oder geimpfter Mensch'. DWb. — 4. 'Rind, dem die Kinderpest eingeimpft' Daheim 13, 319 b.
Irling 'Unförmliche Art Drehlinge oder kurze Trümmer' Schm. 1, 106.
Inling s. § 6.
Irdling ein Vogel, Brehm Bild. 90 (S. Erg. Wb.).
Irrling 'ein Umirrender' Jahn. Werke 290.
Isserling 'Motacilla modularis' Nemn. Wb. 1, 277.
Jägerling 'Sonntagsjäger' Tschudi Th. 182; 196 (S).
Jährling 'ein jahraltes Schaf oder Vieh' Nemn. Wb. 1, 269. Für junges wildes Schwein „einen J. von 120 Pfund". G. I 46, 245.
Jämmerling 'elender, erbärmlicher Mensch' Grabbe Napoleon 68 (DWb.); Vogt. Köhlerglaube (3. Aufl.) 15; Spielh. Reihe 4, 296 (S. Erg. Wb.); „Lumpen=J." Droysen Arist. 3, 472 (S). Katzenjämmerling S. „Mit=J." Scherr Blücher 2, 266 (S. Erg. Wb.).
Jickerling 'die Schmerle' (Mecklenb.) Nemn. Pol. Lex. 1, 1084.
Jüchtling spöttisch für 'Russe' Scherr Mix. 4 (S Erg. Wb.).
Jüngling s. Wbb. „Du graulockiger J." V. Ged. (1802) 3, 223; „Jungfrau=J." [Bacchus] H. 1, 259; „Eber=J." V. Hor. 1, 163. Auch eine Pflanze 'die Unsterbliche' Nemn. Wb. 1, 279. Vor=J. J. P. 55, 73.
Kaiserling. 1. verächtl. für Kaiser s. Wbb. — 2. 'Pilzart' Popo. Wb. 213. — 3. 'd. mehlige Schlüsselblume Nemn. Pol. Lex. 2, 1059.
Kämmerling ahd. Notker chamerling, Weigand. 'Der Kämmerer' Schottel 371; Mosch. 190, 191; W. 5, 69; 12, 40; 20, 162; 171; 191; H. 3, 61; V. Ar. 1, 12; Musäus 3, 90; 'Oberkammerherr' 3, 93. Kämerling Sat. u. Pasq. (Schade) 3, 162; 182. Kammerling Möser Patriot. Phant. (1820) 3, 345. Steinbachs Erklärung des Wortes 'eunuchus, spado' (825) neben 'cubicularius' beweist eine Nebenentwickelung der Bedeutung und eine Neigung zum Verächtlichen, welches dem üblichen Gebrauch im 18. Jh. entspricht. Obwohl sehr häufig bei Wieland, gelangt es schon im 18. Jh. in weit geringern Gebrauch, und fast nur im verächtlichen Sinne. vgl. Heynatz Autibarb. 2, 171; DWb.
Kämmling 'die kurze Wolle, welche in den Kämmen hangen bleibt, die gröberen Teile' DWb. Auch Woll=K.
Kappling (vgl. kabbeln) Gartenlaube 10, 150 (S. Erg. Wb.).
Kärgling, bei Schottel 371 Kargling. Von Kinderling unter die „unreinen Wörter" Reinigk. d. d. Spr. 30. Stieler 930. Es fehlt bei Frisch u. Steinbach und ich habe es im 18. Jh. nicht belegt.
Katling 'Heckenapfel' Nemn. Wb. 1, 291.
Käufling s. § 22.
Käuling 'Bratfisch' Nemn. Pol. Lex. 1, 1364.
Kaufschilling Schottel 371; J. P. 3, 88.
Kennerling s. §§ 20, 22.
Keibling 'Aas' Stalder 2, 94.
Keimling s. die Wbb.
Keiterling 'ein Bier' Weise Überfl. Ged. (1701) 340; 341 (DWb.).
Kerbling s. § 22.
Kickerling ein merkwürdiges Wort mit vielfacher Bedeutung 'cicer, Erbse', 'ein verwachsenes, verbuttetes Kind', 'eine Art kl. Pflaumen', 'die kleinen ungewachsenen Federn an der Gans', 'Geldstück, besonders von schlechtem Geld', 'eine Art kleiner stechender Fliegen oder Mücken', auch Kinkerling u. s. w. DWb.
Kiesling 'der Kiesel' sehr häufig in älterem Deutsch vgl. DWb., aber später, besonders im 18. Jh. in der Lit=

teratur kaum begegnet; von Schottel, Stieler, Steinbach nicht gebucht. Frisch 514a, uud ein paar Mal bei Voß „genötigt vom halskitzelnden K" Ar. 1, 176; „Spiel-K." 3, 76. Sonst in der Bed. 'großer Feldstein' Bodmer Homer 1, 196 (DWb.), vgl. „ein großer K. in der Erden" Weistb. 3, 123. s. auch Schm. 2, 336; Elsäss. Wb. 1, 474.

Kikling 'Küchlein' Nemn. Pol. Lex. 2, 338.

Klägling Lthr. 5, 365a; Judas B. 16; Viertelj. 39, 306 (S. Erg. Wb.).

Kleinling „K. des Jahrhunderts! hast du dazu nicht Hand und Nerve, so mache du Knötchen und spiele!" H. (S); „Sohn von Liliput, Du K." H. 1, 271. Auch eine Pflanze, centunculus minimus Grube Geogr. Charakterbilder 3, 234.

Klemperling 'Klimperer' Tieck Nov. (1823) 4, 88.

Klevlinger s. § 11.

Klösterling 'Mönch' oft bei Luther s. DWb. u. vgl. § 18. 'Klostergeselle' „ein unbrauchbarer K." Abr. S. Clara Judas (DWb.). Im 18. Jh. nicht begegnet. Noch Auerbach Schr. (Stuttg. 1863) 1, 355.

Klipperling, Klitterling, Pfitterling „infirmae valetudinis homo, quasi inter rudera saxa et rupes vacillans atq. gressu impeditus". Stieler 967. Vgl. Pfliterling 'Zärtling, Schwächling, Zierling' Schm. 1, 330.

Klügling 'Klügler' s. § 2. Schuppius Schr. 128; „Ein eigenwitzig K." Mosch 350; Fleming (Stuttg. Lit. Ver. 82) 122; Günther 416 (DWb.); Stieler 988; Frisch 1, 525a; H. 1, 171; W. 5, 25; V. Ar. 1, 297; „Staats-K." Wernike Epigram „An einen Staats-K. — klug in verwirrter Sach', in deutlicher ein Thor". S. auch die Wbb. und Müller.

Klüseling F. s. § 9 'amasia' „umb der Clüsling willen" Keisersb. Bros. 13b (DWb.).

Knäpperling. 1. „Mit einem Bückling oder K. [Knix]" Mosch 384. — 2. 'mordellus' Stieler 992.

Knieling s. § 13.

Knauperling 'Kind, das im Wachstum zurückgeblieben, Knirps' Schm. 2, 374.

Kömmling einmal bei Goethe „Lieber K.! Leise! Leise!" I. 15, 290; auch Vischer Faust III[3] 143. Im Nhd. nicht gebräuchlich, aber vgl. mhd. komelinc Lexer 1, 1668. Die Zssg. Ab-, An-, Auf-K. u. s. w. sind zu sehr verschiedenen Zeiten aufgekommen. Niuquemaling, zuokumiling begegnen schon ahd.; after- nachkumelinc schon mhd. (Wilmanns Gramm. 2, 371). Ein-K. ist schon bei Luther und wahrscheinlich viel früher. Ab-, An-, Auf- sind wohl spätere Ableitungen, und sind von Schottel gebucht (370). Erst im 18. Jh. begegnen wir Empor-, Herab-, Her-, Heran-, Herbei-, Herunter-K. und ein aufs neue gebildetes Zu-K. Einige der alten Ableitungen sind in das Nhd. nicht eingedrungen. S. weiter unter den betreffenden Wörtern.

Kränkling „K-e und Narren" Alamod. Interim 504 (17. Jh. DWb.); J. P. 20, 94; Zelter an Goethe 4, 63. Meist sittlich, aber auch körperlich z. B. G. I. 27, 198. „Krankling hat Harsdörfer für einen kranken Mensch" Kinderling Reinigk. d. d. Spr. 31 (unter die „unreinen" Wörter gestellt).

Kräuterling 'die Nase [Fisch] im 1. J.' Schm. 2, 399.

Kreidling s. § 22.

Kreisling. 1. Ersatz für Zirkel Schottel 1449. — 2. 'Scheiben-Apfel' Frisch 1, 546 c. — 3. 'Nagelschwamm' Nemn. Wb. 1, 329.

Kremling 'Täubling, eine Art Schwämme' Oken 3, 159.

Krestling 'die Preißelbeere' (salzb.) Schm. 2, 396.

Kressling, Krestling 'die Kresse' s. DWb.

Kressling Name mehrerer Schwämme. DWb.

Kriechling „Der Deutsche trank sich wohl bisweilen untern Tisch. Doch wer sah ihn zum K. und zum Schmeichler gekrümmt und eingedorrt?" Langbein Ged. 4, 276 (Müller). — 2. 'die Krieche' S.

Krimpfling „Der todte K. hatte ein Haus, darinnen seine Haushalterin, die Not, die blinde Regierung führte". Abele Kunstl. Unordnung 2, 137 f. (Müller).

Kröpfling. 1. 'Mensch mit einem Kropf' Hannöv. Mag. 1846, 779. — 2. 'ein Fisch' Hohberg 2, 490 (DWb.).

Krümmling „Allein in allen bürgerlichen Verhältnissen sind Erziehungsanstalten zu K-en vorhanden". J. P. 10, 552. 'Eine Eisen-Arbeit der Grobschmidte am Pfluge' Frisch 1, 551 b; Schottel 371. s. DWb.
Krüppling „Aus einem üppig strotzenden Gewächs zu einem stechenden K. verartet". Kolbe Beleuchtung einiger Urteile über Sprachreinheit (1818) 43 (S).
Kühling. 1. Name mehrerer Fische Nemn. Wb. 1, 339. — 2. 'Schafpilz' ebenda.
Kühnling Sonnenberg (Campe).
Kümmerling. 1. 'Gurke, Kukumer' Nemn. Pol. Lex. 1, 1306; Kimmerling Steinbach 852. — 2. 'Verkümmerter Baum' Natur 15, 373 b (S. Erg. Wb.). — 3. 'Liebling, als ein Gegenstand des Kummers' Stalder 2, 143. — 4. „Wir armen K-e [Notdürftigen]" Vogt Köhlerglaube (3. Aufl.) 88 (S).
Kundling, Gundling 'Kündel, Gundel' Nemn. Pol. Lex. 2, 1459. Schottel 371.
Künling 'also nenneten die alten Teutschen ihre Könige' Goldast. Schottel 371.
Künstling. 1. „ästhetische K-e [die ohne Kenntnis von Kunst reden oder Kunst treiben]" Bürger (1835) 243 b. — 2. 'Blumenstrauß' S. Erg. Wb.
Kunstrichterling „Der K., der über unsere deutschen Possen klagt". W. Kirchbach Schr. 180 (Müller).
Küpferling s. DWb.
Kurling, Körnling s. § 16. = Kreßling.
Kurzweilling s. § 18.

Lämmling für Lemming, Mügge Norwegen (1858) 1, 65 (S).
Längerling 'Klapperapfel' Nemn. Wb. 1, 347.
Längling 'Langfisch' S.
Lästerling Saiffert S. 222 (Müller).
Läuferling Rückert Nachlaß 282 (Müller).
Läufling. 1. „'Er ist unter das Volk gegangen', sagt man von elenden L-en, die von Heer zu Heer um des Handgeldes willen ausreißen, und in Einem Paar Schuh sieben Potentaten dienen," Jahn V. 10; Merke z. V. 92; Herder Briefw. m. Flachsland (1847) 104; „Ich kleiner L. [umherlaufender Knabe]" Gutzkow Unterhaltungen 2, 4, 658 b (S). — 2. 'ein mit der Mutter laufendes Schwein' (Anspach) Schm. 2, 445.
Lauling s. § 22. Daniel Kesch, 17. Jh. bei Campe.
Lederling 'ein Pilz mit weichem Hut' auch 'Exkrement der Kuh' Schm. 2, 438.
Leedling s. § 15. 'Schwamm' von Leede = Verlassener Acker.
Lehrling fehlt merkwürdigerweise bei Schottel. Stieler 1128, Liscow Schr. (Berl. 1806) 3, 248; „Ich bin ein L.; ein unversuchter Anfänger". Klinger Otto V 4; Klopst. 5, 386 u. s. w. s. Wbb. Mit-L. 'condiscipulus' Stieler 1128; V. Ar. 1, 209; Zauber-L. G. I 1, 215; 29; 178.
Leichtling Jahn Germ. 4, 119 (Müller).
Leinling 'Flachsfink' Nemn. Pol. Lex. 1, 1663.
Leserling s. § 20.
Letzling, Letztling „Des Letztlings der Medicis" Barthold Die Geschichtl. Persönlichkeit im Casanova (1846) 1, 244; 2, 298 (DWb.); Lavater (Ch. Schiller 2, 29) (S. Erg. Wb.).
Lichtling „Die Brut nicht der Finsterlinge, sondern seichter L-e". F. H. Jacobi Nachl. 1, 361 (S. Erg. Wb.); Götting. Gel. Anz. (1841) 226 (DWb.).
Liebling s. § 2. Für 'Amor' „Zum zweiten Mal des L-s Wunde fühlet". W. 11, 232.
Liechtling 'Eichhase' (Wien) Popo. Wb. 102.
Liegerling s. DWb. auch Ligerling 'Faßlager' Elsäss. Wb. 1, 576.
Listling 'ein Listiger' Radlof Mundarten (1811) 113.
Löbling s. § 18.
Lockerling s. § 22.
Löffling 'Löffelbohrer' S.
Löhnling s. § 22.
Lötterling 'Kuhpilz' Schm. 2, 526.
Lüftling 'leichtsinniger Mensch' Schm. 2, 446; Elsäss. Wb. 1, 570; „[Er] sieht einem ganzen L. gleich" Fr. Müller (1811) 1, 284; Iffland Dram. Werke (1798) 3, 2, 32; „Einige nannten ihn einen Prahler, andere einen Luftling". Musäus 123.
Lustfresling 'cupes, qui non nisi cupita edit' Schottel 371.
Lüstling 'Lustling voluptates nimium amans' Harsd. Schottel 371; Stieler

1190; „der zuchtlose L." J. P. 36, 87; „Mädchen an L-e verkaufen" Langbein Ged. 2, 61; Sch. 12, 383; Klopst. 4, 13; W. 17, 95; 39, 105; 264; Schubarts Leben u. Gesinn. (Meyer) 44. Welt-L. Joh. Riemer, Kanzelredner Erkl. v. Luc. 2, 22.

Mädling 'Sorte weißer Trauben' Nemn. Wb. 1, 366.
Mailing Name der Äsche s. § 16, des Maiwurms, einer Art Winteräpfel. Nemn. Wb. 1, 368, und eines Schwamms S.
Malerling s. § 20.
Männerling „Und M-e nehmen sich Weiber, weil's ihre Väter gethan; und andere Leute es noch thun; um eine gute Suppe bequem im Hause zu essen; eine Wortführerin zu bekommen". Jahn V. 316.
Märbling 'junger Holzsproß' Schm. 2, 612.
Märzling 'Apfelart' Grimms Gramm. 3, 376.
Mastadersüchtling s. § 22.
Mattling, Mättling homo debilis Stieler 1249.
Meisterling „Der ist mein Meisterling, mein Uhrtheilfinder". Schottel 1009; 371.
Mengling. 1. 'Blendling' „Ich [die deutsche Sprache] bin kein M. nicht, kein Sprößling, kein Geflikke". Schottel 1003. vgl. Belege bei Müller. 'Ein von zwei Rassen erzeugtes Pferd' Nemn. Wb. 1, 385. — 2. 'Menger, qui omnia confudit et neutri parti adhaeret'. Stieler 1267. — 3. 'Höcker' von mengeln = händeln Adelung 3, 175.
Menschling „Wie will der M. ein Nachleben ergaunern, der im Erdendasein nur sein liebes Ich bezweckte?" Jahn V. 112.
Merling 1. 'Lerchenfalk' DWb. — 2. 'Holzart mit großem Gehäuse' von frz. merlin.
Merthling wie Brüling, s. DWb.
Mescherling 'Schmalzbirn' Nemn. Wb. 1, 386.
Messling „M. oder Meßknecht" Scheraeus 107 (Müller).
Meuchling s. §§ 18, 22. Jahn V. 122; Droysen Aristophanes (1835) 1, 169.
Mietling s. § 22. 'Taglöhner' und auch 'Söldner' „einem kargbesoldeten und gezwackten M-e" V. Ant. 1, 115; „jene unwissenden und ungesitteten M-e" 2, 168; „Was fragt ein M. nach dem Königreich, das nie sein eigen sein wird?" Sch. 5^{1}, 200; 7, 11; Jahn V. 232; „Was des nichtigen Ausrufs, welchen der M. [bezahlter Lobredner] posaunt? V. Ged. (1802) 3, 37; „Der freien Deutschen Geist, wie lange soll er sein ein M-sgeist?" H. 1, 283; M-ssold (verächtl.) V. Ar. 2, 36; M-ssäugamme 305. Auch 'ein Mieter' Weisth. 1, 572; und nach Campe 'ein Eingepfarrter'.
Migling 'ein Fisch' S. Erg. Wb.
Milchbästling 'Milchbast' Hermes Sophiens Reisen, 4, 264.
Milchling 1. „Dieser junge M., der Simplicissimus". Simpl. (1713) 1, 32; H. Sachs 3, 2, 92 a (DWb.). — 2. 'Pfifferling' s. § 15. — 3. 'der männliche milchführende Fisch' Forer Fischb. 2 b (DWb.).
Milchpeterling 'die Sumpfsilge' Nemn. Wb. 1, 388.
Mildling Hohberg 3, 1, 337 a (DWb.).
Milzsüchtling s. § 22.
Mischling „M-e von Tieren haben keine echte Fortpflanzungskraft, und ebensowenig Blendlingsvölker ein eigenes volkstümliches Fortleben". Jahn V. 20; 'Ein Quartz mit verschiedenen beygemengten fremdartigen Steinen' Storr bei Nemn. Wb. 1, 289; „mit einem M. von Neugier und Zorn auf dem Gesicht". J. P. 43, 127; „M-e von Kot und Dummheit" H. Heine 2, 300 (DWb.). Auch für Mulatten u. s. w. Barbar-M. V. Ant. 2, 424.
Mistling s. Müller.
Mitkämpferling s. § 20.
Mitteling s. § 6.
Mittling 'Mittler, Art Gewebes' Schm. 2, 652.
Mondling s. § 21.
Moosling 'Agaricus prunulus' Flügel D.-Engl. Wb.
Morastling s. § 21.
Mörcheling 'die Morchel' Schm. 2, 611.
Morfling 'Karpfen v. Milch u. Rogen' Meyer Konv.-Lex. 11, 737 a (S. Erg. Wb.).

Müdling ein schweiz. Wort, wie die Belege aus den Briefen von Lavater an Goethe und Schiller beweisen. Von ihm haben Goethe u. Wieland das Wort angenommen. Vgl. Stosch in Kluges Ztschr. d. d. Wortf. III 128. S. die Wbb. Lebens-M. Jahn B. 160.
Mühmling 'der oder die Verwandte von mütterlicher Seite'. Schm. 2, 576.
Mülling (Mieling Schottel 371) s. § 16.
Mundeling 'Schutzherr' Dreieicher w. p. m 7, 11 (Grimm. Gramm. 3, 353).
Mündling 'Schützling, Mündel' ein altes Wort allein es fehlt bei Schottel, Stieler, Steinbach und Frisch. Stieler 1308 hat statt dessen Mündlein: „sed et Mündlein pro pupillo et pupilla usurpari solet". Frisch 674 a zitiert das alte Mondeling 'Schützherr' (wie Munde- oben vgl. DWb.). Jedoch ist M. noch bei Stolberg, Fr. Müller u. a. belegt. S. DWb.
Musikerling s. § 20.
Müssling „Der M. hatte die Bequemlichkeit im Sinn, sich auf die Bärenhaut zu strecken". Langbein Ged. 5, 223 (Müller).

Naberling 'eine Apfelart' Graßmann Deutsche Pflanzennamen, Stettin 1870, 202.
Nabling 'Nabelkraut' 240.
Nachkömmling „Die gemilderten N-e der Kyklopen und Lästrygonen" V. Ant. 1, 286; G. I. 40, 275; 387; Kretschmann 5, 201; Haller D. Nat. Litt. 41, 190; Mosch. 132; 142; 146; 162; 163; 154. Nachkommenling Weisth. 2, 41; Nachkümling Musculus Neudr. 125, 13.
Nachling s. § 6.
Nächtling 1. der übernachtet. Müller. — 2. eine Gattung Fledermäuse S.
Nährling 1. 'einer der ernährt' bei Luther und Moscherosch. S. § 18. — 2. 'alumnus' s. § 22; Rückert Makamen 1, 107 (DWb.).
Näschling 'Näscher' Gödeke D.D. 1, 416 b (S. Erg. Wb.).
Näsling 'Fisch mit nasenähnlicher Oberlippe' Popo. Wb. 413. Auch Asling Schm. 1, 116.
Nasrümpfling Schottel 372 „so voller Nasenweisheit ist".
Nätling 'Faden, soviel auf einmal eingefädelt wird' Schm. 2, 715; Stalder 2, 232; auch Nädling Elsäss. Wb. 1, 758.
Neidling 'invidiae labe infectus' Schottel 372; „Herr Tadelgern und Herr N. sind gern beieinander". 713; Auerbach Schatzkästlein 343.
Nerfling, Erfling 'Bratfisch' Nemn. Pol. Lex. 1, 1363.
Nestling 'Nestvogel' „Wenn die Schwalbe geätzet die N-e" V. Theokrit 127; übertr.: „eine Brut von Kindern..., kleine N-e" Schlegel Hamlet 2, 2. Frisch 2, 16 a; Nistling Schottel 372. Auch 'der Weißfisch' Nemn. Wb. 1, 410.
Neuerling „und wie oft eine Neuerung in der Lehre unbemerkt durchgegangen sey, weil der N. den Mantel noch nach der alten Mode trug". Nicolai Seb. Nothanker 2, 96. Auch Faustin 1 (1783), 148 und Anselm Rabiosus Reise in Kürbisland 3, 70 bei Müller.
Neufängling Schottel 372.
Neukömmling s. Kömm-, und DWb.
Neuling 'novandi studio corruptus' Schottel 372; 'novitius, novellus, curiosus Stieler 1351. „Bist du vielleicht ein N. [Neuankommer] in Ithaka?" V. Od. 1, 176; „Ich bin in diesen Dingen ein N." Sch. 5¹, 442; „unerfahrener N." W. 21, 51; 105; 11, 33; „der N. der Menschenkunde" Musäus 1, 14; „Neulinge sind wir als Kind, N-e gehen wir ins Grab". H. 1, 773; V. Hor. 2, 268; Luise II, 256; d. j. G. 1, 186; J. P. 20, 45; 22, 236; für 'Neuerer' Liscow Sat. 1, 87. Reise-N. J. P. 20, 64; Lebens-N. 55, 75; N-smann Schottel 1004.
Neunling s. § 22, § 9.
Neu(t)zerling 'eine Apfelsorte' S.
Niessling „Wer, welche Wissenschaft er baut, nur auf Genieß des Lebens schaut, den nennt schon Luther N." V. Ged. (1802) 315; Jahn Werke 283; s. § 22.
Nördling „Ist dann des Südlings Kopf im Nord gekühlt, erheitert, ist dann des N-s Herz im Süd gewärmt, erweitert." Baggesen Poet. Werke (1836) 4, 249. (S).
Nöthling 'Nöthler' DWb.
Nussbengeling Garg. 38 a (Müller).

Oberling s. § 6.
Öhrling. 1. 'Ohrfeige' Schm. 1, 98;

H. Sachs 5, 361 d (DWb.). — 2. 'Ohrwurm' Nemn. Pol. Lex. 1, 1639.
Örfling Nörfling 'der Orf' Nemn. Pol. Lex. 1, 1366, auch Würfling.
Ösling östr. für Näsling, einen Fisch, Popo. Wb. 314.
Osterling 'Oster, Auster' „Habt ihr auch Forellen? Schmerling? . . . Osterling?" Jul. v. Braunschweig Stuttg. Litt. Ver. 36, 657.
Osterling 'Ostseehändler' Freytag Bilder (1867) 2, 1, 262; 267; Garg. 60 a (DWb.). Auch Osterlinger Fischart Großm. 131; Zedler 25, 2343 (DWb.).
Otterling 'ein Jaspachat mit Schörl.' Storr Nemn. Wb. 1, 420.

Paarling 'einer von einem Paare' Meyer Konv. Lex. 7, 297 a.
Päpstling s. § 18. Nat. Ztg. 29, 261 (S. Erg. Wb.). „Anti-P." Salon 1, 606 (eb.)
Peinling neben Peinlein 'Henkersknecht' Mathesius Katechism. 81 (DWb.).
Peperling frz. pepin 'Apfelsorte' Schlegel Schr. 6, 359 (S); Nemn. Wb. 1, 428.
Peterling 'Peterlein, Appich' Nemn. Pol. Lex. 1, 381.
Peuderling s. Müller.
Pfäffling. 1. 'Anhänger des Papsttums' V. Ant. 1, 349; (Hemp.) 1, 16; „P-snatur" Ant. 1, 387. Seltner Pfaffling V. Br. 2, 317 (S). — 2. 'Pfaffenapfel' Frisch 2, 46 b.
Pfännling 'Art Kuchen von Mehl, Topfen und Wasser' Schm. 1, 311.
Pfifferling 'Pfifferschwamm' s. §§ 15, 23. Bildl. „keines P-s wert" Müller Faust Litt. Denk. 3, 21. „Der Sprecher und Schreiber: „Pfiffer spricht wie ein Buch!" Wie ein gutes? Selbst wie ein gutes soll man nicht sprechen; doch er spricht ja, wie P. schreibt." Klopst. 6, 544.
Pfingstflitterling -blüttling s. Meyer Badisches Volksleben S. 151.
Pfingstling 'Pfingstel, Pfingstkönig, Pfingstlümmel' Schm. 1, 320.
Pflänzling vgl. Sämling, Setzling, Steckling. V. (Hemp.) 1, 38; Ant. 1, 327: „Sein-P. 90. Bildl. „Möchten doch alle P-e [Schüler der Pflanzschule] ihre große Bestimmung erkennen und sich derselben gemäß verhalten". Kaspar Schiller bei Boas Sch. Jugendjahre (1856) 82.
Pflegling zuerst von Schottel 372 gebucht 'pupillus'; fehlt bei Stieler und Frisch. „Der Athene P." V. Ant. 2, 423; G. I. 11, 14; W. 13, 18; Musäus M. 1, 79; „Pf-sgott" [Bacchus] V. Hor. 2, 294. Zuweilen auch auf Tiere oder Pflanzen ausgedehnt: „Die P-e des verlorenen Sohnes" J. G. Müller Siegf. v. Lindenb. (1790) 2, 196; Jahn V. 164.
Pflichtling 'ein Pflichtiger' S. Erg. Wb.
Pflockling Simpl. 4, 198 [22]. S. Erg. Wb.
Pierling 'Piere, Elritze' s. § 16.
Pinserling 'pruna sylvestris' Alb. Dict. Ggijb (Müller).
Pitscherling 'eine kleine Münze' Frisch 2, 60 c; auch Putzerling DWb.
Pittling 'Art Kalbfelle' Gärber-Ztg. 8, 59 c (S. Erg. Wb.).
Pitzling 'ein gew. Fisch' Schm. 1, 363.
Planetling s. § 21.
Pläpperling 'Plaphart, eine Münze' Hayneccius Schulteufel V. 3.
Plättling s. § 18. Platling, Schottel 372.
Plattling 'ein platter, geistloser Mensch' Campe.
Plickling für Blickling H. Sachs 7, 462, 19 (DWb.).
Prahlinger s. § 23.
Pressling 1. 'Nach dem Auspressen bleibender Rückstand' Wagner Gr. 230 u. Unsere Z. Neue Folge 12, 1, 456 (S. Erg. Wb.). — 2. verächtl. 'Angehöriger der Presse' (eb.). — 3. für Breßling, s. d.
Pröbstling 'dicke Erdbeeren. Auch scherzhaft von einem recht dicken Kinde' (Östr.) Klein Prov. Wb. 1, 67.
Prüfling 'ein zu Prüfender' Schwegler Jahrb. 2, 937 (S); s. § 22.

Rammling 'dissolutus' Dief. 187 a (DWb.).
Räsling, Reissling 'Moosschwamm' Nemn. Pol. Lex. 1, 112.
Rässling, Reissling, Reibling, Rödling u. s. w. 'Blätterschwamm' s. § 15.
Räubling 'einjähriges Rind' Nemn. Wb. 1, 457; Klein. Prov. Wb. 2, 77; Schm. 3, 5 auch 117, wo es auf 'Raup' in der Bed. 'Taugenichts' zurückgeführt ist. Reupling Frisch 2, 112 b.
Rebling 'Rebenschoß' V. Ar. 1, 71.
Rechling Rehling 1. 'der Barsch im

4. Jh.' S. § 16; auch Regling, Reckling, Reichling Schm. 3, 17. — 2. Rehling auch 'Pfifferling' s. § 15.
Rehling 'Junges vom Reh' s. § 12.
Reichling 'Stachelbeere' Pritzel-Jessen 334 b.
Reifling 1. 'Fächser'. — 2. 'Nebenschößling' Nemn. Wb. 1, 461.
Reimerling s. § 20.
Reimling 1. 'ein elender Reimenschmied' Schottel 372. — 2. 'Goldfisch' Fischart bei DWb.
Reis(e)ling 'der oft und gern reist' s. § 18; Stieler 1590.
Reisling 1. 'der im Reise jagt' (vgl. Reisjagd), verächtl. DWb. — 2. 'ein Schmetterling, Birkenvogel' Nemn. 5, 462 (DWb.).
Reiterling s. § 20.
Rerling 'der Barsch im 2. Jahr' Siebold Süßwasserfische 49 (DWb.).
Reuling 1. 'die Reue, wenn sie als Person gedacht ist' „Der R. folgt gähen Räten" Schottel 1126 b; „Der R. wird ihn beißen" 1118 b; s. die Wbb. — 2. 'der Bereuende' (verächtl.) „Du bist ein R. und das ist der armüthigste Mensch, da hat der Sack immer ein Loch." Auerbach Edelweiß 253 (S); Lthr. 1, 411 a (DWb.); Stieler 1608. Galgen-R. 'Galgenreue fühlend' S.
Reutling 'eine einschneidige Waffe' bei Luther Reitling, s. DWb.
Richterling s. § 20.
Richtling 'Richter' (verächtl.) Leop. Schefer Das Totengesicht (Hub, Balladen 351). (Müller.)
Ridling 'ein Fisch, der Renk' Schm. 3, 103.
Riemling, Rähmling 1. 'Brett von 2 Zoll Dicke und 15 Zoll Breite' Schm. 3, 87. — 2. 'eine Apfelsorte' ebenda. — 3. 'ein Vogel, Telestes Agassizi' Natur 27, 96 b (S. Erg. Wb.).
Riesling, Riessling, Rissling 'Traubenart' Nemn. Wb. 1, 465; 468; Kluge Wb. 317 b. Auch der Wein: „Eine Flasche R." Auerbach Leben 1, 230. Auch Rußling S. Erg. Wb.
Riessling 'eine Art schlechten Backfisches' Schm. 3, 135.
Riffling (?) s. Schm. 3, 62.
Rippling 'Name einiger (gerippten) Äpfelsorten' S.
Ritschling 'Reizker, Lactarius deliciosus' Müller.
Ritterling s. § 20.
Rittling 'gewöhnliches Reitpferd' Leipziger Stadtordn. (1544) F. 3 b. (DWb.).
Ritzling 'junges Ziegen- und Schafvieh, das nicht wachsen will, sondern klein und mager bleibt' Schm. 3, 175; vgl. Rötzling.
Röchling 'Scheltwort für Bauern' (vgl. röcheln = grunzen wie Schweine) Fastnachtsp. 366, 9 (DWb.).
Röckling 'feines, kleines Rockenbrot' (Niedersächs.) Adelung. Korrekter Röggling (aus Roggen) Campe.
Rödling 'zwei Pilzarten' Nemn. Wb. 1, 469.
Rögling 'der Rögel, Rogner' Schm. 3, 70; auch Rigling ebenda.
Röhling 'Rehling, Blätterschwamm' s. § 15. „Dessen Fleisch so zähe ist, daß es sich durch kein Sieden weich kochen läßt." Popo. Wb. 478.
Röhling, Röling, Rühling 'Teichfrosch' (zu röcheln) Schm. 3, 78.
Röhling 'homo rudus' „grober R." Fastnachtsp. 2, 684; Röchling 1, 366; Rölling Sat. u. Pasq. (Schade) 2, 153; Röhling Klinger 6, 215 (DWb.); Rohling Campe Erg. Wb. 144.
Röhrling 'Kreuzkröte' (zu röhren = schreien) Nemn. Pol. Lex. 2, 1125.
Rölling 'brünstiger Kater' auch Relling Auerbach Dorfgesch. 1, 126. Spottname für Th. Murner, Schade Sat. u. Pasq. 2, 126, 26 (DWb.).
Romanling „R-e, deren Kehle nur von Tönen des Altertums schallt." Radlof 2, 42 (Müller).
Römerling „Nicht Römer, nein! nur R-e" Campe.
Römling „Ihr Bauchpfaffen Roms und ihr aufschleichende R-e" B. Ant. 1, 115; „unter mystischer Papisten und R-e schwülem Hauch". 1, 333; 375; „daß uns der R-e Rom beherrschet", Klopst. 5, 346. Auch verächtl. für Römer: 'Vaterlandslose R-e'. Hausrath Alte Bekannte (Leipz. 1899) 1, 191; „der heutigen R-e [den alten Römern gegenüber]" Seume 2, 110.
Rosenling F. s. § 9.
Rössling 'eine Art Äpfel' mit roten Streifen' und 'eine rote Traubenart' Nemn. Wb. 1, 474.
Rötling s. § 5 a. Auch Rohtling 'ein art äpfel' Schottel 372.

Rötzling „Ein junger R." 'adulescentulus delicatus, audaculus, ferocūlus' Stieler 1627; vgl. Ritzling.
Rübling. 1. 'Pfifferling' s. § 15. — 2. 'ein Würfelname' s. DWb.
Rückling. 1. 'leichter Schlitten zum Ziehen' Stalder 2, 287. — 2. 'Libelle' Escher Zürcherj. 137 (S).
Rükkling 'machaera' Schottel 372.
Rüderling 'Roué' Ersch und Gruber 3, 9, 147 (Müller).
Rühmling 'studio sese laudandi stulte deditus' Schottel 372; 'gloriabundus' Stieler 1637; Zinkgräf Apophth. 2, 61 (S); fehlt bei Frisch und scheint im 18. Jh. außer Gebrauch zu sein. „Monsieur R." Bapt. Armatus Rettung der edlen d. Hauptspr. 1642, Bl. A. (Müller.)
Rundling 'heißt im Osterlande die wendische Dorfform, weil sie eine Ringlinie bildet'. DWb.
Ründling 'runde Münze' „die 5000 R-e" Roman Ztg. 15, 2, 29 (S. Erg. Wb.).
Rüssling 'Name eines Fisches im Donaugebiet' DWb.

Saatling. 1. 'Saathauf' Nemn. Wb. 1, 482. — 2. dicht. für die aus den von Kadmus gesäten Drachenzähnen aufgegangenen Krieger. „Es wachst der geschildeten S-e Heerschar." B. Ovid (Wien 1799) 1, 122; 123.
Saitling, Sättling 'gesalzene Därme' Nat. Z. 19, 116 u. a. (S. Erg. Wb.).
Salbling 'Salmo salvelinus u. Alpinus' Nemn. Wb. 1, 485; Selbling Fürstb. Urkb. 7, 9 (1480). Auch Sälbling, Saibling, Salmling Schm. 3, 231; Seibling Oken 6, 350. Auch heißt am Rhein der einjährige Lachs Sälmling, Nemn. Pol. Lex. 2, 1209.
Sältling, Saltling, Säuerling 'Sauerampfer' Nemn. Pol. Lex. 2, 1181.
Sämling 'junges, aus dem Samen gezogenes Baumstämmchen'. Schm. 3, 245.
Sämmtling 'Sammtrock' Hackländer Handel und Wandel 1, 86 u. G. Kinkel Erzählungen (1849) 178 (S).
Sätzling 'der Satzkarpfen' Hohberg 2, 477 b (DWb.).
Säuberling 'Petit maître' „Auf die Art befand sich der arme S. in einer unangenehmen Presse" Mylius Peregr. Pickle 3, 175 bei Kinderling Reinigk. d. d. Spr. 421; G. Keller Grüner Heinrich 2, 336; 337 (S).
Säuerling. 1. 'eine Art des Weinstocks' Nemn. Wb. 1, 491. — 2. wie Härtlinge 'die ungenießbaren u. sonst unbrauchbaren Trauben' Jacobsson 6, 43 b (DWb.). — 3. Säurling, Saurling 'Sauerbrunnen, Sauerwasser' Schm. 3, 279. — 4. 'Teig aus Mehl und Käse in Schmalz gebacken' ebenda. — 5. 'Käs, den man aus saurer Milch kocht' auch Süürling Stalder 2, 303. — 6. 'Sauerampfer' B. (Hemp.) 2, 98; „und umsehen wie S." B. Ar. 3, 140. — 7. 'Sauerklee' Frischbier 2, 249 a (DWb.). — 8. 'Pfefferschwamm' Nemn. Pol. Lex. 1, 114. Vgl. auch Bitterling.
Säufling 'Säufer' Chr. Wernicke Überschr. (1780) 4, 30 S. 99 (DWb.).
Säugling ein altes Wort schon mhd. sûgelinc, vgl. Weigand Wb.; aber von Schottel übersehen. Stieler 1691 Seugling 'lacteus, subrumus, fellebris' auch Mit-S., Seugling Lamm, Seugling Schwein. Frisch 2, 152; „ein S. und ein Greis" Klopst. 6, 193; 415; W. 5, 136; H. 1, 432; 511; J. P. 2, 255; 289; 5, 35; 6, 126; Burger 236, u. ö. Herder braucht es einmal für ein ungeborenes Kind „Also glaub ich auch der Furcht nicht, Daß Ihr einen vaterlosen S. in dem Schooße tragt". Cid 20. Zuweilen von Tieren angewendet: „der S. zahmer Affen" L. 11, 188; V. Od. 9, 342. Scherzh. auch von blutsaugenden Tieren, z. B. „Inzwischen mußte ich Blut lassen, eine Menge, teils durch jene liebenswürdigen schwarzbraunen Säuglinge [Flöhe]" Seydelmann 165 (S). Vgl. die Anwendung in Bayern für die Maschine, die Wasser zur Feuerspritze treibt, Schm. 3, 210. Auch „Geimpft mit dem S. [impfendem Zweige] der Nuß". V. Ländl. 3, 223 (S). Die dicht. und bildl. Anwendungen sind verschiedenartig und häufig z. B. „Ihr Stimmen, lallet das mächtige S-lied [ihr erstes Lied]" H. 1, 427; „Wie über sein erstes gedrucktes Gedicht ein lallender S. der Musen [junger Dichter] Langbein 1, 144; „Mit seiner Geburt ist der Menschen-S. an die

Welt geknüpft". Jahn B. 133; 145; „S. und Zögling einer Muse und der Philosophie". J. P. 3, 125; „Bloße S-e der himmlischen Weisheit" W. 21, 147; [von einem, der den Wein saugt, wie das Kind die Muttermilch] Klopst. 5, 477. Schließlich von einem Schwächling in Verstand oder Erfahrung, Campe; Unw. Doctor (1697) 689 (DWb.); und f. §18.
Säumling 'ein Säumiger' Campe; Schmidt Cab. Veilch. 119 (S. Erg. Wb.).
Sauterling f. Schm. 3, 290.
Schächterling „Einen S. hinausthun" 'laut lachen' (Ulm) Klein Prov. Wb. 2, 104.
Schädling 'schädigende Insekten u. s. w.' Unsere Z. (80) 1, 250, 260 (S. Erg. Wb.); f. Müller.
Schäling 'controversia' Stieler 1724; Scheling Schottel 372; Frisch 2,172 a.
Schändling 'ein schändl. Mensch, z. B. ein der Päderastie Dienender' Klaiber Liv. 39, 42 (S).
Scharfling 'der Stichling' Nemn. Pol. Lex. 2, 23.
Schärfling 'das Scharfkraut' DWb.
Scharling, Schärling 'das Heilkraut' Nemn. Pol. Lex. 2, 134.
Schebling Weisth. 1, 144.
Scheibling 'Scheibenapfel' Nemn. Wb. 1, 499.
Scheidling. 1. 'die Därme, die nahe dem Magen sind' Höfer 1, 144 (DWb.). — 2. 'Rain' Fleming Vollk. teutscher Jäger (1719) 374 a (S).
Scheinling 'das Auge' Schm. 3, 366.
Scheissling Mosch. 287.
Scheiterling 'Zaun aus Holz' Schm. 2, 415.
Scherfling 'Pantoffel' (zu scherfeln, im Gehen mit den Füßen schleifen) Schm. 3, 399.
Scherling für Schär- und Schierling. Auch im Hessischen ein junges Pferd von 2—3 Jahren, dem man das Geschirr anzulegen anfängt; auch Schirrling. DWb.
Schichtling. 1. 'Jaspachat mit Thon' Storr bei Nemn. Wb. 1, 502. — 2. f. § 22.
Schieberling. 1. 'Pfefferschwamm, Rothschieber' f. § 15. — 2. 'eine Apfelart' Campe; Nemn. Wb. 1, 502.
Schiebling. 'Schublade' Schm. 3, 313. — 2. f. Schübling. — 3. 'ein kleiner Fisch, der Döbel' DWb. — 4. 'Handschuh' DWb.
Schiedling 'Name eines Fisches' Siebold 407 (Wb.).
Schiefling 'ein schiefer Mensch (körperlich, und, übertragen, geistig)' Campe.
Schierling 'mehrere giftige Pflanzen' Nemn. Pol. Lex. 1, 1158; 1040; B. Ar. 3, 104; „Ein Trunk von blutaustreibendem S." B. Hor. 2, 268; „S-saft" 1, 230; W. 12, 43; „S-skräfte" J. P. 3, 143; „S-skelch" W. 39, 165; u. ö.
Schilling als Münze ein sehr altes Wort f. DWb. Auch 'eine Strafe mit Ruten auf dem Hintern' Klein Prov. Wb. 2, 114. Im selben Sinn „So kann man auch dem Herzen einen S. geben?" Schönaich Die ganze Ästhetik, Litt. Denk. 76 ff., 68. S. auch Müller.
Schillinger f. § 11.
Schinderling 'eine leichte untaugliche Münze, damit der arme Mann geschunden worden' Aventinus bei Schottel 372; vgl. Frisch 2, 184 a 'eine Münze so schlecht, daß sie das Volk S. genannt'.
Schirling f. Schier-; bei Nemn. Wb. 1, 505 auch eine Sardelle.
Schirmling = 'Schützling' Campe.
Schläfling 'der gern schläft' DWb.
Schlämperling 'herabhangender Rotz, Klunker z. B. an Kleidern; — schimpflicher Spitzname' Stalder 2, 323.
Schlauderling 'ein schlauderhafter Mensch' Stieler 1818.
Schlechtling 'schlechter Mensch' mundartl. aus Ungarn, Frommanns Zeitschr. 6, 343 (DWb.).
Schleicherling 'Schleicherlein' Keisersberg Brösaml. 2. 53 c (DWb.).
Schleiffling 'ein Holzmaß' Weisth. 2, 603.
Schleimling 'Tremella nostoc, eine Pflanze' Flügel Wb. II. Schlenderling 'stiria e naso pendens' Schm. 3, 451.
Schlemperling 'an der Nase hängender Tropfen' DWb. Vgl. Schlenkerling 'weggeschleuderter Nasenschleim' Schm. 3, 454 (zu schlenkern 'schleudern').
Schlimmling '„Es hat mich tausendmal gewundert, wie er auch so ein

S. hat sein können, da er doch so viel wußte.“ Pestalozzi (Stuttg. 1819) 1, 173.
Schloterling 'ein haltloser, schlotternder (bebender) Mensch' Scherr Stud. 2, 171 (S Erg. Wb.).
Schmächtling 'eine schmächtige Person' Campe; auch Schmachtling 'ein sehr magerer Mensch' Kinderling Reinigk. d. d. Spr. 422.
Schmalzling 'Schmalzapfel' Schm. 3, 471. Birg-Schmalzlinger 'Schmalzblümlein' ebenda.
Schmätzerling s. § 12.
Schmelzling. 1. 'Schmalzfisch' von dem weichen schleimigen Körper. Campe. — 2. 'das fünfte Geschlecht der Meerseelen' DWb. — 3. Klapperapfel' Popo. Wb. 248. — 4. 'Ringpilz' Pritzel-Jessen 458 (DWb.).
Schmerling. 1. 'Kuhpilz' Nemn. Pol. Lex. 1, 633. — 2. 'die Schmerle' 1084.
Schmetterling Stieler 1877 'ovum contusum, fractum et allisum', 'homo macer et infirmus' „Er ist ein dürrer S. exsanguis, junceus est.“ Über die Geschichte des Wortes s. Bierwirth PBB 15. 387, wo es in der Bedeutung 'papilio' schon 1504 belegt ist. Daselbst sind spätere Belege von den Jahren 1653, 1678, 1700, 1703 u. s. w. Aber als litterarisches Wort gewinnt es allgemeinen Gebrauch erst gegen die Mitte des 18. Jhs., und zwar oft dichterisch oder bildlich von Menschen, z. B. J. P. 2, 211 „Tag-Dämmerungs- und Nacht-S.“ Für Cupido W. 4, 12. „Ihr schönen Wochen [der ersten Liebe], Ihr seid S—e.“ J. P. 1, 64; „Überall nickten Blumen, diese S—e unter Gewächsen“ 7, 174. S—sherz [veränderliches Herz] Jahn. V. 321. Auch für ein einmaliges Schmettern Keisersb. Bilg. 141e (DWb.). Auch „Gab . . . zwei S—e d. h. zwei Kupferdreier“ Nat. Z. 26, 494 (S Erg. Wb.).
Schmiedling 'der zimmetrote Kuhpilz' (Östr.) Nemn. Pol. Lex. 1, 633.
Schmierling. 1. 'Varietät des Blätterschwamms' Nemn. Pol. Lex. 1, 112. — 2. 'Schmierer, Sudler' Campe.
Schnalling 'Schnaller, Schnippchen' (zu schnallen) „Ich wollte nicht einen S. darum geben.“ Wander Sprichwörterlex. 4. 285 (DWb.).
Schnäpperling 'in verba projectus, bombylius, futilis nugator' Stieler 1893. 'Schnapperliedlein' DWb.
Schneiderling. 1. Überläßt man . . . . den Eingebungen des ersten besten S—s die Wahl des Anzugs . . .“ Jahn V. 114. — 2. „ein S. abhauen“ Mörler Markordn. (Müller).
Schneidling, Schneideling 'junges Reis' Dief. 513 (DWb.).
Schnelling. 1. 'Talitrum' (zu schnellen, vgl. Schnalling) Maaler 359c; Murner Narr. Beschw. Neudr. 119 ff. 88. — 2. S. oder Snelling 'pons versatilis' (zu schnellen = schwingen) DWb.
Schnipperling 'accidentia' auch 'emolumenta officii' auch 'Schnitzling, Abschnittling' 1903.
Schnittling. 1. 'junges männliches Pferd oder Rind, das nach dem Verschneiden noch nicht ganz heil ist' Schm. 3, 498. — 2. 'Schnittlauch' Nemn. Wb. 1, 517. — 3. 'Schnittholz' ebenda, auch Schnitterling DWb. — 4. 'junger Jahrschoß' Nemn. Wb. 1, 517. — 5. 'Schnitzel', auch Papier-S. S. — 6. 'caeso, Ausschindling' Frisch 216a. — 7. 'Dachtraufenziegel' Jakabsson 4, 29b (DWb.). — 8. Schnidling 'kurz geschnittenes Haar' Hügel 143a (eb.). — 9. Dutten-S. 'noch saugend verschnittener Ziegenbock' Moll Nat. Br. 2, 43 (S Erg. Wb.).
Schnitzerling 'Abfälle beim Wollenscheren' Germania 27, 181. Es scheint nur in älterem Deutsch vorhanden zu sein.
Schnitzling 'Schnitzel' Campe; Stieler 1903.
Schnürling s. § 12 u. DWb.
Schöberling. 1. 'der Eichhase'. — 2. 'Korallenschwamm' Nemn. Pol. Lex. 1, 636; 1059. Auch Schoberling S.; Flügel Wb. II.
Schomerling 'Krammetsvogel' Nemn. Pol. Lex. 2, 1511.
Schönling. 1. 'Regenbogenfisch' Campe. — 2. 'petit-maitre' s. § 22. — 3. 'Schönseinwollender' Jahn V. 172; „Jetzt war er der Tongeber aller Witzlinge und S—e in Rom“ Kretschmann 5, 190; „Ein lallender

S., d. i. ein junger Schriftsteller in der Schöngeisterey" Allgem. deutsche Bibl. VIII 194 bei Kinderling Reinigk. d. d. Spr. 423; „Ein S. und Schwächling, ein Frauenknecht" Ense Tageb. (Assing) 5, 78. — 4. Im aktiven Sinn 'der alles verschönert' Klinger im DWb.

Schörling. 1. auch Schürling s. § 18. — 2. in Hessen von geschorenem Wollenvieh (veralt.) DWb.; Schurling Weisth. 3, 497.

Schössling. 1. 'Rockschoß' DWb. — 2. Schoßkind, Liebling' „[die Natur gab dir,] was nur ihren S—en sie giebt, Tränen jeglichen Gefühls." Stolberg 1, 122. — 3. 'puellae adolescentulae' Grimm Gramm. 4, 1228.

Schössling ältere Formen Schüßling, Schießling 'ein aufgeschossener junger Mensch, eigentlich aber ein Schuß unten am Baum' Frisch 2, 235 b; Schößling 'stolo' Schottel 372; Schießling Stieler 1769. Im 18. Jh. ist die Schreibung Schößling gewöhnlich. J. P. 23, 375; „Reben-S." V. Ar. 2, 283 u. s. w. s. Wb. Besonders bildl. „der jüngste S. dieses edlen Stammes" W. 13, 44; G. I 10, 6; Sch. 3, 522; „Schalt- und Reben-S." J. P. 8. 215; „Register der Extra-S-e" 9, 419. — 2. Schoßling 'Name des Häuflings' Nemn. Pol. Lex. 1, 1663. — 3. Schüßling 'ein junges Schwein von 4—6 Monaten' Nemn. Wb. 1, 523.

Schötling Wein-S. Oken 3, 1413 'Berberitze' Weinschärling Schm. 3, 385.

Schöttling 'ein Schwein unter einem Jahre' (Niedersachs.) Klein Prov. Wb. 2, 138.

Schreckling. 1. 'terrorem incutiens' eig. Schrecklinger, von einem wilden Volksstamm, Schottel 372. — 2. 'der leicht zu erschrecken ist' Hulsius (1616) 289 a (DWb.).

Schreiberling s. § 20.

Schreibling = Schreiberling Radlof 3, 315; 318; Schreiblernling 322 (Müller).

Schreiling „So schweigen die andern jungen S. so lang still" Garg. Neudr. 65 ff. 108; V. Shak. 2, 455.

Schriftling „braucht schon Harsdörfer im Ernst für einen Gelehrten" Kinderling Reinigk. 424. Meist im verächtl. Sinne — Mosch. 333; A. Gryph. 1, 299 (DWb.); „ein verrückter und alberner S." V. Hor. 2, 273; „Nottire der S., und exzerpire so weit Hand oder Kenntnisse reicht." V. Ant. 1, 316.

Schrötling 'Schrot, Scherbel' S.

Schübling. 1. 'Bratwurst' auch Schubling Frisch 2, 230 a; Garg. Neudr. 65 ff., 77. — 2. Mundpfropf Stalder 2, 352. — 3. 'Schiebbret' Jakobsson 4, 59 b (DWb.). — 4. 'von Neugewachsenem' a) 'Zähne' Weisth. 2, 120; b) junges Holz Colerus bei Frisch 2, 230 a. — 5. 'Verdächtige Person, die über die Grenze [zum Gericht] befördert [geschoben] wird' Schm. 2, 360. Die Schreibung Schiebling ist korrekter und jünger.

Schüsserling von Pflanzen und übertr. von Menschen, s. DWb.

Schüssling s. Schößling; auch Schützling geschrieben Frisch 2, 235 c. Auch 'Porcellus' Nemn. Wb. 1, 523.

Schützling erster Beleg bei Stieler 1620 Schützlingerrotte 'clientum turba', ob er es gleich unter Schutz ausläßt. Von Steinbach und Frisch wird es auch nicht gebucht. W. 13, 26; 52; „S. der Kirche" Schlosser Welt-Gesch. 7, 273.

Schüttling 'der Schütt, Bündel ausgedroschen, nicht gerütteten Strohes' Schm. 3, 417.

Schwächling „Nur der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der S. untersinkt." Sch. 11, 57; „Der Held dringt kühn voran, der S. bleibt zurück." 206; „Wie die kraftlosen S—e" Kretschmann 5, 299; „der S. matt und bleich" Langbein Ged. (1813) 2, 154; J. P. 20, 94; H. 1, 227; Bürger 224; Seume 5, 32; 188; Sch. Ideal u. Leben. Das Wort scheint erst in der 2. Hälfte des 18. Jhs. in allgemeinen Gebrauch gekommen zu sein; aber erscheint schon bei Kramer Deutsch-Ital. Wb. (1702), 305 = deboluccio.

Schwammerling 'Schwamm' Schm. Flieg. Bl. 1850 S. 14 a. ff. (S Erg. Wb.)

Schwänling 'junger Schwan' s. § 12.

Schwänzling „Ihre Schmeichler und Kaudatarier (S—e)" W. 36, 159 (S Erg. Wb.).

Schwärmerling s. §§ 18, 20. Schottel 372.
Schwärmling 'einer der schwärmelt' S.
Schwärtling. 1. 'Schwartenbrett' Schw. 3, 549; Stalder 2, 361. — 2. 'tüchtige Ohrfeige' ebenda.
Schwebling s. Buchstäbling.
Schwederling s. DWb.
Schweigling 'Schweiger' bei Luther, s. § S. „Der berühmte Finanz-S." Mont. Ztg. 13, 9 (S. Erg. Wb.).
Schweimling 'junger aufgesprossener Mensch' S. Rot u. d. W. adolescens (Müller).
Schweinling 'Schweinsbilz' Nemn. Pol. Lex. 1,635.
Schwendling 'Schwendstrumpf, Strumpf ohne Fußteil' Schm. 3, 539.
Schwertling 'Schwertel' Meyenb. 403, 32 (DWb.).
Schwinderling 'Maulschelle (wohl eine gründliche, worüber Einem Hören und Sehen vergeht)' Schm. 3, 540; „Einem einen S. geben" Stieler 1983; Holtei Es. 2, 121 (S. Erg. Wb.). Oft auch Schwenderling, s. DWb.
Schwindling 'Mensch, der Schwindeleien im Kopf hat, Entwürfe macht, die nicht auszuführen sind' Ramler. Beitr. 1796, 82 (Müller).
Schwulstling „Es seyn große S-e, denen der Kopf für übriger Weisheit zu enge ist". Schottel 1117 a; unw. doct. 430; hebamm. 84. Schwülstling med. m. 362 (Müller).
Sechsling s. § 5 b.
Seegling Übersetzung für Prisma. Comenius Sprachenthür 759. Sonst unbekannt (DWb.).
Seeling s. § 21.
Seitling. 1. 'Collateralis' Schottel 372. — 2. 'der Flohkrebs' (Oestr.) Nemn. Pol. Lex. 1, 803.
Selbstlehrling s. § 22.
Selbstling „Im Augenblick schon ewig groß sein wollen, ist des S-s Verzweifeln an Unsterblichkeit". Jahn. W. 19; 37; J. P. (1826) 2, 60; Langbein Ged. 4, 230; 5, 362; Börne (1840) 2, 43; s. § 6; 22.
Selbstsüchtling „Hingegen ein ächter, recht frecher S....., der die Welt in einer Cochenille-Mühle malen könnte, um sich Weste und Wangen rot zu färben . . ." J. P. 21, 112; s. § 22.
Sendling „weltkluge S-e" [die von der röm. Kirche nach Deutschland Gesandten] B. Ant. 2, 238; B. v. Ense Galerie (1836) 2, 116; Tageb. 5, 49.
Setzling 'Nebenzwiebeln', 'Setzholz', auch 'junge Fische, die zur Vermehrung in die Teiche gesetzt werden' Nemn. Wb. 1, 541; Schottel 372. Gegen-S. oder Unter-S. in Arch. 'anterides, erismata' Stieler 2043.
Sibilling 'ein edler Apfel' Frisch 2, 271 b.
Sichling 'die Alse' und 'der Messerfisch' Nemn. Wb. 1, 541.
Siebenling s. § 5 b.
Siechling 'Kränkling' „Ein ächzender S." J. P. (1826) 23, 115; d. j. G. 3, 481; Schubart (1825) 2, 73; 254; Langbein Ged. 3, 244; 5, 76; Apoth. 261 (Grimm Gr. 3, 353); Fichte (1846) 6, 471.
Silbenkleinling 'Silbenstecher' Pauli Sprachreinigk. 6.
Silberling. 1. 'Silbermünze' G I 25,198; Hagedorn (Hamb. 1757) 3, 176. — 2. 'eine Apfelsorte' Nemn. Wb. 1,543.
Silling 'die Kolik' Schm. 3, 230.
Sinnbilddeuterling 'Sinnhuber' Vischer III Th. zu Faust S. 167.
Sinnling „Der grobe S. mag in Rotten nur meine Schwärmerei verspotten" Seume 5, 86.
Sippling (?) Weisth. 1, 644.
Sipplinger s. § 11.
Sittling 'Moralist' „allzuängstliche S-e Mont. Ztg. 33, 24 (S. Erg. Wb.).
Sitzling 'sedentarius, sessibulum' Stieler 2088; s. § 22.
Söffling 'Söffer, Säufer' Goltz Jugendleben 3, 49. Süffling Holtei J. 1, 303 (S).
Sohrlingholz 'abgestorbenes, wurmstichiges Holz' Schm. 3, 281.
Söldling 'Söldner' (verächtl.); vgl. Söhnling, Miethling, Dienstling, S. § 22. Jahn W. 228; 232.
Sonderling schon bei Luther und dann oft in späterer Zeit (vgl. Wbb. u. Müller), aber von Schottel nicht gebucht. Stieler 'Absonderer, homo singularis et peculiaris opinionis, solitarius' 304; Frisch 2, 286 b; „Um ihn nicht für einen Murrkopf und S. zu halten" Kretschmann 5, 195; W. 21, 57; 10, 155; 156; 160; Hor. Br. 1, 41; Sch. 5 [1], 326; 293; 235; Jahn W. 115; 337; Langbein Ged. 2, 174; „So S. ist er" K. Less. Die Maitresse 2, 12; u. s. w. Sönderling Simplic.

492 (Müller). Denk-S., Meinungs-S. s. § 22. — 2. 'der Wunderstrauch' Nemn. Wb. 1, 548. — 3. 'eine Motte' ebenda. — 4. 'eine Sorte der Aurikeln' Pol. Lex. 3, 1059. — 5. „Vorwörter [Präfixe sind entweder S-e, separabiles, oder Unsonderlinge, inseparabiles". Bödikers Grundsätze der Teutschen Spr. Berlin, 1746, S. 486.
Sonnling s. § 21.
Spältling. 1. 'Spalt', dünnes Stück Holz'. — 2. Hinterkeule eines geschlachteten Kalbes oder Schafes Stalder 2, 379.
Spässling 'Spaßmacher' W. 4, 135; s. § 22.
Spätkömmling S.
Spätling. 1. 'Herbst' Fischart Großm. Neudr. 2, 4; Echtermeyer Auswahl d. Ged. (1847) 4 (S). — 2. 'poma serotina' Frisch 2, 294 a. — 3. 'agnus serotinus ebenda. — 4. „Dünn blühn die S. edles Samens" V. Ged. (1802) 3, 32; „Groß war die Freude der Eltern über den holden S. [Spätgeborenen]"; „Nur ein kümmerlicher S., ein armseliger Nachprediger" Arndt Erinnerungen (1840) 337; [der in späterm Zeitalter lebt] W. Hor. Br. 2, 52. — 5. „Nachflor und S-e des Taschenbuchs" J. P. 48, 185; „Es [die alten Spielzeuge 2c.] waren die Rudera und S-e einer verspielten Kindheit". 2, 381; „einige Stiche von den alten dornigen S-en seines Paradieses" 7, 274.
Spatling Stieler 2074.
Speiderling 'Dürrleder' Stieler 1106.
Speierling, Spirling, Spierling, Spörling Sperberbeere und -baum Stieler 119; 1378; Popo. Wb. 547; Nemn. Pol. Lex. 2, 1327; V. Georg (1789) 211.
Sperling s. Wbb. Schottel 372, auch Sparling.
Sperlinger s. § 11; 23.
Spierling 'ein kleiner Fisch' Nemn. Wb. 1, 554; übertr. auf einen schmächtigen Menschen Joh. Kinkel Haus Ibelis 2, 148.
Spilling, Spenling, Spinling. 1. 'Spindelpflaume' Schm. 3, 569; Stieler 2089. 2. 'schmächtiger, magerer Mensch' Schm. 3, 569. (cf. spindeldürr).
Spitzling. 1. 'ein Feldunkraut'. — 2. 'Spitzapfel, Sängerling' Nemn. Wb. 1, 557.
Spoeling fluv. Schottel 372.
Spöttling Abele künstl. Unordnung 2, 269 (Müller).
Sprätzling, Spreizling 'Treibkorn' S. 3, 1149 b.
Sprengling. 1. 'Heuschreck' Ryff Thierbuch (1545) 319 (S). — 2. S., Sprätzling s. § 16.
Spritzling 'Tethys' Nemn. Wb. 1, 560.
Sprössling 'Sproß' ein altes Wort mit Nebenform Sprüßling, s. Weigand Wb. Schottel 372 Sprosling. Im 18. Jh. sehr häufig in übertragener Bedeutung. „Du ein S. solches Manns" V. Ar. 2, 96; „der hoffnungsvollen S-e der großen Familien" Seume 2, 103; „Ein S. der lateinischen Wurzel" Jahn V. 81; „S-e der Hierarchie". G. I 29, 69; „Acharner-S." V. Ar. 1, 26; „Löwen-S." 3, 200; „Erden-S. Bellefontes" V. Hor. 1, 220; „Daß die Seele nichts ist als ein Wasser-S. des Körpers J. P. 1, 57; „Öl-S." V. Ant. 2, 409; „Laub-S." V. Ant. 2, 237; H. 1, 378; Klopst. 5, 303; 6, 299; 382; Mess. I. 64; V. Luise 3, 301, u. s. w.
Städtling V. Theokrit (1808) 7, 25; V. Shak. 3, 38 (S).
Stämmling s. Müller.
Ständerling 1. 'Gefäß zum Unterstellen, besonders an einem angezapften Bier-, Weinfaß.' — 2. 'Getränk, das sich beim Abzapfen in solchem Untersatz gesammelt'. — 3. 'jedes durch längeres Stehen in offenem Geschirr verrauchte oder verdorbene Getränk'. — 4. 'weiße Rübe von länglicher Gestalt' (auch Stederling). — 5. 'Person, die allenthalben gerne stehen bleibt'. — 6. 'das Stehenbleiben, Ständchen, besonders auf der Gasse, um zu plaudern' Schm. 3, 646; Klein Prov. Wb. 2, 168; „Einen St. halten" Stieler 2133.
Ständling 'statarius miles' Garg. 96 a (Müller).
Stärling 'Staar' S. Erg. Wb.
Stäubling 'Staubgeborner' Sonnenberg (S).
Steckling 'Steckreis' s. Wbb.
Steifling 'steife Person' Körte Sprichwörter (1837) 128.

Sterbling „Seine Descendenz bestand aus eitel St=en" Musäus M. 2, 107; Physiog. Reisen (1778) 2, 202; 4, 167; „Ihre gleich bei der Geburt zum Makulaturtode reifen S=e" W. bei S. Stieler 2172; auch 'umgefallenes Schaf' Nemn. Pol. Lex. 2, 824.
Sterling „Pfund S." W. 38, 264; „Für S" = 'für echt' Seume 2, 154.
Sternling s. § 21.
Sterzling 'ein Fisch' s. Schm. 3, 103; 660.
Stich(er)ling, Stech(er)ling, Stekerling mehrere Fischarten s. § 16; Stieler 2158; Nemn. Pol. Lex. 2, 23. Sonnenstichling 'ein von Sonnenstich Getroffener' Mont. Ztg. 20, 29 (S. Erg. Wb.).
Stiftling „Das Hospiz der kgl. Sachsenstiftung bietet 35 S=en Unterkunft und Pflege". Müller.
Stirling 'ein Fisch' Schm. 3, 654.
Stöbling s. Nemn. Wb.
Stöckling wie 'Stock' verächtl. für Personen. Jahn Werke 302. Auch in Westfalen 'Flüchtiger, Trünniger' Zeiller 404 a (Müller). Stökkling Schottel 372.
Stoffsammlerling Vischer III Th. zu Faust S. 167.
Stölzling Schottel Friedens=Sieg Neudr. 175, 26; G. Keller Leute von Seldw. 2, 299; s. Müller.
Stöppling 'Stoppvogel' Nemn. Wb. 1, 577.
Störchling s. § 12; Rückert Nachlaß 258.
Störling 'der Stör' S Erg. Wb.
Sträfling „Hörte der Strafpredigt der Mutter an . . . der S." Rog. Welt. H. 324 (S. Erg. Wb.); s. S. Kerker=S. Kladder. 31, 74 b (S. Erg. Wb.).
Strändling 'das Uferkraut' Nemn. Pol. Lex. 2, 430.
Stränling z. B. Holz=S 'Holzapfel' Nemn. Pol. Lex. 2, 1098.
Strassling 'schädliche Pilzart' Gottsched Nemn. Wb. 1, 257.
Streberlinger s. § 11.
Strebling, Streifling, Streimling, Striemling 'gestreifter Backaffel' Nemn. Wb. 1, 580; 581.
Streckling 'dessen Wohnung und Ausflucht man nicht weiß' Frisch 2, 345 a.
Streichling 'Landstreicher' Frisch 2, 345 b. „Wan ein Strichling in das Landt zu W. oder R. keme" Weisth. 2, 578.
Streifling 'socculus' Stieler 2206; „Die Straiffling und die hohen schuch" Rebhuns Dram. Stuttg. Litt. Ver. 49, 14.
Streitling „Die Strenggläubigen, oder wie Goethe im Gegensatz zu Frömmlingen sie nennt, die S=e" Nord S. 31, 137 (S Erg. Wb.). Sch. Ged. s. Viehhoff (1856), 2, 320 (eb.).
Strengling 1. s. § 22; Schottel 1272. — 2. 'Würgbirn' (wegen des strengen Geschmacks) Nemn. Wb. 1, 581.
Strichling s. § 9.
Strömling 1. 'Art kleiner Heringe' Nemn. Pol. Lex. 1, 1076. — 2. 'piscis fluviatilis' Stieler 2213. — 3. 'Streifling'.
Stübling 'Stubensitzer' Jahn Werke 302; W. Körte Sprichw. (1837) 1748 (S).
Stümling Simplic. (Stuttg. 1862) 2, 492.
Stümpfling 'etwas Abgestumpftes, nam. eine Birnensorte' Nemn. Wb. 1, 583.
Stürbling 'abgestandenes Schaf' Klingner 2, 836; 838 (Müller).
Südlinger s. § 11.
Süffling J. P. Euphorion 7, 63; „Der Mann der Karschin war ein S." Roseggers Heimgarten 1887, 117 (Müller).
Süssling 1. 'Wiesen=Bocksbart' Nemn. Pol. Lex. 2, 1468. – 2. 'Brätling' 1, 111. — 3. 'Süßapfel' Burger Ztg. 14, 303 (S Erg. Wb.) — 4. „Fade S=e" Böttiger Sabina (1806) 2, 137; „Nur Römische S=e mieden den Fluß (Hor. Od. Lib. 1, 8)" Jahn W. 190; „Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der S=e in zarten Puderstöckchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen?" Sch. (Hemp.) 14, 162.

Tälbling 'eine Schwammart' Schm. 2, 483.
Tänderling 'leeres Geschwätz' DWb.
Tännling s. § 15, auch Tanneling. — 2. 'die Tanne' Schm. 3, 446.
Täubling, 1. 'eine Apfelsorte' Oken 3, 2087. — 2. Pilz s. § 15, auch Täuberling Schm. 3, 424.
Täufling s. § 18. Schottel 372 führt es bei Luther an als 'Täuffer'; sonst nur 'der Getaufte, oder zu Taufende'.

„Der Täufer und der T." J. P. 21, 248; 1, 109. Münchteufling Schottel 372.
Tausendling s. § 5 b.
Terling 'die Kornelkirsche' Nemn. Wb. 1, 593. — 2. T.-Baum 'Hornbaum' Popo. Wb. 206.
Theuerling 'Art Erdschwamm mit Körnern, aus deren Zahl Abergläubische die Kornpreise vorhersagen zu können meinen' Rockenphilosophie (1706) 2, 175.
Thörling „Kurzum, die Wahrheit, Gut macht Muth, Beweißt Herr T. und Herr Huth". Kretschmann 1, 256; 245.
Tiendling 'der Kornelbaum' Nemn. Pol. Lex. 1, 1227.
Tilling 'Art eingesalzner u. gedörrter Stockfisch' Nat. Z. 33, 237 (S Erg. Wb.).
Trauling 'leichtgläubiger' Saiffert 230 (Müller).
Traumling Schottel 372.
Träuschling s. Drüschling.
Treibling 'Bienen, welche aus vollen Körben in ledige getrieben werden' Nemn. Wb. 1, 603. Bei Frisch 2, 384 a für Treiling = Drehling 'Treibrad.'
Trittling. 1. 'hinten abgetretener Schuh, schlechter Pantoffel' Schm. 3, 503; 'Holzschuh' Stieler 2234. — 2. 'Betttritt' ebenda. — 3. 'Treppenstufe' W. Müller Vier Burgen (1862) 1, 27 (S.). — 4. T., Dridling 'plumpe große Füße' S. Erg. Wb.
Trostling 'eine Apfelsorte' Nemn. Wb. 1, 605.
Trotzling 'Trotziger' Schottel 372; Presse 35, 234 (S Erg. Wb.).
Tümeling Saiffert 222 (Müller).

Überbleibling s. Müller.
Überschössling 'rumfus, tradux' Stieler 1770.
Übersteigling 'Transzendentalphilosoph' „die neuen Ü—e" Jahn B. 300.
Unächtling 'Fremder, gegenüber dem echtgeborenen Germanen' Radlof teutschkundl. Forschungen 1, 143 (Müller).
Unling s. § 6.
Unsonderling s. Sonderling.
Unterling s. § 6.
Unterschiebling „ein U seines Gewehrs [der sein Gewehr unter sich schob, wegwarf]" B. Ar. 2, 50.
Unterwürfling 'serviler Mensch' K. Gutzkow (1845) 2, 329 (S).
Unzeitling Garg. 60 a (Müller).
Unzüchtling Joh. Scherr (vom Papst Alex. VI.), getadelt von Grube Streifl. 32; doch auch von Klaiber Liv. (Inh. des 39. Buchs) S. Erg. Wb.
Urling s. § 6. Auch Uhrling 'der lüstern ist, besser oder mehr zu sein im Uhrwesen und alten Rechten' Schottel 372.

Verderbling 'was schlecht und verkrüppelt aussieht, von Menschen und Tieren' Stadler 1, 276; Schottel 273.
Verdürbling 'ein Auswürfling-Kind' Eck. Pred. Sal. 6, 3; 'eine unzeitige Geburt' Lthr. ebd. (S Erg. Wb.)
Vergnügling 'der seinem Vergnügen nachgeht' Heyse Kinder der Welt 2, 42 (DWb); Monatblätter 2, 441 a; Radowitz 353; F. Ulrich Nat. Z. 12, 393 (S.). S. auch Müller.
Verkäufling , Neger, der die V—e [die zu verkaufenden Sklaven] beaufsichtigte" Gutzkow. 11, 73 (S).
Verkömmling 'Entarteter, Verkommner' auch Nachverkömmling 'entartetes Nachkommen' S Erg. Wb.
Vernünftling Flügel Wb.
Verreckling 'der verreckt (krepiert)' fränk. Mundart.
Versetzling „Geimpfter V. und Schößling" Garg. 65 b (S).
Verwerfling 'verworfener Mensch' Stieler 2552. Auch Verwürfling Lohenstein Sophonisbe 5, 210; Hyazinthen 64.
Verwürfling 'abortivus' Schm. 4, 153.
Verwüstling 'prodigus' Schottel 373.
Vierling s. § 5 b.
Vorbereitling s. § 22.
Vordringling Volks-Ztg. 20, 133 (S. Erg. Wb.); Gr. Gesch. 181 (Müller).
Vorling s. § 6.
Vornehmling Jahn Germ. 4, 115 (Müller).

Wäffling 'Ohrfeige' Pictorius 133 a; Frisch 2, 414; Waffling Flügel Wb.
Wagling 'Waghals' Rückert Hamasa 255; O. Ludwig Zwischen Himmel u. Erde 71; Naturen 1, 370 (S).
Wahnling K. Krause Würde d. d. Spr. Dresden 1816, S. 32.

Waisling ein altes Wort, schon von Maaler 493a als Weyßling 'Orphanus, pupillus' gebucht; auch Helvicus 1, 130; Henisch 1302, 37. Jedoch wird es von Schottel und Stieler nicht aufgenommen. Frisch 418a bemerkt „Sonsten war ein anders Substantivum gebräuchlich, welches wohl werth ist, daß man es im Gang behalte, nemlich W." Noch von Pestalozzi gebraucht. S. § 9.
Wapeling 'Edelknecht' Schottel 373.
Wärzling 'Warzenschlange' S.
Wäsling 'Schlund' Klein Prov. Wb. 2, 224; Popo. Wb. 420; Schm. 4, 172.
Wasserling 'eine sehr saftige Birnsorte' Nemn. Wb. 1, 631.
Wätscherling 'Wasserschierling' Nemn. Pol. Lex. 1, 1040.
Webeling. 1. 'ein Unstäter' s. § 18. — 2. 'Webeleine' S. Auch Meweling.
Wechseling 'Wechselkind' V. Shak. 1, 126; 511.
Weiberling. 1. 'mulierosus' Pauli Sprachreinigk. 1811, 92. — 2. 'Häckelkraut' Nemn. Wb. 1, 630.
Weibling 'weibischer Mann' Lthr. 1, 376b; Logau bei L. 7, 409; Droysen Aristoph. 3, 245; 'Jüngling mit halb weibartiger Kleidung' V. Ar. 3, 18; Böttiger Kl. Schr. 1, 53; 'uxorius' Ramler Beitr. 1796, 83.
Weicherling 'Apfelsorte' S.
Weichling Alberus Dict. Siij.; Schottel 373; Stieler 2472; Frisch 2, 430c; „W—e, zag' und verworfen" V. Jl. 2, 235; Od. 9, 515; Theokrit 277; „Der empfindsame W. härtet sich zum Manne" Sch. 3, 524; 78; 13, 238; „W. mit den Rosenwangen" Kretschmann 2, 87; 83; Gellert 1, 182; Klopst. 5, 287; 6, 260; Böttinger Sabina (1806) 2, 64; „Der W. zieht und schmeichelt sich [durch die Welt] hindurch" H. 1, 211; W. 11, 228; 17, 45; J. P. 8, 312; „als W. und Frevler berüchtigt" G. I. 25, 208, u. s. w. — 2. 'Art Pfirsich' Oken 3, 2063. — 3. 'Mollugo, eine Blume' Nemn. Wb. 1, 637. Vgl. 'Grübling [Omphalandria] eilte voran, und mit zitterndem Blatte folgte W. [Weichkraut] von fern." Klopst. 5, 483.
Weidling 1. 'ein Kahn od. Nachen' Frisch 2, 432c; Stalder 2, 442; Schottel 1396; 1443; auch Weitling Stieler 2491. — 2. 'Pilz' s. § 15.
Weidlinger s. § 11.
Weiheling Lthr. 6, 83a; Schottel 373; Weihling, V. Ar. 1, 217. Münch-W. Lthr. bei Schottel 372.
Weindling 'Sauerdorn' (Ungarn) Popo. Wb. Es heißt auch Weinschierling, -scheidling, -schädling, -scherling, -schürling, Wütscherling u. s. w. Nemn. Pol. Lex. 1, 591.
Weinling 1. 'Weinapfel' Popo. Wb. 614. — 2. 'Weinpflaumen'. — 3. 'wilde Weinrebe' Frisch 2, 434c. — 4. 'Name eines Vogels' V. Ar. 2, 124.
Weinlinger s. § 11.
Weisling s. § 22.
Weissling s. § 5a.
Weitling 'Art kleiner Schüssel, deren oberer Umfang viel weiter ist als der Boden' Schm. 4. 200. Es wird auch Weigling genannt S. 48. (Vgl. ags. wäg, hwäg engl. whey 'molken').
Weizling 'ein Schwamm' auch Weißkrötling.
Welling 'Art Bergholz' Flügel D.-Engl. Wb.
Weltling 'mundanis deditus' Schottel 373; „Du W. magst haben nur weltliche Gaben". 971; Harsd. Gesprsp. 8, 372 (Müller); Stieler 404; „Witziger W." V. Hor. 2, 217; „des W-s Afterweisheit" Seume 5, 175; 50; 221; 227; Salis D. Nat. Litt. 41, 294; Jahn V. 138; 181; Schlegel Schr. 6, 365. „Amerikaner oder Neu-W." J. P. Wahrh. 143 (S).
Weltlüstling Joh. Riemer Kanzelredner, Erkl. von Luc. 2, 22.
Wendling 'Vindelicia' Schottel 373.
Wenigling, Wengling, Wenling, Wempling 1. 'Kind, das im Wachstum zurückgeblieben' Schm. 4, 84. — 2. besser Wendeling 'ein Spiel u. d. dazu gebrauchte Spielzeug' (ebenda).
Werfling 'Schlag, vorzüglich mit der flachen Hand; Speyerey' Stalder 2, 447.
Westerling „Bei den Friesen, den W-en, eine starke Abneigung . . . gemeinsame Sache mit den Osterlingen . . . zu machen" Schwebel Bürg. 23 (S. Erg. Wb.).
Wetterling s. § 18.

Westpheling Herz. Jul. v. Braunschweig Stuttg. Litt. Ver. 36, 450.
Wettling 'die Elritze' s. § 16.
Wichtling „Du bist ein W." Rosegger Jakob d. Letzte 50.
Wiederkömmling s. § 22.
Wifling 'Art groben Zeugs' Schm. 4, 36.
Wildling 1. 'W-e, zum Pfropfen taugliche Kernstämmchen von wilden Obstbäumen' Nemn. Wb. 1, 649. — 2. 'der wilde Apfelbaum' Pol. Lex. 2, 1098. — 3. 'ein wildes Tier' Anzengruber Ges. Werke 3, 218; 332. — 4. von Personen 'ein wilder' Jahn V. 20; Anzengruber Werke 3, 173; „Grüß dich Gott, W., sagte sie" 3, 261. S. die Wbb.
Wimmerling Pauli Sprachreinigkeit 1811, 92.
Windling 1. 'Convolvulus, Winde' Schm. 4, 109; bei Nemn. Wb. 1, 649 Winderling. — 2. 'Bohrer' Klein Prov. Wb. 2, 233. Überwindling 'eine Art Nähere̊y' (Östr. u. Pfalz) ebenda.
Wingerling 'Weißfisch' Stalder 2, 453.
Winterling 1. 'Schneeammer' Nemn. Pol. Lex. 1, 1482. — 2. 'Insekten, die im Winter erscheinen' Natur 4, 39 b (S).
Wissling 'sciolist' Flügel Wb.
Wistling 'Hausröthling' Brehm Th. 2, 385.
Witling 'Witwer' Schottel 373; Stieler 2664; Wittling Frisch 2, 454; Wittweling Wickram 74 [13].
Witscherling „Das giftige Kraut W.... Cicuta" Eppendorf 233; Wutscherling Adelung; Wätscherling Nemn. Pol. Lex. 1, 1040; „schenkten allerlei Gall und Wützerling in ihren Büchern" Mathesius Lthr. 127.
Witterling 'ein aus Feldspath mit Glimmer und Salz bestehendes Gemenge' Storr bei Nemn. Wb. 1, 653.
Wittling 'der Weisling' (N. Sachs.) Nemn. Pol. Lex. 2, 6.
Witzling „Die W-e [komödie] . . . H. Morey, H. Fuhl, Anbeter der Miranda und lächerliche W-e" L. 3, 407; „Anakreon, der grundgelehrte Anakreon . . . soll ein bloßer W. und kein Naturforscher sein?" 4, 3; „Diejenigen steifen W-e" 4, 397; „schale W-e" H. 8, 126; 344; dem affektierten W. Balzac" W. 38, 47; 19, 41; Hor. Sat. 1, 132; 2, 202, Hagedorn Die Schule; V. Ant. 2; 173; Langbein 1, 69; G. I 21, 296; Gellert 1, 83; 2, 38; Schubart Leben u. Gesinn. (Meyer) 66; Sch. 3, 157; „Die starken Geister, W-e und Philosophen" Musäus 1, 21; „Witzel, sagt Logau, wofür wir itzt W. sagen". L. 7, 409.
„Fuhl ist der ernsthafte Afterwitzling" L. 3, 407.
Wollüstling 'Wollüstler, voluptate et luxuria diffluens' Stieler 1190; W. 18, 50; 19, 11; 38, 376; Hor. Briefe 1, 15; L. 2, 398; Sch. 3, 519; (Hemp.) 14, 133; J. P. 2, 260; 7, 109; 48, 407 u. s. w.
Wortbildling s. Wortling.
Wortforscherling „Die Grillen einiger W-e sind widerlegt". Jahn V. 296.
Wortklügling Harsd. Spec. phil. germ. 1646, 11 (Müller).
Wortlehrling „Solch ein Rundum von Wortlernen zum Wortlehren für neue Wortlehrlinge" V. Ant. 2, 72.
Wortling 'ein aus einem Grundwort durch Umlaut, Suffixe, Präfixe ꝛc. gebildetes Wort' K. Krause Würde d. d. Spr. Dresden 1816, S. 5. Auch Wortbildling S. 14.
Wunderling „und W-e [Wunderdinge] genug gesehen" V. Ar. 2, 212; 'Sonderling' Oppenheim Jahrb. 9, 432 (S).
Würfling. 1. 'cubus' Stieler 2549. — 2. 'Die Orfe' vgl. Örfling Nemn. Pol. Lex. 1, 1366. — 3. 'Bienenschwarm' Wb. 1, 659. — 4. 'Mensch, mit dem nicht auszukommen ist' Schm. 4, 151.
Würgerling, Würgling 'Würgerich, Name von 2 Giftpflanzen, der Schierling und der gelbe Sturmblut' Nemn. Wb. 1, 657.
Wurstling 'Afterflint mit Quarz' Storr, Nemn. Wb. 1, 658.
Würtzling 'radiculae, Compot oder Dessert' Vives dial. Übers. von Olinger 1587, S. 119 (Müller).
Würzling 'Fächser' Nemn. Wb. 1, 659; V. Ländl. Ged. (1800) 3, 368.
Wüstling. 1. 'Grasmücke' (vom Aufenthalt in der Einsamkeit?) H. Sachs Fab. u. Schw. Neudr. 110 ff., 163. — 2. 'dissolutae homo vitae' Schottel 373; dissolutus, improbus' Stieler 2583. Steinbach bezeichnet das Wort

als 'vocem non ubique usitatam' und Frisch bucht es gar nicht. Kinderling Reinigk. d. d. Spr. bemerkt, es sei „neuerscheinend, aber wirklich alt". „Kain der W." H. Sachs (Wackern 2, 62); „Wildfang und W. Alcibiades" W. 10, 103; Hor. Sat. 1, 84; „Scheut des lockeren W-s Leumund" V. Hor. 2, 16; für die üppige Metze der W." 2, 37; 63; 87; 173; 2, 218; Ant. 2, 451; Bürger 184; J. P. 7, 49; 8, 278; Seume 2, 139; 5, 30; 56; 179; 225; Kretschmann 5, 199; 229; 3, 46; 108. S. auch § 22. Sau-W. Pöbel-W. s. § 23. Wüstlingsarsch V. Hor. 1, 138.
Wütherling, Wütscherling 'Berberitze' Nemn. Wb. 1, 659.
Wüthling 'Wütherich' Campe.
Wüzerling 'Wasserschierling' Nemn. Pol. Lex. 2, 942.

Zahling (Zachling, Gebirg) 'lichen cereaceus' Schm. 4, 239.
Zähnling 'junges Kamel' Rückert Hamasa 2, 270.
Zährling 'der Fink' Nemn. Pol. Lex. 1, 1655.
Zänkling Schottel 373.
Zanzeling 'Geisbart, ein Pilz' Schm. 4, 276.
Zärtling Schottel 373; Mosch. 160; 'homo mollis, effeminatus' Stieler 2602; Frisch 2, 465a; 'zärtlich Erzogener' Hagedorn Joh. d. Seidenfieder; W. 9, 118; Nicolai Freuden des j. Werthers; Klopst. 5, 225; Bürger 134; V. Theokrit 114; Sch. (Hemp.) 14, 306, u. s. w. — 2. 'eine Pflanze, Callisia' Nemn. Pol. Lex. 1, 760. — 3. 'der Streifmaus' 2, 660.
Zäunling 'Zaunlilie' Nemn. Wb. 1, 662.
Zazerling 'gelber Pfifferling' Schm. 4, 296.
Zehrling s. § 18.
Zenendling 'Pfaffenapfel' Nemn. Wb. 1, 664.
Zenterling, Zentling 'Stück Fleisch von einem Schwein, das zum Räuchern in den Kamin gehängt wird' Schm. 2, 274.
Ziegling 'der Seidelbast' Nemn. Pol. Lex. 1, 1375.
Zierling s. § 22. „Der weibliche Z., der feige Fantast" Langbein Liederkranz 153; Jahn Werke 18.
Zilling 'Seidelbast' (salzb.) Schm. 4, 252.
Zimmerling 'Zimmerer' L. Schefer Romane (1839) 5, 65. „Staats-Z." Jahn Werke 58. Vor-Z. 'Antichambrierer' Scherr Blücher 3, 75. Ober-Z. Gartenl. 15, 462 (S. Erg. Wb.).
Zingerling, Zinderling 'ein Pilz' Alb. Dikt. Ddiij.
Zipperling s. Müller.
Zischling 'Zischlaut' Rückert 2, 44 (Müller).
Zitscherling „Der Z. ist dem Zeisig ähnlich . . . ., hat den Namen von seiner zwitschernden Stimme" Hagedorn (1757) 2, 81. Auch Zwitscherling Döbel Jägerpraktika (1754) 1, 66b.
Zitterling „der Zierling und Z—e Gezwitscher" Jahn Werke 18.
Zögling s. § 2. G. I. 11, 4; W. 13, 16; 17, 40; J. P. 1, 46; 101; 2, 366; 5, 112; 7, 140; „Z. der Natur" Seume 5, 114; Sch. G. Briefw. (1828) 4, 251. Selbst-Z. J. P. Wahrh. 3, 11 (S). Feldzögling [Bauerssohn] und Ggstz. dazu Dorf-Z. V. Ant. 2, 137.
Zöpfling „meinen dienstfertigen Z. [Chinesen]" Hildebrand Reise 186 (S Erg. Wb.). Auch 'Anhänger des Zopftums' S.
Zörnling „Der Z. wurde besänftiget" Abele künstl. Unordnung 2, 207 (Müller).
Zubringling 'zugebrachtes Kind' Zinkgräf 2, 60 (S).
Zuchthäusling R. E. Prutz Das Engelchen 1, 261.
Züchtling „Dem Z. zwar dünkt stets die Peitsche grob." W. 16, 9; J. P. 20, 50; „wie es . . . . im Zuchthaus ist, wo jeder Z. . . ." 7, 110; „Korrektionshäuser für Z—e" Sch. G. Briefw. 4, 251. Ich finde es zuerst bei Kramer Deutsch-Ital. Wb. 1678 S. 1261.
Zudrängling „diese Zu- und Aufdränglinge" Gegenw. 2, 6b.
Zudringling G. I. 28, 342; 22, 230; Matthissohn Erinnerungen (1801) 3, 18.
Zügling. 1. 'Zügler' S. Land-Z. Weisth. 1, 20; 87 u. ö. s. DWb. — 2. 'Art Kuchen aus Topfen und Mehl' Schm. 4, 283.

Zukömmling Th. Garzoni Schauplatz aller Künst (1641) 466b (S).
Zünftling s. § 23.
Zurückling S. Erg. Wb.
Zweitling „Erstlinge aller Menschenfrucht . . . Z—e . . . Drittlinge" Roman-Ztg. 18, 1, 220 (S. Erg. Wb).
Zwergling „Diese geistischen Z—e" J. G. Radlof Südd. Mundarten (1811) 291; 42.

Zwilling ahd. zwiniling s. Kluge Wb. Weigand Wb. 2, 1211, wo auch die Form Zweiling. Zweyling 'Zweipfenniger' Frisch 2, 487a, aber Zwilling 'geminus' 488c. S. weiter § 5b. Ruprechts-Z. J. P. 20, 50. Zwailing oder Zwailingholz 'Schwärtling zum Auszimmern der Hauptstollen dienend' Schm. 4, 298.
Zwölfling s. § 5b.

Sprachhaus.

Von

A. Götze.

In der Zs. f. d. Ph. 27, 63 hat John Meier an den Ausdruck Sprachhaus für Abort erinnert. Zu den Nachweisen der Wörterbücher (Müller-Zarncke. Lexer. Haltaus. Oberlin. Schilter. Diefenbach-Wülcker. Frisch. Campe. Sachs-Villatte. Schmid, Schwäbisches Wörterbuch. Charles Schmidt, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart) mögen einige Belege aus dem 16. Jahrhundert gefügt werden, die meist aus Schwaben und Straßburg stammen. Sie truegen in mit grosem graůs, Stůrezten in in ein gmain sprachaůs. Sachs, Fabeln 3, 181, 53 f. Neudruck. — Am achten tag nachdem huß gefangen . . . ward er . . . gelegt Jn ainen besen feuchten kercker, der was gebawen nach bey dem sprachhauß. Seb. Fischer, Chronik bes. von Ulmischen Sachen 182 Veesenmeyer. — so mieß mir im das holcz hinuf tragen byß in kuchin und och darzu daß sprachhuß rumen. Artikel der Bauern von Bußmannshausen, Zs. des hist. Vereins für Schwaben und Neuburg. 6, 321. — dann bei disem volk ist nichts unwerders, argwenigers und verleumders denn die geistlichen, ja sie haltens schnöder denn das bret an gemeinem sprachhause, da die bauren die unlustigen zollen über werfen. Schade, Satiren 2, 254. — Ich besorge, wir gewinnen auch als vil ere an diser erbeit als der honig im sprachhause sucht. das. 257. — ist nit etwas ins bapsts secret von diser sachen auch? Ich mein, du machest geren uß bapsts recht ein sprachhus. es heißt nit secret, sonder decret. das. 3, 171. — (Vespasian sah aus) als einer der vff dem heimlichen gemach sitzt, oder sprachheußlin, wie man es dan nent. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 189. — Vf ein mal kam ein iud vff ein samstag in eins iuden huß vnd wie er es vber sahe das er in ein sprachhuß fiel oder in ein prophei, wie man es dan nent. das. 389. — Andreützo falt in ain sprachhauß. Montanus, Schwankbücher 152 Bolte. — Ime ain fall richtet zů, Das er in ain sprachhauß fůl. das. 172 f. — Und wie er nachtz an sin gemach kam, do viel der von Krenchingen durch das sprachhus in den Rin und schwam über und entran. Vadian, historische Schriften 1, 320 Götzinger.

Duzen und Ihrzen im Mittelalter.

Von

Gustav Ehrismann.

(Fortsetzung.)

III. Von der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung bis zur Reformation.

Das Volksepos.

Der ältere epische Anredestil, der Spielmannsstil, dessen Eigenart der K. Rother am reinsten darbietet, fand seine Fortsetzung in dem volkstümlichen Anredestil der mhd. Heldendichtung, aber er blieb nicht unberührt von den großen Wandlungen, welche die mhd. Kultur und Literatur unter romanischem Einfluß durchmachte. Nach der Stärke dieser modern-höfischen Strömungen teilen sich die nationalen Epen in eine edlere, die ritterlich-volkstümliche Richtung, die in den älteren Dichtungen, dem Nibelungenlied und der Kudrun, und eine niederere, die Spielmannsweise, die in den späteren zum Ausdruck kommt. Beide Arten spiegeln sich auch in der Anrede wieder, die demnach nun in zwei Typen vertreten ist, dem ritterlich-volkstümlichen und dem spielmännischen Anredestil, welch letzterer aber bald wieder zur alleinigen Herrschaft gelangt und dann den eigentlich volkstümlichen Typus bildet gegenüber dem höfischen.

Der ritterlich-volkstümliche Anredestil, der im Nibelungenlied am feinsten ausgebildet ist, bedeutet eine prinzipielle Umgestaltung des älteren Spielmannsstils, indem nunmehr das Bestreben herrscht, jene altväterischen Formen den konventionellen der neuen höfischen Gesellschaft anzupassen. Besteht die Anrede im älteren Spielmannsstil aus einer Verschmelzung der altgermanischen Art mit dem spätrömischen Curialstil (Bd. 2, 148), so ist die ritterlich-volkstümliche Anrede weiterhin eine Modernisierung jener spielmännischen unter Einfluß des französischen Ceremoniells. Rein äußerlich betrachtet stellt sich diese Wandlung darin dar, daß im Spielmannsepos wie z. B. im Rother das Du die herrschende Form ist, im ritterlichen Volksepos dagegen das Ihr viel weitere Geltung gewonnen hat. Das Ihrzen ist nunmehr die in normalen Verhältnissen übliche Umgangsform der aristokratischen Kreise, aber — und

hierin liegt wieder der Unterschied gegen die noch mehr verfeinerte Art des höfischen Romans — rasch und unbedenklich kann zum Duzen übergegangen werden auch während ein und derselben Unterhaltung, wenn eine Gemütsbewegung den Redenden beeinflußt; ja neben diesem durch die innere Stimmung hervorgerufenen Wechsel, den man symptomatischen Wechsel nennen kann, indem der Wechsel der Anrede ein Symptom für innere Vorgänge bildet, kommt auch noch der bloß formale Wechsel vor, der ursprüngliche Mischstil, der eine aus dem spätrömischen Ceremoniell überkommene, rein konventionelle Höflichkeitsform ohne tiefer liegende Bedeutung ist (Bd. 2, 147). Der leicht sich einstellende Wechsel von Du und Ihr ist also aus der älteren Volksepik beibehalten, aber er ist in anderem Sinne angebracht als dort, indem er, von den wenigen Fällen bloß formalen Mischstils abgesehen, zur Zeichnung des inneren Lebens dient. Diese psychologische Umdeutung einer überkommenen, zunächst lediglich etiquettemäßigen Sprachgewohnheit, die im wirklichen Verkehr ihre Geltung verloren hatte, ist ein feiner Kunstgriff des Nibelungendichters, er hat dadurch ein ursprünglich rein formales Element in ein künstlerisches umgeschaffen. Es ist beachtenswert: der höfische Dichter hat gleich ganz gebrochen mit der Tradition und die französische Mode total eingeführt, während der dem nationalen Ideenkreise treu gebliebene auch die typische Anredeform seines Stoffgebietes beibehalten hat, sie jedoch zu einem ausdrucksvollen Kunstmittel veredelnd. Zugleich ist andererseits diese Fortführung einer traditionellen, aber veralteten Stilart ein Beispiel dafür, wie zäh doch das volkstümliche Epos an den überlieferten Formen festhält.

Nach diesem läßt sich im ritterlich-volkstümlichen Stil das Gebiet des Du bezw. Ihr in den einzelnen Fällen noch weniger als im Spielmannsepos nach der Rangabstufung bestimmen, jedoch sind die großen Züge leicht zu erkennen: Nur absolut Niedere werden geduzt, zwischen den Angehörigen der höheren Gesellschaft herrscht höfisches Ihrzen, mögen es Fürsten oder bloß Adlige und Vasallen sein. Als Grundlage ist also der höfische Anredestil eingeführt, und hierin liegt der Gegensatz zum Spielmannsstil des K. Rother, der sich an folgenden Verhältnissen beobachten läßt: Im Rother wird der König (Konstantin) ohne weiteres, d. h. ohne innere Gründe, auch von Niederen geduzt (Bd. 2, 146); Rother und seine Ritter duzen sich; gleichstehende Fürsten bezw. Ritter duzen sich; der König und die Königin duzen adlige Ritter: bei allen diesen Personenbeziehungen ist dagegen im Nibelungenlied das Ihrzen die Normallage. Aber leicht und sehr häufig wird zum Duzen übergegangen, wenn das innere Verhalten sich ändert, und in dieser überaus abwechslungsreichen Gestaltung der Anrede besteht dann der Unterschied zwischen dem ritterlich-volkstümlichen Anredestil und dem des höfischen Epos.

Zur Gruppierung des umfangreichen Materials ist von den fest gegebenen Standesverhältnissen und den entsprechenden Anredeformen aus-

zugehen, die einzelnen abweichenden Fälle sind daneben auf ihre Gründe zu prüfen.

Nur gegen absolut Niedere ist Du unbedingt am Platze. Die Fälle sind selten: Kriemhild zu einem Boten 225. 242,[1] Brünhild zu einem ihres Gesindes 416, Sigfrid zu Alberichs Pförtner 488, Rüedeger zu einem Hunnen 2143; sie ihrerseits haben natürlich zu ihrzen: der Bote 227, ein Kämmerer 1007, Recken 1089, Hunnen 1764. 94, Kriemhild, der Dienstmann Brünhild 411, Wärbel und Swemmel den Etzel 1412 f., Knechte 178, Jäger 945, ein burgundischer Höfling 78 ihrzen Sigfrid, ein Recke Hagen 2116, ein Mann Dietrichs diesen seinen Herrn 2236. Also fast durchweg namenlose Figuren, bloße Statisten. Ein Musterbeispiel für symptomatische Verwendung der Anredeform ist das Gespräch zwischen Hagen und dem Fergen 1550—59: zuerst ruft Hagen befehlend mit Duzen in dem formelhaften Fergenruf nu hol mich (1550. 52, vgl. DWb. 4, II, 1733 hola hola, ferg, hol) und unter Versprechung reicher Belohnung; der Ferge antwortet, obgleich im Zorn, mit gebührendem Ihr 1556. Dieses den Rangverhältnissen entsprechende formale Prinzip (der Höhere duzt, der Niedere ihrzt) wird nun abgelöst durch das in inneren Bedingungen begründete symptomatische, wobei der umgekehrte Verlauf stattfindet, indem jetzt Hagen, da er höflich, ja fast demütig bittet, zum Ihrzen sich versteht, der Ferge aber feindselig drohend duzt.

Fürsten (Könige) und Ritter, mögen diese deren eigene oder fremde Vasallen sein, geben sich gegenseitig Ihr: Gunther zu Eckewart 1640, Gunther zu Volker 1887 (Volker wird überall geihrzt [s. später], ein Zeichen für das Ansehen des ritterlichen Spielmanns), Gere zu Gunther 770, Ortwin zu Gunther 81. 116. 273 f., Gernot zu Hagen 1577, Gernot zu Ortwin 120, Giselher zu Hagen 1463, Sigfrid zu Hagen 122. 407, auch nachdem er den Todesstoß von ihm erhalten 994, Gunthers Mage zu Sigfrid 290, dänische Recken zu Gunther 311, Volker zu Giselher 2173, Kriemhild und Gere 1216—18, Kriemhild, Sigfrid und Gere 746 ff., Eckewart zu Kriemhild 1283, Brünhild und Gere 771, Hagen zu Brünhild 424 f. 473. 519, Dankwart zu Brünhild 514, auch Brünhild zu ihrem Oheim 523, Gunther und Rüedeger 1190—1200. 2177—81, Gernot und Rüedeger 2182—87. 2216 f., Giselher zu Rüedeger 1997, Hagen zu Etzel 1811, seine Freunde zu Etzel 1144. 46, Volker zu Kriemhild 2230—32, Dankwart zu Kriemhild 2107, Gotelind und ihre Tochter zu Kriemhild 1313. 14. 26. — In höfische Anrede mit Ihrzen sind auch die Gespräche Dietrichs und seiner Recken eingekleidet: Dietrich und Hildebrand 2310—18, Dietrich und Wolfhart 1993 (nu swîget, ir habet den tiuvel getân, AD haben Du, nu swîc, du hâst . . ., wohl weil der Singular in solch harter Form der Zurückweisung das Näherliegende war). Dietrich und

[1] Die Citate beziehen sich, wo nichts anderes bemerkt ist, auf B.

Helpfrich 2244, Recken zu Hildebrand 2251; nur Hildebrand duzt seinen Neffen Wolfhart (1271), der ihn ihrzt (2249). Auch Kriemhild duzt Iring 2055 (Dank), er ihrzt 2067.

Einige hier zunächst entgegenzustellende Fälle von Duzen sind in der Situation begründet: Hagens Hohn gegen Etzel 2023 (Hagene der grimme in aber hœnen began) mit der beleidigenden Titulierung 'Künec vile bœse'; übrigens steht das Pronomen im Reime, dich: mich. Das Du von Seiten Giselhers zu Rüedeger nach vorhergehendem Ihrzen 2191 ist gerechtfertigt bei der Hervorhebung der innigen Freundschaft, die ja zur Verwandtschaft hätte führen sollen, zugleich mag auch die leichte Reimgelegenheit, dîn : sîn, mitgewirkt haben. Erniedrigend ist es, wenn Sigfrid den Ortwin duzt 118, ich bin ein künic rîche, sô bistu küneges man. Gunther duzt Rumolt, als er ihn zum Reichsverweser einsetzt 1519: das ist eine offizielle Handlung, mit der der König seinem Vasallen einen Auftrag erteilt, also als Höherer zum Untergebenen spricht, nicht ein in höfischer Verkehrsform sich bewegendes Privatgespräch zweier Mitglieder der vornehmen Gesellschaft. (Bei der Übergabe der Regierung von Seiten Brünhilds an ihren Oheim 523 dagegen ist Ihr, also die farblose höfische Form gebraucht, eine jener vielen Schwankungen, die zeigen, daß der Dichter nicht streng an eine bestimmte Regel gebunden ist.)

Zu dieser Gruppe gehören ferner die Personenpaare Kriemhild-Hagen und Gunther-Hagen, die eine gesonderte Betrachtung erfordern. Bei der verhängnisvollen Besprechung zwischen Kriemhild und Hagen 892—905, wo sie ihm die verwundbare Stelle Sigfrids offenbart, ist ihre arglose Gesinnung auch durch die Anredeform gekennzeichnet: sie empfängt ihn, die Hofsitte einhaltend, mit Ihr, geht aber bei der vertraulichen Bitte, indem sie zugleich ihn als Verwandten sich selber gleichstellt, zum Duzen über: 'du bist mîn mâc, sô bin ich der dîn' 898; Hagen bleibt bei ehrerbietigem Ihr. In der zweiten Hälfte des Gedichts bewegt sich der Verkehr ganz kalt in formellem Ihrzen (1739—46. 1787—91. 2056 f.). Aber als sich das Schicksal erfüllt, da ist sie ihm nicht mehr die königliche Frau, der auch als Feindin ehrerbietiges Ihr gebührt, sondern die Teufelin, mit der er abrechnet, als er sein Leben verwirkt hat, und aller Rücksicht bar kennt er nur noch das allgemein menschliche Du; sie jedoch bleibt auch jetzt unentwegt bei der höfischen Sitte (sô habt ir übele geltes mich gewert 2372). Hier wirkt die Anredeform mit als Kunstmittel, um die Dissonanz, die den Schluß des furchtbaren Dramas bildet, zu verstärken.

Bei den Begegnungen zwischen Gunther und Hagen ist das modegemäße Ihrzen Regel: 103. 151. 331. 346. 438. 530—532 (531 fehlt in A). 872—874. 1107. 1203. 5. 1432. 1458—61. 1529. 1567. 1625. 1728. 2004 (zu 83 s. S. 222 Anm.). Dafür tritt Du ein von Gunther zu Hagen 102 (Zustimmung, vertraulich, du maht wol haben wâr; der innere Grund liegt nicht tief und Ihr statt Du

würde den Eindruck wenig ändern); von Hagen zu Gunther 121 und 2006, wo im Bewußtsein des Sprechenden das Verhältnis der Gefolgschaft in germanischer Auffassung in den Vordergrund tritt (uns mac wol wesen leit, allen dînen degenen 121 = 'den Deinen', Volkêr ist dir holt, er dienet willeclîche dîn silber und dîn golt 2006); 1528 nimmt Hagen, das Gefährliche der Lage durchschauend, den Ton des überlegenen Warners gegen den ahnungslosen König an.

Durchsichtig sind die Bedingungen für die Anredeformen in den Gesprächen zwischen Kriemhild und Rüedeger: er gebraucht immer das höfisch gebotene Ihr, Kriemhild ebenfalls, so lange sie noch nicht seine Herrin ist (1229—38); aber als seine Königin geht sie vom Ihrzen (2148 f.) zum Duzen (2151. 62) über, als sich der anfängliche Vorwurf in Bitte und dringendes Flehen umwendet. Außerhalb des sonst üblichen Ceremoniells steht der Verkehr zwischen Etzel und Rüedeger mit stark hervortretendem Duzen. Zwar der Übergang vom Ihr zum Du 2145—65 von Seiten Etzels entspricht dem damit gleichlaufenden Wechsel in Kriemhilds Vorwürfen und Bitten, aber während Rüedeger gegen seine Herrin sich nur ehrfurchtsvolles Ihr erlaubt, duzt er den König 2146. Doch als sie über Rüedegers Botenamt verhandeln 1147—57, wobei Etzel 1149. 51. 52 Rüedeger 1153. 56. 57 duzt (nur 1159 ihrzt er, auch später wieder 1815), da ist ein stärkerer innerer Grund zu der vertraulicheren Weise des Duzens nicht zu erkennen und man fühlt nur das freundliche Einvernehmen heraus. Die Ausnahmsstellung, die Rüedeger hiermit im Bereich der Anredeetiquette zuerteilt ist, mag in der Wertschätzung des Dichters für diese seiner Gestalten begründet sein, die dadurch an Ansehen gehoben wird. Oder aber, es wird damit die Person Etzels, der selbst hervorhebt, daß er ein Heide sei, der die Taufe nicht habe (1145), ähnlich wie auch sonst Heidenkönige, von der strengen Beobachtung des abendländisch-christlichen Ceremoniells ausgeschlossen.

Zwischen den Fürsten untereinander ist ebenfalls Ihr Regel: Gunther und Liudeger 249 f., Sigmund zu Gunther 790, Etzel und Gunther 1809. 19, jedoch greift Gunther gegen Etzel zum Duzen 2091, als er ihm den Vorwurf des Bruches der Gastfreundschaft macht und ihn nun als Feind behandelt; ferner Gernot zu Etzel 2096 f., zu Sigfrid 124, Giselher und Sigfrid 126. 321. 544—547, auch nachdem sie Schwäger geworden 693, alle drei Brüder zu Sigfrid 692, auch Sigfrid und Alberich 498 ff.; Brünhild heißt Sigfrid ebenfalls mit Ihrzen willkommen 419, vertauscht es aber mit Du, als er sich für Gunthers Mann ausgiebt, 'ist er dîn herre unt bistu sîn man' 423. Auffallend ist der Bestand der Numeri in den drei Strophen, in denen er auf ihren Gruß antwortet 420—422: er beginnt mit dem gehörigen Ihr 420, aber 421 und 422 sind mit Du abgefaßt. Der Ton in diesen zwei Strophen stimmt jedoch auch sonst nicht zu dem ausgesprochen höfischen und untertänigen Verhalten Sigfrids in 420; denn wenn er hier sich mit deutlicher Absicht zu einem abhängigen Lehensmann

heruntersetzt und somit eine untergeordnete Rolle zu spielen einleitet, so paßt dazu das Benehmen in den beiden folgenden Strophen 421. 422 mit dem gleichstellenden und vertraulichen Duzen und der Unterlassung jeglicher Titulierung gar nicht. Somit ist es nicht denkbar, daß die drei Strophen von ein und demselben Verfasser in einem Zuge in einer einheitlichen Vorstellungsreihe und unter gleichbleibendem inneren Verhältnis zu seinem Gegenstande konzipiert sind. Lachmanns Zweifel an der 'Echtheit' der Strophen 421. 422 ist darum insofern begründet, als sie nicht zum ursprünglichen Bestand ihrer Umgebung gehört haben können. Besiegt ihrzt sie dann Sigfrid 472 wieder und erhält Ihr zurück 473 f. (472 f. fehlen in A).

Am verwickeltsten ist das Verhältnis in den Gesprächen zwischen Gunther und Sigfrid, die am besten der Reihe nach in einzelne Gruppen abgeteilt werden. Vorauszuschicken ist, daß auch hier Ihr die Grundlage bildet, Du als Ausnahme fast immer eine bestimmte Gelegenheit voraussetzt. Der Empfang Sigfrids in Worms verläuft sehr höflich mit gegenseitigem Ihrzen 106—110, nur bei der eigentlichen Widersage, wobei er die vom Ausgang des Zweikampfes abhängigen Bedingungen formuliert, duzt Sigfrid Gunther als seinen Gegner 113 f., Gunther dagegen, der der Herausforderung ausweicht, erwidert seinerseits mit artigem Ihr 127. — Auch die Besprechung nach der Kriegserklärung der Sachsen wird in höfischem Ihrzen geführt, 154—163 und 174 f., nur 160 wird von Gunther geduzt, daz diene ich immer umbe dich, aber dich ist gewiß lediglich durch den Reim auf mich hervorgerufen. — Als Gunther Sigfrid über die den Sachsen zu stellenden Friedensbedingungen um Rat fragt, duzt er ihn 313 f.: damit ist Sigfrid vom Dichter aufgefaßt wie ein vertrauter Ratgeber aus der Schar der Getreuen des Königs, und in diesen Fällen des Ratfragens ist auch im höfischen Epos noch die germanische Sitte zugelassen, daß der Herr den Gefolgsmann duzt; Sigfrid erwidert in höfischem Stile mit Ihr 315, — im Spielmannsepos würde auch er duzen. — Dasselbe ist der Fall bei der Beratung über Gunthers Brautfahrt 332—343 (in der letzten Strophe ihrzt Gunther in BC, wodurch der Ton des Auftrags weniger befehlend klingt), jedoch bricht Sigfrid, als er seine Bedingung stellt, gîstu mir dîn swester 333, das Verhältnis der Abhängigkeit, indem er dem König Du zurückgiebt. Der Wechsel von Ihr 340 mit Du 341 f. (die Strophen fehlen in A) muß als rein formaler betrachtet werden, da ihm kein Umschwung im Inhalt zu Grunde liegt. — In der folgenden Szene, der Brautfahrt, klingt die Anrede ganz anders: hier hat Gunther immer das höfliche Ihr gegen Sigfrid, 383. 390. 481. 534—540 (534 fehlt in A; in 540 haben BD den Singular sage, was Mischstil, Ihr mit abschließendem Du, ergiebt und möglicherweise das Ursprüngliche sein kann, da die Numeri bei dem in Anaphora stehenden Imperativ von sagen, der formelhaft Botenaufträge einleitet, gern wechseln, s. unten, Sigfrid aber wechselt zwischen Du: 388 (im Reim, dîn: magedîn; die Strophe fehlt in A),

393 (Zustimmung), 426 (vertraulich; B hat formelleres Ihr, C ändert ganz), 453—455 (vertraulich), und Ihr: 391 (Rat), 426. 471 (mîn herre, er figuriert in Gegenwart der Brünhild als Vasall Gunthers; die Strophe fehlt in A), 481. 536. Diese Anredeverhältnisse, wonach sich Gunther immer der Höflichkeit befleißigt, Sigfrid aber auch intimes Du einfließen lassen kann, stehen in Wechselbeziehung zu der inneren Stellung, welche die beiden Helden in dieser Episode zu einander einnehmen, wo Gunthers Schicksal ganz von Sigfrids Stärke abhängt. — Die Mahnung Sigfrids an Gunthers Versprechen 608 (war sint die eide kumen) geschieht in formeller Weise mit Ihr, ebenso die Antwort des Königs 609. — Ähnlich wie bei der Brautwerbung ist Gunther auch weiterhin, als er Brünhild zu seiner Frau machen will, in der Hand des physisch und moralisch Überlegenen, jetzt aber schlägt er, von Sigfrid unter höfisch-formellem Ihrzen über seine Erlebnisse in der Brautnacht befragt, 648, den Ton der Vertraulichkeit mit Du gegen den nunmehr seinen Schwager Gewordenen an (daz sol dir vriwentlîche ûf genâde sîn gekleit 650). Sigfrid entgegnet mit Du 651—654 (so BJ, in A zum Ihrzen umgewendet, womit dann der Fehler sîn für dîn 653, im Reim, zusammenhängt). — In der ganz privaten Unterhaltung über die intimen Eheverhältnisse 857—862 duzen sich die beiden. Dazwischen hinein aber fällt die Eidesleistung Sigfrids, und hierbei ist wieder Gelegenheit, zu beobachten, wie wohl überlegt der Dichter die Anredeform der Situation anpaßt: bei der Aufforderung zum Eid, unter vier Augen, braucht Gunther Du, 'aller valscen dinge wil ich dich ledic lân' 859; dann geht in aller Form die Ceremonie der öffentlichen Eidablegung vor sich: man hiez zuo dem ringe die stolzen Burgonden stân, und nun wiederholt Gunther die Formel, aber, weil vor versammelten Zeugen, mit Ihr, ich wil iuch ledic lân 860. — In den letzten Reden wird von beiden nur geihrzt, 885—887. 910—914. 966, auch von dem sterbenden Sigfrid 996 f.

Dietrich, obgleich unabhängiger Fürst, ist doch ein verbannter Recke ohne Land, und nirgends wird er Künic genannt, sondern, von Kriemhild, fürste von Berne 1899, herre Dietrich 1985, ritter edele 1983, während er gegen sie immer den Titel küniginne, vil edeles küniges wîp beifügt (außer natürlich bei dem Fluch 1748), ebenso gegen Gunther künic rîch, künic edele, trôst der Nibelunge. Zu Kriemhild steht er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis, daher sie ihn duzen kann (1899. 1983. 85. 2354, Bitte und Dank), wogegen er ihrzt 1984. 86. 2355. 2364. 1901 f. (hier in BC Du), außer bei der Verwünschung 1748 (vâlandinne). Mit Gunther steht er auf dem Fuße der Gleichberechtigung, 1726 duzt er ihn und erhält 1729 von den drei Burgundenkönigen ebenfalls Du; die folgende Unterredung mit Gunther geht unter beiderseitigem Ihrzen vor sich, 1991—94, in der letzten, 2329 ff., ist der sich steigernde Widerstreit der Meinungen auch in dem Wechsel der Numeri ausgedrückt: Dietrich kleidet

seinen Vorwurf 2329—32 noch in gesellschaftliches Ihr, aber Gunther geht unter Duzen (2335) zu direkter Gegnerschaft über, indem er die Schuld des Unheils auf Dietrichs Leute schiebt, worauf dann die Aufforderung Dietrichs zur Übergabe erfolgt (2336 f.), als Akt offener Feindschaft ebenfalls mit Duzen. — Hagen und Dietrich ihrzen sich, 2333. 41. 47, nur als Hagen die Zumutung, sich zu übergeben, zurückweist, duzt auch er (2338).

Die Ritter unter einander ihrzen sich: Hagen und Volker 1773—79. 1802. 1830—45. 1975. 2033, das ist bemerkenswert, da beide Helden in dem engen Verhältnis von gesellen zu einander stehen (2005. 2081. 2120. 2203) und sich geselle (1975) und friunt[1] (1773. 74. 77. 1838. 1979) titulieren; Hagen und Hildebrand 2304. 2342—44; Volker zu Dankwart 1977, zu Hildebrand 2272; Volker und Wolfhart 2267—70; Volker und Rüedeger 1674 f. 2203—5; Rüedeger und Dankwart 1658 f. (1659 fehlt in A) 1689; Gotelind zu Hagen 1700, zu Volker 1706 f. Du ist nur vereinzelt: Hagen und Iring duzen sich in den Trutzreden vor dem Zweikampf 2029 f.; den Eckewart duzt Hagen freundschaftlich, daz du mîn friunt sîst 1634, jener erwidert ablehnend mit Ihr. In feindlicher Gesinnung trifft Hagen zusammen mit Gelpfrat, daher das Duzen, das man nach altem Brauche dem Gegner bietet 1604 f., das dann wirksam durch Ihr abgelöst wird in den Schlußworten mit dem ironisch gemeinten Sühneversuch. Die sentimentale Stimmung, die durch jene Szene zwischen Hagen und Rüedeger zieht, wo der Edelmütige dem Gegner seinen Schild überläßt, hat auch auf die Anrede Einwirkung, indem das förmliche Ihrzen unterbrochen wird durch herzliche Empfindung ausdrückendes Du: Hagen beginnt mit Ihrzen 2193, geht bei der Bitte zum Duzen über 2195, Rüedeger greift das vertrauliche Du auf 2196, Hagen schließt ab mit verehrungsvollem Ihr, 2199—2201.

Verwandte gleichen Standes. Eltern gebrauchen gegen Kinder Du, Kinder gegen jene Ihr: Uote und Kriemhild 14—17. 1246, Sigfrid und Sigelind 61—63; Sigfrid und Sigmund 53—59, aber nachdem der Vater dem Sohn sein Reich übergeben, ihrzt er ihn 761, worauf Sigfrid natürlich ebenso erwidert. Schwiegervater und Schwiegertochter, Sigmund und Kriemhild, ihrzen sich, 1023. 1031—35 1073—75. 1084—87, und das gegenseitige Respektsverhältnis wird noch mehr

[1] Friunt hat zwischen Gleichen wie zwischen Volker und Hagen, vielleicht auch zwischen Gunther und Sigfrid 383, die in einem wirklichen Freundschaftsbund mit einander stehen, den Vollwert seiner Bedeutung, = Jemand, den man liebt und von dem man geliebt wird. Dagegen von Höheren zu Niederen gebraucht ist es nicht immer ein Ausdruck der Freundschaft wie von Kriemhild zu Hagen 893, sondern nur der Freundlichkeit der wohlwollenden, wohl auch herablassenden Gesinnung, wie von Gunther zu Hagen 530, von Etzel zu Rüedeger 1149, die natürlich nicht ebenfalls mit gleichstellendem friunt antworten dürfen; geradezu in Vorwürfen von Gunther zu Hagen 1625 (zornechlîchen), von Giselher zu Hagen 1208. 1463; vgl. Bd. 1, S. 146.

hervorgehoben durch die Titulierung mîn her Sigemunt 1031, herre S. 1033. 1088, vrouwe 1075. 1087, vil liebiu vrouwe 1073.

Brüder ihrzen sich: Gernot den Gunther 288 f., Hagen und Dankwart 1582. 1952—57 (BJ lassen dazwischen hinein, 1956, Dankwart seinen Bruder Hagen duzen); in hilfâ 1613 ist der Singular nicht mehr eigentlich gefühlt, es ist fast zur Interjektion, zum Ausdruck bloßen Affektes geworden. Auch zwischen Brüdern also herrscht die Höflichkeitsform der modernen Etiquette, die Herzlichkeit der gegenseitigen Beziehungen ist nur in den beigegebenen Titulierungen bruoder, lieber bruoder niedergelegt. — Für die Beziehungen Kriemhilds zu ihren Brüdern bildet die Anredeform ein charakterisierendes Moment, denn während vertrauliches Duzen das innige Verhältnis zu Giselher begleitet (1078—80, 1135. 1243—45. 1292, auch noch in den flehenden Worten Giselhers im Vernichtungskampf 2101 f.), überwiegt im Zusammentreffen mit den beiden älteren Fürsten das förmliche Ihrzen: von Seiten Gernots 1082. 1110, auch 2105 bei der Absage, Du nur 697, bei freundlicher Gesinnung; gegen Gunther kennt Kriemhild nur das respektvolle Ihr, denn er ist der eigentliche Herrscher und als Senior der Familie zugleich ihr Vormund: 351—359. 613 (herre), und nach Sigfrids Ermordung 1041 f. (Dritte Person beim Willkommgruß Willekomen sî mîn bruoder und der geselle sîn 349). Auch von Seiten Gunthers bildet das Ihrzen die etiquettemäßige Form, das jedoch aus innern Gründen durch Du abgelöst werden kann. So fällt zwischen das Ihrzen 350—360 vertraulich bittendes Du 354; das ebenfalls herzlich sein sollende Du Gunthers 1041 (im Reim) wird durch Ihr ersetzt 1045, als Kriemhild seine Versöhnungsversuche zurückweist; auch 612 bei der Verlobung mit Sigfrid in festlicher Versammlung darf Gunther duzen, denn er ist ihr 'geborener Vogt'; als Gefangener ihrzt er wieder die Königin 2363. — Die drei Brüder zusammen als Einheit redend ihrzen die Schwester 1220; 1263, 1 gehen die Hss. auseinander: C (lobt ir) und Jh (nemt in) haben auch hier den Plural, aber A B g b den Singular (lob ez), wodurch mit dem Plural der folgenden Zeile Mischstil entsteht, was wohl das Ursprüngliche ist; der Sing. lob ez paßt auch zu der vertraulichen Anrede swester mîn, wie 1049, wo die herzlichen Trostworte Gernots und Giselhers ebenfalls von Du begleitet sind.

Gatten. In der Ehe ist der Mann als herre der bevorrechtete Teil, was sich in der Anrede in der Art darstellt, daß ihm von Seiten der Frau in höherem Maße Ihr geboten wird, als er ihr zurückgiebt. Unverheiratet dürfen sich Sigfrid und Kriemhild nur mit Ihr anreden (292. 303 f. 374 f. 552—561). Als Gattin ehrt Kriemhild ihren Mann mit Ihr 696. 742, beim letzten Abschied duzt er sie 919. 923, während sie ihm auch hier zunächst Ihr gewährt 921 f. und erst bei der Erzählung des zweiten, schrecklicheren Traumes, 924, zum Duzen übergeht, so daß die Steigerung der leidenschaftlichen Angst auch in der Anredeform ein äußeres Abzeichen findet. Auch ihren zweiten Gatten,

Etzel, ihrzt Kriemhild ständig (1401. 3. 5. 1503. 1753. 2021) und erhält neben Ihr 1402 auch Du 1504. 1715, und wechselndes Ihr-Du in den aufeinanderfolgenden Strophen 1406 f. zurück. Aber eine feste Regel besteht in der Anrede zwischen Eheleuten nicht, denn Rüedeger und Gotelind ihrzen sich 1168—72 (doch haben B und C 1168 Du, also Mischstil) und 1651. Ein besonderer vom Dichter auf Charaktere und Situationen wohl berechneter Ton herrscht im Verkehr zwischen Gunther und Brünhild. Er, der Schwächling, braucht immer gleichmäßig höflich-unterthäniges Ihr, 427. 511. 619—623. 638. 640 f. 731. 783. 852, Brünhilds Anredestil aber mit der Abwechslung der Numeri ist ihrem Temperament angepaßt sowie ihrer jeweiligen Gesinnung gegen ihn. Beim Beginn des Wettkampfes duzt sie ihn 461 (ritter edele), besiegt aber fragt sie nach den Befehlen des nunmehr zu ihrem Herrn Gewordenen mit höflichem Ihr 510 (her künic). Im ersten Gespräch nach der Verheiratung 619—623 wechselt sie zwischen Du (vertraulich) und Ihr (gekränkt), höhnt in der verhängnisvollen Nacht den gefesselten Gatten mit Ihr 640 und gebraucht in der Scheltrede gegen Sigfrid, den vermeintlichen Ehemann, zuerst wiederum Ihr 666. 670, überwunden aber, bittend und schmeichelnd, freundschaftliches Du 678. In den beiden Stadien dieses Ringens nimmt also Brünhild verschiedene Anredeformen an und zwar vor dem Kampf den Plural, nach ihrer Besiegung den Singular: das aber ist das Umgekehrte wie bei der ersten Messung der Kräfte auf Isenstein, wo sie unbezwungen duzt 461, besiegt aber ihrzt 510. 517. Diese beiden Stellen bilden, nebeneinander gehalten, ein treffendes Beispiel dafür, daß die zwei Anredeformen, der Singular bezw. der Plural, nur relativ sind, d. h. nur aus dem Verhältnis heraus, in dem der Redende und der Angeredete in dem Zeitpunkt der Unterhaltung miteinander stehen, zu beurteilen sind, so daß je nach der Sachlage z. B. Du sympathische oder antipathische Gesinnung begleiten kann (vgl. Bd. 2, 147), oder daß, wie z. B. hier, das eine Mal Ihr gegen den Angeredeten als Zeichen der Unterthänigkeit vom Redenden aus am Platz ist, das andere Mal Du als Zeichen der Aussöhnung und somit wiederum der Unterwerfung. Ohne sichtbaren inneren Anstoß, also wohl lediglich formal, ist der Wechsel in dem darauf folgenden Gespräch, wo Brünhild 729 f. duzt, 732 ihrzt; auch 853 duzt sie.

Der ankommenden Braut ihres Bruders ruft Kriemhild den üblichen Willkommgruß entgegen, natürlich als der Unbekannten mit höfischem Ihr, ir sult uns willekomen sîn 588, statt dessen sie verwandtschaftliches Duzen braucht, nachdem Brünhild die Frau ihres Bruders geworden 817 ff. Der Zank der Königinnen ist wiederum begleitet von kennzeichnender Abwechslung der Pronomina, welchen Wechsel Lachmann treffend erklärt mit den Worten: „die Frauen ihrzen sich, weil die Vertraulichkeit aufgehoben ist, im Zorn duzt Kriemhild wieder.“

Ihren Schwager Bloedelin behandelt Kriemhild als einen ablohnbaren Vasallen und duzt ihn: ich pin dir immer holt, jâ gib ich dir ze miete silber vnde golt 1904—7; er erwidert in formalem Mischstil 1905: vrouwe, wizzet daz . . . wande er dîne mâge u. s. w. (A beseitigt den raschen Wechsel durch iuwer mâge), 1909 mit Ihr.

Besondere Fälle. Die fremden Gesandten nehmen unter den Vasallen eine Sonderstellung ein, indem sie als Vertreter ihrer fürstlichen Absender auftreten und darum ihre offizielle Botschaft auch in dem zwischen Fürsten neben dem höfischen Ihrzen fortbestehenden altherkömmlichen Duzen ausrichten können. Im Nibelungenlied herrscht der Plural bei weitem vor: 143—146. 746. 879 f. 1190 f. 1229—40. 1254—67. 1275. 1644—47. Nur Wärbel gebraucht den Singular gegen Gunther bei der offiziellen Überbringung des Grußes dir enbiutet holden dienest der liebe herre mîn, und Kriemhilt dîn swester 1440, geht aber gleich darauf 1441 f. zum Plural über, den er auch 1489 beibehält, weil diese Stellen nicht mehr zu der ihm aufgetragenen Botschaft gehören. — Die Boten werden von dem empfangenden Fürsten geihrzt, 1190—95 (Rüedeger). Von diesen mit fürstlichen Botschaften ausgerüsteten offiziellen Gesandten sind zu unterscheiden niedere Dienende, die irgend ein Ereignis melden wie jener Garzun, der Kriemhild die Rückkehr der Helden aus dem Sachsenkriege ansagt (er erhält Du 225. 242), oder jener, der dem alten Sigmund den Tod seines Sohnes verkündigt (er empfängt zuerst Du 1018, dann entfremdendes, tadelndes Ihr 1019): diese haben natürlich die Herrschaften zu ihrzen (227—240 [über dîne mâge 235 f. unten S. 224], 1017 f.).

Im Kampf kann die Etikette aufgehoben sein, wo es sich ums Leben handelt, ist nicht mehr der Platz zu Höflichkeiten; daher auch bei Absage oder Aufforderung zur Übergabe einfach natürliches und zugleich altüberliefertes Du gilt (s. oben Sigfrid zu Gunther, Dietrich zu Gunther, Hagen zu Dietrich). So duzen im Kampfe die Hunnen den Dankwart 1942, selbst den königlichen Giselher 2093, Hagen duzt den Spielmann Wärbel 1963, Bloedel den Dankwart 1923. 25 (doch hat B 1923 dürfet ir, wodurch Mischstil entsteht), aber Dankwart ist auch jetzt von Respekt gegen den Bruder des Königs erfüllt und ihrzt ihn mit dem Titel mîn herre 1926, behält jedoch in der Hohnrede nach Erschlagung des Gegners die germanische Sitte des Duzens bei: daz sî dîn morgengâbe 1927 (vgl. Bd. 2, 142).

In den Reden der Meerweiber an Hagen schwanken die Numeri. Die erste, Hadeburg, höflich schmeichelnd ihrzt (edel ritter Hagene, degen küene) 1535. 37 (A hat in der ersten Strophe 1535 Wechsel: edel ritter Hagene, wir tuon dir hie bekant, swenne ir uns, degen küene, gebt wider unser wât; Lachmann verwirft dir, „der Pluralis ist notwendig“, das Verhältnis der Hss. spricht ebenfalls für iu: B D b d gegen A [C ändert stärker, hat aber auch den Plural], aber andererseits

könnte gerade der altertümliche Wechsel der Numeri in A das ursprüngliche sein); die andere, Siglind, ehrlich warnend, duzt 1539 f. Die Ratschläge am Schluß 1544—48 werden zuerst mit Du 1544, dann mit Ihr 1545—48 gegeben, und zwar von Hadeburg, denn sie ist die Wortführerin, weswegen ihr 1544 zuzuschreiben ist; sie ist ferner 'diu eine', daz eine merewîp, vgl. 1535. 42. 45, Sigelind 'daz ander merewîp 1539, also gehört auch die Fortsetzung der Rede 1545—48 ihr, nämlich der Hadeburg, zu; klar allerdings ist die Scheidung der zwei Meerweiber vom Dichter nicht dargestellt. Hagen duzt die eine, befehlend nu zeige uns überz wazzer 1543 (der Plural 1541 meint beide Nixen). Dieses befehlende Duzen paßt zu der Herrenweise, mit der Hagen diese Wasserfrauen behandelt und die der Auffassung entspricht, welche das Mittelalter überhaupt von dem Rang der niederen Geister hatte; der Mensch, der eine unsterbliche Seele besitzt, dünkt sich erhaben über die Seelenlosen.

Gegen Tote wird nur Du gebraucht 2260. 2322 (Totenklagen). Ebenso im stillen Monolog gegen Personen, die man sonst ihrzen würde 285 (Sigfrid zu Kriemhild).

Die vorhergehende Darstellung der Anrede ist nach A und B gegeben, wo die beiden Bearbeitungen auseinander gehen, wurde dieses angemerkt. In erster Stelle wurde jeweils diejenige Lesung aufgenommen, die durch J gedeckt war, so daß also A J gegen B, B J gegen A voraustrat. Damit soll nun keineswegs ausgedrückt sein, daß die Übereinstimmung von J mit A gegen B oder umgekehrt von J mit B gegen A in allen Fällen den ursprünglichen Sachverhalt darstellt. Denn es muß gleich hier festgestellt werden, daß die in den Anredeformen liegenden Kriterien sehr unsicher sind, da ja gerade für den volkstümlichen epischen Anredestil die Freiheit der Bewegung charakteristisch ist und infolgedessen auch die Änderungssucht der Abschreiber freieren Spielraum hatte. Aus diesem Grunde kann das Verhalten im Duzen und Ihrzen nicht für sich allein als Hülfsmittel benutzt werden, um echte oder unechte Strophen zu unterscheiden; vor allem auch der Wechsel der Anredeformen nicht, der besonders gern als kritisches Merkmal verwendet wurde, denn er ist ja eine berechtigte, historisch gewordene gesellschaftliche Form. Es ist ja möglich, daß schon in der Grundlage der beiden Bearbeitungen A B (= y) und J C (= z) bei einzelnen Reden Ursprüngliches und Späteres zusammengekoppelt war und daß vereinzelt der Wechsel der Numeri erst durch einen rein äußerlichen Eingriff zustande kam, aber der Gebrauch der Anrede für sich allein ist an keiner Stelle beweiskräftig, Echtes von Unechtem zu scheiden; höchstens kann er als verstärkendes Moment hinzutreten wie für Str. 420—422 (s. oben S. 214 f.) also in einem prägnanten Falle, wo derjenige, der sich ausdrücklich als unterthäniger Diener gebärdet, trotzdem das von Niedern zu Höheren unerlaubte Du gebraucht. Wenn man also auch der „Verwirrung und Regellosigkeit im Ihrzen und Duzen“ keinen kritischen Wert wird zu-

erkennen dürfen, so bleibt es doch Lachmanns Verdienst, auf die tiefer liegende Bedeutung hingewiesen zu haben, welche diese Formalitäten unter Umständen für das Verständnis einer Situation haben können. Demgegenüber bilden die Entgegnungen von Heinrich Fischer, Nibelungenlied oder Nibelungenlieder S. 17 ff., weniger eine Widerlegung als eine Verflachung. Lachmanns Bemerkungen zum Duzen und Ihrzen finden sich in den Anmerkungen zu Str. 84. 110—117. 234. 342—357. 398. 400. 505. 605. 675. 789. 803. 1090. 1469. 1475. 1481. 1507 und S. 255.

Die isolierten Stellen von A gegen BJ und von B gegen AJ sind folgende:

A steht allein gegen BJ 1535: A hat Mischstil (Wechsel in ein und demselben Gespräch); 235. 1905. 1956: A gleicht den in BJ bestehenden Wechsel aus; 651—654: A hat Ihr gegen Du in BJ; 83.[1] 1993: A hat Du gegen Ihr in BJ. B steht allein gegen BJ in Str. 313. 540. 1168. 1923: B hat Mischstil; 343. 426: B hat Ihr gegen Du in AJ; 1901: B (auch C) hat Du gegen Ihr in AJ. Die Plusstrophen in B, 471. 472. 473. 531. 534. 940. 1659, haben lauter einwandfreie Anreden und geben zu Bemerkungen keinen Anlaß, nur sei erwähnt, daß durch die — notwendigen (Braune, Beitr. 25, 81) — Plusstrophen 340. 341 Wechsel erzeugt wird.

Es handelt sich also bei diesen Sonderstellungen von A und B hauptsächlich um den Wechsel der Numeri und es ist möglich, daß die Ausgleichung dieser veralteten, mehr dem Spielmannsstil eignenden Form z. B. in Str. 1905. 1956 bloß auf Rechnung des Bearbeiters A zu setzen ist. Umgekehrt, wo nur eine Hs. den Wechsel hat wie A in 83. 1535, B in 313 u. s. w., die andern aber Einheit der Numeri, braucht diese Einheit nicht erst sekundäre Ausgleichung, jener Wechsel also das Ursprüngliche zu sein; denn wie altertümlich auch diese Stilart aussehen mag, so kann sie doch auch leicht erst durch einen Bearbeiter oder Schreiber hereingekommen sein, der aus irgend einem nicht mehr kontrollierbaren Grunde, möglicherweise auch dadurch, daß er in den volksmäßigen Spielmannsstil verfiel, eines der Pronomina änderte. Also hat der Wechsel an sich keine unbedingte Beweiskraft für höheres Alter einer Lesart. Sichere Beispiele dafür, daß er auch später eingeführt wurde, sind u. a. folgende: J läßt 532, 1 Hagen den König mit dem Sing. bitte statt mit Plur. bittet auffordern, bleibt aber bei iu, ir sult, in Zeile 3; oder in C Str. 640. 818. 1019. 1074. 1205.

In jenen Sonderstellen von A und B ist eine bestimmte Tendenz nicht ausgesprochen, höchstens kann man finden, daß B in dem Numeruswechsel nichts Anstößiges fand.

Ganz anders C. Durch dessen Änderungen, die schon durch ihre

[1] Habt ir si ie gesehen, des solt du mir, Hagene, der rehten wârheite jehen A, die andern Hss. haben des solt ir u. s. w. In A bezieht sich ir auf Hagen und seine Mannen (82, 3), in allen andern Hss. geht dagegen ir auf Hagen allein; möglicherweise hat A hier das ursprüngliche bewahrt (s. oben S. 213).

größere Anzahl ins Gewicht fallen, geht eine einheitliche Absicht, die der sonstigen Haltung dieser Bearbeitung entspricht, nämlich zu modernisieren und dem gesellschaftlichen Leben einen höfischen Anstrich zu geben. Deshalb ist häufig der Mischstil beseitigt. So hat B 340 Ihr, 341. 342 Du (in A fehlen 340 f.), C setzt durchweg den Plural; in der Reihe 648 bis 656 schiebt C in 649 (= 654 C) eine Anrede mit Ihr ein, die in AB fehlt, und ändert in 650. 651 (= 655. 656 C) den Singular in den Plural, so daß die Besprechung zwischen Gunther und Sigfrid in 548—651 (= 653—656 C) nunmehr gleichmäßig im Ihrzen verläuft; die Inkongruenz, die so in C zwischen dem Ihrzen in 648—651 und dem Duzen 652—656 entstanden ist, ist dadurch weniger fühlbar, daß C nach 651 eine Strophe für Gunther einschiebt (657 C), wodurch gleichsam ein neuer Satz in der Unterhaltung beginnt; von der Mischung wizzet — dînen 1905 (= 1953 C) hat C die erste Hälfte gestrichen. Die Ausgleichung findet also fast immer zugunsten des höfischen Ihrzens statt, und so hat C auch außerhalb des Mischstils Du in Ihr umgesetzt in 488 (= 499 C, in der Einlaßformel entsliezet ûf die tür, ebenso J) und 1440 (= 1468 C, im Gruß iu entbiutet sînen dienest). Aber in 678 (= 687 C) hat C umgekehrt durch Einsetzung des höfischen Ihr (wie auch J) in 678, 1 Wechsel neu geschaffen, indem das im Reim stehende dîn 678, 3 belassen ist; ähnlich in 2029 (= 2085 C), wo die kräftigen Trutzworte Hagens an Iring überhaupt abgeschwächt sind: durch Eintreten des Ihr für Du ist ein unnötiger Gegensatz gegen das Duzen in der Antwort Irings 2030 entstanden; und 1605, 2 (= 1645, 2 C) ist zwar dîn in iuwer verwandelt, aber der Wechsel doch geblieben, weil 1604, 1 das im Reim stehende dîn nicht beseitigt wurde. — In den Zusatzstrophen konnte C vollends seiner höfischen Neigung folgen, daher hier meist geihrzt wird: 1005. 1284. 1555 f. 1621—25. 1785. 2216; nur in 1162 f. bekommt Uote gegen Kriemhild natürlich Du und in der eben besprochenen Strophe 657 wird Gunther Duzen beigelegt, um den Einklang mit den folgenden Strophen herzustellen.

J ist ziemlich nachlässig mit der Anrede, wie schon einige vorhergegangene Beispiele zeigen konnten. Außer dort ändert es auch sonst. So verdrängt es, im Gegensatz zu C, gern Ihr durch Du: 340 (der Wechsel 340—342 wird also von J zugunsten von Du ausgeglichen, von C zugunsten von Ihr) 383. 390. 534 f. 638 und ebenfalls mit Zerstörung des Wechsels zugunsten des Duzens 2191; umgekehrt wird der Plural für den Singular gesetzt 849. 1729. Diese Änderungen fallen lediglich J zur Last, d hat sie wie C nicht mitgemacht.

Die Änderungen der Hss. sind also besonders durch zwei Bestrebungen veranlaßt, einmal aus Begünstigung des modernen höfischen Ihr, so besonders in C, und dann aus Abneigung gegen den volkstümlichen und altertümlichen Mischstil. Die aus dem ersten Grund eingetretenen liegen meist ziemlich klar, wogegen unter den Varianten beim Anredewechsel, wie oben erörtert, oft das Ursprüngliche vom Nachträglichen nicht zu scheiden ist.

Wie erwähnt, tritt der bloß formale Wechsel, der nicht durch eine gleichzeitige Verschiebung des Inhalts bedingt ist, im Anredestil des Nibelungenlieds zurück. Hervorgerufen wird er mehrfach durch rein äußerliche Umstände. So konnte die leichte Reimgelegenheit ein dîn und damit das Duzen herbeiführen, vgl. Lachmanns Anmerkung S. 255, so 160 gegen 158. 1406 f., 620 gegen 622, 2191. Ferner wird dieses Possessivpronomen des Singulars gebraucht, auch wenn sonst in der betreffenden Rede geihrzt wird, in den formelhaften Verbindungen dîne mâge 235. 1905, dînen degenen 121 (s. oben S. 214). Besonders schwankend ist die Anrede im Imperativ oder bei imperativischen Hülfsverben. So enthalten unter den oben verzeichneten Varianten von A gegen BJ und von B gegen AJ folgende einen Befehl: A gegen BJ 1993 nu swîg, auch 1905 (s. S. 220); B gegen AJ 313 râtet, 343 solt ir, 540 sage, 1901 lâ belîben, 1923 jane dürfet ir.

Die Anrede in dritter Person begegnet einigemale im Willkommgruß, wenn dieser an den Herrn und zugleich an seine Begleiter gerichtet ist: Willekomen sî mîn bruoder und der geselle sîn 349 (Kriemhild zu Gunther und Sigfrid); Nu sî uns grôze willekomen mîn vater und sîne man 1167 (Rüedegers Tochter zu ihrem Vater und dessen Mannen); nu sîn gote willekomen dise degene, der voget von Bechelâren unt alle sîne man 1183 (Hagen zu Rüedeger und seinem Gefolge). Daneben begegnet natürlich auch die gewöhnliche Art mit der zweiten Person: ir sult uns wesen willekomen mit iuwern hergesellen die mit iu komen sint 126 (Gernot zu Sigfrid). Die Berücksichtigung der Begleitung beim Gruß ist ein volkstümlicher Höflichkeitsakt und entspricht altem Brauche, der schon aus dem Liede de Heinrico bekannt ist: willicumo sid gi mi nec non et sotii. Er ist nicht modern noch höfisch und unterbleibt deshalb in den höfischen Epen, während er in den volkstümlichen Dichtungen öfter begegnet. Auch in der Art der Höflichkeitsbezeugung also spricht sich der Gegensatz aus zwischen der älteren germanischen und der neumodisch romanischen Auffassung vom Verhältnis zwischen Fürst und Gefolge.

Für die erste Person, wenn der Redende von sich spricht, tritt an einigen Stellen jene ebenfalls volkstümliche, nachdrucksvolle Ersetzung durch den Eigennamen und, falls dieser das Subjekt bildet, mit der dritten Person des Verbums ein (J. Grimm, Gramm. IV, 294): iu sol mit triuwen dienen immer Sîvrides hant 161, daz sult ir Gunthere sagen 343 (A hat mir), du solt bî dînem bruoder Gîselhere sîn 1080, in wil behalten Hagene 1273, daz ist der Rûmoldes rât 1469, ez muoz noch hiute gelten der Rüedegêres lîp 2163. Diese Selbsthervorhebung, die mit dem Auftragen des eigenen Namens verbunden ist, verleiht, wenn sie auch vielfach bloß zu inhaltloser Umschreibung abgeblaßt sein mag, doch einer oder der andern der angeführten Stellen einen tiefern ethischen Sinn, so z. B. spiegelt sich in dem so selbstbewußt die Rede abschließenden 'Rûmoldes rât' das Gefühl des

Mannes von seiner Wichtigkeit wieder, oder die Überzeugungskraft der Treue in den obigen Worten Giselhers.

Sucht man nun aus der Masse der Erscheinungen die festen Züge zu gewinnen und das Gebiet des Du und Ihr zu umgrenzen, so fällt zunächst in die Augen, daß das Ihrzen stark überwiegt, so zwar, daß es nahezu dreimal so viel Strophen mit der pluralischen Anrede gibt als mit der singularischen. Demnach kann man sagen, das Ihrzen ist die eigentlich normale Form im Verkehr der — fast durchweg zu den nobiles und nobilissimi gehörenden — Personen des Nibelungenlieds. Während also im Rother die germanische und romanische Stilform noch nicht verschmolzen waren, so daß z. B. zwischen dem germanischen König und seinen Gefolgsmannen noch das familiäre Du bestand, liegt nun der Anrede ein einheitliches Prinzip zu Grunde, das ist das der Höflichkeit: der Verkehr der feinen Gesellschaft ist in erster Linie geregelt durch höfliches Entgegenkommen und diesem entspricht auf dem Gebiete der Anrede das Ihrzen. Demgegenüber hat das Duzen seinen eigentlichen Platz bei folgenden Gelegenheiten: 1. Es kennzeichnet den Rangunterschied (sozial) und steht immer im Verkehr von Höheren mit absolut Niederen (Plebeji), kann aber auch von Fürsten gegen Ritter gebraucht werden, wenn die Verschiedenheit des Standes betont werden soll, wie z. B. Sigfrid den Ortwin duzt als den Mann Gunthers 118 oder Brunhild den Sigfrid ebenso als Gunthers Vasallen 423. 2. Das Duzen folgt aus der Stimmung des Redenden (symptomatisch) und kann bei feindlicher Gesinnung eintreten wie nach alter Sitte bei den Kampfreden oder bei einzelnen Ausbrüchen des Hasses (z. B. in Begleitung des Fluches vâlandinne 1748. 2371); oder aber, im Gegensatz dazu, es kann ein intimeres Verhältnis zwischen den Redenden andeuten. Hier herrscht nun keine Gleichmäßigkeit, denn während Gunther und Sigfrid oder Gunther und Dietrich sich oft duzen, besteht zwischen Hagen und Volker oder Hagen und seinem Bruder Dankwart Ihr. Du wird also gern zum Ausdruck näherer Beziehungen gebraucht, aber es ist nicht der absolut notwendige Ausdruck für solche, denn Freundschaftsbündnisse z. B. verlangen nicht unbedingtes Duzen, sondern sie können auch von Ihrzen begleitet sein. Das Ihrzen steht also dem Duzen nicht gegenüber als eine fremdere Kundgebung gegen eine vertraulichere, sondern auch Ihr kann bei den engsten innern Verbindungen gesagt werden, wie z. B. Rüedeger es gegen seine Frau trotz des Koseworts triutinne mîn 1171 verwendet, oder wie Hagen und Volker mit häufigem friunt oder geselle sich ihrzen, desgleichen Hagen und Dankwart mit bruoder. Auch bei vertraulichem Duzen ist indes die Macht der Standesverhältnisse merkbar, denn es wird leichter gewährt von einem Fürsten zum andern als von einem Fürsten gegen einen Untergebenen oder gar von einem Vasallen gegen einen Fürsten. Zu den näheren Verbindungen gehören dann noch die Verwandtschaftsverhältnisse, bezüglich derer auf die oben gegebene Zusammenstellung verwiesen sei.

Der Wechsel der Numeri als bloße Höflichkeitsform (formaler Wechsel) ist nicht mehr häufig, vielmehr bildet er meistens ein Kunstmittel, um die äußere oder innere Situation zu zeichnen (symptomatischer Wechsel), und in dieser Beziehung bildet der Anredestil des Nibelungenlieds eine Verfeinerung, man kann sagen Vergeistigung des Spielmannsstils. Die ethische Bedeutung, die hierbei dem Ihr oder Du innehaftet, ist dann nur relativ und nur an dem gegenseitigen Normalverhältnis der Redenden abzumessen oder aus der momentanen Sachlage heraus zu beurteilen. So wirkt im Zank der Königinnen, die sonst sich zu duzen gewöhnt sind, das Ihr entfremdend und wird dadurch zum Ausdruck des Hasses (vgl. Lachmanns Anm. zu Str. 789), dieselbe Funktion hat aber umgekehrt Du von Hagen zu Kriemhild, der im gewöhnlichen Verkehr die Königin ihrzen muß, in Str. 2370 f. du hâst iz nâch dîm willen zeinem ende brâht u. s. w.

Häufig sind Titulierungen der Anrede beigegeben und durch ihre Anbringung kann die innere Meinung, die der Sprechende gegen den Angeredeten hegt, lebendiger zum Ausdruck gebracht werden. Eine Darstellung des Titelwesens würde den Einblick in die Formen des gesellschaftlichen Verkehrs im Mittelalter wesentlich vertiefen, doch muß hier davon Abstand genommen werden und es sei nur für alle Fälle auf die Bedeutung hingewiesen, welche die Titulierungen für die Lebensformen jener Zeit und auch für den Stil der einzelnen Dichter haben. Nur so viel sei bemerkt, daß mit bestimmten Titeln nicht auch ein bestimmter Numerus verbunden sein muß. Etzel z. B. braucht bei der Titulierung vil liebiu frouwe mîn 1404 gegen Kriemhild Ihr, gleich darauf 1407 Du; Hagen zu Rüedeger vil edel Ruedegêr mit Ihr 2193, mit Du 2195; Dietrich zu Kriemhild vil edeles küneges wîp 2364 mit Ihr, vil edeles fürsten wîp 1902 mit Du. Selbst mit dem Titel künic begegnet Du, so von Hagen zu Gunther 2006 (künic hêre), von Dietrich zu Gunther 2336 (künec edele).

In der Klage ist der höfische Anredestil angenommen, indem sich die Personen meistens ihrzen. Zwischenhinein begegnet Du: bei der Mahnung Dietrichs an Etzel 521 (imperativisch), während er ihm sonst Ihr gibt, wodurch hier zwischen 521—532 Mischstil entsteht; ferner 1038 ff., wo der Reim im Spiel ist; im Imperativ sag mir bote guote 1486 (Dietlind zu Swemmel) unter sonstigem Ihrzen (sagt uns 1506. 1516. 1590, vgl. oben S. 215). Besonders nachlässig ist es, daß Brünhild allein den Swemmel duzt 1807, während er von allen andern geihrzt wird. Dietlind duzt ihre Mutter Gotelind 1453 (formelhafter Imperativ, nu merke), während im Nibelungenlied die Mutter von der Tochter ehrerbietiges Ihr erhält. Dietrich und seine Frau trösten Dietlind mit Du 2120, niftel, nu gehabe dich wol. — Eine besondere Gattung von Reden bilden die Monologe über die Toten, die Totenklagen. Hier ist durchaus Du gebräuchlich, eine Regel, die in der ganzen mhd. Literatur durchgeführt ist. Dem Toten gegenüber sind die irdischen Schranken

aufgehoben, es spricht die rein menschliche Empfindung, deren Ausdruck immer das natürliche Du geblieben ist.

Kudrun.

Der Dichter des Nibelungenliedes, der mit seinem Werke das nicht mehr erreichte Muster eines ritterlich-volkstümlichen Epos geschaffen, hat auch im Stil der Anrede den dieser Gattung entsprechenden Typus vorbildlich festgelegt. Aber schon der Verfasser der Kudrun besaß nicht das feine Stilgefühl für diese Spezialität der Darstellung, und die sinngemäße Ordnung, die den volksepischen Anredestil des Nibelungenlieds bei aller Freiheit durchzieht, bildet hier nicht mehr in gleicher Weise einen wesentlichen Zug der künstlerischen Behandlung. Vom normalen Anredetypus wird leichter ohne innern Grund abgewichen, der Wechsel innerhalb ein und desselben Gesprächs ist häufig und der ganze Ton ist schon darum volkstümlicher als im Nibelungenlied, weil das patriarchalische germanische Du, indem der Singular nun nahezu gleich häufig ist wie der Plural, größere Geltung hat. Für das weitere Verbreitungsgebiet des Duzens ist es besonders charakteristisch, daß es auch zwischen dem Fürsten und seinen Helden sowie unter diesen gegenseitig unbedenklich statt hat, was damit zusammenhängt, daß das Gedicht überhaupt viel mehr die germanische Auffassung vom Volkskönig und seinen Recken bewahrt hat als das Nibelungenlied, in welchem das gesamte Leben einen feineren, mehr höfischen Zuschnitt trägt. Mit jenen genannten Merkmalen hat also der Anredestil in der Kudrun ein mehr spielmannsmäßiges Ansehen gegenüber dem feiner kultivierten des Nibelungenliedes.

Ganz Niedere oder namenlose Statisten werden geduzt: der Kämmerer von Hilde 413. 419, von Horant 422 f.; Hartmuot aber in zorniger Verachtung ihrzt einen Krieger, wer sît ir, zage bœse? 1476. Die Untergeordneten ihrzen: ein Getreuer, ein Kämmerer, Helden den Hagen 306. 308. 383. 535; der Kämmerer Hilde 417; eine Magd ihre Herrin Kudrun 1357; seine Helden den König Ortwin 1340, aber 1405 duzt ihn einer, eine unbegründete Ausnahme; die Umstehenden ihrzen den rasenden Wate.

Fürsten und Ritter. Die Fürsten duzen ihre eigenen Vasallen und erhalten Ihr, welche Regel jedoch öfter durchbrochen wird. Als Hetel seine Getreuen entbietet, bekommt er von Morung Antwort mit Wechsel: Ihr 211— Du 212. 214, ohne inneren Grund; er duzt Morung 215 und Horant 225; desgleichen Fruote vertraulich beim Willkomm, nu wis willekomen, neve Fruote 220, worauf er von Fruote auch Du zurückerhält 230, in der offiziellen (vgl. 244) Beratung aber erteilt Fruote dem König ehrenden Plural mit ceremonieller Titulierung her künic, ir sult heizen bereiten 249. Wate dagegen begrüßt der König hochachtungsvoll mit dem Titel her und Ihrzen, her Wate, nu sît willekomen 236, fährt aber in gemischter Form fort 239 ich hân nâch dir gesant . . danne ir, Wate, lieber friunt: ir sît u. s. w.; Wate

entgegnet ebenso mit Ihr 240, geht aber dann im Zorn (Wate sprach mit zorne) zum Duzen über 242 f.; seine Rede in der Ratsversammlung hält er wie Fruote mit offiziellem Ihr her künic, heizet gâhen 255; 278 f. gegenseitiges Ihrzen; 476 f. Wechsel, zuerst Du in dem begeisterten Preis der Hilde 476, dagegen Ihr in der darauffolgenden geschäftsmäßig gehaltenen Strophe. — Dieser Verkehr zwischen Hetel und seinen Helden gibt ein Bild von der leicht schwankenden Natur der Anredeform in der Kudrun. Ebenso ist es gegen den jungen König, Ortwin, der von Fruote als vertrautem Ratgeber 1623 Du erhält, dasselbe von Wate 910 (Zustimmung), dagegen Ihr von diesem 1551, worauf auch er später Ihr erfolgen läßt 1559. Gegen die königlichen Frauen jedoch ist die höfische Etiquette mit Ihrzen fest geregelt, denn Hilde empfängt nur solches, nicht auch Du (von Fruote 1612, von Wate 925. 928. 930. 945. 1578, von Irolt 1576), während sie ständig nur duzt (Fruote 1587. 1613, Wate 531 f. 1577). Auch Kudrun erhält von dem alten Wate durchweg ehrerbietiges Ihr 1513. 1519, das er selbst im Zorn nicht vergißt 1520. In ihren Worten aber spiegelt sich die Stimmung wider, indem sie ihn zuerst mit Duzen begrüßt 1512 f., worauf sie im Befehl zum Ihrzen übergeht 1514, bei dem sie auch bleibt, als sie in angstvoller Scheu den Rasenden zu beschwichtigen sucht 1525. Streng ist auch die Etiquette gewahrt von der getreuen Hildeburg gegen ihre Herrin Kudrun: so lange sie gemeinsam das Geschick der Gefangenschaft erleiden, besteht ein Freundschaftsbund, sie sind gespiln, deshalb duzen sie sich 1066 f. 1199 (gespil), 1207. 1209 (trûtgespil), aber mit 1210 beginnt der Umschwung, indem bei der nahenden Rettung Hildeburg nun wieder die Stellung der Dienerin einnimmt und in Kudrun die Herrin mit Ihrzen und dem Königstitel, küniginne, ehrt, 1267. 69, Kudrun jedoch als Fürstin Du und das Kosewort trûtgespil beibehält 1626. 28. Ein treffendes Beispiel für die ethische Ausdrucksfähigkeit, die der Anredeform innewohnt, bietet das Zusammentreffen mit der ungetreuen Magd Hergart: diese, die Gemahlin eines Herzogs geworden, wagt es, die frühere Herrin mit vertraulichem Duzen um Hilfe anzuflehen 1516, worauf aber Kudrun 'im zorne' mit fremd stellendem Ihr erwidert. Das Verhältnis der Anrede ist also nun das umgekehrte: die treue Dienerin bezeugt ihre Unterthänigkeit durch Ihrzen und wird mit vertraulichem Du bedacht, die ungetreue erlaubt sich, zu duzen, und wird mit fremdklingendem Ihrzen zurückgewiesen; auch die Wahl der Anredeform kennzeichnet also die beiden kontrastierenden Charaktere. Einfach dem Rangverhältnis entsprechend bestehen die Numeri zwischen Hagen und Hildeburg (er duzt, sie ihrzt 555 f.) und zwischen Gerlind und Hildeburg (die Königin duzt 1061. 64 und wird geihrzt 1062. 1190).

Fürsten und fremde Adelige pflegen sich gegenseitig zu ihrzen, so Horant, Irolt und Morung den Hagen 311. 313. 317. 369. 448, die ältere Hilde den Wate 349, dieselbe und Horant wechselseitig 376 f., Morung die junge Hilde 408 f. (der Plural in ihrer Antwort 410 meint

Morung und seine Genossen), Wate den Hartmuot 1557, Herwig und Wate 1490 f., Wate, trotz seiner Tobsucht, die Gerlind (er sprach in tobeheite) 1521 f. — Wate und Hagen, die aus vergangenen Zeiten hereinragen, verkehren zuerst noch in altmodischer Weise mit Du 359. 363. 366, doch als Hagen seinen Gast als einen Meister in der Waffenkunst kennen lernt, spendet er ihm aus Hochachtung Ihr 368; beim feierlichen Abschied ihrzt Wate den König, zugleich als Vertreter seiner Gefährten, unter solennen Titulierungen 434—437 (her künic, edeler künic Hagene). — Auch in dem Gespräch zwischen Hilde und Horant, als er die Werbung vorbringt, veranlaßt der Wechsel der Stimmung Wechsel der Pronomina: Hilde empfängt den Fremden mit Ihr 395, nach seinem herrlichen Gesang ihm geneigt duzt sie, friunt, du habe danc 398—407; er zollt der Fürstin achtungsvolles Ihr, nur zwischenhinein, da er als Abgesandter für seinen Herrn die Liebesbotschaft ausrichtet, gebraucht er, als in offizieller Sendung, Du 402 f.

Gleiche. Fürsten geben sich gegenseitig Ihr: Hagen und Hetel 524. 528. 557, Hilde und Sigfrid 1589 f., Hilde und Herwig 935. 1604—6, Ortrun zu Hilde 1597, Kudrun und die Ihren zu Herwigs Schwester 1663. Dazwischen tritt symptomatisches Du: von Herwig gegen Ludwig im Zweikampf 1433—36; oder als Zeichen inneren Nahetretens, wie Kudrun und Ortrun nach vorhergegangenem Ihrzen 1040 sich von dem Augenblick an duzen, da Kudrun vorgibt, der Ortrun Bruder heiraten zu wollen, 1310 f., worauf der Singular auch in der Folgezeit beibehalten wird, 1479—82. 1505 f. 1703; und von Herwig zu Ortwin, als er ihm unzertrennliche Freundschaft gelobt 1155, auch später 1259, während in Anwesenheit der ihnen noch fremd gegenüberstehenden Kudrun und Hildeburg geihrzt wird 1238 (her Ortwîn). — Ein gutes Beispiel ausdrucksvollen Wechsels bietet das erste Gespräch zwischen Herwig und Kudrun, da sie nach vorhergehendem gegenseitigen Ihrzen (652—661) zum Du übergeht bei den Worten, mit denen sie sich ihm endgültig zu eigen gibt 662, 2; auch beim Wiedersehen am Strande ist die Anrede dem Gang der Ereignisse verständig angepaßt: zuerst ihrzen sie sich 1241—49 und erst beim Abschied wechseln sie Worte herzlicher Treue mit Duzen 1263 f. Gegen diese sinnreiche Behandlung der Anrede fallen die beiden weiteren Unterhaltungen zwischen Herwig und Kudrun ab: bei der zweiten Erkennungsscene 1484—88 wird nur geihrzt, obgleich hier die Situation schärfer hätte markiert werden können, wenn, wie oft in höfischen Epen, nach dem Wiedererkennen (1486) das Duzen in seine Rechte getreten wäre; umgekehrt liegt für den Übergang vom Du 1651 zum Ihr 1653 kein innerer Grund vor. — Zwischen Hartmuot und Kudrun herrscht sittegemäßes Ihrzen, von seiner Seite 796. 1026-35. 1043 f. 1048 f., das nur einmal, 1296, Du als impulsiver Ausdruck der Stimmung unterbricht in dem Augenblick, als Kudrun — scheinbar — einwilligt, ihn zum Mann zu nehmen (das Du in 1013 ist unbestimmt). Kudrun, die die ganze Zeit nur fremdes Ihr für ihn hat, 1013. 27 f.

1031—33. 43. 1294 f. 1300 f. 1312 f., wendet sich erst, als er ihr Gefangener ist, mit Du an ihn, 1632—41, aber nicht in der Absicht, ihn zu demütigen, sondern in gütigem Wohlwollen, nur die rein geschäftliche Verhandlung 1634 f. wird dazwischen hinein auch jetzt mit Ihrzen geführt; Hartmuot, jetzt in ihrer Gewalt, bleibt natürlich während dieser ganzen Unterredung, die über sein Schicksal entscheidet, bei ehrerbietigem Ihrzen. — Ludwig behandelt Kudrun höflich mit Ihr 956. 958, das sie ebenso erwidert 959; Gerlind dagegen erniedrigt die Gefangene durch Duzen 990—999. 1019 f. 1054. 1278—86, das sie auch noch beibehält, als sie bei der Unterwerfung sie um ihren Schutz anfleht 1508; Kudrun entgegnet auf alle Schmähungen und auch auf jene letzte Bitte mit gleichmäßig förmlichem Ihr 978 f. 989. 997. 1055 f. 1204. 1277—87. 1509 (dazwischen 991 willkürliches unbegründetes Abschwenken zum Du). — Auch in den Reden des Grafen von Salme und seiner Leute in der Vorgeschichte ist der Übergang vom Ihr 123—125 zum Du 126—132 willkürlich, denn er fällt nicht mit einem Umschlag in der Stellungnahme gegen Hagen zusammen, da erst 128. 130 von feindseligen Absichten die Rede ist.

Selten treffen Adelige zum Gespräch zusammen, wobei dann sowohl Duzen als Ihrzen stattfindet: Morung duzt Irolt. 488, Wate ihrzt Fruote vil lieber neve Fruote 1467, duzt dagegen den Irolt 1503, der ihm Ihr geboten hat 1502.

Die Anredeweise unter Verwandten, die überhaupt nicht fest geregelt ist, schwankt in der Kudrun noch mehr als im Nibelungenlied.

Eltern und Kinder. Wenn in der Familie des Königs Sohn oder Tochter zu eigener Krone gelangen, dann stehen sie standesmäßig den Eltern gleich und es tritt das zwischen Fürsten geltende Anredeprinzip. ein. So duzt Hagen seine Tochter Hilde, so lange sie noch unverheiratet ist 329. 386 (er selbst erhält auch Du zurück 328. 387), als sie aber Hetels Verlobte und damit Königin geworden, ihrzt er sie 538. 558. Hetel duzt seine Tochter Kudrun 687, auch Hilde die Kudrun, vor und nach deren Krönung 691. 1580—86. 96. 1699; Kudrun gebraucht als Prinzessin beide Numeri, den Plural 1579—85 und den Singular 1595, nachdem sie Königin geworden, den Singular 1698. Die Unbestimmtheit in der Anwendung der beiden Formen tritt mehrfach zu Tage, so zwischen Ludwig und Hartmuot, indem der Vater ihrzt 590—595, doch 965 Du wählt, der Sohn antwortet auf das Ihrzen der ersten Rede ebenfalls mit dem Plural 591 und gebraucht denselben auch 964; Gerlind duzt ihren Sohn 1000. 2. 15. 17. 1322. 81. 82. 87, ihrzt ihn dagegen 993. 1378 (mit formeller Titulierung her Hartmuot) und 1383. 84, wodurch mit 1381. 82 Mischstil entsteht; der Sohn erwidert stets mit hochstellendem Ihr 994. 1001. 3. 14. 1323. 1379 f. 1386.

Geschwister. Ortwin spricht Kudrun, ehe sie sich wiedererkennen, mit gesellschaftlichem Ihr an 1228, auch nachher noch, so lange er sie

für Hartmuots Gemahlin und also für eine Fürstin hält 1253 (nu saget mir, frou swester), erst nachdem ihm ihr Schicksal klar geworden, geben sie sich geschwisterliches Du. Hartmuot ihrzt seine Schwester Ortrun 1038.

Gatten. Hetel und Hilde ihrzen sich 635. 637, auch Ludwig die Gerlind 1363. Zwischen Sigebant und Uote besteht Wechsel, indem auf vertrauliches Duzen 27 f. (auch 153) formelles Ihrzen folgt, als die königlichen Pflichten des Herrschers besprochen werden 30—35.

Boten ihrzen 233. 609. 615. 771. 775. 968 f. 1078. 1289. 91. 1564. 66, duzen 459. 684. 816 f., reden im Mischstil 145 f.; sie erhalten Du 458 f. 1080. 81. 85. 1100. 1290. Fälle von stillschweigender Vertauschung der Anzahl der angeredeten Personen (vgl. Bd. II, 135). sind 815 f.: Die Boten der Hilde erscheinen vor Hetel, der sie anredet sit willekomen, ir herren 815, es antwortet aber nur einer: Er sprach 816; und 1077 ff. 'Die Hilden boten' treten vor Herwig, der sie aber in der Einzahl citiert nu solt du bote guote . . . 1080; 1085 redet Horant zuerst nur zu einem Boten, dann 1086 zu allen.

Übernatürliche Wesen werden geduzt: Der junge Hagen, der von den Jungfrauen für ein Meerwunder gehalten wird 77; der Engel in Vogelgestalt und Kudrun duzen sich gegenseitig 1166 ff.

Was über die geringe Bedeutung des volkstümlich epischen Anredestils für textkritische Fragen, vor allem für die Strophenkritik, beim Nibelungenlied gesagt ist, gilt natürlich auch für die Kudrun, für welche erst jüngst Panzer (Hilde-Gudrun S. 99 ff.) den richtigen Standpunkt gezeichnet hat. Die Anredeverhältnisse gewähren hier für die Kritik noch weniger Sicherheit als im Nibelungenlied, da ja nur ein Zeuge, die späte Ambraser Hs., vernommen werden kann. Darum können die obigen Ausführungen streng genommen auch nur von dem Stil der Ambraser Hs. gelten, aber das allgemeine Ergebnis, daß die Anredeweise von der Höhe derjenigen des Nibelungenliedes herabgestiegen und volkstümlicher geworden, wird auch unter Voraussetzung von Änderungen der Hs. nicht wesentlich verschoben werden, da nicht anzunehmen ist, daß ein etwaiger Überarbeiter einen ursprünglich mehr höfisch gefärbten Stil ins Spielmannsartige vergröbert haben sollte, auch von einer bestimmten Tendenz, wie etwa absichtlicher Bevorzugung des Duzens, nichts zu bemerken ist, und endlich, da die Schreiber, wie die sonstige mhd. Literatur lehrt, überhaupt nie den gesamten Anredetypus ihrer Vorlage, sondern nur immer einzelne Punkte zu ändern wagten.

Der Anredestil im Nibelungenlied ist das Muster eines aus der Vereinigung höfischer und volkstümlicher Elemente gebildeten Typus, der Stil in der Kudrun bedeutet dagegen eine stärkere Neigung zum volkstümlichen, die beiden Extreme sind erreicht im Biterolf und im Ortnit, dort ist der höfische Typus zur unbedingten Herrschaft gelangt, hier ein ideal-volkstümlicher durchgeführt.

Biterolf.

Schon Lachmann hat die — relative — Regelmäßigkeit der Anrede im Biterolf erkannt und sein Urteil in der Anmerkung zur Klage V. 1486 niedergelegt mit den Worten 'im Biterolf ist das Ihrzen und Duzen überall in Ordnung', wobei er die vereinzelten Abweichungen auf Affektgründe zurückführt. Dieses 'Überall' ist allerdings dann von Jänicke in seiner Ausgabe, D. Heldenb. I. S. XXV, mit Recht dahin eingeschränkt worden, daß sich die Abschwenkungen doch nicht alle aus gesteigerter Stimmung erklären lassen. Diesen Rest bilden eben die rein formalen Fälle von Du oder Ihr, welche im Biterolf allerdings nur in beschränkter Zahl vorkommen gegenüber jenen im Inhalt begründeten symptomatischen, welch letztere auch schon nicht gerade zahlreich sind. Damit ist zugleich das Wesen der Anrede im Biterolf bestimmt: sie trägt durchaus höfischen Charakter und jene Rückfälle in die volkstümliche Art bilden nur vereinzelte Ausnahmen. Das Ihrzen also ist die gegebene Form gleicherweise unter Fürsten und Adel; auch die Boten empfangen Ihr; oder ein Pilger (221, mit dem Titel herre); ferner unter Brüdern 10 366; und selbst Heime, obgleich eines küneges eigen man, wird von Sigfrid mit Ihr geehrt 10 874 ff., also im Gegensatz zu der Standesauffassung im Nibelungenlied. Dem gegenüber tritt der Singular immer nur vereinzelt auf und zwar in einer Weise, daß man die Veranlassung zum Duzen meist unschwer erkennen kann. Es sind, ihrer innern Zusammengehörigkeit nach gruppiert, folgende Fälle (die Mehrzahl dieser Personen gibt sich daneben auch Ihr, nur zwischen Wachsmuot und Eckehart, Etzel und Dietleip, Hildebrand und Witege, Wolfhart und Rüedeger, Helche und ihren Frauen sind die angeführten Anreden mit Du die einzig vorkommenden): Glückwunsch, eingeleitet durch nu wol dich, künic hêre, Hagen zu Gunther 6036; Segenswunsch beim Abschied zwischen Dietleip und seiner Mutter, nachdem er sie vorher geihrzt, sie sprach: „got müeze dich bewarn“ „muoter, als tuo er ouch dich . . ., got hüete, liebe muoter. dîn“ 2265; ferner Du von Wachsmuot zu Eckehart als seinem Genossen 10 208; zwischen Etzel und Helche als Ehegatten 1758; von Biterolf zu Etzel 1204, wie manchmal zwischen Königen altes Duzen beibehalten ist; von Etzel zu Dietleip 3466, als zu einem jungen Menschen, der noch nicht sich unter die Recken zu mischen hat (du maht niht bî recken sîn dâ strît geschiht . . . daz man dâ kinde hât wol rât . . .); von Biterolf zu Walther als seinem Neffen 657 ff. im Kampf, und später 787 ff.; von Helche zu den Frauen ihres Hofstaats 4368. 13 194; im Reim von Rüedeger zu Wolfhart 7408, von Walther zu Etzel 9594, von Hildebrand zu Witege 11 803. Wenn bei den Begegnungen zwischen Dietrich und Hildebrand, Dietrich und Wolfhart, Hildebrand und Wolfhart die Vertauschung von Du und Ihr manigfaltiger ist, so ist das wohlbegründet, denn dergleichen Scenen sind stereotyp in den Dietrichepen und bilden

komische Zwischenspiele, dramatisch belebt durch das Temperament dieser drei Recken. Das kommt dann auch in dem Wechsel der Anredeformen zum Ausdruck, denn diese sind hier in der That der Stimmung gut angepaßt: während z. B. Dietrich gegen Hildebrand nie aus der Fassung kommt und immer höfliches Ihr bewahrt, verfällt der Alte beim Zweikampf mehrfach ins Duzen 7954 ff., später auch in der Dankesformel nu wol dir, edel Dietrich 9299 und 7956 im Reim; ähnlich sind dann auch die Formen in den Reden zwischen Dietrich und Wolfhart und zwischen Hildebrand und Wolfhart durch den Inhalt bedingt. — Ganz korrekt behandelt Walther den von Dietleip und seinen Genossen als Boten gesandten Garzun mit Ihr als Überbringer eines königlichen Auftrags saget an, waz maere bringt ir 9945, entläßt ihn aber nach Erledigung des Geschäftlichen mit dem Abschiedswunsch gesélle, got gesegene dich 9981. Unnormal ist die Verwendung der Numeri in 604 daz lât stân, wo Walther einen Garzun ihrzt, gegen 6687 daz lâ (Hs. las) sîn, wo Gunther gegen seine Gewohnheit Hagen duzt: möglicherweise liegt der Grund in der formelhaften Natur dieser Phrase, die rein mechanisch bald mit Singular, bald mit Plural versehen worden wäre, oder es ist überhaupt beide Male zu lesen daz lân stân bezw. sîn mit Adhortativus = das wollen wir nun lassen.

Anrede mit dritter Person begegnet in der Begrüßungsformel willkomen ir wîgande vnd der marcgrâve ze vorderôst, worauf in derselben indirekten Weise fortgefahren wird ich hân des ie gehabt trôst . . ., daz ich den helt hie sæhe 6071. Auch Rüedeger nennt Brünhild in unmittelbarer gegenseitiger Unterhaltung mit dritter Person mîner frowen der küniginne, lât siz ir niht versmâhen, sol ich ir vil gevâhen 7074 und bald darauf nu mîn frouwe sô gesprochen hât 7102. Beliebt ist in mhd. Epen diese Zitierung von Anwesenden in dritter Person bei Reden in größeren Versammlungen, besonders bei Beratungen, so hier 6746. 7032. 11658 und bei den Ansprachen, mit denen Rüedeger die Rollen an die einzelnen Heerführer verteilt 9711 ff. (doch 9735 direkte Anrede in zweiter Person). — Eine andere auch sonst begegnende stilistische Eigenheit, die ebenfalls auf dem Zeremoniell beruht, besteht darin, daß, wenn mehrere Personen angeredet werden, der Vornehmste spezielle Berücksichtigung findet: Rüedeger spricht zu Gunther und Hagen got lâz mich gedanken, edel künic hêr, iu beiden güetlîchen 6125, auch 6144 ff., wo er ebenfalls zunächst den König heraushebt ich wil iuch biten, künic hêr, dann aber alle seine Helden meint daz ich iu sage diu mære, iu helden lobebære.

Die Anredeweise im Biterolf steht etwa auf derselben Stufe in der Richtung nach der höfischen Sitte wie die in der Klage, soweit die Verschiedenheit des Stoffes eine Gleichstellung zuläßt. Auch in dieser stilistischen Einzelheit also kommt die nahe Berührung zwischen beiden Gedichten zur Geltung.

Ortnit.

Am stärksten ausgeprägt ist die volkstümlich germanische Richtung mit Duzen im Ortnit, denn dieses ist hier unbedingte Regel, wobei die wenigen Fälle des Ihrzens nur als vereinzelte Ausnahmen heraustreten (vgl. Jänicke, Einleitung zu Ortnit XXXIV und Anmerkung zu V. 144). Hier gibt es zwischen dem König und seinen Getreuen nur Du, ebenso zwischen ihm und seiner Mutter und seiner Frau, selbst mit dem Schiffsmann duzt er sich, Duzen besteht auch zwischen dem Heidenkönig und seinen Mannen, von Ortnit und Alberich zu der heidnischen Prinzessin, zwischen dieser und ihrer Mutter, vom Markgrafen zu Ortnits Witwe 593 f. Ihrzen ist Regel nur von absolut Niederen gegen Fürsten: der Wächter und der Burggraf zu dem in überirdischem Glanze strahlenden Unbekannten 197—203, ein Sarrazen zu Alberich 327, zu Yljas 330, ein Kämmerer zu seinem Herrn, dem Heidenkönig (Einlaßformel tuot ûf 445); aber daneben duzt doch ein Jäger den Heidenkönig 487, ein Bote den Ortnit 504. Außerdem findet sich Ihr in folgenden Ausnahmefällen: 1. In dem Gespräch zwischen Ortnit und Alberich 144 von Ortnit (bei schmeichelnder Bitte), von Alberich 149 (Aufforderung zum Bleiben in wohlwollend herablassendem Ton her guot man belîbet [nicht hêr, guot man!]), 159 (Mahnung her künec, wie sêre ir tobt! nu hüetet iuwer triuwe), 163 f. (als Alberich Ortnits Größe und Kraft mit leichter Ironie seiner eigenen Zwerggestalt gegenüberstellt), 344 (bei der Aufforderung zur Übernahme des Heerführeramts her künic . . ., sô blâst iuwer herhorn). 2. Ortnit bittet als Besiegter den Heidenkönig um Frieden welt ir mich nern, her heiden, sô gibe ich iu mîn swert 460 f.; der Heide erwidert mit Du. 3. Alberich zum Heidenkönig im Wechsel bei feindseliger Unterredung 374 ff. 4. Selbst zwischen Ortnit und der heidnischen Prinzessin gilt durchaus Du außer in der heiklen Lage Str. 466. 5. Yljas zu Ortnit bei Aufforderung zum Kampf 468. 6. Endlich ein Beispiel von Ihrzen in den niederen Ständen (vgl. Bd. I, 138) im Gespräch zwischen dem Barkenführer und dem als Kaufmann auftretenden Ortnit 250—254.

Dieser Anredestil mit dem ziemlich einheitlichen Duzen klingt wohl volkstümlich, aber gerade die Regelung erweckt Verdacht, denn im 13. Jh. hatte der epische Stil längst die Einfachheit der Anredeweise aufgegeben und die Eigenart bestand jetzt gerade in der Mannigfaltigkeit der Gruppierung der Numeri. Darum ist auch die Einheitlichkeit im Ortnit nicht etwa naiv, sondern gekünstelt, archaisierend, und durch Zurückdrängen des nun einmal eingebürgerten Ihr hat der Dichter den Verkehrsformen ein altertümliches, gleichsam reckenhaftes Gewand angelegt.

Schon in der Kudrun ist das volkstümliche Element mehr bevorzugt als im Nibelungenlied, und diese Tendenz ist in den nun folgenden Epen noch stärker ausgeprägt. Als Wahrzeichen dafür kann aufgestellt werden, daß Fürsten und Ritter sich nicht mehr, wie im Nibelungenlied, gegen-

seitig ihrzen, sondern eine Rangabstufung eingetreten ist dahin, daß die Fürsten ihre Vasallen nur duzen, diese dagegen jene ihrzen oder duzen. In der Kudrun ist dieses Verfahren noch nicht streng durchgeführt, in den folgenden Gedichten aber zur Regel geworden. Dazu kommt noch ein Unterschied im Verkehr Gleichstehender: im Nibelungenlied gilt unter Adligen wie unter Fürsten Ihr, dagegen von jetzt ab ist zwischen Fürsten Ihr (ebenso in der Kudrun), zwischen Adligen Du (in der Kudrun Ihr und Du) das Übliche. Dieser spielmännische oder nunmehr eigentlich-volkstümliche (im Gegensatz zum ritterlich-volkstümlichen) Stil ist also eine direkte Fortsetzung des älteren Spielmannsstils im Rother, denn dort bestand schon die nämliche Etiquette zwischen Fürsten und Rittern, nur nicht so fest ausgeprägt; zwischen Gleichen herrschte dort überhaupt keine allgemein bindende Norm. Der ritterlich-höfische Anredetypus des Nibelungenlieds bildet demnach nur eine vorübergehende Kunstrichtung, den Höhepunkt einer Veredelung, die sonst nicht erreicht, ja außer von dem Dichter der Kudrun nicht einmal erstrebt worden ist. — Hinzuzufügen ist noch, daß gegen absolut Niedere (plebeji oder Dienende), die meist ohne Namen auftreten, unbedingt Du im Gebrauch ist, im Nibelungenlied wie in allen nationalen Epen. Da aber in den letzteren Du auch gegen relativ vom Standpunkt der Fürsten aus Niederere (die Fürsten als nobilissimi gegen den Adel als nobiliores und nobiles aufgefaßt), d. h. gegen die Adligen und Ritter, gebraucht wird, so ist eine Unterscheidung dieser beiden Abstufungen, die im Nibelungenlied statt hatte, nicht mehr zu machen. — Freiheit in der Wahl der Anredeformen und leichte Beweglichkeit bleibt der Grundzug wie bei dem älteren Spielmannsstil so auch bei den beiden aus ihm hervorgegangenen, dem ritterlich-volkstümlichen und dem eigentlich-volkstümlichen, aber die Grenzen sind enger gezogen und die in einem Gedichte einmal herrschenden Formen werden weniger willkürlich aufgegeben. In dem Maß der Benutzung jener Freiheit, die sich besonders in der Abweichung von der geltenden Normalform sowie in dem raschen Wechsel der Numeri äußert, unterscheiden sich im Einzelnen auch die folgenden Gedichte, so daß jedes einen etwas anders gefärbten, individuellen Anredestil hat.

Alpharts Tod.

Der Anredegebrauch entfernt sich, auf Grund des eben Gesagten, noch mehr vom höfischen Stil und bedeutet einen weiteren Schritt zum Volkstümlichen als der in der Kudrun, indem das Duzen in noch größerm Umfang zugelassen ist. Die Fürsten stellen sich damit über die Ritter, denn Ermenrich gibt seinen Mannen durchweg nur Du (Heime 1. 50. 58, Witege 206, einem unbenannten Recken 185—187. 192); Dietrich desgleichen dem Heime 5—43, Alphart 97, Eckehart 401, nur Hildebrand, den er 400 auch mit Duzen begrüßt, wis got wilkomen, ihrzt er im Spott 139. 141. Wenn umgekehrt die Fürsten von den Helden angeredet werden, so wird ein Unterschied gemacht, indem der Kaiser Ermenrich immer Ihr enthält (2 [edeler keiser rîch] 51. 59—66

von Heime, 207 von Witege, 183 [edeler keiser hêr] 185. 187. 193 202 von andern), der vürste Dietrich zwar meist auch Ihr (von Alphart 87 f. 99, von Hildebrand 139 f. 458, von Heime 22—29, von andern Helden 83. 86), doch auch Du: von Heime 11 (Mannestreue) und im Wechsel mit Ihr 35. 37 (Bitte um Schutz), von Hildebrand 403 (Bitte). Auch unter den Rittern überwiegt das Duzen. Selbstverständlich gilt es zwischen den 'Gesellen' Witege und Heime 251—292, auch steht es von Witege zu Sibeche 422, von Hildebrand zu Hug von Tenemark 321, von Nitger zu Hildebrand 333 (lieber ôheim mîn), zwischen den Brüdern Alphart und Wolfhart 89—91; aber scheltend ihrzt Hildebrand seinen Neffen Alphart 101, her neve, ir sît ein kint, der dann auch mit Ihr antwortet.

Ihren besonderen Stil haben die weiter ausgeführten Reden im Zweikampf. Hier ist die altmodische Mischung zwischen Du und Ihr allgemein üblich, auch noch in den höfischen Epen, indem das Schwanken des Kampfglücks und die Höhepunkte, wie Herausforderung, Aufforderung zur Nennung des Namens oder zur Übergabe, Besiegung, Sicherung, den Umschwung der Anredeform bedingen können. Besonders in den lang ausgesponnenen Reden zwischen Alphart und den Gesellen Witege und Heime ist von der Variation der Numeri Gebrauch gemacht, 215—299. Aber es spielt hier auch noch ein anderes, psychologisch tieferes Moment hinein: in der Wahl der Numeri spiegelt sich zugleich der Kontrast der moralischen Stellung beider Parteien wider, zwischen dem ehrenreinen Alphart, der aus 'vrîem muote' sprechen kann (226. 266) und des Kaisers Dienern, die an Ehren tot sind. Denn in dem Duzen in Alpharts Strafrede 215 f. liegt ein verächtlicher Sinn, es ist erniedrigende Form, und andrerseits entspricht das höfische Ihrzen, verbunden mit ehrenden Titulierungen wie küener recke, werder ritter, im Munde der beiden Ungetreuen dem Zustand feiger Angst, in welchem sie dem Helden gegenüber befangen sind. Kürzer sind die anderen Kampfgespräche, so jenes zwischen Alphart und seinem Oheim (mit Wechsel von Seiten Alpharts) 130—137, zwischen Alphart und Gerhart (eine Scheltrede mit Du) 159, zwischen Hildebrand und zwei Leuten Ermenrichs 340—348 (mit Ihr). — Eine Erkennungsscene, zwischen Wolfhart und Hildebrand, durch den Übergang vom Ihr zum Du dramatisch belebt, schildern die Strophen 397 f.

Die Auffassung, welche das Gedicht von der Frau hat, ist die germanische, in die sich nichts von romanischem Minnedienst gemischt hat. Dem entsprechend besteht zwischen Alphart und seiner jungen Frau Amelgart nur einfach Du 108—111; das Respektsverhältnis dagegen, in dem er zu seiner Erzieherin, der Herzogin Uote, steht, findet in der Anredewahl seinen Ausdruck darin, daß er sie mit hochachtendem Ihr ehrt, während sie den jungen Neffen duzt 104—107. — Wechsel in der Zahl der angeredeten Personen (vgl. Bd. II, 135): Ermenrich spricht zu den aus dem Kampf mit Alphart Entkommenen zuerst insgesammt sint willekomen, ir recken 182, wendet sich aber dann speziell an einen

einzelnen im Singular nû sage mir, biderber man 185, noch sage mir, werder recke 192.

Bei der vorausgegangenen Zusammenstellung ist keine Rücksicht genommen auf etwaige Athetesen, denn auch im Alphart kann aus dem Anredestil für die Sonderung echter und unechter Bestandteile nichts gewonnen werden.

Wolfdietrich.

Auch in Wolfdietrich A sind die Standesunterschiede nach dem auf S. 234 aufgestellten Schema beobachtet: Höhere duzen ganz Niedere und erhalten Ihr, Fürsten (Hugdietrich und seine Frau) duzen ihre Mannen (Berchtung und Saben; 201 ihrzt die Königin im Zorn), die Ritter duzen sich untereinander (Berchtung ihrzt Saben, als dieser Reichsverweser geworden, owê geselle Saben, ir sît ze künege worden, ir sult mîn gnâde haben 183); mit dem Könige verkehren die Helden abwechselnd in nationalem Duzen oder höfischem Ihrzen, mit der Königin aber nur im Ihrzen (Saben duzt bei seinem buhlerischen Antrag 10—16). Die Freiheit beider Numeri besteht auch zwischen Berchtung und seiner Frau und zwischen Berchtung und seinem Schützling Wolfdietrich und bildet das eigentlich spielmännische Element in der Anredeweise des Gedichtes, da hier kein stark fühlbarer, prinzipieller Unterschied in der ethischen Bedeutung des Duzens oder Ihrzens liegt. Dagegen ist die Abwechslung der beiden Numeri in den Reden Wolfdietrichs gegen seine Mutter sinngemäß, indem er sie ihrzt, so lange er ihr fremd ist (mit dem Titel frouwe 289. 299. 302), dagegen duzt, als er kindlich zu ihr als Mutter spricht (muoter, liebiu muoter mîn 327. 428—433). Derselbe Grundsatz, aber weniger regelrecht durchgeführt, zieht sich durch die Worte, welche die Mutter an den Sohn richtet. — Geistliche Leute stehen in besonderen Ehren, denn die Königin ihrzt den Kaplan 201—204 und wird vom Klausner geduzt 26—32. In naiver Übertragung ins Menschliche ruft Wolfdietrich den Drachen mit dem Titel und Ihrzen an, 'her wirt', 598. — Den Einfluß der Standesverhältnisse auf die Wahl des Numerus zeigen 270—276, wo der ältere der beiden Söhne, nach dem Tode Hugdietrichs, König geworden, seine Mutter duzt, während der jüngere respektvolles Ihr gebraucht. — Wechsel in der Zahl der Angeredeten findet sich 266, indem Saben sich an beide Prinzen wendet, den Titel aber im Singular gibt zuo den junchêrren sprach er dô allezît, ir sult vil rehte wizzen, herre, wer ir sît. — Schließlich sei noch auf zwei auffallende Stellen mit erster Person Pluralis hingewiesen, die auf den ersten Blick als Pluralis majestaticus aufgefaßt werden könnten, aber doch echte kollektive Plurale sind: 47, wo Hugdietrich sich mit seinem Vasallen Saben zusammenfaßt und damit die sie verbindende Interessengemeinschaft andeutet: rât uns, herre Saben, daz wir im benemen den lîp; an der zweiten Stelle, 284, 3, in dem Erfahrungssatz wir müezen suochen die friunde als wir sie haben (Königin zu Berchtung), meint der Plural alle in ähnlicher Lage Befindlichen zusammen.

Der Schlußteil, die Lampartenfahrt Wolfdietrichs, muß getrennt betrachtet werden, denn das Personal ändert sich, da nun zwei neue Frauengestalten in den Vordergrund treten, die Meerfrau und Ortnits Gemahlin. Die Anredeformen bei den Begegnungen Wolfdietrichs mit diesen Beiden stehen in einem gewissen Gegensatz. Im Verkehr mit der verzauberten Prinzessin herrscht volkstümliches Du, wie es dem Märchenstoffe angemessen ist; unterbrochen wird dieses Duzen von Seiten des Helden durch hochschätzendes Ihrzen einmal, nachdem sich die Mißgestalt als Herrin des Angers vorgestellt hat, in den er unberechtigt eingedrungen ist, 481, und später, als ihm durch ihr heilbringendes Kraut die Lebenskräfte wieder erweckt worden sind, 502. Diese zwei Änderungen in der herrschenden Anredeform sind wohl in diesen beiden Fällen durch den Inhalt gerechtfertigt, aber bei ihrer Anbringung geht der Dichter doch nicht über die Spielmannskunst hinaus, da andere, drastischere Gelegenheiten, stärkere innere Beweggründe zum Anredewechsel in dieser Scene gegeben waren — so vor allem die Verwandlung des Ungeheuers in eine schöne Königin —, die unbeachtet gelassen wurden. An dieses Beispiel läßt sich die Beobachtung knüpfen, daß doch nur künstlerisch begabte Autoren das Feingefühl besaßen, die überkommene Spielmannstechnik durch psychologische Vertiefung zu verfeinern. — Die Unterhaltung zwischen Wolfdietrich und der Königin von Lamparten, Ortnits Witwe, bewegt sich dagegen in dem feinen Tone der höfischen Gesellschaft mit Ihrzen; nur am Schluß verabschiedet sie ihn mit Du, dazu mit dem Segenswunsch got durch sîne güete behalte dînen lîp 553: das ist das typische Duzen beim Abschied, das oft begegnet. Gegen die Frauen der Aristokratie ist auch der Spielmannsstil höfisch geworden, denn während Könige noch häufig mit altväterischem Du bedacht werden, ist gegen die vornehmen Damen modernes Ihrzen durchgeführt, so wie hier gegen Ortnits Witwe auch im ersten Teil des Gedichtes gegen Hugdietrichs Frau und gegen Hilde in der Kudrun.

Die Anrede im Wolfdietrich B. I. II. trägt den nämlichen Charakter wie die von A, und die wenigen Eigentümlichkeiten — u. a. mehrfach dîn = Reime als Verursacher des Mischstils (edeliu küniginne, wannen müget ir komen sîn, daz sult ir mich lân wizzen und waz sî der wille dîn 41. 107. vil lieber herre, lât sie enpfolhen sîn — und ouch die tochter dîn 133. 199. 205)—, die von den in A vorwaltenden Prinzipien abweichen, bilden bei der Freiheit dieser Anredeart keine wesentlichen Unterschiede. Von Übereinstimmendem sei nur folgendes hervorgehoben: Berchtung ihrzt seinen Herrn Hugdietrich und erhält Du; Wolfdietrich und Ortnits Frau ihrzen sich; von Wolfdietrich zur rauhen Els besteht bis zur Hochzeit Du mit Ihr (sie duzt nur), also dasselbe Verhältnis wie in A zwischen Wolfdietrich und der Meerfrau, und auch wie dort ohne Berücksichtigung des Umschwungs, der in der Entzauberung liegt. Korrekt ist das Verhältnis zwischen Wolfdietrich und Ortnit, indem sie sich anfangs ihrzen, aber, als sie Gesellschaft geschworen

379 f., Du annehmen. — Wenn der Stil der Lieder III—VI eine andere Manier trägt als der von I. II (Jänicke, Einleitung S. LXIV ff.), so ist diese Verschiedenheit doch nicht in der Anredeform zu erkennen, weil zum Teil andere Personen auftreten und dadurch überhaupt nur wenig vergleichbare Reden zur Verfügung stehen. Anzuführen wäre etwa vereinzeltes Duzen in dem Zwiegespräch zwischen Wolfdietrich und Ortnits Witwe 746 (bei späterem Duzen 786. 789 sind sie schon verheiratet). Geihrzt wird auch der Drache 663. 705, dort mit demselben ehrerbietigen her, her wurm, wie im Wolfdietrich A 598, aber bloß alter wurm 705. Bei den in diesem zweiten Teile neu auftretenden Personengruppierungen: Wolfdietrich und Heidenkönig, Wolfdietrich und die heidnische Prinzessin (mit vielen dîn—Reimen) ist die freie Behandlung der Numeri zu finden, da gegen Heiden gern der niederere spielmannsmäßige Ton mit Duzen in der Anrede beibehalten wird (vgl. oben S. 214, gegen Etzel im Nibelungenlied).

Ein Beispiel für den Übergang aus der 1. Pers. Plur. in die 1. Pers. Sing., wonach eine Mehrheit redend eingeführt, aber fortgefahren wird, als ob nur einer spräche, gibt Str. 881 ff. Si (die Söhne Berchtungs) sprâchen al gelîche, guotes habe wir nicht . . . aber 883 mit Singular: daz wil ich iu sagen. Eine solche auffallendere Inkonsequenz wie hier begegnet immerhin nicht häufig, dagegen ist in herre mîn wie in frô mîn (Bd. 1, 145) u. s. w. (vgl. monsieur u. a.) der Begriff der Einzahl so verblaßt, daß diese Anrufe anstandslos auch von mehreren Redenden gebraucht werden können. Übrigens liegt in dieser Verwendung des Einzahlpronomens mîn eigentlich kein logischer Fehler, denn wenn z. B. die Unterthanen den König im ahd. Ludwigslied bewillkommen mit frô mîn, so hat eben in der That jeder einzelne so gesagt.

In C, das aus Bruchstücken des Ortnit und des Wolfdietrich besteht, ist in den Ortnit-Teilen (D. Heldenbuch 4, S. 3—10 u. S. 137—139) die schlichte Weise des Duzens ebenfalls angenommen, während in dem einzigen weiter ausgeführten Gespräch aus dem Wolfdietrich S. 21, 44 ff. die rangabstufende Etiquette beobachtet wird (Wolfdietrich, der Königssohn, duzt seinen Meister Berchtung, dieser ihrzt). In den vorhergehenden Abschiedsworten 42 f. duzt Wolfdietrichs Mutter, er ihrzt, aber den Segensspruch am Schluß hält er mit Du: also das Duzen beim Abschied wie im Wolfd. A.

Dagegen ist in D ein Fortschritt zum Höfischen nicht zu verkennen, der sich in stärkerer Bevorzugung des Ihrzens und einheitlicher Regelung des Duzens bzw. Ihrzens kund gibt. Während in B Wolfdietrich gegen die heidnische Prinzessin noch häufig Du gebraucht, erscheint dieses in D nur noch zweimal und zwar an prägnanten Stellen, nämlich am Schlusse des ersten Gesprächs, als er ihre Verführungskünste abgeschlagen VI, 109, und am Schlusse des zweiten, wo er die vâlandin zum Teufel wünscht VI, 219 f.; auch die Prinzessin verwendet höfisches Ihr viel häufiger als in B. Eine andere in D zum Vergleich stehende Situation

ist das Zusammentreffen Wolfdietrichs mit der häßlichen Rome VII, 155 ff., das eine Parallele zu jenem mit der Meerfrau bezw. der rauhen Els in A und B bildet, wobei in D von beiden Seiten wiederum höfisches Ihrzen stattfindet, entgegen dem überwiegenden Duzen in A und B. In diesem VII. Liede, von Str. 27 an, wird vorzugsweise geihrzt, und später im X. steht fast nur Ihr, also gerade in jenen Teilen ist die höfische Färbung der Anrede am stärksten, die neben einigen andern in Anlehnung an Konrads von Würzburg Stil zugedichtet sind. Vom VII. Abschnitt an tritt überhaupt die volkstümliche Art mit ihrer leichten Vertauschung der Anredeformen sehr zurück, und während in den vorhergehenden Teilen noch mehrfach längere Dialoge mit unter sich abwechselnden Anredepronomina begegnen, wie z. B. in V der Knabe Wolfdietrich duzt und ihrzt, und dieses Schwanken ebenso in VI zwischen dem heidnischen König und seiner Tochter und von diesen beiden gegen Wolfdietrich gehandhabt wird, ist von VII an der einmal angesetzte Numerus meist auch eingehalten. Mit der stärkeren Neigung zum Höfischen und Regelmäßigen hängt es zusammen, daß der rasche Wechsel in einer Strophe selten ist (IV, 75. 78. V, 148. VI, 28. 42. 46. VII, 38), im Verhältnis wenigstens zu dem Umfang des Gedichtes seltener als in B, und die mechanischen Reime mit dir, dîn bedeutend mehr zurücktreten.

Der Rosengarten.

Im Rosengarten A ist die Tendenz zur Regelung der Anredeweise sehr bemerkbar: die Könige duzen zwar ihre Helden, aber diese geben nur Ihr zurück, nicht auch Du wie z. B. im Alphart und in den Wolfdietrich-Versionen; Fürsten ihrzen sich, auch gegen Frauen ist der höfische Plural durchgeführt; die Freiheit des Numeruswechsels ist auf bestimmte Fälle beschränkt, Mischstil in einer Strophe sehr selten (Holz Str. 185. 325 f.), allerdings war bei den meist kurzen Reden weniger Veranlassung dazu gegeben. Das ist im allgemeinen die Einrichtung der Anrede: gekreuzt wird dieser Verlauf durch die Macht der Tradition in den Wechselreden zwischen Dietrich und Hildebrand sowie zwischen Hildebrand und Wolfhart, indem hier die Pronomina hauptsächlich nach der Stimmung gesetzt sind (vgl. oben S. 232), wozu besonders die burlesk-spielmännische Prügelscene zwischen Hildebrand und Dietrich 322 ff. sowie die Reizbarkeit des tobsüchtigen Wolfhart Gelegenheit geben; gegen Ilsan schwankt auch Kriemhild mit Ihr (250) und Du (260 f.) und, wie schon angedeutet, gegen Dietrich mit Du—Ihr in einer Strophe (185). — Nach einem einheitlichen Schema verlaufen meist die Kampfreden, indem die Führer der beiden Parteien die Teilnehmer mit Du zum Kampfe aufrufen und im Waffengang selbst fast immer geduzt wird; nur ihrzen sich bemerkenswerter Weise die Führer Gibeche und Hildebrand; und zwischen Sigfrid und Dietrich ist eine Abstufung im Rangverhältnis gemacht, denn dieser erhält als unabhängiger Fürst von Sigfrid Ihr, während Sigfrid selbst, als Unterthan des Königs Gibeche, von Dietrich nur geduzt wird,

350—362. — Im Text D trägt die Anrede im allgemeinen die nämliche Färbung wie in A, nur daß häufiger Schwanken im Numerus vorkommt.

Laurin.

Wie im Rosengarten sind auch hier die einmal gewählten Formen mit einer gewissen Regelmäßigkeit fest gehalten. Auch hier duzt der Fürst, Dietrich, seine Gefährten (Ihr in zorniger Drohung gegen Dietleip iuch welle behüeten der tiuvel 636 Holz), und wird geihrzt, nur Hildebrand darf sich einige Male Du gegen ihn erlauben. Duzen ist Regel von Dietrich und den Seinen gegen Laurin (mit wenigen Ausnahmen: Ihr steht 346 ff. bei Herausforderung, 1849 K bei der Übergabe); ebenso zwischen Dietleip und seiner Schwester Künhilt. — Das Benehmen Laurins gegen Künhilt mit seinem Duzen wird in Gegensatz gestellt zu Dietrichs feinerer Manier mit Ihrzen; jenem entgegnet sie mit Ihr und auch mit Du, diesem nur mit Ihr. Bei dem Zwerge gibt es also keine moderne Etiquette, er duzt und kann wieder geduzt werden in den Begegnungen sowohl mit den Helden als mit der Prinzessin.

In der Fassung D weicht die Anrede nur wenig ab. Hier besteht auch zwischen Dietrich und Dietleips Schwester, nun Similt genannt, Duzen. Einige Scenen von D sind in A nicht erhalten, so die von Laurins und Dietrichs Besuch bei dem Lehensmann Laurins, der sie bewirtet und von beiden höflich geihrzt wird 1433. 1442; und die ebenfalls mit Ihr geführten Spottreden zwischen Wolfhart und Witege 1534. 1612.

Walberan spielt am Hofe. Damit tritt die höfische Etiquette mit Ihrzen auch viel mehr in den Vordergrund als in der Wildnis, die den Schauplatz des Laurin bildet. Der Zwergkönig lebt jetzt als Vasall am Hofe des Berners und hat ihn darum zu ihrzen, während ihm nur Du gezollt wird.

Dietrichs Flucht.

Die nach dem Schema S. 234 f. verlaufende Anredeweise der späteren volkstümlichen Epen, von Alphart an gerechnet, kommt am deutlichsten zur Geltung in Dietrichs Flucht, da sie sich in diesen fortlaufenden Reimpaaren ungehinderter entwickeln konnte als in den strophischen Gedichten Alphart, Wolfdietrich, Rosengarten. Die Fürsten also duzen die Adeligen (auch fremde), diesen gegen die Fürsten steht Ihrzen und Duzen und der Mischstil zur Verfügung, Gleiche ihrzen sich, wenn sie Fürsten, duzen sich, wenn sie bloß Adelige sind. Diese Formalitäten werden nun auch mit großer Pünktlichkeit durch das ganze Gedicht hindurch beobachtet, so daß ein Überschreiten dieser Etiquette nur aus bestimmten Gründen zugelassen ist. Auch der Mischstil hat seine bestimmte Anordnung, denn er wird, als von dem Niederern gegen den Höhern gebräuchlich,

mit Ihr als Zeichen der Ehrerbietung begonnen und erst dann mit Du fortgesetzt. Ansätze zu dieser folgerichtigen Form zeigen schon die Spielmannsepen. So ist diese Reihenfolge Ihr—Du von Niederen zu Höheren, also mit vorangehendem Ihr, zu finden im Rother 2786 ff. (Ymelot zu Constantin) und 3175 ff. (Kaufmann zu Ritter), im Orendel 3547 ff. (Herzog Achilles zu König Minolt), im Oswald 2932 ff. (Heiden zu ihrem König Aaron) und besonders im H. Ernst 680 ff. 749 ff. (Pfalzgraf zum Kaiser). In den strophischen Heldengedichten ist diese geregelte Art des Mischstils deshalb nicht aufgekommen, weil sich bei der Gliederung in einzelne in sich abgeschlossene Einheiten (Strophen) eine über eine größere Strecke ausgedehnte Rede nicht ungestört entfalten ließ,[1] überdies ist in dem ritterlich-volkstümlichen Stil des Nibelungenlieds und der Kudrun der bloß formale Wechsel überhaupt zu Gunsten des symptomatischen zurückgedrängt. — Daß der Dichter der Flucht auf die Wahl der richtigen Anredeform Bedacht nahm und die Etiquette einhielt, zeigen die Worte 5040—44, die er der Helche in den Mund legt[2]: nachdem sie den schutzsuchenden Dietrich mit Ihr empfangen, fährt sie fort mit Duzen: Er (Etzel) hât lange gewunscht dîn. Dir sol daz niht zorn sîn, daz ich dir dû spriche: daran ich nicht zebriche dehein mîn êre noch mîn zuht, wan du hâst her zuo mir vluht Es kann keine Beleidigung für Dietrich sein, wenn sie ihn duzt, denn er hat sich in ihren Schutz begeben, ist gleichsam in ihr Ingesinde eingetreten, sie ist sein trôst wie der aller ellenden 5027, sie hat also gewisse Rechte über ihn, auch das Recht, ihn zu duzen, wie der Fürst seinen Mann (vgl. Kriemhild und Dietrich im Nibelungenlied, oben S. 216). Es liegt aber hier im Duzen zugleich eine Liebenswürdigkeit, indem sie den Verbannten dadurch in patriarchalischer Weise als einen ihr nahestehenden Freund bezeichnet, und mit dieser herzlichen Vertraulichkeit bekräftigt sie, gleichsam als durch ein äußeres Symbol, ihre Worte 'wan du hâst her zuo mir vluht' 'Du findest eine Zufluchtsstätte bei mir.' Jener Übergang vom Ihrzen ins Duzen fällt übrigens nicht unter den Begriff des Mischstils, denn hier liegt keine Form der momentanen Unterhaltung vor wie der formale oder symptomatische Wechsel, sondern es ist ein wirkliches Eintreten der einen Anredeform (Du) an Stelle der andern (Ihr), indem die Königin erklärt, daß sie von nun an das vertrauter klingende Du gegen ihren Schützling nehmen werde, was sie auch später einhält. Denn wenn sie auch gleich 5063 das Ihrzen mit solenner Titulierung vürste hôchgeborn wieder

---

[1] Eine Untersuchung der Reden in den mhd. Epen hinsichtlich des Stils, der Ausdehnung und des Prozentsatzes der Verse, die jeweils in einem Gedichte dafür beansprucht sind, würde einen Beitrag für die Bildung der betreffenden Verfasser und zugleich zur Charakterisierung germanisch-nationaler gegenüber romanisch-höfischer Kunst liefern können.

[2] Die Stelle ist zugleich deshalb wichtig, weil sie eine der seltenen Äußerungen enthält, welche die mhd. Dichter selbst über den Anredegebrauch thun.

aufnimmt, so ist diese Höflichkeit vom Dichter berechnet oder hat sich wenigstens seinem Gefühl instinktiv ergeben, ist also nicht rein zufällig. Helche spricht nämlich jetzt nicht bloß in allgemein menschlicher Teilnahme zu Dietrich, sondern sie hebt eine besondere Seite seines Wesens hervor, seine Macht als römischer König: ist es möglich, daß Ihr, der hochgeborene, der mächtige Fürst, alle Eure Festungen verloren habt? Dem Erschrecken über die Größe des Unglücks wird durch diese Kontrastierung im Anredezeremoniell ein stärkeres Pathos verliehen. Von da an überwiegt das Du im Munde der Königin, nur noch beim feierlichen Empfang greift sie zu zeremoniellem Ihr 7415.

Noch andere Beispiele kunstfertiger Anpassung der Anredeformen an die Situation beweisen die Aufmerksamkeit, die Heinrich der Vogler diesem stilistischen Mittel zuwandte. So das Verhalten Dietrichs gegenüber Rüedeger: jener, der König, empfängt den Markgrafen als Niederern mit Du 4745, aber er geht zum Ihrzen über, wie er sich als aller Macht und Habe beraubten Flüchtling vorstellt, als welcher er nicht mehr das Recht hat, den Edelmann zu duzen 4762. Zu diesem kehrt er erst wieder zurück 4790, nachdem Rüedeger ihm seine Freundschaft angeboten, und bleibt von nun an dabei, um so mehr als er später wieder Herr seines Landes wird. Rüedeger ihrzt Dietrich zuerst vorschriftsmäßig 4734, dann nach Schließung des Freundschaftsbundes, ich und du, wir sîn ein leben 4788, duzt er bis zum Schluß der Unterhaltung 4826, desgleichen 5120 als Bote der Helche. Doch in der Folgezeit zieht er wieder ehrendes Ihr vor, sachgemäß in der öffentlichen Ratsversammlung 6114 ff. (doch Du ebenfalls im Rate 8522): trotz der Freundschaft zwischen beiden blickt also in dem mehrfachen Ihrzen von Rüedegers, dem Duzen von Dietrichs Seite, der Standesunterschied durch.

Zwischen Ehegatten können Ihr und Du wechseln. Helche duzt Etzel 5186. 5354. 5422. 5525, er dagegen ihrzt, indem er scherzhaft die Rolle eines das Botenbrot Heischenden annimmt 5520. — Hildebrand und Uote ihrzen sich 4367 ff., die herzlichen Abschiedsworte aber sind von vertraulichem Du begleitet 4508 ff. — Als Verwandte duzen sich auch Dietrich und Ermrich, aber bei schroffer Abweisung ihrzt letzterer, ir muotet vil unbetelich 4394 ff. Also auch in den Gesprächen Verwandter wird die Anredeform zur Individualisierung der Stimmung verwendet. Formelle Höflichkeit mit Ihr besteht zwischen Dietrich und seinem jungen Bruder Diether 7445 ff.

Die Boten führen denselben Anredenumerus, welchen ihre Herren unter den betreffenden Umständen zu nehmen hätten, so Ermrichs Bote Du gegen Dietrich 2766, und ebenso umgekehrt Dietrichs Boten 3897. 3966. 4053; aber der Bote Dietrichs an Etzel Ihr 7375, an Helche desgleichen 7314, und ebenso umgekehrt die von Helche an Dietrich 5887. 5944. 7240; die Boten der Verbündeten an Dietrich 2923. 5787 Ihr, 5820 Du, 5831—70 gemischt (Ihr – Du), ebenso Mischstil vom Boten Jubarts, eines Unterthanen Dietrichs, an diesen, 5985 ff. Das Muster

einer Gesandtschaftsrede hält Erewin an den König Ladiner bei der Brautwerbung für seinen König Dietwart: er führt sich mit Ihrzen ein 1216, hält dann den eigentlichen Vortrag in zwei Abschnitten, deren erster die Einleitung mit der Dienstversicherung in Ihrzen 1243—64, der zweite die eigentliche Botschaft, die Bitte um die Tochter, mit Duzen enthält 1265 ff. nu muotet des der herre mîn, daz dû im gebest die tochter dîn, dann folgt eine persönliche Äußerung des Gesandten mit Ihr, swaz ich iu gesaget hân 1286, darauf die geschäftliche Aufforderung an den König, seinen Entschluß mitzuteilen, wiederum mit Du, nu enbiut slehticlîche dînen muot 1299, und zum Abschluß persönlicher Dank für die gute Abfertigung und Bitte um Verabschiedung mit Ihr 1325. Die offiziellen Teile der Botschaft sind also mit Du versehen, die persönlichen mit Ihr.

Dietrich gibt Witege beim Vorwurf der Treulosigkeit abweisendes Ihr 7137, umgestimmt dagegen belehnt er ihn unter Duzen 7161. Der Rechtsakt der Belehnung geht also unter heimischem Du vor sich, vgl. auch H. Ernst 4762 (Bd. 2, 157).

Dem Wirt, der Gastfreundschaft gewährt, gebührt höfliches Ihr: Hildebrand zu einem Kaufmann 4633; dies ist allgemein Sitte in den mhd. Epen (vgl. oben S. 241).

Inkongruenz bei einer Mehrzahl von Redenden: si kômen widere geriten und sagten dem Bernære... « wir haben daz her... umbriten... als ich mich rehte versinnen kan... nû merke rehte waz ich mein » 3183—97.

Der Anrede in dritter Person nähert sich 6959 ff. wir sîn um daz bekomen her, daz uns der rîche künec gewer und 6979 ff., wo die Einwohner von Raben vor Dietrich in Gegenwart seines Gefolges treten und um Gnade bitten; es liegt aber weniger eine direkte Ansprache an den König vor als eine Mitteilung an die ganze Ratsversammlung (vgl. oben S. 233).

Die Rabenschlacht.

Die Anredeweise in der Rabenschlacht stimmt mit der in der Flucht ziemlich überein, doch besteht in dem Verhalten der Ritter gegen die Fürsten ein Unterschied, indem das Ihrzen viel stärker bevorzugt wird. Indessen dürfte diese Abweichung in äußeren Verhältnissen des Stoffes begründet sein. Die meisten Fälle jenes Ihrzens von Seiten der Ritter fallen nämlich den beiden registerartigen Aufzählungen der Hülfstruppen und ihrer Führer zu, Str. 40 ff. und 540 ff., wo Ihr Strophe für Strophe gleichmäßig mechanisch jedem Helden gegen den Oberbefehlshaber, Dietrich, in den Mund gelegt wird. Die zwei Reihen sind in Bezug auf die Anrede gleich konstruiert, denn auf das herrschende Ihr folgt beide Male Du als Abschluß, 73—75 und 551 f.; die einzelnen Ansprachen der Helden, die meist eine Strophe einnehmen, zusammen genommen machen also jeweils gleichsam ein Ganzes aus, als ob es nur

zwei zusammenhängende Reden wären, deren jede im Mischstil (Ihr—Du) gehalten ist. Immerhin tritt Du in der Rabenschlacht etwas zurück hinter seinem Vorkommen in der Flucht, und es ist möglich, daß die strophische Form hierbei mit im Spiele gewesen ist, indem sie einen Einfluß auf die Ausbildung der Reden ausgeübt haben mochte.

Bemerkenswert ist der die Stimmung charakterisierende Typenwechsel in Etzels Benehmen gegen Dietrich, indem er sonstiges Ihr mit Du vertauscht 1138 f., als sie in dem gemeinsamen Schmerz über den Tod des jungen Helden sich innerlich nahe getreten sind. — Die Söhne ehren die Mutter, Helche, durch Ihrzen, gegen Etzel brauchen sie Du in vertraulicher (172 f.), Ihr in verdrießlicher Stimmung (180. 184).

Wenn im Monolog eine abwesende Person angeredet wird — die in der mhd. höfischen Literatur sehr beliebte Apostrophe —, so wird fast immer Du gebraucht, auch wenn sie in wirklicher Unterhaltung von dem betreffenden Redenden geihrzt würde. In der Rabenschlacht aber kommen zwei Stellen mit realistischem Ihr gegen Abwesende vor, nämlich von Ort zu Dietrich 375 und von Helche ebenfalls an Dietrich 1065; in letzterm Falle entfremdendes Ihr, da sie ihm wegen des Todes ihrer Söhne flucht (worauf 1091 f., ebenfalls in der Apostrophe, nach dem Umschwung der Stimmung auch Wandlung der Anrede in Du stattfindet). — Ein anderer seltener Fall des Ihrzens ist die Anrufung der Jungfrau Maria ich bite iuch, muoter unde meit, von Dietrich 895, denn an die heiligen Personen wendet man sich ohne Zeremonie mit einfachem Du.

Gegen den Versuch Wegeners, Zs. f. d. Phil., Ergänzungsband S. 549, die Anredeformen als Kriterium für die Unterscheidung verschiedener Bearbeitungen der Flucht und der Rabenschlacht zu benutzen, ist einzuwenden, daß er von falschen Voraussetzungen betreffs des Wesens der Anredeweise ausgeht, denn Regelmäßigkeit im Gebrauch der Numeri in einem mhd. Volksepos herstellen heißt ihm einen Teil seines volkstümlichen Charakters nehmen; und man muß nicht Gründe für die Freiheit suchen, sondern umgekehrt für die Gebundenheit, wenn solche, wie z. B. im Ortnit oder Biterolf, in auffallender Weise hervortritt. 'Ein regelloses Chaos von Ihr und Du' bietet indessen die Flucht so wenig wie irgend ein mhd. Gedicht des 12. 13. Jhs. Wenn nun schon aus allgemeinen Erwägungen die Mannigfaltigkeit der Formen für die Entstehung einzelner Teile nichts entscheiden kann, so sprechen einige spezielle Unwahrscheinlichkeiten direkt gegen Wegeners Aussonderungsversuch: es könnten nur die Reden der Niederen gegen die Höheren überarbeitet sein, denn nur hier findet sich der eigentliche Mischstil, nicht auch die Reden der Höheren, in denen er, der Regel entsprechend, fehlt: weshalb sollten aber diese Reden der Fürsten ganz von Interpolationen verschont geblieben sein? Endlich muß W. wenigstens für den zweiten Bearbeiter doch den Mischstil, wenigstens im Prinzip, gelten lassen. Daß einige Ungleichheiten durch Verarbeitung einer älteren Vorlage in den uns überlieferten Text hinein-

kamen oder auch erst von späteren Abschreibern verschuldet wurden, ist möglich, aber sie im Einzelnen aussuchen zu wollen, resultatlos.

Die in der Bernerweise abgefaßten Gedichte haben keineswegs gleiche Anredetypen. Im Sigenot, bei dessen geringem Umfang keine Gelegenheit zu reicherer Formenentfaltung gegeben war, besteht fast ausschließlich Duzen, womit ein einheitlicher Reckenton gewahrt ist.

Die freie Beweglichkeit der Spielmannsmanier wird man am ehesten in dem Bänkelsängerton des Eckenlieds suchen, und in der That tragen mehrere Unterhaltungsscenen die charakteristischen Zeichen jenes Anredestils an sich, d. h. Ungleichheit in den Formen und raschen Wechsel, hervorgerufen durch leichte Reaktion gegen innere Vorgänge. Das sind besonders die Kampfreden zwischen Dietrich und den beiden Riesen, wie ja in Zweikämpfen allgemein zwischen Ihr und Du umhergesprungen wird. Hier aber sind die beiden Numeri stellenweise gut verwendet zur Individualisierung der Gegner, indem Dietrich in seiner Ängstlichkeit dem Duzen des plumpen Renommisten Ecke unterthäniges Ihr entgegensetzt und den Fasolt, der ebenfalls ungezogen duzt, mit gesittetem Ihrzen empfängt. Auch in den beiden Unterhaltungen Dietrichs mit Frauen ist keine strenge Einheit eingehalten, doch entspringt auch hier die äußere Form der Anrede aus der Situation. Mit der Meerkönigin Babehilt duzt er sich, denn die Wesen der Geisterwelt bekommen Du, vgl. oben S. 221; nur im Eingang bittet er zaghaft mit Ihrzen 152, 10. Dagegen wird mit dem wilden Fräulein der Verkehr in der gesellschaftlichen Form des Ihrzens geführt, denn sie ist 'ein gotes bilde', ein Menschenbild nach Gott geschaffen 162, 6, nur ebenfalls im Eingang steht die Gegenform Du, wo sie flehende Worte an Dietrich richtet; dann noch 178 f., da sie den Schlafenden für tot hält, denn Ohnmächtige oder zum Tod Verwundete werden, wie die Toten selbst, geduzt; endlich, nach längerer Pause, verfällt auch Dietrich einmal ins Duzen, 200. 9.

Im Gegensatz zu der freieren Behandlung der Anrede in den angeführten Scenen steht die Regelmäßigkeit in den Gesprächen der Vorgeschichte, wo kein Wechsel der Numeri stattfindet. Die Unterhaltung der drei Recken, die zusammen sitzen und sich Geschichten erzählen, ist der Wirklichkeit nachgebildet, weshalb geihrzt wird; der Etiquette gemäß verläuft auch die Audienz Eckes bei der Königin Seburg zwischen Ihr und Du; beim Einsiedel dagegen tritt sein bäurisches Wesen hervor, da er diesen seinen Wirt duzt, während er Ihr empfängt; zwischen Ecke und Hildebrand wieder der Ton der gebildeten Gesellschaft mit Ihr. Nur Helfrich läßt gegen Ecke zwischen Ihrzen auch Du einfließen, 62.

Doch ist nicht anzunehmen, daß dieser Unterschied in der Anrede mit der Entstehung des Eckenliedes zusammenhängt, denn die im Bereich der Möglichkeit sich abspielenden Ereignisse der Vorgeschichte heben sich schon im Stoffe ab von märchenhaften Abenteuern der Haupterzählung, sodaß sich daraus die abweichende Behandlung der Anrede zur Genüge erklären läßt.

Virginal.

In der **Virginal** sind die die Grundlage bildenden volkstümlichen Elemente in höfischem Sinne aufgefaßt, infolge davon herrscht da, wo Dietrich oder die Königin Virginal mit ihrem Hofstaat auftreten, ziemlich einheitliche Etiquette: die Fürsten duzen die Ritter, umgekehrt gewähren die Ritter den Fürsten Ihr, dasselbe geben sich die Fürsten unter einander (es sind nur wenige Fälle), die Ritter dagegen unter einander nur Du, gegen Damen wird höfischer Ton mit Ihrzen angeschlagen; dabei können indes bestimmte Einflüsse, wie Stimmung, Reimgelegenheit, formelhafte Fassung, die Regel kreuzen. Eine Ehrenstellung über den andern Vasallen nimmt Hildebrand ein, da er von allen, auch von den Fürsten, häufig Ihr empfängt (doch bricht ein Du ihm gegenüber leichter durch), und umgekehrt vielen Rittern auf ehrerbietiges Ihrzen mit Du antwortet. — Wie mächtig die sozialen Begriffe sind und wie sehr der Standesunterschied für die Wahl der Numeri maßgebend ist, zeigt das Benehmen Dietrichs gegen Ibelin, die ihn immer ihrzt, während er sich gegen sie, seine Retterin, die aber nur eines Herzogs Schwester ist, neben Ihr auch häufig niederer stellendes Du erlaubt. — Auch der freundliche Zwerg Bibung ist in die Hofkreise aufgenommen, so daß er gegen Fürsten und Ritter zeremonielles Ihrzen führt und neben Du (bes. von Fürsten) auch mit Ihr beehrt wird. — Einen Fall von Duzen bei **Belehnung** enthält 687 (Virginal zu Uote). — Gegenüber dem fein abgemessenen Hofton der ritterlichen Gesellschaft steht dann die bäurische Art der Riesen, die viel häufiger unhöfisches Du gebrauchen, auch gegen Fürsten; allerdings spricht hier auch die Situation mit, da sie meistens in Kämpfen auftreten. Einige Male ist, wie im Eckenlied, ein Kontrast zwischen der feinen Lebensart der Hofleute und der Tölpelhaftigkeit der Riesen erzielt durch Gegenüberstellung von Ihrzen (oft mit dem ehrenden Titel 'herr Rise', 'herre') und Duzen, ein stilistischer Kunstgriff, der durch Hartmann in die mhd. Litteratur eingeführt wurde.

Einige echt spielmännische Freiheiten oder Nachlässigkeiten schlüpfen doch bei allem Bestreben nach Ordnung durch, so das Durcheinandergehen vom Singular und Plural bei den formelhaften Imperativen nu sagent 838, 5. 846, 2 und nu sage 839, 1. 844, 1; oder formelhaftes daz ich iu sage in einer Duzrede 617, 9, oder Reimbequemlichkeit wie der Imperativ Sing. enwenke: man gedenke 785, 3 bei sonstigem Ihrzen.

Ihren eigenen stilistischen Typus haben die Anreden in den **Briefen**, welcher mit der mittelalterlichen Epistolographie aus dem spätlateinischen Schrifttum in das Mittelalter übergegangen ist (vgl. Bd. 2, 158). In den vier Briefen des Gedichtes, 260—267. 456—460. 535—537. 940, begegnen folgende Formen: Der Absender spricht von sich in der ersten Person, oder in der dritten unter Beifügung seines Titels bezw. Namens (auch mit unbestimmtem man) — beide Personen, die erste und dritte, können abwechseln; der Empfänger wird in zweiter oder in dritter

Person mit Titel bezw. Namen angeredet. In dem ersten Brief 260 bis 267, von Dietrich und den Seinen an die Königin Virginal, sind alle diese Möglichkeiten vereinigt: Man heizet schône grüezen vroun Virginâl die künigîn . . . sô grüezet hie her Dieterich die künigîn, vrouwen, megede glîch . . . si hânt sô vil von iu vernomen . . . von den wir grôzen kumber liten u. s. w.

Die Überreste von Albrechts v. Kemenaten Goldemar erlauben keine Schlüsse auf die Anredeform. Die einzige Rede, die Goldemars an Dietrich, wird mit höflichem Ihr gehalten, entsprechend dem furchtsamen Ausweichen des Zwergkönigs.

Sigenot, Ecke, Virginal, in jeder dieser Dichtungen trägt die Anrede einen andern Charakter, aber die Bedingungen, unter denen sie steht, sind auch verschieden: im Sigenot konnte sie schon wegen der Kürze nicht zu vollerer Ausbildung gelangen, im Eckenlied und in der Virginal sind die obwaltenden künstlerischen Tendenzen verschieden, dort die naiv volkstümliche Auffassung, hier der Zug zum Höfischen. Zur Entscheidung der Urheberfrage, ob wirklich jener Albrecht diese drei Epen noch zu dem Goldemar verfaßt habe, reicht also der Stil der Anrede nicht aus. Er würde aber auch nicht genügen, wenn die Bedingungen vollständig gleiche wären, da er selbst bei den höfischen Dichtern im Laufe ihrer künstlerischen Entwicklung Veränderungen unterliegt (vgl. Bernhardt, Zs. f. d. Phil. 33, 369).

Auch das Lied vom Hürnen Seyfrid ist in dem volkstümlichen Stil der Riesen- und Zwergenabenteuer abgefaßt, so daß das Du weitaus überwiegt. Im Ihrzen liegt die bestimmte Absicht, zu ehren, so vom Zwerg Euglein und seinen Brüdern gegen Seyfrid; von Kriemhild zum Drachen, und gegen Seyfrid, ihren Befreier, während er die Bedrängte, seiner Macht Anheimgegebene, nur duzt.

Das Seyfridslied zeigt zugleich, daß der volkstümliche Anredestil ungestört durch die Jahrhunderte beibehalten wurde, nachdem er längst aus dem wirklichen Verkehr verschwunden war und einer festern Regelung Platz gemacht hatte. Die eigenartige Freiheit und Mannigfaltigkeit der Formen war mit den volkstümlichen Erzählungsstoffen innig verwachsen, und eine solch regellosere Umgangsform gehörte im Empfinden späterer Geschlechter wesentlich zum Lebensverkehr der altväterischen Heldenwelt. Und so haben überhaupt die späteren Bearbeitungen der Heldenepen wie das Dresdener Heldenbuch und der Straßburger Druck, wenn sie auch da und dort freiere Auswüchse beschnitten haben mögen, doch dem sprachlichen Gewande seine charakteristische Eigenart belassen; wie denn z. B. auch in der in der Wiener Piaristen-Hs. überlieferten Bearbeitung der Virginal, Dietrichs erste Ausfahrt genannt, Ausweichungen nicht grundsätzlich vermieden sind noch selbst der Mischstil ganz verdrängt ist, obgleich die Absicht bestand, die Anrede einheitlicher zu machen.

Althochdeutsche Glossen.

Von

Gustav Ehrismann.

In der Pariser Handschrift von Boethius' Übersetzung der Isagoge des Porphyrius, XI. Jh., beschrieben von L. Delisle, Inventaire des Manuscripts latins, I. Suppl. S. 111, Nr. 11 129, befinden sich folgende ahd. Glossen: fol. 47[a], am Rand, durch Zeichen auf das im Text stehende acilū bezogen: kirmundien . l . distortū os habere und desgleichen auf simum des Textes: snipnesien p̄ssas nares habere. Die vollständige Stelle des lat. Textes lautet in der Ausgabe von Busse S. 35, 2 (Migne 64, 119) at vero aquilum esse vel simum vel rationale vel irrationale inseparabilia sunt. — Auf fol. 109[a], in dem größeren Kommentar des Boethius zu Porphyrius, ebenfalls am Rand, steht uueidener. Dies bezieht sich auf ut venetus, das über die letzten Worte des Satzes ex albo vero et nigro conjunctis fit aliquis medius color (Migne 64, 154 B) geschrieben ist. — Die deutschen Glossen sind nicht vom Schreiber des Textes, aber von nicht viel späterer Hand.

Auch die St. Gallener Hs. Nr. 831 von Boethius' Übersetzung des Porphyrius enthält zwei ahd. Wörter: auf fol. 286[a] über simpliciter 'slehto', über proxima sunt 'haftent' (der lat. Text bei Busse 34, 12 und 35, 1), von anderer, etwa gleichzeitiger Hand.[1]

Vier dieser fünf deutschen Glossen begegnen auch in der einzigen bis jetzt bekannten glossierten Übersetzung von Porphyrius' Isagoge, dem Cod. Vindob. 311, bei Steinmeyer-Sievers II, 366 f. (Beschreibung der Hs. IV, 633 f.); sie lauten hier sléhto, háftênt, chîrmúnden, snîpnasîgen.

Die beiden letzten Wörter erfordern eine Erklärung. Lat. distortum os habere weist darauf, daß kirmundien besteht aus kêr- zu kêren, das geläufige Uebersetzung für torquere ist, und mund 'os'. In snipnesien 'p̄ssas nares habere' gehört snip wohl zu schneppe, schnippe 'Schnabel' DWb. 9, 1316. 35, also 'schnabelnasig' (oder zu schnippel, schnipfel, schnipf D.Wb. 9, 1332. 36, engl. snip schneiden = 'abgeschnittene, stumpfe Nase'). î für ê wie in kîrmundig für kêrmundig findet sich noch in îrista, Par. Virgilglossen 870, Steinmeyer Zs. f. d. Alt. 15, 23, im Mhd. öfter in hessischen und nassauischen Urkunden (Weinhold Mhd. Gr. § 99), und gilt auch in den heutigen dortigen Mundarten. Auch der Ausfall des g im Suffix -ig begegnet in den Par. Virgilglossen: zuigarię biennes, a. a. O. S. 19. In die Heimat dieses Denkmals, also in die Wetterau oder Lahngegend, werden auch die

[1] Die Mitteilung der fünf Glossen habe ich der Güte S. Brandts, des Herausgebers der Porphyriuskommentare von Boethius, zu danken.

obigen beiden Glossen zu setzen sein. Zu dieser Ortsbestimmung paßt auch die Stufe des Dentals in uueidener. — Spätere Glossen zu aquilus und simus s. bei Diefenbach, Glossar 44[a] und 535[b], Nov. Gloss. 30[b] und 339[b].

Kîrmundien = distortum os habere läßt sich also in Form und Bedeutung leicht aus dem hess.-nassauischen Dialekt erklären, während einer Ableitung aus dem Oberdeutschen Schwierigkeiten entgegenstehen, indem hier kein Wort kîr- oder gîr- vorhanden ist, das sich so leicht als Übertragung von distortum darböte wie rhein-fränk. kîren = kêren. Auch läßt sich die Endung in chîrmúnden der Wiener Hs. eher als Entstellung von (kîrmund)ien erklären, denn als Entstellung aus (kêrmund)igen, wie sie obd. gelautet haben würde.

Nun aber ist der Dialekt der Wiener Porphyriusglossen obd., wohl alemannisch, und zum Teil liegt ihnen der von Notker geschaffene Wortschatz des abstrakten Denkens zu Grunde, denn ánderlichi für alteratio, knôtmézônt für asignant, sézzi für constitutionem sind Notkersche Kunstausdrücke, vgl. die Verweise im Register zu Kelles Abhandlung über die philosophischen Kunstausdrücke in Notkers Werken. Auch die Accentuation bei den Glossen der Wiener Hs. deutet auf den Einfluß von Notkers Lehre. Demnach können jene beiden Wörter, wenn ihre Herkunft aus Hessen-Nassau richtig bestimmt ist, nicht dem Grundstock der Porphyriusglossierung angehören, sondern sie müssen von einem rheinfränkischen Schreiber später beigebracht worden sein, und eine um diese vermehrte Hs. lag dann dem Cod. Vind. zu Grunde. Für spätere Zufügung dieser beiden Wörter kann die Thatsache geltend gemacht werden, daß sie, wie uueidener, in der Par. Hs. am Rande beigefügt sind und daß diese Hs. überhaupt sonst keine Glossen enthält. Auch sind die Grundsätze bei der Glossierung verschieden, denn die andern deutschen Adjektiva im Cod. Vind., welche einem lateinischen adj. neutr. auf -um entsprechen, sind unflektiert: collectiuum sámenig, diuisiuum skídig, aptum natum est keuuírftîg uuórten íst, während chîrmúnden snîpnasîgen flektiert sind und zwar als masculina, also mit den lat. aquilum simum dem Sinne nach nicht übereinstimmen.

Got. Kreks und marikreitus.

Von

O. Behaghel.

Während man früher in Kreks einen Beleg dafür zu besitzen glaubte, daß die Verschiebung der indogermanischen Medien einer recht jungen Zeit angehöre, ist jetzt eine andere Auffassung des k allgemein angenommen, namentlich unter dem Einfluß der Erörterungen von Kossinna. Man sieht jetzt in dem k die Folge einer Lautsubstitution: es habe im Gotischen zur Zeit, als das Wort entlehnt wurde, das anlautende g noch

nicht die Aussprache des Verschlußlautes besessen; ein weiteres Beispiel für diese Erscheinung soll dann marikreitus aus margarita sein; vgl. Kluge, Grundriß[2] I 356 und 367, Kossinna, Festschrift zur 50jährigen Doktorfeier Karl Weinholds, S. 40; Luft, Zs. f. vergl. Sprachforschung XXXV, 296, Braune, got. Grammatik[5], 27, Bethge in Dieters Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte S. 199. Mit besonderer Entschiedenheit vertritt Kossinna diese Meinung: „hier kann nur Lautsubstitution vorliegen", augenscheinlich in dem Gedanken, daß eine andere Erklärung nicht möglich sei. Einen andern Beweis als diesen indirekten giebt es nicht. Denn die Annahme, daß im 3. Jahrhundert, der von Kossinna behaupteten Zeit der Entlehnung, das anlautende g noch nicht Verschlußlaut gewesen sei, ist lediglich unsern beiden Wörtern zuliebe gemacht, und sie ist nicht unbedenklich, denn für das Ulfilanische Gotisch ist ein Verschlußlaut kaum zweifelhaft.

Ich möchte glauben, daß vielleicht doch eine andere Erklärung möglich ist.

Vor allem muß ich es ablehnen, daß man marikreitus irgendwie als lautliche Entwickelung betrachte. Daß der erste Teil volksetymologisch umgestaltet ist, liegt ja auf der Hand; aber auch der zweite unterliegt dem gleichen Verdacht. Denn sonst wäre es sehr sonderbar, daß einem griechisch-lateinischen Femininum der â-Klasse ein gotisches Wort auf -us entspricht. Es scheint mir ganz gut möglich, anzunehmen, daß kr des Gotischen unter dem Einfluß der Sippe von kreiz gestanden hat: neben dem deutschen kreiz liegt im Ndl. krijt, das sehr wohl im Gotischen kreitus gelautet haben kann.

Für Kreks kommt ein anderes in Betracht. Unter den deutschen Wurzeln, die auf -k- ausgehen, giebt es eine ganze Anzahl, in denen der Anlaut zwischen g und k schwankt. Davon sind einige zweifellos deutliche Schallnachahmungen, und es kann der Wechsel auf verschiedener Auffassung und Stilisierung des Naturlautes beruhen, so bei gackeln — kakeln, guckuck — kuckuck. Bei andern Wörtern aber erscheint diese Erklärung ausgeschlossen, wie bei gaukeln — kaukeln (s. das DW. unter gaukeln), gieke — kieke (s. das DW. unter kieke), gucken — kucken (s. das DW. unter kucken), glocke — klok (s. Kluges Wb. unter Glocke). Ich möchte nun glauben, daß in solchen Fällen der g-Laut das Ursprüngliche darstellt und das k durch Angleichung an den Stammauslaut entstanden ist, daß also die Lautfolge g — k dem deutschen Sprachorgan Schwierigkeiten bereitet. In Kreks könnte dann ein sehr frühes Beispiel dieser Erscheinung vorliegen.

Schließlich sei die Vermutung gewagt, daß auch in mhd. tiutesch, tiusch aus diutisc vielleicht eine derartige Angleichung vorliegen könnte.

Beiträge zur Etymologie der germanischen Sprachen. I.

Von

Chr. Bartholomae.

1. Nhd. nagen. — Dem nhd. nagen steht ahd. as. gnagan, an. gnaga gegenüber, wodurch ghn als idg. Anlaut des Worts erwiesen wird. Bei Kluge Wb.[6] heißt es am Schluß des Artikels nagen: „Die germ. Wz. (g)nag (k)nag wird mit aslov. nozĭ 'Messer' und nĭzą 'hineinbohren' verglichen". Siehe noch Noreen Abriß der urgerm. Lautlehre 208, Siebs Kuhns Ztschr. 37. 321. Daß die Zusammenstellung unsres nagen mit den angeführten slavischen Wörtern besonders einleuchtend sei, wird man nicht behaupten dürfen. Ich verstehe nicht, warum man von Ficks altem Vorschlag — vgl. Persson Wurzelerweiterung 136 — abgekommen ist, das awest. aiwiγnixta- zum Vergleich heranzuziehen, das sicher 'benagt, angenagt' bedeutet. Ahd. gna- und aw. γni- vereinigen sich auf ghnə-. Das inlautende g des Ahd. weist auf gh oder kh, k; das aw. xt würde bei streng lautgesetzlicher Entwicklung idg. kt aus k + t oder g + t voraussetzen lassen; es kann sich aber auch analogisch an die Stelle von idg. kth aus kh + t oder gdh aus gh + t geschoben haben. Wenn man sich auf das im lettischen Wörterbuch angeführte gnēga 'nagend essend' verlassen darf — was ich nicht zu behaupten wage[1] —, so wäre als idg. Basis ein *ghnēgh- anzusetzen.

2. Nhd. dringen. — Bei Kluge Wb.[6] wird unter dringen gesagt: „Zu der germ. Sippe fügen sich als urverwandt lit. trènkti 'schütteln, stoßen', trànksmas 'Getöse, Getümmel', lett. treekt 'zerschmettern'. Vgl. dazu die Zusammenstellung der baltischen Wörter bei Leskien Ablaut 90, wonach sie sich auf einer Basis mit der Grundbedeutung 'stoßen' aufbauen. Näher liegt die Verknüpfung der germ. Wörter mit dem awest. ϑraxtanąm, Gen. Plur. eines Part. Perf. Pass. ϑraxta-, das als Beiwort von rasman- 'Schlachtreihe, Phalanx' auftritt. Ich gebe ihm in meinem Air. Wb. 801 die Bedeutung 'zusammengedrängt, eng aufgeschlossen, stipatus'. Allerdings darf ich nicht verschweigen, daß die Neuausgabe des Awesta ϑaxt°, nicht ϑraxt° bietet. Aber ϑraxt°, das nur an der einen Stelle Yt. 14. 63 vorkommt, während sich ϑaxt° auch sonst vorfindet (Air. Wb. 785), ist jedenfalls die lectio difficilior, und wer sich die textkritischen Noten zur Stelle ansieht, wird sich leicht überzeugen, daß die schwierigere Lesung auch in diesem Fall als die ursprüngliche zu gelten hat.

3. Nhd. esse 'fornax'. — Bei Kluge Wb.[6] 99 wird für nhd. esse usw. ein urgerm. *asjō angesetzt, das zusammen mit lat. āridus usw.

[1] Bei Leskien Bildung der Nomina finde ich das Wort nicht.

auf eine idg. Basis as- zurückgeführt wird. Im Awesta finden wir V. 8. 83 ein Wort sairehya- in einer Reihe von Wörtern für Feuerungseinrichtungen zu verschiedenen Zwecken. Es bezeichnet eine Vorrichtung zum Verbrennen oder besser Dörren von Mist und ist eine Zusammensetzung aus sairya- 'Mist' und ahya- n. 'Darre'; ich verweise wegen der graphischen Darstellung auf Grundr. der iran. Philol. 1. 154 (3), 157 (32). Das zweite Kompositionsglied stimmt bis auf das Geschlecht mit dem bei Kluge postulierten urgerm. Wort überein.

Der krumme Mittwoch.

Von

G. Bilfinger.

Der krumme Mittwoch, oder die krumme Mittwoche hieß einst im deutschen Volksmunde der Mittwoch vor Ostern. Die urkundlichen Belege, welche von Grotefend (Zeitrechnung des deutschen Mittelalters I, 110) mitgeteilt werden, gehören dem 13., 14. und 15. Jahrhundert an; wie weit der Ausdruck noch jetzt gangbar ist, vermag ich nicht anzugeben. Auch von Erklärungsversuchen für die seltsame Bezeichnung ist mir nur bekannt, was in Haltaus-Scheffer (Jahrzeitbuch der Deutschen, Erlangen 1797. S. 228—9) zu lesen ist. Eine Beziehung auf den Krummstab des Bischofs wird daselbst mit Recht abgelehnt, und „einstweilen, bis sich eine bessere Deutung findet", die Erklärung festgehalten „weil an diesem Tage die Pharisäer den ungerechten Beschluß faßten, Jesus gefangen zu nehmen und somit an diesem Tag alles unordentlich oder nach altem Ausdruck krumm hergegangen, sei der Tag zu seinem Namen gekommen". Ich will im Folgenden versuchen, diese Erklärung, welche gleichfalls wenig innere Wahrscheinlichkeit besitzt, durch eine bessere zu ersetzen.

Die Quadragesima, die der Osterfeier vorangehende Buß- und Fastenzeit, wurde in den ersten christlichen Jahrhunderten in den verschiedenen Ländern verschieden berechnet, die verbreitetste Übung aber war die, genau 6 Wochen zu fasten, also am Montag nach Invocavit mit dem Fasten zu beginnen und es bis zum Anbruch des Ostersonntags dauern zu lassen, wobei nur die Sonntage, die dazwischen lagen, vom Fasten ausgenommen waren. Diesen Ansatz für den Beginn der Quadragesima finden wir z. B. in den Osterbriefen des Athanasius 329—373, in denen des alexandrinischen Bischofs Theophilus von 401, 402, 404, sowie bei seinem Nachfolger Cyrillus, 414—442 n. Chr. Daß eben dieser Fastenbeginn auch in Rom längere Zeit üblich gewesen sein muß, dafür zeugt der durch das ganze Mittelalter übliche Ausdruck „alte Fasnacht", mit welchem man eben den Sonntag Invocavit bezeichnete. Auch zahlreiche Volksgebräuche, die an diesem Sonntag haften, haben die Erinnerung an jene Zeit bewahrt, in der er dem Fastenbeginn unmittelbar vorausging. Wann die römische Kirche diese alte Begrenzung der Qua-

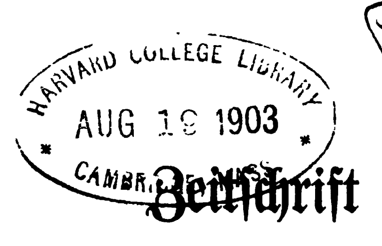
dragesima verließ, vermag ich nicht genau anzugeben. Sicher ist, daß eine Verschiebung eintrat, in der Weise, daß nach der neuen Anordnung die Quadragesima mit dem Aschermittwoch begann und mit dem Mittwoch vor Ostern aufhörte.

Der Beginn mit dem Aschermittwoch ist eine allbekannte Thatsache, die keines Beweises bedarf. Der französische Ausdruck Carême-entrant ist: Quadragesima intrans. Aber auch der Schluß mit dem Mittwoch in der Charwoche ist zweifellos. Durandus (a. 1286) sagt in seinem Rationale div. offic. (VI, 31) ausdrücklich: „Quadragesima non protenditur nisi usque ad coenam Domini“ und meint dabei die coena Domini = Gründonnerstag ausschließlich. Wenn am Mittwoch Abend die Glocken zum letztenmal vor Ostern geläutet werden, so heißt man dies im Volksmund „die Fasten ausläuten“. Früher bestand die Sitte, bei diesem Läuten eine Katze auf den Turm mitzunehmen und sie von oben herabzustürzen, das nannte man „der Faste den Hals brechen“ (Hüser, Programm von Warburg 1898 S. 34). Mittfasten heißt in Deutschland der Sonntag Lätare, 3 Wochen vor Ostern — also im Sinne des alten Systems, in Frankreich dagegen ist Mi-carême der Donnerstag vorher, der dritte Donnerstag vor dem Gründonnerstag — also im Sinne des neuen Systems. Nach dem alten System dauerte die Quadragesima genau 6 Wochen, nach dem neuen dagegen 6 Wochen und einen Tag, sofern es mit einem Mittwoch anfing und wieder mit einem solchen endigte. Derartige kleine Überschüsse über eine sonst runde Zahl empfinden wir als eine Abweichung von der geraden Linie. Wir sagen: Zehn Mark und ungerade Pfennige; sechs Jahre und ungerade Tage. Wenn jener überschüssige Mittwoch, der letzte in der Quadragesima, „der ungerade Mittwoch“ hieße, würden wir den Sinn dieses Ausdrucks unmittelbar verstehen. Wenn er aber „der krumme“ heißt, so soll damit sicherlich nichts anderes gesagt sein. Das Quadragesimalfasten hieß auch das Sechswochenfasten, der kleine Überschuß über die Zahl dieser 6 Wochen fiel dem Volke als Störung auf und rief den fraglichen Ausdruck hervor. Ich glaube, diese Deutung ist einleuchtend genug. Sie wird mir zur vollen Gewißheit dadurch, daß derselbe Ausdruck noch heute vorkommt, aber nicht für den letzten, sondern für den ersten Mittwoch der Fastenzeit. Ich lese in Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 371: Am Aschermittwoch, der in der Gegend von Querfurt und Sangerhausen „Knoblichsmittewoche“ heißt, darf nicht gesponnen werden, sonst bekommt man krumme Gänse und Küchel; an manchen Orten heißt dieser Tag daher auch die „krumme Mittwoche“. Man darf sich durch die Beziehung auf die krummen Gänse nicht täuschen lassen. Das ist eine nachträgliche Erfindung des Volkswitzes, nachdem die Benennung einmal unverständlich geworden war. In Wahrheit muß der Ausdruck hier denselben Sinn haben, wie bei dem Mittwoch der Charwoche und es ist ja klar, daß man den einen so gut wie den andern als den überschüssigen Tag ansehen konnte.

Ich könnte meine Aufgabe als gelöst betrachten. Wenn ich noch mit einigen Worten auf die Geschichte der erwähnten Verschiebung der Quadragesima eingehe, so geschieht dies deshalb, weil in diesem Zusammenhange auch der skandinavische Name des Gründonnerstags, Skirdagr = Reinigungstag seine Erklärung findet. Für Augustin war der Gründonnerstag oder coena Domini noch die feria quinta ultimae hebdomadis Quadragesimae, lag also entschieden noch innerhalb der letzteren, die erst mit Anbruch des Ostertags ihr Ende erreichte. Der Tag nahm aber doch schon eine Ausnahmestellung innerhalb der Fastenzeit ein. Durch die weitverbreitete Sitte, an diesem Tage das Fasten zu unterbrechen und ein Bad zu nehmen (Augustinus, epist. ad Januarium, Benediktinerausgabe Paris 1679 II 130f.). Das erstere war nach der Ansicht des Kirchenvaters die Folge des zweiten: „quia plures et prope omnes in plerisque locis hoc die lavare consuerunt", konnte man auch an dem Fasten d. h. an der einmaligen Mahlzeit Abends hora nona nicht festhalten und gestattete ein prandium, „quia jejunia simul et lavacra tolerare non possumus". Die Sitte des Badens an diesem Tag hing aber wieder damit zusammen, daß der Ostertag in der alten Kirche der solenne Tauftag war. Die Quadragesima selbst hängt ohne Zweifel damit zusammen, sie war ursprünglich nicht die Vorbereitungszeit auf das Osterfest an und für sich, sondern die Vorbereitungszeit der Catechumenen auf die an Ostern zu empfangende Taufe, und es gab daher zu Augustins Zeiten manche, welche die Frage aufwarfen, warum die Christen 40 Tage vor der Taufe fasten, während doch Jesus selbst 40 Tage nach seiner Taufe durch Johannes gefastet habe (Aug. V. S. 927). Diese Vorbereitungszeit war eine Zeit innerer Selbstzerknirschung, eine Zeit der Buße und der Trauer. Zu den Merkmalen der Trauer gehörte aber im Altertum die äußerliche Verwahrlosung (squalor, sordes) und ebendamit war auch das Bad ausgeschlossen. Mit der Ablegung der Trauer war das erste Bad verbunden. Libanius sagt in einer Rede auf das antike Neujahrsfest: „Selbst der Vater, der einen frühverstorbenen Sohn beweint und sich nicht trösten lassen will, versöhnt sich mit dem Leben, er nimmt zum erstenmal wieder Speise zu sich, entsagt der Verwahrlosung, er legt die Trauerkleider ab und geht wieder ins Bad". Und in ähnlichem Sinne nimmt auch die große Göttermutter, nachdem die Trauer um ihren tiefbeklagten Liebling Attis zu Ende ist, am 27. März das erste Bad; d. h. ihr Bild wird in feierlicher Prozession hinausgetragen und (in Rom) in dem Flüßchen Almo gewaschen. Demnach wäre in der ganzen Zeit der Quadragesima das Bad ausgeschlossen gewesen. Daß man dennoch ein solches wenige Tage vor Ostern vornahm, hatte aber einen guten Grund, wenigstens für die Täuflinge. Es war einfach ein Gebot des Anstandes. Si autem quaeris, sagt Augustin (II, 127), cur etiam mos lavandi ortus sit, nibil mihi de hac re cogitanti probabilius occurrit, nisi quia baptizandorum corpora per observationem Quadragesimae sordidata cum offensione sensus ad fontem

tractarentur, nisi aliqua die lavarentur; istum autem diem ad hoc potius electum, quo coena dominica anniversarie celebratur. Et quia hoc concessum est baptismum accepturis, multi cum his lavare voluerunt". So wurde es also allgemeine Sitte, am Gründonnerstag ein Bad zu nehmen, und diese Sitte muß noch tief ins Mittelalter hinein fortgedauert haben. Dafür legt eben der skandinavische Name Skirdagr ein redendes Zeugnis ab.

Wenn nun, wie wir aus Augustin sehen, mit diesem Bad auch eine Unterbrechung des Fastens verbunden war, so liegt es nahe, die Verschiebung des Fastenbeginns auf den Aschermittwoch mit dieser Thatsache in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. Gewöhnlich erklärt man diese Verschiebung so: Weil bei dem sechswöchentlichen Fasten die Sonntage ausgenommen waren, also in Wirklichkeit statt 40 Tage nur 36 gefastet worden sei, habe man, um die 40 Tage voll zu machen, noch 4 Tage der vorhergehenden Woche dazu genommen; und diese Anordnung soll nach der gewöhnlichen Annahme durch den Papst Telesphorus 130 n. Chr. getroffen worden sein. Allein dieses Datum für die Einführung des Aschermittwochs ist sicherlich um mehrere Jahrhunderte zu früh; und der genannte Grund der Verschiebung ist zwar an und für sich plausibel, erklärt aber nicht die Thatsache, daß später die Quadragesima nur bis zum Gründonnerstag gerechnet wurde. Man hatte dann keine 40 Fastentage mehr, sondern nur 37. Der Hergang ist also wohl eher so zu denken: Mit dem Gründonnerstag war eine Unterbrechung der Fastenzeit gegeben, man schob demgemäß auch den Anfang des Fastens um drei Tage zurück auf Donnerstag vor Invocavit. Da aber Mittwoch und Freitag durch das ganze Jahr hindurch Fasttage waren, so kam der Aschermittwoch, obwohl er eigentlich nicht zu den 6 Wochen gehört hätte, ganz von selbst hinzu, und so entstand ein krummer Mittwoch, sei es am Anfang oder am Ende.



Zeitschrift

für

Deutsche Wortforschung

herausgegeben

von

Friedrich Kluge.

IV. Band, 4. Heft (Schluß des Bandes). Juli 1903.

Inhalt.

Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1903.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Die nächsten Hefte werden außer Zeitschriftenschau und Auszügen u. a. folgende Aufsätze bringen:

Mittelhochdeutsche Glossen. Von Alfred Holder.
Wielands Aufsatz Demoiselle oder Fräulein. Von Th. Matthias.
Frauenzimmer. Eine wortgeschichtliche Untersuchung. Von E. Seidenadel.
Duzen und Ihrzen im Mittelalter. Von G. Ehrismann.
Die Sprache Zinzendorfs. Von A. Gombert.
Aus Ernst Moritz Arndt. Von R. Sprenger.

Die Zeitschrift für deutsche Wortforschung erscheint in Heften von je 5 bis 6 Bogen. Vier Hefte bilden einen Band. Die Hefte erscheinen ungefähr alle 3 Monate.

Bis jetzt sind erschienen:

I. Band. 8°. VI, 374 S. mit dem Bildnis von Fedor Bech in Lichtdruck. 1901.
Preis geheftet ℳ 10.—, in Halbfranz gebunden ℳ 12.50.

II. Band. 8°. IV, 348 S. mit d. Bildnis v. K. Weinhold in Kupferätzung. 1902.
Preis geheftet ℳ 10.—, in Halbfranz gebunden ℳ 12.50.

III. Band mit Beiheft: Die Bergmannssprache in der Sarepta des Johann Mathesius von E. Göpfert. 8°. IV, 382 und 107 S. 1902.
Preis geheftet ℳ 12.50, in Halbfranz gebunden ℳ 15.—;
Beiheft einzeln ℳ 3.—.

IV. Band. 8°. IV, 352 S. 1903.
Preis geheftet ℳ 10.—, in Halbfranz gebunden ℳ 12.50.

Die für die Zeitschrift für deutsche Wortforschung bestimmten Manuskripte und Zuschriften sind an den Herausgeber, Professor Dr. Friedrich Kluge, Freiburg i. Br., Scheffelstraße 59, oder an Professor Gombert in Breslau (XIII, Augustastraße 92) zu richten.

Bücher zur Besprechung und Anzeigen wolle man nur an die Verlagsbuchhandlung Karl J. Trübner in Straßburg i. E. senden mit der Bezeichnung: für die Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

Vom 16. Januar 1903 bis zum 10. Juli 1903 sind folgende Schriften eingegangen und zur Besprechung angenommen:

Döring, E., Beiträge zur Kenntnis der Sondershäuser Mundart. I. Teil. (Beilage zum Programme der Fürstlichen Realschule zu Sondershausen. Ostern 1903). 8°. 48 S. (Hofbuchdruckerei von Fr. Aug. Eupel, Sondershausen.)

Polzin, Dr. phil. Albert, Geschlechtswandel der Substantiva im Deutschen (mit Einschluß der Lehn- und Fremdworte). (Wissenschaftliche Beigabe zum Programm des Königlichen Andreas-Realgymnasiums zu Hildesheim. Ostern 1903.) 8°. 71 S. (Gebr. Gerstenberg, Hildesheim).

Nagl, J. W., Geographische Namenkunde. Methodische Anwendung der namenkundlichen Grundsätze auf das allgemeiner zugängliche topographische Namenmaterial. Mit 18 Abbildungen im Text. (Die Erdkunde. Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichts. Herausgegeben von Max Klar, XVIII. Teil). Lex. 8°. X, 136 S. 1903. Einzelpreis ℳ 5.—; für Abnehmer des ganzen Werkes ℳ 4.—. (F. Deuticke, Leipzig und Wien.)

Schatz, Josef, Die tirolische Mundart. Mit einer Karte. Separatabdruck aus der Ferdinandeums-Zeitschrift. 1903. 8°. 94 S. ℳ 1.50. (Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, Innsbruck.)

Germanische Seemannsworte in der französischen Sprache.

Von

G. Baist.

Guinder. Accore. Sigle. Tïald. Ouarde. Nord. Pinque. Avaste. Raz. Iloire. Scolaringue. Itague. Nevre. Mât. Eskei. Marrer. Ossec. Raque. Jol. Amer. Matelot.

Technisch und sprachlich scheidet sich die Schiffahrt der Romanen in zwei große Gebiete. Für das eine, das mittelländische Meer, ist Italien bestimmend gewesen; die Küsten des atlantischen Ozeans dagegen und des Golfs von Biscaya stehen unter dem Einfluß des Ermelmeers und der Nordsee. Der in erster Linie charakteristische Bestandteil des Wortmaterials ist hier der germanische. Eine zusammenfassende philologische Untersuchung schaltet zunächst mehrere scheinbar erbwörtlich-salfränkische Lautformen aus, falsche Zeugen merowingischen Seewesens; sie ergiebt, daß schon in frühfranzösischer Zeit neben der nordischen Hauptquelle ein niederdeutscher Zufluß bis in die Normandie hinein kenntlich ist, im 12. Jahrhundert Angelsächsisches zum Teil über Erwarten durch das Anglonormannische vermittelt wird, vom 13. bis 17. das Niederländische vorherrscht, wie im 18. und 19. das Englische. Das Interesse, welches diese Auswanderer auch für die Sprachgeschichte des Mutterlandes bieten, mag eine Anzahl von Beispielen zeigen, um so besser vielleicht, je zufälliger die Auswahl ist. Ich stelle die Proben so zusammen, daß das Akrostichon den Namen des jüngst verstorbenen großen französischen Romanisten bildet, dessen Verlust in der deutschen Gelehrtenwelt nicht weniger tief empfunden worden ist als in der heimischen, und dem ein Erinnerungszeichen zu widmen auch die germanistische Zeitschrift ein Recht hat.

Guinder ist mit Unrecht als gemeinromanisches Erbwort betrachtet worden; ital. *ghindare* ist nur nautisch, sp. *guindar* zwar völlig eingebürgert und ableitungskräftig, aber der Dicc. de Aut. sagt ganz richtig: *es tomado del Francés;* provenzalisch ist es überhaupt nicht belegt. Französisch könnte es dem Laut nach aus jedem germanischen Dialekt kommen, dem Begriff nach aber nicht wohl von den fränkischen Einwanderern, die in ihrer Bautätigkeit sicher keine Winden verwendet hatten, und gewiß auch nicht in ihrer unentwickelten Schiffahrt. So relativ spät wie Godefroy und der Dict. gén. sein Auftreten angeben, erst im 13. Jahr-

hundert, ist es allerdings nicht, *windent le tref* steht schon Wace, Rou III, 9880, aber die Beschränktheit der Bedeutung spricht gegen Erbwörtlichkeit. Wir dürfen mit Sicherheit geographisch gleichen Ursprung mit *guindas* (nord. *vindáss*) annehmen, also nord. *vinda*, „*vinda upp akkeri*", den Anker, „*vinda segl*".

Das Verbalsubst. *guinde* ist erst 1659 belegt, im 16. Jahrhundert in der südlichen Lehnform *guindre;* jung auch *guindage* 1517; *guindant. Guinderesse* (seit 1525) woher sp. *guindareza,* pg. auch *guindaleta,* it. *ghindaressa* zeigt ein wenig einleuchtendes Suffix, das der Erweiterung aus gleichbed. deutsch *windreep* (**guinderé)* verdächtig ist.

Accore 1. Rand, Absturz von Klippen, 1532 in Le Havre „*navire... mis sur les escores*" D. g. „*Escore, signifie une côte à pic*"... Fournier 1643 „*Ecore est une escarpe ou un précipice au bord de la mer, ou à l'extrémité d'un banc ou d'une basse*" aus Guillet (1683) bei Jal, „*Accords (d'un banc), ce sont les bords ou les extrémités*" Kerguelen (1772) läßt man seit Jal vom engl. *shore*, mengl. *schóre* kommen, das aber Küste, Strand, Gestade bedeutet, ags. fehlt und aus dem gleichbedeutenden mndd. *shore, schare* (neutr.) stammen dürfte. Vgl. n. *scor.* Quelle von *accore* ist älter ndl. *schore* „*klip, rots*" Kilian, ahd. *scorro,* mhd. *schor* u. *schorre* (mask.) Schroffe, Felsenufer.[1]

Nachdem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts *Accore 2,* von *accorer* aus, neben *Écore 2* getreten war, folgte auch *Écore 1* > *Accore 1,* das im 19. Jahrhundert überwiegend wird, wenigstens in den Wörterbüchern, die beide Worte überhaupt zusammenwerfen.

Accore 2, Schore „*Escores sont les estays et soustenements de marrain sur lesquels le navire est porté pendant qu'on le fabrique...*" Nicot 1573, ist ganz verschieden von *accore 1,* mit dem es etymologisch zusammengeworfen zu werden pflegt — Jal differenzierte mit bret. *skôr,* Ztw. *skôra,* das aber aus dem Französ. kommt — trotzdem die Zugehörigkeit zu mndd. *schorepust,* auch *schare,* andl. *schore,* „*stut, steunsel*" me. *schóre* von Scheler schon beobachtet war. Der Zeit nach ist Entnahme aus dem Ndl. wahrscheinlicher als aus dem Englischen, das selbst entlehnt hat. Dazu *accorer,* schoren, stützen, schon 1690 mit Präfixverkennung bei Furetière, und so Trevoux 1704, 21, 40 von *escore escores* geschieden, während Richelet 1769 zu *ecores* Schoren *accores* als Nebenform anmerkt, das die Encyklopädie vorangestellt hatte.

Davon wallon. *xhoron* bei Gdf., *horon Grandg.* Planke; wohl auch wallon. *hôre* Bootshaken zum Abstoßen.

Accore 3 in *côte accore* Steilküste (*écore* Encyklop. 1772), *terre accore* könnte allenfalls auf *côte en écore* „*une côte escarpée, une côte qui est taillée en précipice*", Richelet, zurückgehen; vgl. *estre en Escore est avoir le bord de la coste relevé et taillé* Fournier 1647 bei Jal. Aber da das Ndl. *schor,* steil, besitzt wird man sich umgekehrt

[1] Ob zu ndd. *schoren* vom Leckwerden des Schiffs auf der Klippe?

fragen, ob nicht jenes *en escore* ein aus der Kenntnis von *Accore 1* erwachsenes Mißverständnis des Adjektivs ist, dem dann auch die späte Zulassung des letzteren in den Wörterbüchern zuzuschreiben wäre.

Die Aufnahme der drei so nah benachbarten Homonyme ist nicht verwunderlicher als der Umstand, daß noch ein viertes hinzugetreten ist, das, besonders von Dieppe aus verbreitete (s. Littré Suppl.) *écore* u. s. w. von engl. *score* im Fischverkauf. Eine Warnung, lautähnliche, technische Worte, deren Geschichte wir nicht kennen, zu rasch zu identifizieren, auch wenn ihre Funktionen verwandt scheinen.

Sigle, sigler. Eigentlich zwei verschiedene Worte. Jenes, vor der englischen Eroberung im Alexius 16[d], dann Phelipe de Thaon Bestiaire 2706 ꝛc. entspricht im Tonvokal anscheinend isl. *sigla* (Fem.) Mast, in Bedeutung und Geschlecht aber *segl* (Neutr.) Segel. Man könnte ja bei *drecent lur sigle* (Al.) auch an das Aufrichten des Mastes denken, aber auch hier spricht die ganze Situation *(La nef est prest 16[b])* eher für Segel und die weitere Überlieferung ist einstimmig. **Segle* ist eben frühzeitig dem Verbum angeglichen worden.

Dieses, nord. *sigla,* (Roland ꝛc.) ist auch im Ursprung = segelen. Im 14. und 15. Jahrhundert (*single* Charles le Chauve, *singler, single* Froissart) tritt die fortlebende nasalierte Form auf,[1] die sich aus der Isoliertheit der Lautfolge gegenüber *cingle épingle* erklärt. Denn *bigle* hieß noch *bicle. Segler* bei Gdf. aus einer englisch-franz. Chronik steht unter dem Einfluß von ags. *segel,* muß alt sein, da me. seit dem 13. Jahrhundert *seil.* Dahin auch *sangler* bei Jean d'Arras. Scheinbar erbwörtliches, aber junges und isoliertes *seiller* in den Jug. d'Oleron muß örtliche Lautform oder Anglismus sein. Span. *singlar* (1639 Dict. de las tres lenguas, nicht im Dicc. Aut.) pg. *singrar* sind im 16. oder 17. Jahrhundert entlehnt.

Tïald, taud, taude. *Mult par agreient ben lur nef. Font un tialz desus le tref* Vie de St. Gile 930 *„terme de marine, tente quon dressait, d'après l'usage scandinave, sur les navires quand ils étaient en repos, ancien nor. tjald"* die Herausgeber. Belege für die Gepflogenheit s. b. Weinhold und Cleasby-Vigfusson u. d. W. tjalda. Anderwärts in den Nordmeeren mag sie wohl auch bestanden haben, wird aber nicht berichtet, die Bedeutung für die sonstigen Dialektformen von germ. *tëld* nicht belegt. So erscheint es denn eigentlich selbstverständlich, daß das spät gebuchte seemännische *taud,*[2] *taude,* getheerte Plane, auf das nordische Wort zurückzuführen sei. Der Laut mußte im 16. Jahrhundert mit ursprünglichem *el* vor Kons. zusammenfallen. Die im 15. Jahrhundert auftretenden *tauder, taudir, taudeïs,* woraus *taudis,* kommen evident

---

[1] Körtings **cingulare* ist nicht diskutierbar, die Identität mit *sigler* fraglos.
[2] *„Le masculin est préferable assurément".* Jal. Nach diesem heißt der *prélart,* die getheerte Plane, dann *taud* wenn er ausgespannt, um die Wache vor dem Regen zu schützen, eine Art Zelt bildet. Möglicherweise steckt ein alter Fall in Partenop. 7858: ***A lor mestier ont loges belles, e as chevals toutes noveles.***

von dem Seemannswort, und man kann bis auf weiteres gelten lassen, daß in unbetonter die Bewegung auf Monophthongierung hin früher eingetreten sei als in betonter. Schwierigkeiten machen die entlehnten Formen Spaniens. Das sind die bisher ungenügend erklärten sp.-pg. *toldo*[1] mit dem ausgeprägt seemännischen pg. *tolda*,[2] Sonnen- und Regendecke über dem Schiff, und dazu gehörigem pg. *toldar*. Die Wiedergabe des französischen Lautes läßt sich kastilisch nicht konstruieren, was nicht weiter befremdet, da man hier das Wort erst von der Küste erhalten hat; sie ist aber auch portugiesisch unbequem, stimmt am ehesten zu asturianischem *coldo* für *cubitu*. Wir müssen die Frage offen halten, ob nicht die nordische, dem Frühfranz. fremde Lautfolge neben *tïald* ein einfaches *tald* erzeugt hat, das mit nur gelockertem *l*, aber schon getrübtem *a* weiter gegeben ward. Jedenfalls gehört das spanische, dem Mittelmeer mit Einschluß des Catalanischen fremde Seewort zu dem Französischen.

Ouarde für *dérive, semelle*, das „Schwert", das dient bei flachen, besonders bei kiellosen Fahrzeuge das Abtreiben zu hindern — wird von Jal aus einer handschriftlichen Explication de divers termes (sec. XVII) belegt,[3] und mit ndl. *zwaard* zusammengestellt. Daneben wäre wallonisch **warde* zu erwägen, mit französischer Wiedergabe des Anlauts wie in *ouest, ouaiche*[4] u. a., dem indessen gegenübersteht, daß dann wohl ein sicherer Beleg im Osten nicht fehlen würde, und daß eben doch *garder* dem Zweck der Einrichtung zu fern liegt. Für das ndl. Wort spricht neben Synonymität und Ähnlichkeit noch besonders, daß der Apparat viel weniger an der französischen Küste als in den Flachwassern und Kanälen der Niederlande heimisch ist,[5] wie auch der *heu*, mit dem er genannt wird, von dort stammt; und daß von Grandgagnage, Dict. wall. aus der Sammlung des Lüttichers Simonon beigebrachtes und unerklärtes *„lèz deûz zwères d'on batai"* höchst wahrscheinlich dasselbe meint.[6] Dagegen nicht der Geschlechtswandel, der sich aus dem französ. für die Artikulation der auslautenden *d* unerläßlichen *e muet* erklärt[7]; kaum auch, daß *zwaard* für *zweerd* ziemlich jung ist. Wohl aber der Anlaut: es wäre *souarde* zu erwarten; der Abfall ist beispiellos, und selbst beim

[1] Diez' ***tholus*** paßt weder nach Laut noch Sinn; Dozys' arab. *ḍolla* genügt dem Sinn, würde aber stimmhaften Anlaut verlangen, für *ll* > *ld* überdies (alle andern arab. *ll* wie lat.) sehr späte Aufnahme, während das arab. Wort heute in Marokko fehlt.

[2] Auch *toldo* findet sich vom Schiffszelt.

[3] *„ouardes sont certaines planches de bois taillées en forme de grandes semelles, qui sont attachées de coste et d'autre sur les bords des heux...*

[4] Fraglos englisch *wash*, nicht *wake*.

[5] *„C'est surtout en Hollande qu'on se sert de cet auxiliaire"* Jal. s. v. Semelle.

[6] So auch Behrens Ztſ. f. r. Ph. 26, 247.

[7] Allerdings nicht so, daß auslautend *-e* an sich irgend einen Einfluß auf das Geschlecht hätte, wie vielfach falsch angenommen wird, sondern weil die reimenden *-arde* weiblich sind.

Zurückgehen auf frühe und östliche Lautverhältnisse nicht zu konstruieren. Die Schwierigkeit löst sich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Sache stets im Plural vorkommt: wallonisch *les zwardes* wird französisch zu *les ouardes*.

Nord. Unserer heutigen Vorstellung sind die vier Himmelsrichtungen in Verbindung mit der Windrose geradezu plastisch geworden wie Sommer und Winter; daß das Schema einem relativ späten Bedürfnis entspringt, müssen wir uns erst klar machen. In frühen Zuständen besteht die Notwendigkeit schematischer Orientierung im allgemeinen nicht, die Richtung geben auf weite Entfernung Wasserläufe und Berge. Die örtliche Gebundenheit der täglichen großen Ereignisse des Aufgangs und Niedergangs fiel von Anfang auf, aber die Beobachtung von der Sonnenphase sprachlich abzulösen, war wenig Anlaß gegeben. So sind dafür Benennungen, die sich über mehrere der großen arischen Zweige erstrecken, überhaupt nicht entstanden, lat. *oriens* und *occidens* stehen in dauernd flüssiger Beziehung zum Gestirn. Viel weniger sinnfällig ist die Beziehung zwischen Sonnenhöhe und Süden, und der Norden ist für die Mehrzahl der Menschheit rein abstrakt. Die romanischen Sprachen ererben daher nur ein unvollständiges Material und gelangen auch aus sich selbst heraus nur zu fragmentarischer Neubildung. Von den Sternennamen erscheint *septentrio* trotz seines altertümlich dunkelen zweiten Teils ganz wie das Erzeugnis einer technischen Anschauungsweise, im Gegensatz zu den romanischen „Bären" und „Wagen": es wird von den Auguren gemacht und erhalten sein. Jedenfalls ist es afr. pr. sp. pg. immer nur ein gelehrtes Wort gewesen, im Italienischen gebräuchlicher, doch auch nicht recht volkstümlich. *Hesperus-vesper,* für die Zeit ursprünglicher und viel geeigneter als für die Richtung, fällt aus. *Oriens* und *occidens* sind überall und immer gelehrt geläufig gewesen, dem Volk eben nur verständlich, *occasus* und *ortus* ganz aufgegeben. Dafür sind verschiedene Partizipien eingetreten, *levans* besonders ausgedehnt, it., pr., fr., sp., pg., überall alt, *vers le soleill levant* Rol. 3098 u. s. w., *ponens* it., sp., pg., pr., im Französischen nur als Lehnwort, dafür *couchant,* afr. auch *couchement* Serm. St. Bern. b. Gdf., ebenda *naissement* entsprechend pg. *nascente. Meridies* setzt sich fort in it. *mezzogiorno,* prov. *mieidia, miei jorn,* sp. *mediodia,* pg. *meiodia,* fr. *midi* (Benoit Chron. 233, Wilh. v. Tyrus, Im. du Monde, Rose, Brun. Lat., Eust. Desch. u. s. w.), italienisch in erklärungsbedürftiger Scheidung von *mezzodí* als Windname. Nur ganz vereinzelt ist, wie im Oberdeutschen gewiß auf Grund der lateinisch-romanischen Anregung früh geschah, die Reihe durch die Mitternacht vervollständigt worden (Benoit Chron. I, 151 *En occident vers mienuit); mattino, matin, soir* stellen sich nur poetisch ein. Als Ersatz dient italienisch für die Nähe *bacío,* die Ferne *tramontana,* altfr. *bise,* stets mit *vers, devers.*[1] Ein dem Lateinischen fremdes System zeigt npr. *adrech,* dauph.

[1] Genau allerdings Nordost, s. zwei Belege b. Gdf., ferner Wil. v. Tyrus III, 20, IV, 1, VIII, 17, Itin. de Londres à Jerus., Michel.-Raynaud S. 135:

droichi, piem. *indrit*, Osten, npr. *aves*, mail. *invers* Westen: vielleicht keltisches Erbteil, wenn auch sporadische Entstehung von der Richtung des Tempels, der Kirche, des Gebets her überall möglich war.[1] Von der inselkeltischen Vervollständigung aber, Süden = rechts, Norden = links, findet sich kaum eine ungewisse Spur in den sicher aus England stammenden Kartenglossen Mich.-Rayn., Itin. 138: *Ceste terre ki est a destre, ço est asaver devers le su.* Der Germanische besitzt, allen Stämmen gemeinsam, für die vier Richtungen vom übrigen Sprachgut abgelöste Benennungen. Verschiedene Ursachen lassen sich denken, religiöse, das Nordlicht, Aufenthalt in der Steppe: nächstliegend das Bedürfnis des Schiffers, wobei allerdings zu erinnern ist, daß bei den Slaven, die keine Seefahrer waren, dieselbe Erscheinung unabhängig auftritt. Entlehnende Kenntnisnahme zeigt sich in Frankreich zuerst bei den Etymologen: „*gens Danorum qui proprie Nortmanni i. e. septentrionales homines*“ Aimoinus De mir. Sti. Germani I, 1, um 900. Amatus von Monte-Casino I, 1 um 1070 weiß das nicht so gut.[2] „*laquel gent premerement habiterent en une ysulle qui se clamoit Nora, et pour ce furent clamez Normant, autresi comme home di Nore*“: womit deutlich Noregr = Norwegen gemeint ist. Eine Generation später kommt auch ein Italiener dem Richtigen etwas näher, Guil. Apul. I, 6, „*Hos quando ventus quem lingua soli genialis Nort vocat advexit boreas regionis ad oras; A qua disgressi fines petiere latinos. Et man est apud hos homo quod perhibetur apud nos. Normanni dicuntur id est homines boreales*“, also Nordwindmenschen.[3] Die klassische Stelle ist Wace Rou II, 47 ff. (unvollständiger I, 95). *Quanque ad vors setemtriun Que nus char el ciel apelum Seit ciel, seit eir, seit terre u mer, Tut soelent gent north apeler, Pur north, un vent, ki surt e vient De la u li ciels le char tient. Engleis dient en lur langage A la guise de lur usage: En north alum, de north venum, North fumes nez, en north manum. Autresi dient d'est, un vent,*

---

mut loing vers le north avant k'em munte vers bise à Antioche; ib. S. 126 Gog u. Magog „*vers bise*“ vom Erdmittelpunkt Jerusalem. In derselben Quelle (S. 126) der einzige Beleg für *boire-boreas* im gleichen Sinn, Armenien liegt *v. b.* von Jerusalem. Fehlt bei Gdf. Im übrigen sind die lat. Windnamen für den Himmelsstrich ausgefallen, auch *auster, africus* ital. span., *vulturnus* span. im eigentlichen Sinn erbwörtlich, sind geographisch ganz unüblich oder poetisch gelehrt. Vgl. auch noch *Joran* bei Gdf.

[1] Wie ja griech. σκαιον westlich und links bei ganz anderer Orientierung der mystischen Handlung von den irischen und indischen ähnlich gearteten Bildungen unabhängig ist.

[2] Er hat sich dadurch den Zorn und die Verachtung einer ganzen Reihe von Historikern zugezogen — *festucam in oculo fratris.*

[3] Dasselbe dürfte gemeint sein bei Gaufredus Malaterra I, 3 Ex nomine itaque suo terrae nomen indiderunt: north quippe anglica lingua aquilonaris plaga dicitur. Duc. *Northus* zitiert aus einem Chron. a Pipino usque ad Ludovicum VII: *Dani Suevique quos Theotisci Norman i. e. Aquilonares appellant.* Ich habe im Chron. Malleacense vergebens gesucht.

De suth e de west ensement. Man en engleis e en norrois Hume signifie en franceis: Justez ensemble north e man E ensemble dites Northmann: Ceo est hum de north en rumanz. De ceo vint li nuns as Normanz: Normant soelent estre apelé Cil ki la dunt north vient sunt né." Für den Kanonikus von Bayeux, der ca. 1160 schreibt, sind das also fremdwörtliche englische Windnamen, und es macht durchaus den Eindruck, als ob er nicht nur bei den in erster Fassung fehlenden est, suth, west, sondern auch für north bei einem Teil der Leser unvollkommene Kenntnis voraussetze, der ein wenig nachgeholfen werden müsse. Schon früh ist beobachtet worden (Jal, Diez ꝛc.), daß *est* nur angelsächsisches *east* sein kann, nicht nord. *anst* oder ndd. *ôst.* Wace, der festländische Normanne, braucht englische Formen. Entsprechend lautet der normannische Ortsname *Esteville* (Kant. Clères, Arrond. Rouen) neben mehreren *Surville* (Dep. Calvados, Eure, Manche), *Norville* (Seine inf. und franzisch Seine-et-Oise), auch franzisch *Survilliers* (Seine-et-Oise). Die Form *Sur-* entspricht heutigem seemännischem *suroę* für *sud-ouest, suroit* für den Seemannshut Südwester, woraus span. *sur:* die Aspirata von *suth* entwickelt sich vorkonsonantisch wie *borne* < *bodina, derve* < *disipit.* Dem entspricht das anglisierende *north* bei Wace, das nach Andresens Ausgabe auf die Originalhandschrift zurückzuführen ist. Lautgeschichtlich gehört jenes *sur-* spätestens der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts an, es zeigt, daß die zusammengesetzten Formen zugleich mit den einfachen franzisiert wurden, obwohl sie literarisch auf dem Festland erst später zu belegen sind, zuerst *nordest* um 1244 (*vers northest de Acre* Delb. im D. g.), zahlreicher erst seit dem 15. Jahrhundert; allerdings bei dem Anglonormannen Thomas, Tristan II, 249 ungefähr gleichzeitig mit Wace *„Del seust* (f. *suouest*) *lur salt un vent*". Auch diese technisch so wertvollen Kompositionen sind angelsächsisch seit dem 8. und 9. Jahrhundert reichlich überliefert; allerdings althochdeutsch fast ebenso alt. Für *sud, est, ouest* und die Nebenrichtungen ist angelsächsische Herkunft außer Zweifel, obwohl sich hoch nordöstlich auch niederdeutscher Einfluß in *Ostreville* (Pas des Calais, Arrond. St. Pol), *Ostricourt* (Nord, Arrond. Lille) geltend macht, entsprechend *ost, zuutost, noordost etc.* bei Ghillebert de Lannoy. Die wallonischen Dialektwörterbücher kennen, heute wenigstens, kein *ost* mehr, *nord (noord, nort), west, zud (zut, zuyd)* in Ortsnamen finden sich außerhalb des oben verzeichneten Bereichs nur noch in der genauen Nähe der Sprachgrenze in Pas de Calais und Nord. Den Normannen war das System verloren gegangen, sie haben es in England wieder erlernt und herübergebracht, ohne daß es sich zunächst nach dem Zentrum hin erheblich über den Einfluß der Seineschiffahrt hinaus verbreitet hatte. Zur Zeit von Wace ist den in England geschriebenen Q. l. d. Rois die Reihe geläufig (S. 46, 107, 248), aber auch ebenda meint doch 20 Jahre früher Gaimar 3714 noch *„de l'hest que hom claime orient*" etwas verdeutlichen zu müssen, ganz wie Wace in Bayeux. Garnnier de Pont

St. Maxence (S. 401, 436, 560) braucht *nort*, Marie de France (Purg. 933) *su*, sie leben beide in anglonormannischer Umgebung. Benoit, der sich in gleicher Lage befindet, seinen Vorgänger Wace kennt und den Normannennamen etymologisiert, braucht von sich aus *midi, orient, occident, septemtrion*,[1] wie z. B. auch die wohlweise Christine von Pisa, Ch. d. l. Et. 1469 ff. Außerhalb des Normannischen findet sich bei Godefroy erst 1271 *sut* in Pas de Calais, 1298 *west* für Artois belegt, Brunetto Latini (I, 3, 107) führt neben *levant, couchant, midi* noch *tramontaine* ein. Die Namen sind nur langsam literarisch und im Innern sehr langsam volkstümlich geworden. Und zwar gilt das auch für *nord*, obwohl dies einen geringeren Widerstand zu überwinden hatte und Wace entschieden geläufiger ist als die anderen. Trotz der isolierten Kenntnis Aimoins.

Warum aber hält Wace die vier Worte zunächst für Windnamen? Während wir im übrigen auch in der Behandlung dieser Etymologie seine gewohnte verständige Art erkennen, steht er in diesem besonderen Punkt im Gegensatz zu dem germanisch richtigen, wie zu seinem eigenen Sprachgebrauch. Weder angelsächsisch noch irgendwo sonst wird das Simplex in dieser Weise verwendet; Wace schreibt Brut 8777 *Quant vers north ot fait son afaire*, Rou I, 125 *Jadis soleient Orteneis . . . E altres genz de north aler*, 130 *Qui veneient de north par mer* und gar I, 119, II, 75 *Franceis dient que Normendie Ceo est la gent de north mendie*. Man muß bis auf Jehan de Brie heruntergehen, um zu finden (le bon Berger 108) *Quatre vens principaulx, c'est assavoir nort west et sut*. Die Nordwindmänner des Guil. Apul. zeigen, daß eine literarische Tradition vorlag, und das wird noch bestätigt durch Benoits Verse I, 666 ff.:

En lur langue est north apelé
Bise qui de la vient le vent (sic)
E man c'est home dreitement
Eisi Normant, homes de nort
Qui si les nome ne fait tort
Kar north e man, som lur usage
Venz est e hom en cest langage

V. 667 ist verderbt und unverständlich, der Schluß um so deutlicher. Guilelmus und Benoit folgen einer falschen Tradition, die auch Wace vor sich hat und nicht zu ignorieren wagt, aber verbessert. Die gemeinsame Quelle ist sicher keine historische; vermutlich war es ein lateinischer Schulvers, der verloren ging, als die eigentliche Bedeutung von nord allgemein gekannt war, den Irrtum schon enthielt oder sich unverständlich ausdrückte.

Immerhin mußte in dem Irrtum etwas Richtiges stecken, damit er zumal auf Wace noch Eindruck machen konnte. Es ist eben die Thatsache, die in dem Namen Windrose, *rose des vents*, zu Tage tritt: die Nomenklatur verdankt ihre Ausbildung und Verbreitung dem Bedürfnis

[1] Letzteres dreimal; doch dürfte ihm nach I, 667 auch *vers bise* geläufig gewesen sein.

des Seemanns die Windrichtung zu bestimmen. In den nördlichen Meeren war dies stärker als im Mittelmeer, das Segel herrschte hier vor dem Ruder, der Nebel verhüllte die Formen der Küste, welche im Süden eine sichere, aber darum auch ängstlicher gesuchte und festgehaltene Orientierung gewährten. Die Wetterfahne auf dem Mast wird durch den Namen als eine nordische Erfindung gekennzeichnet (*girouette* für *guirouette*, aus afr. *wirewite*, *vedrviti*), die Schärfung der sprachlichen Werkzeuge zur Einteilung des Horizonts in die acht Felder ist eine parallele Erscheinung, deren letzte Geschichte freilich nicht vollkommen deutlich wird. Die griechische Geographie hat mit den Namen der Winde sich ein wissenschaftliches System der Himmelsrichtungen gebildet, mit 12 Strichen bei Aristoteles (daraus 24 bei Vitruv), 16 bei Eratosthenes. Daß diese Windrose zunächst durchaus gelehrt geblieben ist, zeigt ja das Verhalten der romanischen Sprachen. Darum könnte doch von ihr die erste Anregung zu dem germanischen Kompositionsverfahren stammen: einige ähnliche Zusammensetzungen waren bei ihr angewendet, davon an dem Mittelalter zugänglichen Stellen *euroaquilo*, *euroauster*, *austroafricus*[1]. Bei Karl dem Großen, Einhard 29[2], scheint die Sachlage ganz klar: er hat die zwölfteilige Rose des Aristoteles vor sich und „*ventis nomina imposuit*" spricht von etwas dem festländischen Germanischen bisher Fremden. Das wäre eben das Angelsächsische gewesen; da die angelsächsische Gelehrsamkeit eng mit der irischen zusammenhängt und dort wieder gleichzeitig gleichartige Komposita auftreten, so würde durch das Irische die Überleitung erfolgt sein. Bei näherem Zusehen bleiben Bedenken. Die französische, englische, niederdeutsche Terminologie setzt West und Ost, als Hauptrichtungen, zur 8 Teilung einen, später zur 16 Teilung zwei Exponenten vor, sie beruht auch sprachlich auf fortgesetzter Halbierung. Einhard kann sagen wollen, daß Karl die aristotelische Drittelung durch Annahme des Ostnord rc. ermöglicht habe, während vorher nur die Halbierung bekannt war; es ist auffällig, daß eben diese — in offenbarem Zusammenhang mit Karls Windrose — auch im Angelsächsischen vorhandenen Drittel-Bildungen dort ungleich schwächer sind, als die heute fortlebenden: *norþaneastan*, *-westan*, *norþeast*, *-west*, *sûþaneastan -westan*, *sûþeast -west* sind alle belegt, meist mehrfach, bis zu viermal, *eastansûþan*, *westan norþan*, *westan sûþan* je einmal, *westnorþ* zweimal, die vier anderen Korrespondenzen fehlen; zugleich geht jene Gruppe (Genesis, Cynewulf rc.) aufs 8., diese (Orosius und Aelfric) nur aufs Ende des 9. Jahrhunderts zurück. Die ältesten irischen Belege, die mir Thurn-

[1] Außerdem an verborgneren Stellen *euronotus* = *euroauster*, *euroborus*, *eurocircias*, *libonotus* = *austroafricus*.

[2] *Ventis vero hoc modo nomina imposuit, ut subsolanum vocaret ostroniwint, eurum ostsundroni, euroaustrum sundostroni, austrum sundroni, austroafricum sundwestroni, africum westsundroni, zephyrum westroni, chorum westnordroni, circium nordwestroni, septemtrionem nordroni, aquilonem nordostroni, vulturnum ostnordroni.*

eysen nachweist, gehören dem 9. Jahrhundert, *an-iartúaid* nordwestlich (wörtlich westnördlich, rückwärts-links), *an-airtúaid* nordöstlich (Karlsr. Bedaglosse), *iarthuaiscerddach* nordwestlich (ib. Gl. zu *etesiarum), erthuaiscertach* als Übersetzung von *euroaquilo* (Act. Apost. 27, 14, Book of Armagh); „Ausdrücke wie *air-dess* kommen, wohl zufällig, erst später vor.“ *air-* und *iar-* gehen voraus, nach Analogie der sonstigen Zusammensetzungen von vor-, rück-; daher umgekehrt als im Germanischen, und erweiterungsunfähig. Wenn die Iren ihre Zwischenlinien dem Angelsächsischen nachbildeten, so mußten sie umstellen, während es unerklärlich bliebe, warum die Angelsachsen den irischen Typus hätten umstellen sollen. Die lateinischen Komposita waren einige unter vielen Windnamen, alles unmißverständliche Windnamen, und da wäre es doch das Nächstliegende gewesen, in die Windrose für sie auch germanische Windnamen einzusetzen und nicht Richtungsnamen. Sagt man sich, solche hätten gefehlt, so verfällt man in den Zirkelschluß, daß sie nur fehlen konnten — vgl. immerhin anord. *gola*, engl. *gale*, ahd. *bîsa* — wenn die kombinierten *norþan-westan-wind etc.* sie bereits verdrängt hatten. Denn mit den Haupthimmelsrichtungen hat man die Hauptwinde sprachlich sicher niemals vollständig identifiziert. Zwischen diesen Zweifeln neigt sich die Wage zu der Annahme einer aus eigenen bequemen germanischen Mitteln der Windbezeichnung zu Liebe geschaffenen Achtteilung der Regionen. Geschichtlich ist die Aufstellung unbedenklich, Angeln und Sachsen waren Seeleute als sie England eroberten, sind zwar seßhafte Bauern geworden, haben aber niemals des Schiffahrtverkehrs ganz entraten können. Ob die Iren bei ihnen entlehnten, muß dahin gestellt bleiben; auch sie waren Seefahrer ungefähr in der Art der angesessenen Angelsachsen, und von der Natur noch stärker auf das Meer gewiesen, die Achtteilung lag ihnen sprachlich besonders nah. Gelehrt ist die Zwölfteilung Alfreds und nach ihm Karls, sprachlich geschickt gemacht, aber doch etwas künstlich, und so ohne Nachwirkung geblieben.

Wohl schon im 13. Jahrhundert dürfte sich die Nomenclatur bis nach Spanien ausgebreitet haben, obwohl die dürftige Literatur noch keinen Beleg vor dem 15. Jahrhundert ergeben hat: denn im 14. bis 15. Jahrhundert wäre nach anderen Vorgängen eher die niederdeutsche, als die französisch-englische Form hier durchgedrungen. Die späte Aufnahme im Mittelmeer aber kennzeichnet die Rückständigkeit der italienischen Schiffahrt, die im Binnenmeer erstickte.[1]

Die weitere Teilung in 16 Striche giebt kurz vor Mitte des 13. Jahrhunderts das Londoner Itinerar nach Jerusalem mit northnorthest. Die Variierung des gegebenen Systems, mit Ost und West als Hauptrichtung und vorgesetzten Exponenten, kommt also auch aus dem ursprünglichen Brennpunkt. In der Literatur konnten sie nicht leicht

[1] Das einheimische System genügt ja formal vollständig, ist aber sprachlich zu unbequem, um tief sitzen zu können.

hervortreten. Der erste, der im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts die festländischen Belege giebt, der Hennegauer Ghilleb. de Lannoy, in Reiseberichten und Kartenerläuterung, gebraucht durchaus niederländische Form und Schreibweise.[1] Die Vierteilung endlich *(Nord Est quart à l'Est, Quarta di Greco Levante etc.)*, die den Kompaß voraussetzt, kommt nach dem Text des catal. Atlas von 1375 aus dem Mittelmeer.

Nord-est: *northest* Itin. de Londres a Jérus. Mitte des 13. Jahrhunderts; *noordost* Ghilleb. de Lannoy 152, 171 (bis).

Nord-ouest: *noordwest* Ghilleb. de Lannoy 148, 158 (bis), 170. *Marouest „est le nordouest et le nord"* bei dem Père Fournier (1643) läßt sich weder aus germanischen, noch aus französischen Mitteln erklären. Über Jals Annahme, daß ein Druckfehler vorliege, wird noch hinauszugehen sein, es ist die Interpretation eines Schreib- oder Druckfehlers. Denn die „Hydrographie" ist nicht nur schlecht gedruckt, sie ist von Haus aus unkritisch, und das Auftreten irgend einer Art von Sonderbildung neben der längst allgemeinen Terminologie im 17. Jahrhundert ganz unwahrscheinlich.

Nord-nord-est: *northznorthcest* Itin. de Londres à Jérus. 13; *noordnoordost* Ghilleb. de Lannoy 152.

Nort-nord-ouest: *nortnoroest* G. de Garcie, Ende des 15. Jahrhunderts, bei Gdf.

Pinque seit 1634 (Delb. im Dict. gén.) *navire à fond plat, assez large du port de deux à trois cents tonneaux, ayant trois mâts à voiles latines, une poupe qui se prolonge par deux ailes ... et à l'avant, un long bec ...* So Jal, der über das Ursprungsland zweifelhaft ist, während Franck das ndl. Femin. *pink* Lotseboot, Fischerbot für augenscheinlich aus dem Roman. übernommen erklärt, Scheler unentschieden bleibt, dabei mndd. mndl. *espink* als *esp-pinke* Espenboot erklärt, Littré das Ndl. als Quelle betrachtet, der Dict. gén. die dem Romanisten nebensächliche[2] Meinung hinzufügt, daß ndl. *pink* für *espink* stehe. Mndd. *pinke peynke* ist (s. Schiller-Lübben) an den niederdeutschen Küsten ein gutes Jahrhundert früher üblich als es in Frankreich vorkommt, und hier wie in England gewiß von dort entnommen; sp. *pinco, pingue,* it. *pinco* dürfte direkt aus dem Ndl. stammen, da bei franz. Vermittlung das Genus kaum mißverstanden worden wäre. Homonyme sind ndl. *pink* Fem., Färse, und *p.* M., kleiner Finger.

Avaste „halt still" „genug" nach Sachs (fehlt sonst, z. B. auch i. d. techn. Wb. von Pirrie, 1895) ist natürlich nicht „ital. *abastanza*" sondern engl. *avast „hold" „stay" „cease"*, das ebenfalls der Seemannssprache angehört, nach Murray wahrscheinlich ndl. *houdvast.* Diese für

[1] Daneben S. 143 zweimal *ponent*, 175 *ponent* und *levant*, aber S. 143 interpretiert *ponent assavoir west:* unter dem Einfluß des im Orient niedergeschriebenen Reisetagebuches.

[2] Vielleicht einfach ein Mißverständnis; jedenfalls höchst fragwürdig. *Espink* von *espe* wie *bückink* von *bock* würde männlich sein.

die unmittelbare Herkunft des französischen Neologismus ja gleichgiltige Erklärung wird richtig sein; zu ital. *abbastare* = *bastare* stimmt der Laut nicht, zu span. *abaste, abasta* die Zeit, da das engl. Wort erst Ende des 17. Jahrhunderts auftritt, das span. schon im 16. als Instransitiv verschwindet. Dazu kommt der Unterschied der Bedeutung und die Abtrennung von engl. &c. *basta,* das schon im 16. Jahrhundert europäisch geworden war.

Raz und *ras,* Strömung im engen Wasser, *r. de marée* Springflut, stellt Jal zu engl. *race,* ags. *ras* (l. *raes*); Littré zu niederbretonisch *raz.* Das Wort steht zuerst Froissart XII, 69 *les rays Saint-Mahieu,* v. l. *ras; ras Sant Meju* auf dem Katalanischen Atlas der Bibl. Nat.[1] Das niederdeutsche Seebuch (die Hss. aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) kennt in dem nach dem Hrsg. dem 14. Jahrhundert angehörenden Teil *dat raes, ras van Fontena* entsprechend dem heutigen Cap du Raz, Pointe du Raz bezw. ras de l'ile de Sein (Dep. Finistère), *-van Blanckert,* heute Raz Blanchard, *Race of Alderney* (Kanalinsel), und *van Portlande,* Race of Portland; außerdem im jüngeren Teil zwei Meilen nördlich von der Ile d'Ouessant das rothe Ras.[2] Die Namen gruppieren sich um die Bretagne, Race of Portland kann von da übertragen, das ndl. ndd. *ras* Strudel (Killian: Charibdis) aus der Küstenschiffahrt entnommen sein. Man würde sich auf das Bretonische zurückziehen können, obgleich auch hier das Wort etymologisch isoliert ist und bei Legonidec nur in den Seenamen gekannt scheint. Aber beunruhigend stellen sich daneben altnord. *röst,* Gen. *rastar* Meerströmung, Wirbel, auch hier ein isoliertes Wort, und isl. *rás* Kanal (engl. *race?*). Das englische *race* wäre im 14. Jahrhundert in Niederdeutschland und Frankreich unverkürzt übernommen worden; es ist zweifellos selbst Lehnwort, das einerseits bestimmt von *race* Rennen, andrerseits wohl auch von *race* Mühlgraben getrennt werden muß, das sich afr. als *rasse* und *rase,* mlat. *rasa* seit dem 14. Jahrhundert, provenz. *rasa* im 12. Jahrhundert findet. Hingen dieses und das Seemannswort zusammen, so würde sich doch irgend einmal die Bedeutung vermischen.

Ist das Wort auch nicht sicher zu bestimmen, und eher nicht germanisch, so gebührte ihm doch hier ein Platz als altem gemeinschaftlichem und unlateinischem Besitz.

Iloire, hiloire, heute nur mehr in der zweiten Gestalt üblich, käme nach Jal, Littré, Dict. gén., von span. *esloria, eslora,* mit dem es thatsächlich zusammenhängt, das aber nach Zeit, Bedeutung und Form zu-

---

[1] Verglichen mit dem Küstenverzeichnis des ndd. Seebuchs scheint der Name identisch mit dem Drehstrom der Pointe du Raz; übertragen von der nördlich gegenüberliegenden Pointe de St. Mathieu.

[2] Niederd. Denkmäler Bd. 1, S. 39: *Item twe myle by norden Heysant, dar is ein raes, und dat het man dat rode ras, unde dat is dar deyp 50 vadem; de strom dreyet dar umme und umme, darumme so en mach dar nemant setten.*

nächst an engl. oder niederd. Herkunft denken läßt; während fr. *oi* = *oe* neben sp. *o-i* = *oi* und den eben hierhergehörigen fr. aileure ailure auf ndl. *oe* hinweisen. Quelle ist allerdings erst spät belegtes ndl. *sloerie,* von *sloeren,* ndd. *slûren,*[1] ein Schiff abmessen; für die Franck an ein Nomen m. d. B. schleppende Leine als Grundlage denkt. Die der ndl. nächststehende Bedeutung hat das Spanische *„La longitud alta del navio, desde el branque o roda por la cubierta pincipal, hasta el codaste o remate de que se forma la popa“* Dicc. Aut. (1732); das ebenda erbrachte Zitat aus den Leyes de Indias (ungef. 17. Jahrhundert) zeigt daneben eine andere Bedeutung *„Las cuerdas* (Querbalken, Scheerhölzer) *y eslorias de la cubierta principal y puente han de ser de canto* (auf die schmale Seite gestellt)“. Das Bindeglied giebt *hiloire* (1690 *Furet*) *„Fort bordage qui allant de l'avant à l'arrière d'un navire, dans toute sa longueur, et s'enroulant sur tous les baux, est une liaison pour les solives et pour le pont qu'elles supportent“* Jal. Diese Längshölzer (Scherstöcke) sind also zugleich das Längenmaß des Decks. Davon sind dann übertragen die *hiloires de passe-avant,* die Längshölzer an den Luken, *élongis.* Ähnlich bei Nicot-Dupuys (1573) *aileures „deux gros soliveaux de vingts pieds de long portez du long du pont sur les traversins, faisans un quarre avec iceux traversins, qui est la fenestre ou trou par lequel on accueille le bateau dedans le navire“;* ebenso bei Cotgrave. Diese Art Luke fehlt heute; *ailure,* das bei Nicot-Dupuys s. v. traversin neben *aileure* steht, bucht Sachs mit den Bedeutungen von *iloire.* — Die Bedeutung des ndl. Grundworts scheint nicht gesichert. Franck möchte dem vorauszusetzenden Nomen *(sloere, sloer)* die Bedeutung schleppendes, schlotterndes Tau beilegen. Die romanischen Belege sprechen eher dafür, daß man vom Längsholz auf das Messen gekommen ist, als umgekehrt. Das spanische Wort ist unmittelbar aus dem Ndl. entnommen. Die Beurteilung des Verhältnisses der fr. Formen *aileure (= eleure) ailure* zu den ndl. ndd. *oe, eu, û* wird durch das picardisch-wallonische Nebeneinander von *eu* und *u* gestört. *Iloire* könnte an sich so wohl *sloere* als *sloerie* sein. Der Vorschlag von *i-* neben *e-* entsteht, wie bei *isnel,* aus dem Bestreben, das in der eigenen Zunge nicht mehr vorhandene *s* Cons. im Fremdwort auszusprechen.

Scolaringue nur in der Vie St. Gile 888. Das Meer ist freundlich

> *Ne n'i out halé bagordingue*
> *Ne escoute ne scolaringue*
> *Ne fud mester de boesline*

Das Glossar hält das Ende des Worts sicher für *hring;* es ist vermutlich der erste Teil eine Modifikation des vorausgehenden Begriffs,

[1] Bei Röding *schluren,* danach bei Campe, während Grimm Wb. nur den ein Jahrhundert jüngeren Brodrik kennt.

nord. *scaut* (agſ. *sceat*), etwa die *fausse écoute*, ohne den Ableitungs-vokal, wie *skautreip*. Beim zweiten iſt man verſucht an engl. *lowering* (aus nord. *lågr*) zu denken, ſo daß die Bildung eine halbengliſche wäre, die etwa von *gardingue* begünſtigt wurde.

Itague Tau zum Hiſſen der Raa, Drehreep, auch Tau mit Windezeug zum Heben einer anderen Laſt; bei Gdf. belegt aus Vie. de St. Gile 897 *bones utanges*, Wace Brut 11 509 *utagues laschent, tres avalent*, Var. *hutagues*, Benoit, Chron. II 2081 *utage n'escote ne drenc*, Rom. de Troiès *Voilles utages et grans rans*. Dazu Guil. le Marech. 17 192 *cordes witages et hobens*. Überall offenbar Drehreep. *Estague étague* ſeit 1445,[1] Gdf. u. Jal, *utacque* noch Rab. IV, 65; *ytaigue ytague* im 16., *itaque* im 17. Jahrhundert, auch *itacle, itagle* wird angegeben. Sp. *ustaga*, ſp.-pg. *ostaga*; dann auch bei Röding ital. *taga, ostaga, itaca, itaco*, bei Statico nur *taga* für *amante*. Das *-s* der ſpaniſchen Formen iſt vielleicht im 16. Jahrhundert durch gleichbed. it. *sosta* erzeugt, es iſt kaum möglich in den alten franzöſiſchen Belegen Schwund anzunehmen. Man iſt zunächſt verſucht, in dem 2. Teil des Worts ndd. *takel* zu erkennen, das vortrefflich paſſen würde. Die Anlautsſchwankungen würden am eheſten noch einem fremden *ö* entſprechen, auch an engliſche und anglonormanniſche Wiedergabe eines fremden *oi* ließe ſich denken, vgl. agn. *us* für *uis*, aengl. *yle* f. *oile*. *Huter* im 17. Jahrhundert vom Kreuzen der Segel auf Halbmaſt, das Jal nennt, ſcheint *hutter* = *abriter* zu ſein. Es iſt nichts Brauchbares erfindlich, aber kaum eine andere als germaniſche Herkunft möglich.

Nevre *espèce de flûte d'environ 60 tonneaux qui sert aux hollandais pour la pêche du haran* Desroches 1687 bei Jal, und ſo in den Wbb. des 18. Jahrhunderts ſtets als holländiſcher Heringsfänger, doch auch als *neure* (Richelet), wie Sachs nach Röding neben *neuve* ſchreibt und ſpricht: nach Jal veraltet, bei Sachs als lebend.

Dieſen beſtimmten Angaben entſpricht ndl. nur *ever, une sorte de navire* (Waesb. 1622), der Ever der Elbmündung, dort kiellos, aber auch in einer für die hohe See beſtimmten mit Kiel verſehenen Form als Kielewer, Fiſcherewer vorhanden. Ob *n* geſchwunden iſt (*aak* neben *naak*) oder vorgeſchlagen (*neur* f. *uier*) weiß wohl der Germaniſt; franzöſiſch iſt der Vorgang kaum. Letzte Quelle iſt wohl der Tiername.

Neufr. *éver* bei Sachs, nicht bei Jal, Littré u. ſ. w, iſt ausgeprägt fremdwörtlich.

Mât. Das Wort iſt unter allen ſeemänniſch-germaniſchen zuerſt auf romaniſchem Boden belegt, Reichen. Gl. ed. F.-K. 713 (Diez 99) *Artemon malus mastus navis*. Auch im Prov. hat es von Frankreich aus Boden gewonnen und iſt ziemlich früh pg. entlehnt worden, *masto, mastro,*

---

[1] Definirt Nicot 1578: *Estagues en faict de navires sont deux cordes qui passent par l'encornal, servans pour guynder hault la grande voile, dont les deux bouts sont attachez au mitan de la vergue et les autres deux amarrez à deux crochets d'une polie lyez de fer.* Vgl. ib. *Palenc.*

span. *mastil,* arag. auch *masto* in eingeschränkter Bedeutung; aber asp. *maste* Partid. 2, 24, 7; nicht italienisch. Das gemeinrom. *arbor* besteht überall daneben, einige afr. Belege bis ins 16. Jahrhundert bei Jal u. Gdf., dazu z. B. Dial. Greg. S. 178; Blanc. 2760; Chrestien, Guillaume d'Anglet., 750. Im Ganzen wiegt aber hier das germ. Wort entschieden vor.

Ein afr. Concurrent ist angeblich *tref;* Gdf. läßt für seine wie immer sehr unvollständige Zusammenstellung dem Benutzer freie Wahl zwischen *mât* u. *vergue,* die Herausgeber der Vie de St. Giles setzen nur *mât* an. Die Bedeutung Raa[1] ist sicher z. B. Octavien 828 *Montent sor mas e sor les tres;* Blancandis 2807 vgl. mit 2759, 2760; in Eneas 258 *depiecent mast sigles et tres* (vgl. ib. 1874, 3030). „Mast" ist wohl einigemal annehmbar, aber nirgend zwingend. Es steht mir außer Zweifel, daß *abbattre, abaisser le tref* ꝛc. immer das große Segel meint; wie das Wort für sich allein bei Thomas schlechthin „Segel" wird, Michel Tristan III, 56, ebenso Parten. 757 *Li tres est toz de soie fine* und 5138 *Et fait tost desserrer le tref.* Altfr. war die bei Gdf. fehlende Ableitung *mastel* ausgedehnt gebräuchlich, wallon. heute *mastai,* in Lüttich im 16. Jahrhundert *masteau,* Grandg. S. 618: wie deren Entlehnung ins Spanische (Partidas V, 9, 1 im 13. Jh., Cron. Pero Ninno A. d. 15. Jh.) zeigt; dort auch *masterel mastereau* (seit 1547 bel.) als *mastelero, masteleo, mastaleo,* pg. *mastareo* s. d. Jal. Die Reichenauer Glossen sind, wie ich in der Beil. der Allg. Ztg. 1897 Nr. 13 in der Kürze nachgewiesen habe,[2] in der nächsten Nachbarschaft des niederdeutschen Sprachgebiets zu Hause, in Gegenden, in welchen Karl der Gr. nicht lange nach ihrer Niederschrift die ersten maritimen Rüstungen des Frankenreichs betrieben hat. Das ausgedehntere Auftreten des Worts ist vielleicht erst durch nord. *mastr* bestimmt worden.[3]

Eskei,* *escoi: Rou I 238 *escheis: Norreis,* ib. II, 2890 *escheis: freis,* II 4149 *escheis: serventeis;* Mainet VI, 105 *escois* u. s. w.; im Obliquus *escoi* Barbastre u. Trist. Der Anlaut ist ausschließlich *k* (vgl. über *ch* bei Wace Andresen Rou II S. 544), was natürlich die übliche Identifizierung mit germ. *skip*[4] nicht hindern würde. Ganz un-

[1] Dafür keltisches verne Rol. 2632, Brandan 870, *vernal* Dial. Greg. S. 178. In Wace Brut 11503 *Por le vent es tres acoillir font les lispreuz avant tenir* ist *tres* verallgemeinert = *agrès* Takelage.

[2] Aufzugeben ist nur die dort ausgesprochene Annahme, daß *h*-Kons. > *f*-Kons. vorzugsweise dem Nordosten eigene: es ist die gemeinfranzösische Wiedergabe, gegenüber durch gelehrte Schreibung bestimmten Cloevis ꝛc. die einzig lautgerechte.

[3] Eine arge Verkennung aller Faktoren ist es allerdings, wenn Körting das nordische flexivische *r* für pg. *mastro* verantwortlich macht.

[4] Dies ist direkt überhaupt nicht ins Franz. übergegangen; *esquiper* ist n. *skipa,* ordnen und *skipa upp* ausschiffen, *esquipre* nord. *skipari, esquif* im 16. Jahrhundert a. d. Ital., wo allerdings hochd. *Schiff* nicht ganz ausgeschlossen ist, wahrscheinlich aber *scyphus.*

wahrscheinlich aber ist der Fall eines auslautenden *-f* im Tristan: und so werden wir auf das isl. *skeid* geführt, *a kind of swift sailing ship of war of the class langskip,* vgl. auch Weinhold S. 137. Dem entspricht genau die Verwendung: für Seeschiff im Allgem. Rou II, 2889; meist zur Flotte mit *nes* gepaart, und wie dieses Segelschiff nach *escoiz coranz* Alisc., *escoi coursier* Barbastre. Das Geschlecht giebt Gdf. als männlich an, die Belege sagen darüber nichts, vom Nord. her ist fem. anzusetzen. Im 13. Jahrhundert verschwindet das im 12. sehr übliche Wort. Herzustellen ist es vielleicht in der bei Jal u. d. W. *huissier* gegebenen Stelle aus Athis und Profilias: *Car es eschas sont les armëures Et huissiers les chevaucheures* lies Es *escheis* — *Es huissiers. Esquiez,* obl. plur. im Rol. 2625 2729, für das schon Müller auf *skeidh* kam, steht in sachlichen Verbindungen, die den *esqueis* entsprechen, und man wird wohl wiederholten Fehler anzunehmen haben. Auf Grund von ahd. *scëf* neben *scif* ein germ. *skëpa* mit Mackel S. 127 anzusetzen, während alle andern Dialekte *skipa* geben, ist doch recht bedenklich. Ob das von Paris Rom VIII, 453[2] angegebene *eschieu* wirklich vorhanden ist? **scheu,* das er voraussetzt, führt jedenfalls nicht auf den Mackel'schen Stamm. Auch das bei M. aus Chevallet erbrachte *equier* sieht etwas zweifelhaft aus. Keine dieser Formen berechtigt uns zu der Annahme urfranzösisch-salfränkischer Provenienz.

Marrer. Amarrer und amarre sind beide zuerst E. d. 13. Jahrhunderts in den Roles d'Oleron 5 von Jal belegt, bei dem noch weitere Stellen bes. für *amarrer* außer den Gdf. Compl. aus ihm entnommenen zu finden sind. Schon Aubin hatte das ähnliche ndl. Wort bemerkt *„amarrer par terre* ndl. *maaren meeren; amarres Meertowen, Meeren"*. Diez spricht sich für das ndl. Etymon gegen das von anderer Seite (Casiri, Pougens) vorgeschlagene arab. *marr* Strick, also für das näherliegende aus. Das arabische, das Körting als beachtenswert bezeichnet, ist von Eguilaz, Glosario, angenommen und Lammens (Mots français dér. de l'Arabe) hat versucht Gründe zu geben: das Mittelmeer sei während mehrerer Jahrhunderte ein arabischer See gewesen (?) und *marasa* bedeute *amarra.* Aber arab. *marr* hat gerade diese Bedeutung nicht, das Mittelmeerwort für Kabel ist *gómona* und *amarrar* fehlt just dem Mittelmeer.

Das evidente ndl. Etymon ist mit einer kleinen Modification festzuhalten; es ist von älter ndl. *aanmaren,* heute *aanmeren* auszugehen. Das Simplex zeigt schon andl. (s. b. Oudemans) neben vorwiegendem *maren* das gedehnte *r,* das auch im Frz. von Anfang belegt ist und zuletzt vorgewogen hat; d. h. es sind dort anscheinend zwei verschiedene Worte. Vgl. auch Franck u. *Marren* u. *Meren.* Jedenfalls liegt hier ein spezifisch niederländisches Wort vor, das dem Niederdeutschen in dieser Form und Bedeutung fremd ist. Bei der verhältnismäßig frühen Zeit der Aufnahme eine bemerkenswerte Thatsache.

Völlig sicher gestellt wird die Etymologie dadurch, daß sich afr. vereinzelt auch das Simplex findet, Gdf. *Marer* 1 u. 2, beide gleich-

bedeutend, nur 2 intrans. (An der von ihm mit *„gouverner un vaisseau"* erklärten Stelle ist *manroit* zu lesen). Die davon gezogene Neubildung *desmarer, démarrer* zeigt an den ältesten Stellen (1491 Gdf. Compl., 1579, 1633, Jal.) ebenfalls einfachen Konsonanten. Während gleichbed. *desamarrer,* wie 1340 i. d. Coutumes d'Oleron, auch in früh übernommenen pg. span. *desamarrar* den gedehnten bietet.

Ossec 1634 bei Cleirac von der ganzen Anlage der Schiffspumpe, sonst durchweg Pumpsood, Desgat, auf dem Flußkahn auch die entsprechende Stelle an der sich das Wasser sammelt, das man mit dem Desfaß, der Wasserschaufel, auswirft. Daneben die Formen *oussas* (Röding), *ousseau, lousseau, loussec, lousset, losse* bei Sachs, und an ältester Stelle Rouen 1382, Bréal S. 76 *osset.* Jal erkennt ganz gut ndl. *hoozen,* schöpfen, das mndl. *ôzen,* mit sekundärem *h;* auch identisches nord. *ausa,* mit Subst. *austr* Handlung des Pumpens von Soodwasser, sind trotz dem späten Vorkommen des sehr unlitterarischen Wortes zu nennen. Aber das von ihm herangezogene Compositum *hoosvat,* das oben gen. Desfaß, kann weder nach Bedeutung noch Form überzeugen. Es ist weder niederländisch noch nordisch etwas genau entsprechendes gegeben. *Ousseau* weist sehr verführerisch auf (Pump)*sood.*[1] Die *-ec, -et* für *é* neben *-eau* deuten indessen auf wallonisches *-ellus, -as*[2] ist zu schlecht belegt, um dagegen zeugen zu können, und meint vielleicht ebenfalls *-ẹ* (kaum hennegauisches *-ia*): es scheint eine Bildung vom Verbum, wie *aideau, traîneau* u. a., das Verbum konnte verloren gehen, weil die Pumpe das Schöpfen ersetzte. Der Artikel verbindet sich, weil nur ein Pumpsod auf dem Schiff existierte.

Raque, bel. 1382 Delb. im D. g., im 19. Jahrhundert veraltet (Jal), aber von den Wörterbüchern (auch als *rague*) fortgeführt, mit der Interpretation *„boule percée, servant à faire un racage",* wie schon 1678 Decherosus, also gleich *pomme de racage.* An jener ältesten Stelle meint *„une raque, une couple de haubens"* gewiß nicht die einzelne Klote, die man nicht inventarisiert, sondern den ganzen Apparat, der die Rahe mit dem Mast verbindet. Dieser kann ein (ursprünglich nicht notwendig) eiserner Ring sein, *racambeau* (offenbar in der ersten Silbe identisch), oder eine Art Rosenkranz, daher ital. *paternoster,* aus den durchbohrten Holzkugeln, meist zu mehreren Reihen durch die Schletten, *bigots* verbunden. Diese zusammengesetzte Gestalt veranlaßte den Gebrauch des Plurals für den Singular *raques,* neben *raquement* und dem zuletzt allein übrig bleibenden *racage; raque* für die einzelne Holzkugel ist daraus erst wieder gefolgert. Daß man in letzterem Fall weibliches Geschlecht annahm, ist natürlich von *pomme, boule* aus; männlich steht *racques* 1634 bei Cleirac, allerdings an ältester Stelle jenes *une raque.* Es entspricht ndl. ndd. Rak = *racage,* spät agſ. *racca anguina* (dies ander-

[1] Die Pumpe selbst ist nachweislich aus niederdeutschem Gebiet nach Frankreich gekommen, dort Schallwort.

wärts für Kabel) bei Wright[1] I, 288, anord. *rakki* „*the ring by which the sail-yard moves round the mast*". Das Geschlecht ist germ. durchweg männlich. Das *-e* würde nicht gegen Entlehnung aus dem Niederländischen sprechen, auf welche die Zeit hindeutet; es tritt mfr. mehrfach an dort entlehntes an. Aber wenn man vom germanistischen Standpunkt aus etwa nordische Provenienz annehmen wollte, so stünde für das Franz. das späte Auftreten des Worts auch nicht entgegen, da es zu den ihrer Natur nach verborgenen gehört.

Jol. „*Barque dont se servent les Danois et les Russiens*" Trevoux 1721 u. 1740, „*Sorte de barque dont on se sert dans le nord*" Richelet 1769, *iole* von Jal belegt aus Mémoires de Forbin[2] „*le batelier d'un petit canot ou Jole de Norwège*". Kerguelen (1767—72) sagt von den Isländern „*ils s'embarquent dans des esquifs légers, nommés yolles; yole* aus Laperouse (ca. 1788) bei Littré, und so immer seit Ausgang des 18. Jahrhunderts. Es ist unberechtigt, wenn der Diction. général (Thomas) sagt: „*mot des côtes du Sud-Ouest*"; offenbar hat ihn das herangezogene *nef en aiolles* aus den Reg. de St. Jean d'Angely i. J. 1332 verleitet, das nicht nur durch die Überlieferung und die Form, sondern auch sachlich scharf abgeschieden ist, da *nef* nicht, wie es übersetzt zu werden pflegt, Fahrzeug bedeutet, sondern ein hochbordiges Segelschiff. In der ersten Zeit kennt man Wort und Sache nur als fremdländisch aus der Ostsee und etwa der entferntesten Nordsee; dann übernimmt man von den Engländern ihre Orthographie des Anlauts, und lernt durch sie auch das Schiffsboot kennen.

Amer, Landzeichen, in der Encyclop. (1783) *amet*, vorher unbelegt, in Boulogne nach Deseille *amets* auch von Richtungspunkten wie Häusern und Hügeln; *amarque* Bake, seit 1687, nach Jal veraltet, aber von den Wörterbüchern fortgeführt: kämen nach Jal beide von niederbret. *armerk* Landzeichen, das aber selbst der Erklärung bedarf; nach Littré wäre jenes *à* und *mer*, dieses *à* und *marque*, der Dict. gén. nennt ein altfranz. *amerquer*, das außer ihm niemand kennt. Es gehört einfach zu deutsch Landmark, Landmarke, wobei man für das eine engl. *landmark*, für das andere ndl. *merk* verantwortlich machen kann. Ich finde zwar ndl. *landmerk* nicht verzeichnet, aber *zeemerk* liegt vor.

Matelot. Das Wort bezeichnet eine Abpaarung in der Schiffsmannschaft in *amateloter* (seit 1643, jetzt veraltet) mit *matelotage* „*assigner à chacun quelque personne pour se subvenir les uns les autres et s'assister reciproquement*", Erklärung aus dem 17. Jahrhundert bei Jal, *mettre les matelots deux à deux pour s'aider l'un l'autre*" Richelet 1769 u. a., noch lebendig in *vaisseau matelot*, dem in der Aufstellung benachbarten Schiff; „*au dire d'un des compagnons,*

[1] Ndl. franz. *sas* Kanalteich, an das man denken könnte, bei Franck als dunkel verzeichnet, ist identisch mit fr. *sas-setaceum*, von den Rechen, welche dienen den Tang u. s. w. abzuhalten.

[2] Ohne nähere Angabe, aber auf die Seekämpfe von 1707 zu beziehen.

ou de son matelot, e au dire de son maître e de ceux de sa table" Rôles d'Oleron 20 (13.—14. Jh.) bei Jal und ib. in Belegen des 17. Jahrhunderts. Daneben annähernd gleichzeitig mit jenem ältesten Beleg die heutige Bedeutung, vgl. bei Littré. Erst spät ist von gemeinsamer Benutzung einer Hängematte die Rede *„Quand on ne donnait qu'un hamac pour deux hommes, les deux marins, couchant alternativement dans le même hamac, s'appelaient Matelots l'un l'autre"*. Bonnefoux et Paris, Dict. de Mar. (1848). Einschränkend wird hinzugefügt *„Aujourd'hui chaque marin a généralement son hamac; mais la même place à bord sert d'ordinaire à deux matelots, c'est à dire alternativement à un de chaque quart on moitié de l'équipage."* Wie weit diese Angaben für die Vergangenheit zutreffen, muß dahin gestellt bleiben. Die einzige Stelle im Mittelalter, die einigen Aufschluß giebt, spricht nicht für sie: es ist ein venetianisches Statut von 1255 (Jal, Mataracius) *„quod omnes naulizati et marinarii potestatem habeant ponendi et portandi in nave unum mataracium"*, jeder, nicht je zwei. Ich erinnere mich auch nicht, der Einrichtung etwa im Seeroman begegnet zu sein. Sofern sie existiert hat, ist sie eine Folge des Alternierens in der Wache, eine Folge der Abpaarung, die sich außer der Wache auch noch auf andere Verrichtungen erstreckt haben wird, wie z. B. das Schöpfen (vgl. Weinhold, Altnord. Leben S. 128). Sachlich ist es demnach zum mindesten nicht zwingend, wenn Diez von *matta* ausgeht: **materot*[1] von *mattarius*, der auf der Matte schläft, vgl. *matelas* s. *materas*. Die Bildung wäre nicht sehr überzeugend, aber möglich nach der Form, vgl. *mercerot*, und auch nach der Bedeutung. Aber das völlige Verschwinden von *materot* ist hochgradig bedenklich und zur Ablehnung zwingt die Erwägung, daß die Seeleute, falls sie auf Matten schliefen,[2] gewiß das volkstümliche *natte* (seit Gregor von Tours) und nicht die Klerikerform *matte* brauchten. Eine Schlimmbesserung der Diezschen Erklärung ist die vom Dict. gén. und Körting angenommene von Stoett (Nord en Zuid 18, S. 4) aus mndl. *mattegenoet mattenoet*, bei Körting „Teilhaber einer Matte, d. h. eines aus Rohr u. dergl. geflochtenen Behälters, in welchem der Seemann seine Habseligkeiten birgt"; im Dict. gén. *„compagnon de couche"*. Jenes *matte* Behältnis existiert nicht, mndl. *mattegenoet* ist nicht über-

[1] Dessen r in den germanischen Lehnformen erhalten wäre, die aber erst spät, im 17. und 18. Jahrhundert, einziehen. Vgl. Grimm Wb., Meurier, Voc. Franç.-Flameng (1557) ***matelot een bootsgeselle***, Waesberghe 1624 ***Mastelot Bootsghezelle***, Frisch 1766, M. Bootsmann u. s. w.

[2] Das könnte man bestimmt folgern wollen aus Carpentiers Zitat s. v. ***Natinneus „Hinc forte Natier inter officiales infimi subsellii recensetur in Reg. „Pater" Cam. Comput. Paris. fol. 180ro: Item comites prenoient chascun VI. l. le mois et pour dispens XXX solz . . . Item Natiers IIII. l. le mois et pour dispens XX solz"***. Die Ausdrucksweise C.'s ***(subsellium)*** wie die Erwähnung des Comes zeigen, daß von einer Galeere die Rede ist, und hier gehört neben den ***comes*** der ***nauclerus, nocchiero,*** afr. seit dem 13. Jahrhundert ***noclier, nochier,*** wie ohne Zweifel zu lesen ist.

liefert, und konnte sein *g* nicht verlieren, *mattenoet* vollends ist ganz willkürlich gemacht, da (außerhalb des Nordischen) „Genosse" überall als Simplex und in Zusammensetzung das Präfix aufweist. Das naheliegende ndl. *maat* = Kamerad hatte Diez mit von seinem Standpunkt aus triftigen Bedenken deshalb abgelehnt, weil im Französischen das einfache Wort fehle. Ein im Jhb. d. V. f. ndd. Sprf. 1879 S. 10 vorgeschlagenes vielfach rezipiertes **maatgenot* ist sachlich anstößig. Das Kompositum mag existiert haben eben so gut wie mndd. belegtes *mategeselle:* aber wenn das Englische sein *mate* aus dem Ndl. Ndd. bezog, sollten wir bei gleichem Ursprungsland doch auch im Französischen das Simplex erwarten. Die Lautentwicklung ist vollends unmöglich. Vorwiegen der Implosiven in der Konsonantengruppe kommt vor im Streben nach einer unmöglichen gelehrten Aussprache, als phonetische Perversität, wie in dial. fr. *tac* für *tact.* In dem Seemannswort würde unbedingt das *g* vorwiegen, sei es als Explosive oder als niederrheinischer Spirant (vgl. über *gerfaut* in Haupts Ztschr. 27, 58). Man müßte demnach ein *maatnoet* konstruieren, für das, wie schon gesagt, festländisch die Analogie fehlt.

Befriedigend ist dagegen das Maat synonyme und stammgleiche, von Bugge Rom. III, 156 vorgeschlagene nord. **matunautr,* wie *mötunautr* der Sögur vor dem Umlaut geklungen haben muß. Ein Beweis dafür, daß dieser im Dänischen des 10. Jahrhunderts noch nicht eingetreten war, dürfte außerhalb unseres Wortes nicht vorliegen, aber eben so wenig dürfte sich ein Grund gegen diese Annahme beibringen lassen. *Matenot,* wie eine Handschrift (vom Jahre 1507) von Grebans Passion regelmäßig schreibt (Paris. l. c.), zu *matelot* erklärt sich allerdings nicht, wie Bugge will, als Dissimilation, die in dieser Folge nicht nur beispiellos ist, sondern geradezu unmöglich. Wir haben uns den Vorgang so zu denken, daß bei dem zunächst der Anrede unter den niederen Seeleuten dienenden Wort das *e* zu schwinden geneigt war, und dann häufigeres *t'l* für ungewöhnliches *t'n* eintrat; besonders *je te le* mochte dabei von Einfluß sein.[1] Für nord. *au* zu *a* hat schon Mackel sicheres *haugre-hogue* (12. Jahrhundert) beigefügt. Das späte Auftreten, das einzige Bedenken gegen nordische Herkunft, erklärt sich daraus, daß die ursprüngliche Bedeutung sehr wenig literarisch war.

Man könnte versucht sein, in ndd. *mât* engl. *mate* Kurzformen des nordischen Wortes zu erkennen, in mndd. *mategeselle* eine teilweise Übersetzung, um so mehr, als ein Synonym, mndl. *matswen,* zweifellos nordische Entlehnung ist. Doch spricht für das Ndd. mhd. *gimaze* dagegen. Das englische Wort aber scheint zweifelhaft.

---

[1] *bat'leur* bei Thurot erst 1634, aber schon im 16. Jahrhundert tritt erstarrtes *copter* aus *copeter* auf, und die Anfänge sind natürlich viel älter anzusetzen.

Knittelvers.[1]

Von

Wilhelm Feldmann.

Eine wissenschaftliche Erklärung des Wortes Knittelvers scheint zuerst von Adelung versucht worden zu sein. Schon 1623 benutzte P. Frank in seinem Pro Spicilegio Apologeticus contra Fabro et Francomastiga die Verwandtschaft des Wortes mit dem üblichen „Knittel" zu einem derben Ausfall gegen Andreas Corvinus. Wernicke (Poetischer Versuch. 1704. S. 240) bemerkte zu einem Knittelgedicht „auf den Poeten *Eschilus*": „Man hat . . . weil man gesehen | daß keine gute Worte helffen wolten | zuletzt aus Ungedult nach dem Knittel gegriffen." Auch Philippi (Regeln und Maximen der edlen Reimschmiedekunst. 1743. S. 175) brachte das Wort mit Knittel in Verbindung: „Übrigens habe ich nachgedacht, warum man wohl dergleichen Gedichte Knittelverse nenne? Käme die Bedeutung vom Worte Knüttel: so hat man zwei Sprüch-Wörter in der deutschen Sprache, die sich darauf in etwas *appliciren* lassen. || Das eine lautet: Wenn man mit Knitteln unter die Hunde wirft, meldet sich der getroffene. Das heißt in *hypothesi*: Man kann in Knittel-Reimen einen so gut *railliren* als in einer förmlichen Satyre. Hiernächst ist ein ander Sprüch-Wort: Der Knüttel ist nicht weit vom Hunde. Denn man läßt sie oft mit einem Knittel am Halse laufen. So hat den auch ein scherzender Poete seinen Knittel am Halse, das ist, er muß nicht aus den Schranken eines Dichters gehen, damit er nicht auf die Finger geklopfet werde."

Adelung (Gram.-krit. Wb. 1775. II, 1678) leitete die Benennung ab „entweder von den kurzen, holperigen, gemeiniglich vierfüßigen Zeilen, oder auch von den Knoten oder Holpern, d. i. Fehlern wider die gewöhnliche Folge der Wörter." Diese unbestimmte Erklärung befriedigte nicht. K. F. Flögel zog es daher vor, bescheiden zu äußern (Gesch. des Burlesken. 1794. S. 33): „Woher sie den Namen Knittelverse

---

[1] Vergl. D. Wb. V, 1534 (von Rudolf Hildebrand). — Koberstein (Bartsch), Gesch. d. d. Nat. Litt. II, 96. — F. Kluge, E. Wb. 6. Aufl. — O. Flohr, Geschichte des Knittelverses vom 17. Jahrhundert bis zur Jugend Goethes. (Berliner Beiträge. German. Abteilg. Nr. 1) — Minor, Neuhochdeutsche Metrik. 2. Aufl. 1902. S. 354 ff. — Für freundliche Auskünfte und Hinweise bin ich den Herren Prof. Dr. A. Kluyver in Leiden und Prof. Dr. P. Pietsch in Berlin zu Dank verpflichtet.

erhalten haben, ist nicht bekannt." In der Frankfurter Deutschen Encyklopädie (XXI, 557. 1801) ward ihr eine neue Deutung gegenübergestellt: „Ein Knittel (in manchen Provinzen Knüppel, Klippel Klöppel) ist ein dickes unförmiges, durch keine Kunst bearbeitetes Stück Holz. Das Unpolirte und Plumpe jener Verse veranlaßte, daß man, seit der Schlesischen Epoche, in welcher man die Harmonie der Versification besser kennen lernte, sie Knittelverse, und die auf solche Art versifizirten Gedichte Knittelgedichte, nannte." Dagegen wurde in Brockhaus' Konversations-Lexicon (2. Aufl. V, 400 f. 1815) die Vermutung ausgesprochen: „Sie haben den Namen entweder daher, weil die Reime derselben so klingen, als schlüge man mit Knitteln, oder auch von der Unregelmäßigkeit ihrer metrischen Füße, deren Gepolter ebenfalls einem Schlagen mit Knitteln verglichen werden kann."[1] Alle diese Deutungen verwarf F. D. Gräter, der in seiner Zeitschrift Idunna und Hermode (1814. S. 30 ff.) unter der Überschrift „Knüttel- nicht Knittelverse" zu beweisen glaubte, diese Verse seien benannt nach dem Abt Benedict Knüttel, der von 1683 bis 1732 das Cistercienserkloster Schönthal a. d. Jagst, in dem Götz von Berlichingen bestattet liegt, leitete. Nach einem Besuch in Schönthal konnte Gräter (Idunna und Hermode 1814. S. 209 f.) bestätigen, daß lateinische und deutsche Verse des dichterischen Abtes „an allen Wänden und Ecken, an allen Eingängen und Denkmalen" erhalten seien. Diese Verse wurden 1714 in Schwäbisch-Hall als Antiquo-Moderna speciosae vallis abbatia gedruckt. Als Probe teilte Gräter den Schluß des Buches mit, die folgenden vier deutschen Verse, denen noch vier lateinische leoninische Hexameter angefügt sind:

„*P. Josephus Weigand* — hat dieses nach der Hand
Von Orth zu Orth — von Wort zu Wort
Mit Feder-Kiel — ohn Besen-Stiel
Zusammengeklaubet — (wie verlaubet!)."

1714 erschien ein weiteres Buch Primaeva Schoenthalia, das alle Äbte Schönthals bis auf Knüttels Vorgänger in leoninischen Versen schilderte und ihm von Gräter gleichfalls zugeschrieben wurde. Adelungs Behauptung, Knittelvers sei ein Name der vor Opitz üblichen kurzzeiligen Verse, glaubte Gräter damit schlagend widerlegt zu haben. Zum weitern Beweise erinnerte er an Gottscheds Worte in der „kritischen Dichtkunst": er habe selbst dergleichen Knittelverse versucht, aber es sei ihm ohne Zweifel noch nicht so gut geraten, weil es noch zu neumodisch sei.[2]

[1] In der 8. Aufl. VI 255, 1835 heißt es: „Es mögen wol die deutschen Namen aus der Vergleichung dieser Verse mit einem Knüppel- oder Knütteldamm entstanden sein".

[2] Auf Gräter gestützt, behauptete Schönhuth (Chronik des Klosters Schönthal S. 172): „Knüttel war ein sehr gelehrter Mann und soll von Kaiser Karl VI. zum Dichter gekrönt worden sein. Von ihm haben die Knüttelverse ihren Namen." – An Gräters Behauptung dachte wohl auch v. d. Hagen, als er (Gesammtabenteuer I, S. XIX. 1850) angab, die Knittelverse seien

Neuerdings hat J. Hartmann (Wirtembergisch Franken. Bd. IX. 1873, S. 246 ff. 408 ff.) festgestellt, daß Gräters Mitteilungen über den Abt von Schönthal, der Knittel, nicht Knüttel hieß, in der Tat richtig sind. Hartmann teilte einige weitere lateinische und deutsche „Knittel-Knittelverse" nach einer Handschrift aus Grieshabers Nachlaß in der Universitätsbibl. in Freiburg i. B. mit.

Gräters Erklärung wurde von Josua Eiselein in der Einleitung seiner Verdeutschung von Butlers Hudibras (1845. S. XIX.) bekämpft. Er warf dem Brockhausschen Konversations-Lexikon, das bereits 1835 Gräters Annahme für unhaltbar erklärt hatte, vor, es habe diese „Grille" weit verbreitet, und brachte zum Beweis gegen Gräter Belege für Knittelvers aus Luthers Tischreden, Fischarts Bienenkorb und Hammelmanns Oldenburg. Chronik bei. Eiselein fuhr fort: „Schon die Griechen hatten *versus rhopalici* (ῥοπαλον, *clava*) und nach diesem Ausdrucke mag unser deutsches Wort Klippelvers oder Knittelvers gebildet sein." Diese Annahme vertrat auch Koberstein, der vermutete: „Den Übergang seines ursprünglichen Sinnes in die Bedeutung des deutschen Wortes werden wohl hauptsächlich die lateinischen Verse vermittelt haben." Daß der griechisch-lateinische Ausdruck der ältere ist, steht fest; indessen wird die Annahme, das Wort Knittelvers sei nach ihm gebildet, durch nichts erhärtet. Für die alten *versus rhopalici*, die aus fünf Worten bestanden, von denen das folgende stets eine Silbe mehr als das vorhergehende hatte, lag die Vergleichung mit einer Keule (ῥόπαλον) nahe — daher der Name! Später wurde das griechisch-lateinische Wort allerdings mit dem deutschen gleichbedeutend. Um diesen Wandel zu erklären, brauchen wir nicht die Vermittlung der lateinischen Verse anzunehmen; er ist bei der Verwandtschaft der beiden Ausdrücke nicht auffallend. Das mittelalterliche Vocabularium des Papias gibt (nach dem Druck von 1491) nur die alte Bedeutung: *„Ropalicus hexameter est: qui ab unius syllabae uerbo ad quinque syllabarum incrementa procedit"*.[1] Auch Junius erklärt noch (Nomenclator omnium rerum. *Antverpiae* 1577, S. 9) unter Berufung auf Servius *de centum metris* 9, 25: *„Versus ... Rhopalicus ... cui paulatim increscunt, et ab vna ad plures augescunt syllabae."* Dagegen erscheint in Adam Sibers Gemma gemmarum (*sev Nomenclatoris Had. Junii Epitome. Lips.* 1579. S. 13) als Verdeutschung von *versus rhopalicus* „Ein Knüttelvers". Siber kannte offenbar den Bedeutungswandel des griech.-lat. Ausdrucks bereits. In J. H. Alsteds Encyklopaedia (Herborn 1630. II, 523) finden

---

genannt „nicht etwa nach dem Knittel eines wandernden Rhapsoden oder Stabsängers, sondern nach einem Schulrector Knittel, der ihn neben dem klassischen Schulscepter volksmäßig handhabte".

[1] Das beigefügte Beispiel heißt: *„Rem tibi quam feci dulcis doctissime noram"*. Offenbar ist es durch einen Schreib- oder Druckfehler entstellt. Nach Matthias Martinus, Lexicon Philologicum (*Ed. nova. Amstel.* 1703. II, 450) muß es richtig lauten: *Rem tibi confeci doctissime dulcisinoram.*

sich beide Bedeutungen: „*Rhopalicus [versus]; q. clavaris, a* ῥόπαλον, *clava; quod clavae more quibusdam gradatim surgat toris et nodis. Apud Ausonium ita dicuntur versus, quorum singula verba sequentia singulis syllabis priora exuperant, ut*

Spes Deus aeterna, stationis conciliator.

Aliis tamen versus leonini dicuntur rhopalici; qui nempe in caesura habent sonum eundem: ut,

Ad secreta poli, curas extendere noli.“

Und Zesen (Scala Heliconis 1643, S. 7) setzt *Leoninus, Rhopalicus* und Knittelvers gleich: „*Leoninus dicitur Latinis Rophalicus germ.* Knittelversch.“

Junius erklärt auf derselben Seite, wo er vom *Versus rhopalicus* spricht: „*Versus intercalaris, qui inter versus inseritur atque interponitur ut intercolumnium quoddam. In vulgaribus rhythmis versum identidem repetitum Scipionem aut baculum appellant* . . . A. Zwisschen ghestreuter vers | oder schlussreymen. B. De stock | oft stockregel.“ Auf Grund dieser Erklärung wurde im D.Wb. die Vermutung ausgesprochen, der erste Bestandteil des Wortes Knittelvers sei eine alte Bezeichnung für den Kehrreim.[1] Diese Annahme vertreten auch Friedrich Kluge und Franck (Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal 1892). Sie wird erhärtet durch die unten mitgeteilte Stelle aus Butzbachs *Auctiarium*, wo als lateinische Entsprechung von clueppel versgen *baculiferum* erscheint. —

Kilian übersetzte 1574 in seinem Dictionarium (Ausg. 1599, S. 244) „kluppel-veersken j. klippelveersken“ mit *Carmen homoeoteleuton* und ebenso (S. 431) „Refereyn | refreyn“: „*Prouerbium, deuerbium, adagium: Versus, rhythmus, poema rhythmicum*: homoeoteleuton“. Bezeichnete „klippelveersken“ ursprünglich wie „stockregel“ den am Schluß einer Refereinstrophe wiederkehrenden Vers, so findet es sich hier in gleicher Bedeutung wie „Refereyn“ = spruchartiger Vers. Jedenfalls wurde das Wort bereits im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in dieser freieren Verwendung gebraucht. Das beweist der älteste vorliegende Beleg aus dem Auctiarium des Johann Butzbach, der von 1477 bis 1526 im Kloster Laach lebte.[2] Darin heißt es (Blatt 134 der Hs. in der Univ.-Bibl. in Bonn): „*Albertus de Saxonia . . . Et quaedam alia minora metro et rithmo edita que etiam vernacula exposuit lingua similitudinem prouerbiorum habentia, que ab aliquibus doctoribus baculifera dicuntur proprie clueppel versgen.*“ Also spruchartige Verse wurden schon vor 1526 von Ge-

[1] Die von Heinrich Hoffmann (Horae Belgicae VII 54. 1856) behauptete Ableitung des Wortes Klippelvers von dem Zeitwort klappen, klippen *(sonare, resonare)*, die im D. Wb. V, 962 für möglich erklärt wird, ist abzulehnen.

[2] Mitgeteilt von Crecelius in der Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands. 1879. V, 468 f.

lehrten *baculifera* oder *clueppel versgen* genannt! — Weitere Belege dafür aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts fehlen. Luther hat „Knittelvers“ in seinen Schriften nicht gebraucht, dagegen werden ihm in den Tischreden die Worte zugeschrieben (Ausg. Aurifaber 1566 S. 268; Stangwald 1571, St. 145; Selneccer 1577, S. 136; Förstemann und Bindseil II, 417): „Vor Zeiten hatte man davon diese Knüttelverschen, die waren gut und hießen:

> *cum fex, cum fimus, cum res turpissime simus,*
> *cur superbimus? nescimus, quando perimus*“.

Die Stelle findet sich in dem Abschnitt „Von Hoffart“. In der Handschrift der Tischreden, die Bindseil als *Colloquia* 1863 herausgegeben hat, stehen I, 191 f. die andern Aussprüche *de arrogantia*, aber nicht die obigen Worte. Es ist also anzunehmen, daß sie ein Zusatz Aurifabers sind. Bei Mathesius, Historien Luthers (Nürnberg 1566 Blatt 153a. — Ausg. 1573 und 1576 Bl. 144b) heißt es: „Als der wider kompt | antwort ihm Doctor | unnd schreibt unter anderm Latein | den alten unnd schneyder Knüttelvers | mit Hebreischen buchstaben: *Mer David satis, lis faden ab do die nat ist*“. Hier erscheint Knittelvers als Bezeichnung für einen spruchartigen, makaronischen Vers.

Auch im Niederdeutschen bezw. Niederländischen begegnet das Wort im XVI. Jahrhundert selten. Dreimal findet es sich — zweimal als „clipperveersken“ und einmal als „clippelveersken“ — in dem Byencorf der H. Roomsche Kerke von Marnix, Ausgabe 1574, Blatt 122b: „Ghelijck als dat clipperveersken claerlick is ghetuygende: *Mille licet sumant, deperit inde nihil.*“ Blatt 248b: „Gelijck als de selve Glose op die Decretalen met dit clipperversken is betuygende: *Roma manus rodit, quos rodere non valet odit.*“ Blatt 279a: „Het ghemeyne Clippelveersken:

> *Servierant tibi Roma prius Domini Dominorum,*
> *Servorum Servi nunc tibi sunt Domini.*“

Marnix bezeichnet also als clipperveersken spruchartige Verse überhaupt, einerlei ob diese reimlose Pentameter, Distichen oder leoninische Hexameter sind. In gleicher Verwendung und mit niederländischer Lautform des ersten Bestandteils findet sich das Wort bei Fischart, zuerst in seiner Bearbeitung des Marnixschen Bienenkorb, 1579.[1] Ausg. 1581, 117b: „Inmassen solches das folgend Klippelverßlein bezeugt: *Mille licet sumant, deperit inde nihil*“. [1582. Eiselein S. 236. 1586. 117b o. J. b. 127b]. — 1581, 124a: „wie man auß dem gemeyn Klippel Verßlin zuerlehrnen hat. *Petra dedit Petro, Petrus Diadema Rodolpho.*“ [1582. Eiselein S. 248. — 1586. 124a. — o.

[1] Die Belege sind nach der Ausgabe 1581 in der Freiburger Univ. Bibl. mitgeteilt. Die Abweichungen der Ausgaben 1582 (die Josua Eiselein, St. Gallen 1847, neu herausgab), 1586 und o. J. b (nach Goedeke) sind besonders vermerkt.

J.b 134b: Klippel Verßlein.] — 1581, 125a: „Auch schickte Benedict der Neunt | wider Keyser Heinrichen den ersten die Keyser Kron dem König Peter auß Hungarn | vileicht von wegen des Namens vnd solchs mit disem Klippel verßlein. *Petra dedit Romam Petro, tibi Papa Coronam.*“ [1582. Eiselein S. 250: klippelverslin. 1586.125a. o. J.b 135b: klippel Verßlein. — Ausg. 1588, Bl. 135b nach Kessemeier, Der Bienenkorb, Bremen 1877 (8. Programm der Realschule von Debbe): Klipperverßlein.] — 1581, 172b: „Und solchs kan man wol vernemmen auß den Lateinischen Klippelverßlein | die eynmal der Papst Vrbanus an den Keyser auß Griechenland | sampt fünff solcher Agnus Dei | für eyn groß geschenk gesandt hat | welche also lauten.

Balsamus et munda Cera, cum Chrismatis vnda
Conficiunt Agnum, quod Munus do tibi magnum“ u. s. w.

[Lateinisches Gedicht von acht leoninischen Hexametern! — 1582. Eiselein S. 343. — 1586. 172b o. J.b, 189b: auß dem Lateinischen Klippel verßlein | die . . .] — 1581, 229b: „gleich wie eben dieselbe Gloß vber die Decretal | solchs mit folgendem Klippeluerßlin bezeugt:

Roma manus rodit, quas rodere non valet, odit.“

[Ausg. 1582. Eiselein S. 454: mit folgendem klüppelverslin. — 1586. 229b o. J.b, 253b: Klippelverßlin.] — 1581, 230a: „Gleich wie vns die Gloß inn dem gemeinen Klippeluerßlin bezeugt.

Seruierant tibi Roma prius Domini Dominorum,
Seruorum serui nunc tibi sunt Domini.“

[1582. Eiselein S. 455: in dem gemainen Klüppelverslin. — 1586. 230a: Klipperuerßlin. — o. J. b, 254a: inn dem gemeinen Klüppelverßlin]

Auch in die Ausgabe 1582 seiner Geschichtklitterung schob Fischart das neu übernommene Wort ein (Ausgabe 1590, S. 312): „Nach Fischen Nuß eß, nach Fleisch die stinckende Keß freß. Hei wie sauber Klippelverß für die Jugend“. —

Schon bei Fischart beobachten wir eine weitere Wandlung des Begriffs Knittelvers. Da die mittelalterlichen Sprüche meist lateinische leoninische Hexameter waren, ist es nicht auffallend, daß Knittelvers allmählich eine Bezeichnung für leoninische Verse überhaupt wurde. So ist es zu erklären, daß Fischart auch die acht leoninischen Hexameter des lateinischen Gedichts von Papst Urban [1581. Bl. 172 f.] Klippelverßlein nennt. In lateinischer Form braucht Nicodemus Frischlin (Poppysmi Grammatici dialogvs tertius. 1596. S. 110) das Wort als Bezeichnung der Gedächtnisstützen, die gewöhnlich leoninische Verse waren: „*Licitum est tibi, adiuuandae memoriae causa* Knuttelianos versus *componere, et in ijs corripienda producere, producenda corripere*“. Auch Hammelmann bezeichnet damit (Oldenburg. Chronik 1599, 100) leoninische Hexameter: „Davon bei *Henrico Woltero* diese drei Knüppelvers gelesen werden“.

Im XVII. Jahrhundert erscheint Knittelvers zunächst nur als Bezeichnung leoninischer Verse, die meist spruchartig sind, z. B. Wisbadisch Wiesenbrünnlein, Darmstadt 1611. II, 47 f.: „Aber es heißt und gilt nit allemal *‚per rubram barbam debes cognoscere nequam‘*, sondern es ist auch wahr, was eben dieser Knittelvers von schwarzen Bärten vermeldet: *‚multi non rubram, sed habent cum crimine nigram‘.*“ Jus potandi oder Zechrecht 1616, § 41 (Neudruck von Oberbreyer, Heilbronn 1877. S. 53): „nach dem allgemeinen Knittel-Verß: *Cum bibo vinum, loquitur mea lingua Latinum.*“ Andreas Corvinus erklärte in seinem Mercurius (S. 43) die Knittelverse für leoninische Verse. Ihm warf P. Frank in der kleinen Streitschrift Pro Spicilegio Apologeticus contra Fabro & Francomastiga (wahrscheinlich 1623) S. 26 vor, er wisse nicht, was Knittelverse seien: „*Catonis* verß heißt er knittelverß | *in praefat. German.* Fragstu jhn nu | was ist ein knittelverß | *Respondet in Mercurio p. 43.* der sich *in fine* auffs *medium* reimet. Halt nun diese *definition* gegen des *Catonis* verß | so mustu mit jhm bekennen | das er nicht weiß | was knittelverß seyn. Ja auch weil solche verß des *Catonis* nicht seyn | als er vermeinet | das er ein *Catoniam censuram* oder harten knittel wol verdienet“. In Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz (Straßburg 1644. S. 116 f.) werden gereimte makaronische Hexameter Knittelverse genannt: „Von dem Breßlawer Bier haben sie diese Knittelverß:

Scheps *caput ascendit, nec scalis indiget ullis,*
Sessitat in Stirnis, *mirabilis intus in* Hirnis“.

Schottelius gibt (Teutsche Vers- oder Reimkunst. 1645. Ausgabe Franckfurt a. M. 1656, S. 76) Knittelvers nur als deutsche Entsprechung von *versus Leonini*: „Es stehet garnicht im Verse, wenn der Abschnitt sich mit dem Ende seines Verses reime, solche Verse werden auch bei den Lateinern Knuttel-Verse genant, als: *Justitiae cultor vitiorum strenuus ultor. Ars manet, ars durat, Fortuna recedere curat.*“ Tscherning (Unvorgreiffliche Bedencken. Lübeck 1658, S. 139) nennt zuerst deutsche Verse, in denen Abschnitt und Ende reimen, Knittelverse: „Es stehet nicht fein | wann die *caesur* oder Abschnitt | fürnehmlich in den Alexandrinischen | sich mit dem Ende seines Verses reime. Solche Verse werden bey den Lateinern *Leonini* bey den Deutschen aber Knittelverse genennet“. Ähnlich heißt es bei Kindermann (Der deutsche Poet. Wittenberg 1664 S. 741): „Ehe wir schließen | erinnern wir noch dieses | daß es nicht fein stehe | wan die *caesur* oder Abschnitt | fürnemlich in den Alexandrinischen | sich mit dem Ende seines Verses reimet. Solche Verse werden bey den Lateinern *Leonini,* bey den Deutschen aber Knüttel Verse genennet | wie wol bey den besten Poeten dergleichen anzutreffen“. Wiederholt werden in Tenzels Monatlichen Unterredungen lateinische leoninische Hexameter als Knittelverse bezeichnet z. B. Oktober 1689 (Ausgabe

1690 S. 1103): „Also erfuhr er | daß die alten Knüttel-Verse wahr wären:

Vir bene vestitus pro vestibus esse peritus
Creditur à mille, qvamvis idiota sit ille“ u. s. w.

Januar 1691 (S. 20 f.): „Er [Joh. Ciampinus] meynet | die Thüre [der Ecclesia S. Pudentianae] sey im 6. oder 7. *Saeculo* gemacht | und ob ihm gleich die *versus Leonini* oder Knüttel-Verse | so unter den Bildern zu lesen | könnten *opponir*et werden | weil sie nach *Paschasii* Meynung im 12. *Saeculo* auffkommen | und ihren Nahmen und Ursprung haben von einem Frantzösischen Poeten | *Leo* genannt; so hält er es doch mehr mit dem *Stigliano*, daß dergleichen Verse schon vor derselben Zeit *in usu* gewesen | als beim *Ovidio:*

Quot coelum stellas, tot habet tua Roma puellas

Und beym *Horatio:*

Non satis est pulchra esse poemata, dulcia sunto,
Et quocunque colent, animum auditoris agunto.

Ingleichen beym *Ausonio:*

Vel tria potanti, vel ter tria multiplicanti:

. . . . Dem Herrn *Leonhard* wollte aber dieser Beweißthum nicht genung erscheinen“. Auch Wernicke nannte noch lateinische leoninische Hexameter Knittelverse z. B. Poetischer Versuch. Hamburg 1704. S. 193: „Ob nun gleich diese Beantwortung | der Tugend und Sittsamkeit selbst hätte abgedrungen werden können | so hätte man doch besser gethan | wenn man eben wegen des unflätigen Worts sich dieser Lateinischen Knittel-Verse erinnert hätte:

Hoc scio pro certo, quoties cum stercore certo etc.“

S. 230: „also kan es insonderheit aus diesem schönen Lateinischen Knittel-Vers den er selber auf sich gemacht hat | verspüret werden:

O fortunatam natam me consule Romam.“

F. Gladow (Sperander) übernahm in seine A la Mode Sprach der Teutschen (Nürnberg 1727. S. 333) fast wörtlich die Erklärung, die Hübner im Curiösen und Realen Lexikon für „Knüttelhardi oder *Versus Leonini*“ gegeben hatte: „Knittelverse | sind bei denen Lateinischen Poeten solche, deren sich die Mönche in den mitlern Jahrhunderten bedienet, sie in der Mitten und am Ende gereimet, und nicht sowohl auf die wahre *Quantität* der Syllaben als auf die Reimung acht gegeben, so aber nach der Zeit gäntzlich abgekommen“. Noch in Zedlers Universal-Lexicon (XVII. 1738. Sp. 230) erscheint Knittelvers als Bezeichnung leoninischer Verse: „Leoninische Verse . . . ., die Eigenschafft habend, daß sie sich in der Mitten und am Ende reimen, und daher auch Knittel-Verse oder Rhopalici genennet werden, z. E. *Hunc dominus ditat, qui sedulus otia vitat*“. —

1738 war längst eine neue Erweiterung des Begriffs Knittelvers durchgedrungen. Der Spottname regelwidriger Hexameter und Alexan-

driner war eine Bezeichnung für schlechte holprige Verse überhaupt geworden. Nach Wackernagel (Martin) Gesch. d. d. Litt. II, 193 gebraucht schon Zesen in der Scala Heliconis 1643 „Knittelversch“ in gleicher Weise wie „Pritzschmeisterverse“. In dem Dictionarium von Frisius, Ausgabe 1697, wird als lateinische Entsprechung von „Knüttelverse“ das Horazische *versus inculti, male nati* gegeben. Joh. Rädlein, Europäischer Sprachschatz 1711. 1, 710b setzt „Pritschenmeisters Verse, Knüttelverse, Maccaronische Verse“ gleich. Pfaff verwandte das Wort in diesem tadelnden, verächtlichen Sinn, als er 1748 an Gottsched schrieb (Danzel, Gottsched S. 247): „Ich bedauere, daß von alten teutschen, besonders poetischen Manuskripten bei uns kein Vorrath, der einige *Attention meritirt*. Denn mit schlechten Dingen und alten schwäbischen Knittelversen möchte nicht aufgezogen kommen“. Belege für Knittelvers in dieser Bedeutung sind nicht sehr häufig. J. v. Sonnenfels, Briefe über die wienerische Schaubühne. 1768. S. 26: „ein Geheul in Noten gesetzt, wozu er den schändlichen Text in elenden Knittelversen abdrucken zu lassen, die Unverschämtheit besaß“. — A. D. Bibl 1776. XXVII, 2. S. 607 (Besprechung von 'Die lustige Melancholie' 1775): „Ein herumschwärmender hungriger Versemacher ... schilt in den elendesten Knittelversen über alle, die nicht an Gaßners Mirakeln glauben“. — Herder im Teutschen Merkur 1776. III, 25: „Seit Hutten bey diesem Freunde [Sickingen] war, schrieb er fürs Volk, meistens Teutsch, und auch hie und da in Volksreimen. Wenn sie uns Knüttelverse dünken, so waren sies damals nicht: sie waren Verse, die das Volk lesen sollte; und auch andere Werke besetzte er hie und da mit solchen Reimen“. —

Seit L. v. Canitz kam die Pritschmeisterart wieder in Übung, zunächst für launige Sendschreiben und Gelegenheitsgedichte, dann überhaupt für derbdrollige Scherzgedichte. Solche Gedichte wurden von Canitz und seinen Nachahmern selbst als Knittelverse bezeichnet, Wernicke schuf dafür die Benennung Knittelgedicht. So schrieb Canitz 1688 an C. H. v. Wülkenitz (Gedichte 1734. S. 362):

„Davon ich nach der Meisterart,
Und zwar in Knittel=Versen zart,
Dir etwas vor will singen.“

Auch in Tentzels Monatl. Unterredungen, Oktober 1689 (Ausgabe 1690, S. 1028f.) werden derbe Scherzverse als Knittelverse bezeichnet: „Es ist ein Priester gewesen | der sehr gern Aale gegessen | derowegen ihm folgendes *Epitaphium* gemacht worden:

Gaudeant angvillae, qvia Presbyter moritur ille,
Angvillas comedit qvi centum ter qvoqve mille.

.... Dem Herrn *Antoni* war indessen eine teutsche Übersetzung der obgesagten Grabschrifft eingefallen | welche er also vorbrachte:

Ihr Aale freuet euch | der Priester lieget hier |
Der euren Untergang gesuchet für und für.
Denn an dreytausenden war er mit nichten satt |
Noch hundert über diß er auffgefressen hatt.

Die Knüttelverse gehen noch hin | sagte Herr *Leonhard*". Chr. Wernicke überschrieb einige derbdrollige Gedichte, die in den Überschrifften (Hamburg 1701) als „In Scherz oder *Burlesque*" bezeichnet waren, in der neuen Ausgabe Poetischer Versuch (Hamburg 1704. SS. 127. 153. 195. 273 | mit „In Knittelversen", S. 85 mit „In einem Knittel-Gedicht" und bemerkte dazu S. 86: „Ich wüste nicht; wie man das | was die Frantzosen *Poeme Burlesque* nennen | durch ein besseres Wort hätte ausdrücken ... können". Das Wort läßt sich öfter bei ihm als Bezeichnung derber Verse belegen. Poetischer Versuch 1704 S. 106: „Daß es eine gemeine Klage sey | daß die Zeiten sich immer verschlimmern | und sich folgends mancher *Laudator temporis acti* findet | ist unter anderm auch aus diesen artigen Knittel Versen zu ersehen:

Da man schrieb dem Ehrbarn und Frommen |
Da war noch etwas zu bekommen" u. s. w.

S. 128: „Daß die erste kleine Helden-Briefe mit den folgenden Knittel-Versen nicht zu einer Zeit geschrieben sind | wird ein jeder leicht von sich selbst abnehmen können". S. 128: „Die Knittel-Verse sind eine Übersetzung der bekannten lateinischen Worte ..." S. 209: „Daß man einigen Briefen | wie anitzo diesen | keine Knittel-Verse zugesetzet | verursacht die Ernsthafftigkeit der Sache. Wenn *Sophonisbe* ihren Mann | und *Nero* sein Weib mit einem andern vertauschen will ... denn halte ich es mit den Knittel-Versen | und dencke ein Hans Sachs ist mehr den zehn Lohensteins und Hoffmannswaldaus wehrt". S. 239: „Auf den Poeten *Eschilus*. In Knittel-Versen". S. 240: „Weshalben man denn auch allhier die Knittel Verse | als welche sich zu dieser Sache am besten reimen | zu Hülffe genommen". S. 303: „Auf das Frantzösische und Holländische Frauenzimmer. In Knittelversen." S. 329: *Ecce iterum Maevius*. In Knittel-Versen". — Wernicke wurde wegen seiner Vorliebe für derbdrollige Dichterei von Hunold in der Spottposse Der thörichte Pritschmeister 1704 scharf angegriffen: „Ferner solte er erwegen, daß Knittelverse bei lustigen Gelegenheiten als zum Gelächter gebrauchet | nicht aber mit so abgeschmackten Redensarten angefüllet werden | als er zwischen hohen Personen führet". S. 47 f.: „Dieses hat er aus übermäßiger Liebe zu seinem Lehrmeister Hans Sachsen und aus Mangel des Verstandes so in die Welt hineingeschrieben; und darum muß man es ihm zu gute halten. Denn wenn dieser Schuster-Poetensohn sonst wüste | daß Knittel-Verse nichts als der Schaum von andern rechtschaffenen Gedichten wären, und sie viele ungelehrte Kerls oft besser als kluge und *erudite* Leute machen, so würde er als ein Mensch geredet haben". C. F. Weichmann bezeichnete 1726 (Poesie der Niedersachsen III) ein Scherzschreiben von M. Chr. Brandenburg

(S. 290 ff.) im Inhaltsverzeichnis als „In Knittel-Versen". Die erste Strophe des Schreibens lautet:

„Mit großer Freud und Herzens-Lust
Hab ich den Brief empfangen,
Vom fünf- und zwanzigsten August
Aus Ottensen ergangen,
Der mir die neue Botschaft bringt.
Daß man ein Wiegen-Liedgen singt
Bey *Doctor K.* — —"

Auch J. U. König, der Herausgeber der Gedichte von Canitz, gebrauchte das Wort wie dieser als Benennung derbdrolliger Verse z. B. Canitz, Gedichte. 1734. Vorbericht S. XLIX: „Daher hat man mich auch niemahls überreden können, daß eine gewisse Beschreibung der Stadt Warschau von ihm in Knittelversen verfertigt worden. So viel plumpe und schimpffliche Ausdrückungen, die darinn häufig zum Vorschein kommen, widersprechen ... an sich selbst allen denen, die sich einbilden können, daß ein Hof- und Staatsmann, der so viel Weltgeschicklichkeit besessen, dergleichen auffsetzen mögen".[1] S. L: „Mit mehrerer Wahrscheinlichkeit haben ihn einige für den Verfertiger der Knittel-Versen über die Einweihung der hohen Schule zu Halle ausgegeben". —

Als Hauptvertreter der Knitteldichterei galten die Meistersinger, vor allen Hans Sachs. Es ist daher erklärlich, daß Knittelvers allmählich eine Sonderbezeichnung für die beliebteste deutsche Versart des 16. Jahrhunderts wurde, deren alte Benennungen fast völlig verschwanden. Im Zuschauer (Aus dem Englischen. III. 2. Aufl. Leipz. 1751. S. 399) finden wir noch 'Pritschmeisterreime, Pritschmeisterverse': „Es ist ein Streit unter den Kunstrichtern, ob die Scherzgedichte besser klingen in heroischen Versen, wie das Apothekerbuch gemacht ist, oder in Pritschmeisterreimen, wie der Hudibras ... wenn ein Held soll herunter gemacht und erniedrigt werden; so geschiehts am besten in Pritschmeisterversen. Wenn Hudibras mit eben so vielem Witze und lustigen Einfällen in heroischen Versen wäre vorgestellt worden, als in Pritschmeisterversen: so würde er noch weit angenehmer seyn, als er itzo ist".[2] Man bezeichnete die Knittelverse auch geradezu als Hans Sachsen-Verse, wie in der Ehrenrettung des Hans Sachs (Müßige Stunden. Frankf. und Leipzig 1760) bezeugt wird: „Die schlechtesten Gedichte nennet man meistens Hanß Sachsen Verse. In diesem Urteil liegt Unwissenheit, Ungerechtigkeit und Undanck. Hanß Sachse war zu seiner Zeit einer der besten Dichter in Deutschland ... Hanß Sachsen-Verse

[1] Das Gedicht ist, wie die mitgeteilte Probe beweist, in der Canitzstrophe abgefaßt; auf je zwei jambische Vierfüßer folgt ein jambischer Dreifüßer.

[2] Vergl. K. F. Flögel, Geschichte des Burlesken 1794 S. 33: „Addison glaubte mit Recht ... daß, wenn Hudibras mit eben so viel Witz und Humor im heroischen Sylbenmaaße geschrieben wäre, als er es in Knittelversen ist, er eine anziehendere Figur würde gemacht haben."

sind keine andere, als Verse, die sich reimen, wie man es vor 200 Jahren in Nürnberg gekonnt hat".

Zuerst finden wir Knittelvers im beschränktem Sinn als Bezeichnung einer bestimmten Versart mit eigenen Kunstgesetzen in dem Buch Die allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen (herausgegeben von Chr. F. Hunold als Menantes. Hamburg 1707. S. 509 f.): „Hierbey [bei der *Licentia Poetica*] solte sich nicht unfüglich von Knittel-Versen *discuriren* lassen, weil dieselbe am meisten unter der *Protection* der *Licentiae Poeticae* stehen. So sind sie auch nicht gänzlich aus dem *Parnasso relegiret,* maßen sie unter guten Freunden in schertzhafften und lustigen Dingen noch üblich sind. || Wir wollen uns dabey nicht aufhalten, sondern nur soviel erinnern: Man nimmt Jambische Verse von vier *Pedibus* darzu. Denn ich halte es nicht vor manirlich, wenn man lange und kurtze, als in einem *Quodlibet* unter einander hinlauffen läßt, auch manche wohl gar ohne *Mensur* so lang machet, daß man dreymahl Oden holen muß, ehe man einen Vers auslieset. Ja, wenn sie auf solche Weise verfertiget werden, sind es keine Knittel-Verse mehr. || Hernach meine man nicht, daß sie eben so leichte sind. O nein; Sollen sie ohne Kunst eine Kunst in sich haben, muß man auf gute *Realien* und *argute Sententz*en bedacht seyn. || Hierzu *recommendire* ich Rollhagens Froschmäusler, und Barthol Ringwalds Treuen Eckart und Teutsche Wahrheit". Ähnlich äußerte sich Gottsched im Versuch einer kritischen Dichtkunst (1730. S. 492): „Man pflegt zum Scherz auch Knittelverse zu machen, das ist, solche altfränkische, achtsilbige, gestümpelte Reime, als man vor Opitzens Zeit gemacht hat. Die Schönheit dieser Verse besteht darinn, daß sie wohl nachgeahmet seyn. Wer also dergleichen machen will, der muß den Theuerdank, Hans Sachsen, Froschmäuseler und Reineke Fuchs fleißig lesen; und sich bemühen, die altfränkischen Wörter, Reime und Redensarten, imgleichen eine gewisse ungekünstelte natürliche Einfalt der Gedanken, nebst der vormaligen Rechtschreibung der Alten recht nachzuahmen. Ich habe es ein paarmal versucht, aber das erste ist mir ohne Zweifel so gut nicht gerathen, als das andere, weil es noch zu neumodisch ist. Canitzens Schreiben an einen guten Freund:

Mein lieber Bruder zürne nicht u. s. w.

ist auch meines Erachtens zu zierlich und gekünstelt; ob es gleich sehr viel schönes an sich hat". Etwas anders hieß es in der Ausgabe 1751, S. 796: „Die Knittelverse sind noch eine andere Gattung der Scherzgedichte: darinn man die einfältige Versart der Alten vor Opitzens Zeit; z. E. des Hans Sachs, des Burkard Waldis, Ringwalts, in der deutschen Wahrheit, des Froschmäuselers u. a. m. nachahmet. Dieses nun nach rechter Art zu thun, ist gewiß eine Kunst; sowie es in Frankreich eine Kunst ist, den Marot und in England den Hudibras nachzuahmen. Wer diese alten Dichter nicht fleißig gelesen hat, und eine natürliche Geschicklichkeit dazu mitbringt, der wird schwerlich damit zurecht

kommen". Kürzer wird Knittelvers in Gottscheds Handlexion (1760. Sp. 965) erklärt mit dem beachtenswerten Zusatz: „Eine andere, fast ähnliche Art ist, wenn man im Plattdeutschen den Reineke Fuchs, oder Laurenbergen nachzuahmen suchet: wie in der Poesie der Niedersachsen dergleichen Stücke vorkommen". Auch sonst findet sich das Wort öfter bei Gottsched, z. B. Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit (St. 17. Leipz. 1737. S. 167ff.), wo er über S. Butlers Hudibras spricht. S. 169: „Dieses Gedicht hat er nun in kurzen achtsylbigen Knittelversen abgefasset, um dadurch den Inhalt desselben noch possierlicher zu machen".[1] S. 170: „Wir merken nur an, daß auch bey uns Deutschen der bekannte Frosch-Mäuseler in kurzen Knittelversen beschrieben worden". S. 171: „die alten Hanssächsischen oder Froschmäuslerischen Knittelverse". Am 13. August 1742 forderte Gottsched Stoppe auf, ein komisches Heldengedicht gegen Milton zu verfassen, und empfahl dafür „die altväterische Art der Knittelverse... wie sie Hans Sachse gemacht, alle von 4 Füßen und mit gewissen Freyheiten". (Dorow, Denkschriften und Briefe. 1838. III, 52f.) Ähnlich wie Gottsched, aber nicht so bestimmt, erklärte J. J. Schwabe in seiner neuen Ausgabe des Allgem. Lexicon von J. Th. Jablonskie (I. Königsb. u. Leipz. 1767. S. 718): „Knittelverse, eine Art von Scherzgedichten, worinnen man der ungekünstelten Versart der Alten vor Opitzens Zeiten nachahmet. Es kömmt dabey vornehmlich auf eine gewisse natürliche Einfalt und ungezwungene Leichtigkeit an, die eben nicht durch Flickwörter erhalten seyn darf. Man findet dergleichen beym Canitz, und der Hofr. Müldener hat dergleichen unter dem Namen Geander von der Oberelbe herausgegeben. Es gehören auch gewisser Maßen die Romanzen hieher". Die Verse von Butlers Hudibras wurden im 18. Jahrhundert allgemein als Knittelverse bezeichnet, z. B. von J. J. Dusch in den Briefen zur Bildung des Geschmacks. I. Breslau 1764. (Nachdruck Wien 1770, S. 233f.): „Der Ausdruck [im Hudibras] ist so außerordentlich burlesk, und die Versart bestehet aus einer so besonderen Art von Knittelversen, daß es unmöglich ist, das Possierliche zu erreichen, und daß das Gedicht in jeder Übersetzung, vornehmlich aber in einer prosaischen, unendlich viel verliehren muß". In beschränkter Bedeutung findet sich das Wort bei Salomon Ranisch, Lebensbeschreibung Hanns Sachsens (Altenburg 1765, S. 300f.): „Je mehr die neuern Dichter geglaubt haben, daß sie in dem goldnen Alter der Poesie lebten und schrieben, desto weiter sind sie in der Verschmähung ihres Großvater [Hans Sachs!], daß ich so rede, gegangen. Die Geschichte dieser Kunst lehret, daß zwar

[1] Als Probe der Butlerschen Verse gebe ich eine Stelle aus dem I. Gesang:
„His Back, or rather Burthen, show'd
As if it stoopt with its own Loa'd
For as Eneas bore his Sire
Upon his Sholders tro' the Fire:"

Hans Sachsens Ansehen schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts zu sinken angefangen habe; aber erst die alte Art der Knittelverse durch die hernach erfolgte Einführung der opitzischen Dichterey völlig gefallen sey".

Je mehr die alten Knittelverse in der Achtung stiegen, desto öfter ward Gelegenheit zur Anwendung des Wortes gegeben. Zunächst findet es sich allerdings noch ziemlich selten. In der Besprechung von Meergraffens Versuch einer wahren Verbesserung zur Glückseligkeit eines Staats (1765) in der A. D. Bibl. 1768. VII, 1. S. 307 heißt es: „... deutsche und lateinische Sprüche, Gellert und Gottsched, Knüttelverse, Gesundheiten, und dann wohl auch ernsthafte Gedichte von ihm selbst, Chymie, französische Übersetzungen — das hat er alles wie in einer Gaukeltasche im Vorrath". In demselben Jahr schrieb F. J. Riedel (Über das Publikum. 1768. S. 117): „Vielleicht wären zu dieser Absicht [Buttlers Hudibras zu verdeutschen] unsere Knittelverse am meisten geschickt; allein der Deutsche ist zu delicat, und wer würde unter uns ein Werk lesen wollen, das auß 12,000 Knittelversen zusammengesetzt wäre?" Zachariae bemerkte in der Vorrede zu seinen Fabeln und Erzählungen in Burckhard Waldis Manier (1771. S. XXXIV): „Burckhardts Waldis Schreibart ist die meiste Zeit possierlich ... Es ist Schade, daß diese Versart, die wir mit dem Namen Knittelverse zu benennen pflegen, und worinn im Englischen der Hudibras geschrieben ist, in neuerer Zeit so sehr aus der Mode gekommen". Gerade damals begann eine neue Blütezeit des Knittelverses. Ihn benutzte z. B. der Verfasser der Zwey schönen neuen Mährlein ... in Reime verfasset. Leipz. 1772. In der Besprechung dieses Werkchens in der A. D. Bibl. 1773. XX, 2. S. 586 heißt es: „So [als 'einheimische Romanzen'] hat der Verfasser auch diese Abentheuer behandelt und in den modernen Knittelversen, die er gebraucht, den rechten Ton getroffen". Eine beigefügte Probe beginnt:

„Die Neugier ist ein schlimmes Ding,
Was [wie's?] hier dem Ritter Reimond gieng,
Der mehr sah als ihm dienlich war,
So gehts auch oft der Männer Schaar."

Der Knittelvers wurde bekanntlich der Lieblingsvers des jungen Goethe sowie seiner Nachahmer und Mitstrebenden, deren Verse von den Zeitgenossen oft als Knittelverse bezeichnet werden, z. B. Teutscher Merkur 1774. IV, 181: „sein [Goethes] neueröfnetes moralisch-politisches Puppenspiel, eine Sammlung von kleinen Dramen in Knittelversen". — Nicolai an Merck 1775 [Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe u. s. w. 1847. III, 116]: „Wenn Hr. Goethe den Prometheus nicht gemacht hat, so soll er mir seinen Mann stellen. Denn ich kenne kaum noch einen, der mit so vieler drolligten Laune Knittelverse machen kann". — Heinse an Gleim, 28. März 1775 [Briefwechsel, hrsg. von Schüddekopf. II. Weimar 1894 f.]: „Und dann ist selbst in dem Stücke [Prometheus, Deukalion u. s. w.] kaum

Göthens Manier in Knittelversen, geschweige sein Geist". — **Gleim** an Bertuch, Anfang 1776 [Goethejahrbuch II, 384]: „Mags nicht wissen, warum Sie keine Sylbe von Goethe sagen, daß er noch dort ist, vielleicht dort bleibt, daß er dem Herzog in einen Bauer sich verstellt und ihn in Knittelversen regieren gelehrt hat". — **Goethe** wandte das Wort öfter an, aber erst in späteren Jahren z. B. Dichtung und Wahrheit Buch 5: „Ich begann daher ohne Anstand meine Erklärung und führte sie in einem zwischen dem Knittelvers und Madrigal schwebenden Silbenmaße mit möglichster Naivetät in kurzer Zeit... aus". Buch 14: „Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstisch in Coblenz habe ich in Knittelversen aufbewahrt, die nun auch mit ihrer Sippschaft in meiner neuen Ausgabe stehen mögen". Am 3. Febr. 1814 schrieb er nieder (Werke. Weim. Ausg. I. 5, 144):

„Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus!
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns zu begnügen".

Und in den Aphorismen rief er aus: „Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs!" — **Wieland** gebrauchte das Wort in einer Briefkastenbemerkung im Teutschen Merkur 1774. III, 393: „Die Tischrede in Knittelversen, mit der Unterschrift *famulus concepit,* ist in ihrer Art meisterhaft; aber für gewisse Dichter nach der neuesten Mode zu beleidigend, um im Merkur Platz zu finden. Denn diese Geisterart kann keinen Scherz vertragen. Den Verfasser der Tischrede wünschte ich kennen zu lernen". **Herder** beantwortete am 25. Nov. 1776 einen dichterischen Gruß Lavaters mit einem Knittelversschreiben, das folgendermaßen begann (Aus Herders Nachlaß II, 173):

„Kann Euch in Jamben ungereimt und prächtig
Denn heut' sogar antworten nicht; ohnmächtig
Mög'n Knittelverse zur Antwort sein
Und dem Heldensänger wohl gedeihn".

Jakob Lenz schrieb am 14. März 1775 an Merck (Briefe an und von Merck. S. 53): „Dank für Herders Knittelverse, ich wünschte mehr in der Art von ihm zu lesen. Ihren fortgesetzten Reimhardt aber will und muß ich zu mir reißen, denn auf die Art Verse bin ich nun einmahl bestürzt, da heurig die ganz ausgeglätteten neuitalienischen so Mode wurden, besonders im Merkur, die mir das Herzweh machten".[1] Öfter findet sich das Wort bei **Christian Schubart**, z. B. Gedichte II. 1786. S. 365 (geschr. 1774):

[1] Merck hatte 1773 ein Knittelgedicht Rhapsodie von Joh. Heinr. Reimhart dem Jüngern drucken lassen.

„Dies Mährchen hat Hans Sachs erdacht,
Und es in Knittelvers gebracht."

Deutsche Chronik 1774, 3. Beylage. (Besprechung von Goethes moralisch-politischem Puppenspiel): „Will ich mich an Knittelversen belustigen, so nehm' ich den Sachs und Sprengs Homer und lach' über die ehrliche deutsche Einfalt von Herzen; wenn aber ein Genie, wie Göthe, der unsre Litteratur mit so großen unsterblichen Produkten bereichern könnte, im Mantel mit Kragen auftritt, ein schiefes Maul macht, und Meistersang anhebt; da greif' ich nach der Schnalle und geh' zur Thür 'naus". Auch Schubart forderte in den Vorlesungen über die schöne Wissenschaften für Unstudierte, die ein Zuhörer ohne sein Wissen und Wollen veröffentlichte (Augsburg 1777), eine Übersetzung des Butlerschen Hudibras in Knittelversen. S. 32: „Hier würden Hanß Sachsens Knittelverse von großer Wirkung seyn". S. 73: „er [Hudibras] sollte aber in Knittelversen übersetzt werden, wann die Uebersetzung treu seyn sollte". S. 38 heißt es: „Hans Sachs war der Erste, der deutsche drammatische Stücke verfertigte. Dieser von tausenden mit Spott genannte Mann wird unbillig verachtet, er ist reich an Erfindungen, und sein Knittelvers steht ihm zuweilen besser an, als ein Kneip". —

Fassen wir das Ergebnis unsrer Untersuchung kurz zusammen. Knittelvers erscheint im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts als Bezeichnung spruchartiger Verse, im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts als Benennung leoninischer lateinischer und später auch deutscher Verse, wird gegen Mitte des 17. Jahrhunderts tadelnder Spottname regelwidriger Verse ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, gegen Ende des 17. Jahrhunderts Bezeichnung scheinbar kunstloser Verse mit derbdrolligem Inhalt und ist seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts Sonderbenennung der Reimverse nach Art des Hans Sachs. Die drei letzten Bedeutungen haben sich bis heute erhalten, in dieser dreifachen Verwendung ist das Wort seit etwa 1780 allgemein üblich. — Von den verschiedenen Formen des Wortes ist Knittelvers die meistgebrauchte. Für Knüttelvers, die u. a. von Adelung und dem DWb. bevorzugte Form, tritt außer Gräter, aber natürlich aus anderm Grunde, Weigand ein. Knuttelvers und entsprechend Knuttelhardisch ist meines Wissens nur bei Schottelius belegt. Clüppelvers und Klippelvers (Klippervers) kommen wohl nur im 16. Jahrhundert vor. Knüppelvers findet sich außer bei Hammelmann im Brem. Wb., in Schützes Holstein. Idiotikon und bei Bodenstedt, 1001 Tage im Orient. 1850. 2, 191 [nach Sanders Erg.-Wb.], entsprechend Knuppelhardus bei Schupp. Kramer (Wb. 1719. I, 151) verzeichnet neben Knittelvers die Form Klüpfelvers und als gleichbedeutend Schlenckelvers (II, 125: Schlenckervers).

Über die Heimat des Wortes läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen. Im Niederländischen, dem wir es vielleicht entlehnt haben, hat es dieselben Wandlungen erlebt wie im Deutschen. Mir sind nur Belege aus Wörterbüchern dafür bekannt. Kramer (1719) und Halma (1729)

buchen die Form Kluppel-vaers, Marin (1768) Knuppelvaers, Weiland (1808) wie Franck (1892) Kluppelvers. Halma erklärt das Wort: *„couplet, une sorte de poésie sur deux rimes“*. Ähnlich Marin: *„ancienne poésie à refreins et toute sur deux rimes“*. Und Weiland: „een regel van eenvers die op het einde eveneens luidt als de vorige regel“. Von Nebenbildungen scheint im Niederländischen nur Knuppelrijm vorhanden zu sein. Der Schriftsteller van Lennep (1802—1868) gebraucht neben Knuppelvers Knittelvaers als eine scherzhafte, halb fremde Form, die offenbar dem Deutschen entlehnt ist.

Es bleibt übrig, die verschiedenen Ableitungen und Nebenbildungen von Knittelvers aufzuzählen. Das oben Ausgeführte wird dadurch weiter erhärtet.

Knitteldichter. Deutsche Encyklopaedie 1801. XXI, 557: „Herr von Göthe hat in dem Fragment von seinem Faust . . . gezeigt, daß man unter der einfältig scheinenden Miene eines Knitteldichters nicht bloß Satyren und Scherze, sondern auch wichtige Wahrheiten, große Gedanken, und kühne Bilder vortragen könne“. — Flohr S. 67: [Hans Sachs] „als Gott der Dichter, natürlich der Knitteldichter“.

Knittelepopee. F. Bobertag in der Einleitung zu Kortums Jobsiade [Nat. Litt. Bd. 140. S. XIII.]: „Im ganzen Ernst scheint der Poetaster sich mit der Aufmunterung zu wapnen, daß im Reichsanzeiger schon das erste Stück seiner Knittelepopee als ein Spezificum gegen hypochondrischen Unmut empfohlen ward“.

Knittelgedicht. Von Adelung als Knüttelgedicht gebucht. — Das Wort wurde wahrscheinlich 1704 von Wernicke als Uebersetzung des französischen *Poeme Burlesque* geprägt. Ihm wird es von Bodmer, Critische und poetische Schriften 1741. II, 109 zugeschrieben. Vergl. außer der bereits oben mitgeteilten Stelle Wernicke, Poetischer Versuch S. 312: „Es sind nicht meine | sondern des berühmten *Buttlers* Worte | wie sie in seinem sinnreichen Englischen Knittel-Gedichte | *Hudibras* genant | folgender maßen zu finden sind“. S. 331: „Nun bin ich versichert | daß kein geschickter Leser sich an diese Reime stoßen werde; sintemahl dieselbe der Kunst gemäß | und ein unterscheidendes Zeichen der Knittel-Gedichte sind. . . . . . Die Vergleichung ist etwas seltsam; aber je abentheuerlicher dieselbe ist, je besser schicket sie sich zu einem Knittel-Gedicht“. — Hunold gebrauchte das Wort 1704 im Thörichten Pritschmeister (S. 103) gegen Wernicke. (Siehe unter Knittelpensee!). — 1738 gab K. F. Renner Eine Handvoll Knittel-Gedichte heraus. Er bezeichnete so einige Gelegenheitsgedichte, die in verschiedenen Versmaßen, aber alle in derbdrolligem Ton abgefaßt sind. — Kortum, Jobsiade [Nat.-Litt. 140. S. 277] 1799:

„Und zu einem solchen Knüttelgedicht
Gehört auch eben kein Kopfbrechen nicht.

Deutsche Encyklopädie 1801. XXVII, 557: „In Kanitzens Werken S. 361 und im dritten Buch von Wernickens Überschriften findet man ein Knittelgedicht“.

Knittelhaft. Heynatz, Antibarbarus II, 191 gibt einen Beleg aus Longolius, Einleitung zur deutschen Sprache 683: „Ein Gedicht von lauter männlichen Reimen, wo immer zwei aufeinander folgende Zeilen zusammen gereimt sind, läßt schon knittelhaftig“.

Knittelhard. Wahrscheinlich gelehrte Latinisierung von Knittelvers, im 17. Jahrhundert sehr beliebt, zunächst wie Knittelvers für leoninische Verse. M. Zeiller, Teutsches Reyßbuch 1632. S. 384: „Man findet auch folgende *Knitelhardos* von der Marck:

Pisces, languores, Schurff, *febres, atque dolores,*
Stroobach, Knapp-*Casei sunt hic in Marchia multi:*
Et si videres nostras glaucas mulieres,
Nobiscum fleres, si quid pietatis haberes,
Neque venires ad nos, quia sumus in insula Patmos.
Et caveas tibi, quia Grezwurst *est etiam ibi*“.

Öfter findet sich das Wort in Joh. Colers Oeconomia Ruralis et Domestica 1645 z. B. „Von den Monaten in gemein“ S. 117: „Von Saeung der Früchte alte Knüttelhardi.

Säe Korn *Egidij,* Gerst vnd Habern *Benedicti,*
Pflantz Kohl *Vrbani,* Säe Rüben auff *Kiliani,*
Erbes *Gregorij,* Leinsamen *Philippi Jacobi,*
Trag Sperber *Sixti,* fah Fincken *Bartholomaei,*
Trinck Wein *Martini,* mach Würst *Nativitatis Christi*“.

Buch IV, S. 97 [Ausg. 1665, S. 215]: „Auch sollen sie vngebetet zum Tische oder vom Tische nit gehen dann das gehöret Sewen vnd nit den Menschen zu, wie die alten Knüttelhardi lauten:

Ad mensam residens et pani non benedicens
Hic residet vt sus, et surgit ut alter asellus“.

Buch XIII [„Von den Endten“] S. 498: „Hierher gehören auch die alten Knüttelhardi:

O fluvialis anas, quanta dulcedine manas.
Si te novissem feridis cibis caruissem“. —

Prätorius, Saturnalia 1655 S. 300: „*Knüttelhardi*“ [nach Kluge E. Wb.] — Zesen, Scala Heliconis Ausg. 1656. S. 1: „*quos Knittelhardos,* knittel-reime | Pritsch-meister-versche | *vocant*“. — Der Deutsche Kleider-Affe von *Alamodo* Pickelhering (Leipz. 1685) S. 267: „Ich und der *Secretarius* musten ihm Beyfall geben | und schlossen mit dem alten Knüttelhardt:

Narravêre Patres, & nos narrabimus omnes“.

Wesenick, Böse Spielsieben 1702: „der alte *Knittelhardus* oder Schulvers“ [nach dem DWb.]. — Hübner, Curiöses und Reales Lexicon (Ausgabe 1717 S. 891): „Knittelhardi oder *Versus Leonini,* sind bey den Lateinischen Poeten solche Verse, deren sich die Mönche in den *mediis Seculis* bedienet, sie in der Mitten und am Ende gereimet, und nicht so wohl auf die wahre *Quan*titäten der Syllaben, als

auf die Reimung achtgegeben, so aber nach der Zeit gänzlich abgekommen". Ganz ähnlich lauten die Angaben in den späteren Auflagen. Noch Joh. Friedr. Rottmann bezeichnete 1718 im Lustigen Poeten makaronische Leoninen als Knittelhardi [nach K. Borinski, Poetik der Renaissance. S. 294.] — Doppelt beachtenswert sind die „Knüppelhardusse" bei J. B. Schupp, Der teutsche Lehrmeister (Wackernagel, Lesebuch III, 1. S. 793), wegen der abweichenden Form und als früher Beleg für Knittelvers = schlechter, holpriger Vers überhaupt: „Es fället mir bey, daß *Trajanus Boccalini* erzählet, wie daß Apollo auch auff eine Zeit über die Musen sich beschweret habe, daß sie die edle Gabe der Poeterey mit vielen ungelährten und untüchtigen Gesellen mißbrauchen ließen, welche solche ungereimbte Verse und Knüppelhardussen in die weite Welt ausgehen ließen". — Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde die lateinische Form aufgegeben und das Wort im ersten Fall der Mehrzahl meist ohne Endung gebraucht. Schon 1677 Canitz (Gedichte 1734. S. 361): „Knittelhard an Herrn Licentiat Lobesan".[1] — Menantes (Hunold), Die allerneueste Art. Ausg. 1722, S. 510: „Der Amtmann zu Pforte, Herr Johann Christoff Gleichmann, dessen nette Knittelhardt wehrt wären, sie im Druck zu sehen". In der ersten Ausgabe 1707, S. 510 heißt es (nach Flohr S. 59): „dessen nette Knittelhardi". — Koromandel, Nebenstündiger Zeitvertreib 1747. S. 121: „Knittelhardt in fremden Namen". S. 367: „Neujahrwunsch in Knittelharden". — Seltsam Form und Verwendung in der A.D.Bibl. 1774 XXII, 2. S. 522 (Besprechung von Merck's Rhapsodie): „Dieß ist ein ehrbarer Knittelhardi, allen Dichtern und Dichterlingen, nützlich zu lesen". — Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon II, 1433 bucht als sprichwörtliche Redensart: „Mit Knittelhardi's herumwerfen". [Ohne Quellenangabe.]

knittelhardisch. Schottelius, Teutsche Vers- oder Reimkunst. 1645 (Ausg. 1656, S. 76): „Also nun ist auch die Reimung, so der Abschnitt mit dem Ende macht, knuttelhardisch und untauglich, als wenn Opitz dieses auch also erinnert:

> 'Ein gut Gewissen giebt auf böse Mäuler nicht
> Wenn seiner Tugendlicht so klar hereinerbricht'."

knittelig. Schmidt-Weiß., Schuhm. 49: „Verse knittelig für unsere heutige Auffassung". [Nach Sanders, Erg.-Wb.]

Knittellied. Herder, Fragmente III. 1767. S. 91: „Wollt Ihr dies wissen, so

> 'Schifft euch in des Charons Kahn.
> Steiget zu der Sternenbahn'

nach jenem alten Knüttelliede, und fragt die Alten".

---

[1] Die Ansicht R. Hildebrands, „Knittelhard" sei hier ein scherzhafter Eigenname, etwa = Reimschmied, Pritschmeister, kann ich nicht teilen.

knittelmässig. Hunold, Der thörichte Pritschmeister. 1704. S. 103. (Siehe unter Knittelpensee!)

knitteln. Heynatz, Antibarbarus 1797. II, 191 setzt es als möglich an und macht ein Beispiel: „Unser lieber alter Gl(eim) knittelt in seinen neuesten Gedichten hin und wieder". — F. D. Gräter, Idunna und Hermode 1814, S. 31: „in geknüttelten lateinischen Distichen".

Knittelpensee. Hunold, Der thörichte Pritschmeister 1704. S. 103: „Das ist eine rechte Knittel-*Pensée* in einem Knittel-Gedichte von einem knittelmäßigen *Autore*.

Knittelposse. Der König in der Einbildung. Knittelposse in drey Aufzügen. Hamburg 1807.

Knittelreim. Im 18. Jahrhundert in gleicher Verwendung wie Knittelvers beliebt. — Schon Zesen, Scala Heliconis, deutsch-lat. Ausg. 1656, S. 2: „die acht-gliedrigen mänlichen [reim-ahrten] steigender ahrt (welche man knittel- oder Pritsch-meister-reime nennet)". — J. U. König im Vorbericht der Gedichte von Canitz. 1734. S. XLIX f.: „Die natürliche Artigkeit der Canitzischen Knittel-Reimen:

Mein lieber Bruder zürne nicht u. s. w.

welche er schon im Jahre 1688 geschrieben, gaben nachgehends Anlaß, daß ihn verschiedene in dieser Schreibart nachgeahmet". S. 35: „weßwegen sich der Herr von Canitz gedachtes Federmesser zum Angedencken ausbath; der Besitzer aber ihm solches, nebst einem Schreiben in Knittel-Reimen, des andern Tages darauf, zuschickte". S. 362: „Sie [Canitz und C. H. v. Wülkenitz] waren sehr gute Freunde, und gewohnt, in dergleichen Knittel-Reimen, Briefe unter einander zu wechseln". — Gottsched, Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit. 1737. St. 17, S. 169: „Addison hat die Frage aufgeworfen, ob die lustige Poesie besser in heroischen Versen, oder in Knittelreimen fließe?" S. 171: „Es würde also auch eine deutsche poetische Übersetzung dieses Gedichtes [Butlers Hudibras] in solchen Knittelreimen [nach Art des Hans Sachs] doppelt possirlich geklungen haben". — M. Chr. Brandenburg, Scherz-Gedicht in Knittel-Reimen. Worin die Frage erörtert wird: Ob Eltern sich mehr über die Geburt eines Söhn- oder Töchterleins zu freuen haben? (Weichmann, Poesie der Niedersachsen V. 1738. S. 329). [Form und Inhalt in der Art des Hans Sachs!]. — Philippi, Regeln und Maximen der edlen Reimschmiedekunst. 1743. S. 175: „Man kann in Knittel-Reimen einen so gute *railliren* als in einer förmlichen Satyre". — In allgemeiner Bedeutung, tadelnd für schlechte Verse überhaupt, findet sich das Wort bei H. P. Sturz, Schriften I, 1779. S. 118 („Zu der Note Hubern betreffend", geschrieben 1768, von M. Koch, H. P. Sturz S. 131 ff., Joh. Georg Zimmermann zugewiesen): „Wer Lessing, Mendelssohn, Zimmermann, den Agathon, und Sulzern gelesen hat, wer sich an Klopstocks himlischen Gedichten, an Wielands irdischen

ergözte, und nun, zehn Jahre später, eine sinlose zerhakte, holprige Prose, oder flache Knittelreime hört — muß er nicht von dem deutschen Genius glauben, daß sein männliches Alter vorbei ist, daß er wieder zur faselnden Kindheit herab sinkt?" — A. D. Bibl. 1769. IX, 2. S. 131 f. (Besprechung von Pratje, Versuch einer Verdenschen Boxtehudischen und Stadischen Schulgeschichte. 1764): „Unter den sechzehn Beylagen der Verdenschen Schulgeschichte ist insonderheit die achte zu merken, nemlich ein alter Knittelreim auf einen gewissen Rector aus dem sechzehnten Jahrhundert". — Herder, Kleine Aufsätze und Rezensionen (Werke. Tübingen 1805 ff., XIII, 195): „So glaube mans auch aus Hübners Knüttelreimen". — Goethe gebrauchte das Wort öfter, aber wie Knittelvers erst in älteren Jahren z. B. im Westöstlichen Divan (Werke. Weim. Ausg. I. 6, 259):

„Um ihre Pflicht nicht zu versäumen,
Um einem Deutschen zu gefallen,
Spricht eine Houri in Knittelreimen".

Dichtung und Wahrheit, Buch 14: „Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine schrieb ich jenes Lied 'Hoch auf dem alten Thurme steht' in Lipsens Stammbuch, und als es wohl aufgenommen wurde, um nach meiner bösen Art den Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Possen auf die nächsten Blätter". Englische Litteratur. (Werke, Ausg. letzter Hand. 46, 214): „Sehen wir weiter umher, so finden wir, daß der Deutsche, um drollig zu sein, einige Jahrhunderte zurückschreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat".

Knittelrhythmik. Seume, Spaziergang nach Syrakus. 1803. (Werke. Hempel II, 49): „die schönen harmonischen Verse von Butler, die ich immer für ein Meisterstück der Knittelrhythmik gehalten habe".

Knittelschreiben. Flohr S. 35: „Indessen scheinen die genannten Gedichte nicht die einzigen Knittelschreiben Canitzens gewesen zu sein".

Knittelstil. R. Hildebrand. Preuß. Jahrbücher. 75. 1894. S. 537 Anm.: „in dem drittletzten Verse, der als Mustervers im Knittelstil gedacht ist".

Graswitwe und Strohwitwe.

Von

Dr. Th. v. Grienberger.

I. Stellennachweise und Lexikographie.

1399 Urkundenbuch der Stadt Chemnitz und ihrer Klöster, hg. von Hubert Ermisch, Leipzig. Hauptteil 2, Bd. VI (1879) S. 56.

Nr. 67. Heinrich von Honsberg, Johannes Pfarrer zu Flöha, Günther von Witzersdorf, Vogt zu Schellenberg und Jenichen von Ertmarsdorf legen die Irrungen zwischen dem Stadtpfarrer Conrad und der Stadt bei. d. d. 25. März 1399.

Der Beschwerdepunkt 4 wird entschieden:

Uf den virden artikel, um die strobrute, haben die ere lichte uf die altir gestakt bie des pharers vorvarn unde haben die liecht syne vorvarn yn eren nocz nicht gewant, so sal die der pharer och nicht nemen.

Es handelt sich also darum, daß der Pfarrer die von den Strohbräuten auf den Altar gesteckten Lichter nicht zum eigenen Gebrauche an sich nehmen soll.

Das Glossar der Ausgabe setzt an: strobrute: Bräute, welche die Jungfernschaft verloren haben.

1573 Thesaurus Theutonicae linguae... Antverpiae; Vorrede unterz. Christophle Plantin. Ohne Pag.

haeckweduwe. Veufue attendante son mari estant en long voyage. Vidua expectatrix, mulier affectans aduentum mariti.

1598 Dithmersche historische Geschichte upgetekenet dorch Johannem Neocorum Ettaulphidem, hg. von Dahlmann, Kiel. 1827. Bd. 1,97:

Neocorus spricht von der Strenge der Familienmitglieder bei den Dietmarschen gegen gefallene Mädchen. Ein reicher Mann zu Wellinghusen habe seine geschwängerte Schwester mit Hilfe seiner Vettern unter dem Eise ersäuft, um die Schande an seinem Blute zu tilgen. Aber auch wenn ein derartiges Mädchen nicht am Leben gestraft worden sei, so mußte es doch der Hoffnung entsagen, auf Grund seiner Schönheit, Jugend, guten

Abkunft oder Wohlhabenheit jemand zur Ehe zu bewegen.[1] Denn wenn sich jemand hätte bereden lassen, wäre er als unehrlich angesehen worden, wie nicht unbillig die Gesetze sagten: De eine hore nimbt vorsatichlich, vorreth och wol sin vaderlant. Itt sin och underwilen solchen grasswedewen thor ewigen schande leder unnd Ditmersche gesenge nagedichtet unnd in gemeinen thosamendekumbsten ehne thom spotte nhagesungen worden.

Note hierzu: Cantic., von der fraw Röselin rodt.

1599 Etymologicum teutonicae linguae siue dictionarium teutonico-latinum opera Cornelii Kiliani Dufflaei. Ed. 3 Antverpiae. (Auch ausgezogen in Hoffmanns von Fallersleben Glossarium Belgicum. Hannover 1856 S. 38.)

Pag. 167: haeck-weduwe, Mulier mariti absentis aduentum auidè affectans . q . d. vidua expectans siue appetens auidè.

1725 A new canting dictionary. London.

Unter w: a grass-widow; one that pretends to have been married, but never was, yet has children.

1744 Zedler's grosses vollständiges Universallexikon. Leipzig und Halle.

Bd. 40, Seite 1029: Strohwittben, heisset man aus Scherz an etlichen Orten diejenigen Weiber, deren Männer verreiset oder abwesend seyn.

Ebenda 1019: Strohbräutigam, pfleget man in Nürnberg denjenigen zu nennen, welcher es hat kund werden lassen, dass er vor der Hochzeit bey seiner Braut geschlafen hat. Und es werden solchen Personen, wenn sie sich auf dem Lande befinden, Strohkränze aufgesetzet, in welchen sie auch zur Strafe bey der Trauung in die Kirche gehen müssen, nach einer besonderen Ordnung, die 1582 den 23. November daselbst herausgekommen ist (Nachricht von Nürnberg P. 492 u. f.).

Ebenda 1024: Strohmänner, dergleichen müssen an etlichen Orten öffentliche Huren als eine Straffe auf den Rücken tragen, wenn sie des Landes verwiesen werden...

Ebenda 1021: Strohkrantz ... ist ein von Stroh rund-ausgewölbter Krantz, den die kleinen Jungfern in der Nehe- oder andern Lernschulen zur Straffe und Schimpf aufsetzen müssen, wenn sie in ihrem Thun faul und nachlässig gewesen. Sonst mussten auch diejenigen Verlobten an einigen Orten, die vor der Trauung einander beygewohnet, mit Strohcräntzen bey der Copulation zur Kirchen gehen.

---

[1] Diese Stelle 'so averst desulve, de ehr ehrenkrentzlin unnd jungfruwenblömlin vorschantzet unnd vorschertzet, bi dem levende bleff, dorffte de doch nicht gedenken, dat se genade vinden worde unnd jemant dorch ehre schöne, dorch ehre jöget, dorch ehr geschlechte, edder dorch ehr gelt unde gudt bewegen unnd thor ehe bringen worde' beruht mittelbar auf Tacitus Germania, Kap. 19.

1769 Glossarium Suiogothicum auctore Johanne Ihre. Upsaliae.

Bd. 1, Col. 720: græsenka, uxor, cujus maritus abest. Belgae eandem hæckweduwe appellant, ut docet Kilianus, ab hæcken, captare, avide appetere. ex paritate denominationis videtur græsenka dici quasi grædesenka v. gradig, esuriens.

1775 Adelung Versuch eines vollständigen gramm. krit. Wörterbuches der hochdeutschen Mundart. Leipzig.

Bd. 2, Seite 780: Die Graswittwe, Plur. die —n, im Niedersächsischen eine scherzhafte Benennung einer geschwächten Weibesperson. Siehe Strohwittwe.

1780 Ebenda Bd. 4 Seite 836:

Die Strohwittwe, Plur. die —n, im Scherze, eine Frau, welche ihren Mann auf kurze Zeit verloren hat, so wie ein Ehemann in der Abwesenheit seiner Gattinn ein Strohwittwer heisst. Im schwed. gräsenka, von gräs, Gras, und enka, Wittwe, welches Herr Ihre irrig von gradig, begierig, ableitet, weil dergleichen Personen sich gemeiniglich nach ihren Gatten zu sehnen pflegen. Die Benennung ist ohne Zweifel eine Anspielung auf den Strohkranz. In Niedersachsen wurde ehedem eine geschwächte Weibesperson eine Graswittwe genannt, d. i. eine Person, welche nach einem unrechtmässigen Beyschlafe ihres Gatten beraubt worden und daher bey einer künftigen rechtmässigen Verheuratung mit einem Kranze von Stroh oder Gras zur Kirche gehen muss. Strohwittwe bezeichnet daher eine Person, welche keinen Gatten hat, und doch keine Jungfer ist. So auch Strohwittwer.

1802 Dansk Ordbog. Kiøbenhaven.

Bd. 2, Seite 427: græsenke f. saaledes kaldes af skiemt en kone, hvis mand er borte paa lange reiser.

1810 Wörterbuch der deutschen Sprache veranst. u. hg. von Joachim Heinrich Campe. Braunschweig.

Teil 4, Seite 718: Die Strohwitwe, Mz. —n, eigentlich eine Person, welche keinen Gatten hat und doch keine Jungfer ist. Gewöhnlich belegt man mit diesem Namen in Scherz eine Frau, welche auf eine Zeitlang von ihrem Manne getrennt ist, z. B. wenn derselbe verreiset ist. So auch der Strohwitwer, ein Ehemann, welcher in diesem Falle sich befindet.

1841 Krünitz, ökon. technolog. Encyclopaedie. Berlin.

Teil 176, Seite 92: Artikel Strohwittwe. Der Verfasser des Artikels schreibt zunächst Adelung ab, schaltet aber ein: oder vielmehr, deren Mann auf kurze Zeit in Geschäften abwesend ist, sich in der Provinz, oder in einem fremden Lande aufhält und polemisiert sodann: die Benennung soll nach dem eben genannten Sprachforscher (Adelung) eine Anspielung auf den Strohkranz seyn; doch lässt sich dieses nicht gut hier erklären, da der Strohkranz

eine ganz andere Bedeutung hat, und auch keine Anwendung auf das männliche Geschlecht enthält, noch eher möchte man sagen, dass es von dem ausgedroschenen Strohe hergenommen worden sey, und hier gleichsam leer bedeute, eine leere Stelle, also eine Strohwittwe eine Frau sey, deren Mann fehlt, dessen Stelle im Bette, so wie überhaupt an ihrer Seite leer ist, und so auch umgekehrt von dem Manne, wenn ihm die Frau fehlt. Denn da Wittwe mit Stroh in Verbindung gesetzt worden, so kann es nur diese Bedeutung haben von leerem Strohe.

Gegen den folgenden Absatz bei Adelung von der Graswittwe bemerkt der Verfasser des Artikels:

man sieht leicht, dass diese Erklärung zu weit hergeholt ist, und keinen Bezug auf diesen Kranz hat.

1858 Helms Neues vollständ. Wörterbuch ... Deutsch-dänisch. Leipzig.

Seite 398: Strohwittwer, —wittwe spøgefuldt udtryk: enkemand eller enkekone for en tid, naar den ene ægtefælle er fraværende, er bortreist etc.

1867 Rietz Svenskt dialekt-lexikon. Malmö.

Seite 210—11: gräsänka, gräsenka f. 1) eg. en hustru, hvars man är borta på någon färd eller vistas borta. Riksspr. D. d. græsenke; nhd. strowittwe 2) fästmö (Braut), hvilkens fästman dött Vg. (Skarab.) 3) lägrad piga (schwangeres Mädchen), ogift, liderlig, för sig sjelf boende piga. Ul. nk. Sdm. E. dial. gracewidow f. lägrad piga 'a woman who had a child for her cradle, ere she had a husband for her bed' (Moor, Suffolk words and phrases s. 154). ns. graswedewe f. id. (Schütze 2, 63).

Ebenda S. 210: gräs-änk, gräs-änker m. 1) gift man hvars hustru är borta på någon färd eller vistas borta; gräsenkling Vg. sm. (Östbo). 2) så kallas en gift man under tiden, då hustrun efter ett barns födelse ännu icke blifvit kyrktagen (also vor dem Kirchengange nach abgelaufenem Wochenbette). 3) fästman, hvars fästmö dött Vg. (Skarab.).

1872 Schmeller-Frommann Bayerisches Wörterbuch.

Bd. 2, Seite 803: Auf dem Strô ligen (in Kindsnöthen seyn) eine R. A. die noch heutzutage für manche, wie ehmals wol für die meisten der ländlichen Mütter nicht blos figürlich zu nehmen. Erst vom Stroh erhob sich die Erledigte in's reinliche Kindbett. 'die N. ist 2 Tag auf dem Stro gelegen, hat nit können erledigt werden' Inchenhofer Mirakel. 'die N. lag drey Tag am Marterstroh' Alt-Öttinger Votivtafel.

... Die Strôjungfer, die schon einmal auf dem Stroh gelegen, oder sonst anrüchig ist und den Strôkranz verdient. Brautleute, die sich vor der Zeit mit einander 'verunkeuscht' hatten, mussten bei der Copulation Strohkränze tragen, oder diese Strafe

durch Geld (das Strohkranzgeld) redimieren. Bayreutter Verordnungen v. 1726 etc.

1872 Helms Schwedisch-deutsches Wörterbuch. Leipzig.

Seite 160: gräsenka die Strohwittwe
gräsenkling der Strohwittwer.

1876 Schiller u. Lübben. Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen.

Bd. 2, Seite 141: graswedewe, Spottname entehrter und dann verlassener Jungfrauen. (Dazu die Neocorus-Stelle).

1880 Berghaus Der Sprachschatz der Sassen. Brandenburg.

Bd. 1, Seite 605: graswedewe f. Die Graswittwe, scherzhafte Benennung einer geschwächten Weibsperson, zum Unterschied von hore.

1891 Flügel Deutsch-englisches Wörterbuch 4. Auflage Braunschweig.

Seite 743: Strohwittwe mockwidow, Am. grass-widow; —wittwer mock-widower. — wittwe or —wittwer sein: to hang out the broom.

1891 Muret Encyclopäd. engl. deutsches... Wörterbuch. Berlin.

grasswidow 1) provc. unverheiratete Frau, die ein Kind (gehabt) hat 2) sl(ang) Strohwitwe. Auch von ihrem Manne verlassene Frau.

grasswidower sl. Strohwittwer. — widowhood sl. Strohwittwenschaft, — tum.

1895 Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne. Leipzig.

Bd. 3, Col. 879: Strohwittwe, f. Frau, die der Mann verlassen hat, unter dem Bilde einer auf ärmlichem Lager zurückgelassenen Wittwe (vgl. oben unter Stroh); scherzhaft auf eine Frau gewendet, deren Mann verreist ist (Adelung); danach gebildet Strohwittwer m. (dazu Zitat aus einem Briefe Bismarcks).[1]

1899 Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Friedr. Kluge. 6. verb. u. verm. Aufl. Strassburg.

Seite 384: Strohwitwe f. seit Adelung und Campe in der heutigen Bedeutung gebucht, aber den älteren Wbb. fremd. Schon seit 1400 begegnet strô-brût 'Strohbraut' für eine Braut, die nicht mehr Jungfer ist (bair. Strohjungfer); bei der Kopulation musste die Strohbraut einen Strohkranz tragen. Nach Strohjungfer ist dann im Scherz Strohwitwe gebildet (etwa = Witwe, die keine Witwe ist). Vgl. Bech, Germ. 27, 181.

---

[1] Der Verweis bei Heyne geht wohl auf Col. 878: Stroh als Zeichen einer armen Wirtschaft; (mein Mann) geht da stracks in die Welt hinein, und lässt mich auf dem Stroh allein. Goethe Faust 1.

1902 Etymologisk ordbog over det Norske og det Danske sprog af Falk og Torp. Kristiania. 3dje hefte.

Seite 254: græsenke (dansk = kvinde hvis mand er reist bort), i. æ. d. ogsaa „kvinde hvis husbond. er hængt", sv. gräsenka „kvinde hvis mand er bortreist", i. sv. dial. ogsaa „kvinde hvis fæstemand er død, liderlig pige som bor for sig selv med uegte børn". Ordet er en oversættelse af mnt. graswedewe, som er et spottnavn over forførte og forladte piger = nht. strohwittwe „graesenke" (heraf straaenke), engl. dial. grace-widow „pige med uegte barn" (ældre grasswidow). Navnet stammer fra en tysk skik: krænkede jomfruer maatte og maa i flere egne af Tyskland bære en straakrans paa hovedet ved vielsen istedenfor den blomsterkrans som bæres af andre, ikke tidligere gifte brude. Efter dette femininum er ogsaa dannet et tilsvarende maskulinum (som pebermø efter pebersvend [Hagestolz]): sv. gräsenkling „gift mand hvis hustru er bortreist" i dial. ogsaa „fæstemand hvis forlovede er død, egtemanden i den tid konen ligger i barselseng", t. strohwitwer „mand hvis kone er bortreist".

II. Wortgeschichtliche Beurteilung.

1. In den Mittelpunkt der Betrachtung stellt sich von selbst der Ausdruck Graswitwe, dem nicht nur die weiteste Verbreitung: Niederdeutschland, Dänemark und Schweden, England zukommt, sondern auch die reichste Bedeutungsentfaltung, deren historische Folge sich außerdem mit Sicherheit erkennen läßt. Nd. grasswedewe wird bei Neocorus 1598 so ziemlich gleichbedeutend mit hore gebraucht, doch ergibt sich aus dem voranstehenden Texte die genauere Begriffsbestimmung 'Mädchen, das außer der Ehe zu einem Kinde gekommen ist'. Daß die Bezeichnung eine scherzhafte sei, versichert Adelung 1775, der sie ins Hd. übersetzt, aber seine Meinung, daß sie ex post nach der Sitte geschaffen sei, daß derartige Personen bei späterer rechtmäßiger Verheiratung mit einem Kranze von Stroh oder Gras zur Kirche gehen mußten (1780), wird bei Krünitz (1841) mit guten Gründen bekämpft und war auch deshalb in Abrede zu stellen, weil dem schimpflichen Strohkranz nicht ohne weiteres ein Graskranz, von dem nirgends berichtet wird, unterschoben werden darf. Gut definiert ist die graswedewe bei Schiller und Lübben 1876, sowie bei Berghaus 1880, doch dürfte der bei diesem gemutmaßte Unterschied von graswedewe und hore als Bezeichnung des 'gefallenen Mädchens' und der 'berufsmäßigen meretrix' vielleicht erst sekundär sein.

Ganz auf dem Boden des ndd. Wortes steht die Bedeutung der engl. grasswidow 1725 und auch hier ist die Definition eine völlig klare und zweifellose, ebenso wie die bei Rietz 1867 aus Moor Suffolk words zitierte. Die bei eben diesem sich findende Umdeutung des Wortes

gracewidow auf engl. grace ist vielleicht auf Analogie zu grace-wife zurückzuführen und lehrt, daß der alte Zusammenhang mit grass vergessen sein muß, doch ist bei den späteren Lexikographen, Flügel 1891 und Muret 1891, die ältere Form, wenigstens äußerlich, wiederhergestellt. Als Bedeutung des engl. Wortes findet sich bei Flügel lediglich die der modernen deutschen 'Strohwitwe' angegeben, bei Muret aber, der diese correct als zweite ansetzt, auch noch die ursprüngliche als gangbarer engl. Provinzialismus.

Die schwed. græsenka hat schon bei Ihre 1769 die moderne deutsche Bedeutung. Gegen seine nach Analogie der in ihren Kompositionsteilen mißverstandenen ndl. haeckweduwe gebildete Etymologie wendet sich Adelung 1780 mit Recht und betont, daß das erste Wort schwed. gräs sein müsse.

Auch dän. græsenke (1802) hat lediglich den Wert des modernen deutschen Wortes, aber in den schwed. Dialekten (Rietz 1867) ist die ursprüngliche Bedeutung neben der modernen nachgewiesen und noch eine dritte Spezialisierung 'Braut deren Bräutigam gestorben ist' belegt.

Die historische Reihenfolge ist bei Rietz allerdings nicht erkannt; statt 1, 2, 3 hätte er vielmehr 3, 2, 1 ansetzen sollen. Nur modern ist die Bedeutung bei Helms 1872, während Falk und Torp 1902 für das schwed. Wort die Begriffsbestimmungen bei Rietz auch in seiner Reihenfolge, ausschreiben, für das dän. aber neben der modernen auch die interessante Variante 'Frau deren Mann gehängt wurde' angeben.

Falk und Torp sprechen auch die plausible Vermutung aus, daß der schwed.-dän. Ausdruck eine Übersetzung des mnd. Wortes sei.

Der Ursprung des mnd. und engl. Wortes führt in ländliche Szenerie und ländliche Bevölkerung. Vorausgesetzt ist der Kontrast des legitimen Beilagers, des Ehebettes zu dem illegitimen Beilager im Freien, im Grase. Wie die wirkliche Witwe nach dem legitimen Ehebette verlassen ist, so ist die Graswitwe eine Verlassene nach dem illegitimen, gelegentlichen Beilager und die sprachliche Darstellung desselben durch das Wort gras enthält lediglich einen besonderen Fall, eine besondere und, wie wir wohl annehmen dürfen, auch besonders beliebte Spezialisierung desselben.

Die Situation, aus der der Name geschöpft ist, beleuchtet z. B. die Strophe bei Stelzhamer Gedichte I², 99:

> Do kám han i aft
> wieder aine dátappt
> und han's ötli Wochá
> zum umtándeln ghabt,
> wann má tanzt ham und trunká
> wäi s' gstimmt han in Grien,
> is dálogn und dastunká! —
> ás is nix an iehn.

Noch genauer aber und unzweideutiger die Strophen in den Deutschen Volksliedern aus Kärnten (Graz 1869) S. 53:

Nr. 239: So seim 'r halt g'sessen
beisammen in Gras,
so ham'r amal ...
... oder was.[1]

Nr. 240: J wass wers verraten hat,
dass d' in Gras warst bei mir,
i hab an grüen Rock[2]
und du hast grüene Knie.

Nr. 241: Unter der grüen Hollerstaud'n
da wachst a Zweig,[3]
ham si a Paar niderglegt,
aufgstanden sein drei.

Demnach ist es klar, daß die Bezeichnung Graswitwe ebensowohl eine scherzhafte, als ein Schimpf sein konnte und daß die moderne Bedeutung der engl. grasswidow, sowie der schwed. und dän. Entsprechung als ein Emporsteigen des Wortes zu edlerer Bedeutung anzusehen ist. Wie die eigentliche Graswitwe, so ist auch die Strohwitwe im modernen Sinne, in Wahrheit keine Witwe, nur mit dem Unterschied, daß die erste niemals einen legitimen Mann gehabt hat, die zweite ihn aber nur zeitweilig entbehrt.

2. Für ndl. haeckweduwe ist 1573 bei Plantin die moderne Bedeutung der 'Strohwitwe' schon fest. Aber die Erklärungen, die der Verfasser in französ. und latein. Sprache hinzufügt, lassen erkennen, daß er nicht auf die Tatsache des temporären Alleinseins der Frau, sondern auf die der alleingelassenen Frau zugeschriebene Sehnsucht nach dem Manne das Hauptgewicht legt. Es ist kaum zweifelhaft, daß der Verfasser des Artikels seine diesbezüglichen Definitionen auf Grund einer, nur nicht ausdrücklich als solcher genannten etymologischen Verbindung mit dem kurz vorher verzeichneten Verbum haecken nae eenigh dinck: captare rem aliquam ... flagrare desiderio alicuius rei, auide appetere formiert hat.

Deutlicher noch imponiert als Etymologie in demselben Sinne die Bemerkung bei Kiel 1599 'q. d. (quod dicitur) vidua expectans siue appetens auide'.

Ausgesprochen aber ist diese Etymologie mit Berufung auf Kiel bei Ihre 1769, der nach Analogie dieser schwed. græsenka aus *graedesenka zu gradig 'esuriens' gebildet sein läßt. Das ndl. Wort für 'Strohwitwe' wird im folgenden nicht mehr verzeichnet und scheint heute ausgestorben zu sein.

Das entscheidende Wort für seine Erklärung findet sich sowohl bei Plantin haeck / voyez hoyopper, als auch bei Kiel haeck . j. (juist)

---

[1] Absichtliche Lücke; Ergänzung problematisch *Rosenkranz//bett würde metrisch und dem Sinne genügen.

[2] Offenbar nicht richtig überliefert. Rock ist viel zu wenig drastisch, um volkstümlich zu sein. Die Originalfassung konnte nur das Wort für podex haben.

[3] Sprich: Zwei.

hoy-opper. Meta foeni, heute hooiopper, wie hooirook oder hooimijt gleich einfachem opper m., rook (roke) f., mijt f. 'der Heuhaufen, Heuschober'; zusammengesetzt mit hooi, got. hawi as. houwi, ags. hég, híg, engl. hay, ahd. hewi, houwi, nhd. heu im ersten Teile, analog den engl. Bildungen haycock, hayrick, haystack 'Heuhaufen auf der Wiese' im Gegensatze zu haymow der 'Heumasse im Speicher'.

Es ist kein Zweifel, daß mndl. haeck als 'Heuhaufe auf der Wiese' in haeckweduwe genau dieselbe Rolle spiele, wie das gras in der mnd. grasswedewe, daß also die ursprüngliche Bedeutung der haeckweduwe gleichfalls eine scherzhafte, eine unedle sein müsse. Allerdings aber ist es lehrreich zu sehen, daß die edlere Bedeutung des modernen deutschen Wortes im ndl. Ausdrucke schon 1573 entwickelt ist und keine Spur der ursprünglichen Beziehungen desselben sich bei Plantin oder Kiel erhalten hat.

Das mndl. Wort für Heuschober haeck ist selbstverständlich von heu abzuleiten und am ehesten als eine Deminutivbildung mit k-Suffix gleich mnd. hallick, me. halke 'Winkel' neben hale zu betrachten. Da dem Neutrum hawi 'Heu' eigentlich kollektivischer Wert innewohnt 'das gehauene Gras einer Wiese insgesammt', so ist die Bildung eines Wortes mit Deminutiv-Suffix für den einzelnen Heuhaufen logisch aufrecht; wir haben also wohl für haeck von älterem *hawik > *haewik auszugehen.

Mit k-Suffix ist ja allerdings auch das Verbum haecken gebildet, es mag wohl in die Reihe der ahd. Verba auf -ihhôn gehören.

3. Das deutsche Wort Strohwitwe kann ich nicht vor Zedler 1744 belegen. Es hat daselbst durchaus die moderne Bedeutung 'Frau deren Mann verreist ist', doch wird der Ausdruck als ein scherzhafter angegeben. Ebenso noch bei Adelung 1780, Campe 1810, Helms 1858; aber die Gleichung bei Flügel 1891 Strohwittwe: mockwidow (d. i. 'Scheinwitwe') läßt keine Accentuirung des Scherzhaften mehr erkennen, wie denn das Wort in der Tat heute schon vielfach zu einem ganz neutralen, ernsthaften Ausdruck geworden ist. Immerhin kann auch das moderne Wort Strohwitwe noch scherzhaft betont sein, aber der Witz liegt dabei in der aktuellen Tatsache des momentanen Mangels an sexueller Beziehung zum Gatten, keineswegs in einer älteren Bedeutung des Wortes.

Die am Ende des bezüglichen Artikels gegebene Definition bei Adelung 1780 'Strohwittwe... eine Person, welche keinen Gatten hat und doch keine Jungfer ist' wäre wichtig, wenn sie eine originale Aufnahme der Wortbedeutung darstellte; sie ist aber keine solche, sondern aus dem Vergleiche mit Graswitwe und aus dem volkstümlichen Gebrauch des Strohkranzes bei der Trauung schon vorher entjungferter Bräute geschlossen. Wörtlich ist sie bei Campe wiederholt.

Gegen diese bei Adelung 1780 zuerst ausgesprochene etymologische

Verbindung der Strohwitwe mit dem Strohkranze wendet sich der Verfasser des Artikels bei Krünitz 1841 aus dem zweifachen Grunde, daß 1. der Strohkranz eine ganz andere Bedeutung habe und daß er 2. auf das männliche Geschlecht (er denkt an Strohwitwer) keine Anwendung finde. Er selbst deutet das Wort vielmehr aus der Vorstellung des ausgedroschenen Strohs als etwas 'Leeren' und definiert Strohwitwe etymologisch 'eine Frau, deren Mann fehlt, dessen Stelle im Bette u. s. w. leer ist'. Unmöglich wie diese ist auch Heyne's sentimentale Erklärung aus 'Stroh' = 'ärmliches Lager'.

Kluge, dem die auf Graswitwe zurückgehende Definition des Wortes bei Adelung vorschwebt, hält Strohwitwe für eine Bildung nach Strohjungfer. Übersetzung des deutschen Wortes und zwar vermutlich nur mit der Bedeutung eben dieses, nicht mit den mehrfachen Bedeutungen des sonstigen dän. græsenke, ist die bei Falk und Torp nachgewiesene dän. Form straaenke.

Der Gebrauch des Strohkranzes bei der Trauung eines Paares, das die Hochzeitsnacht vorweggenommen hat, ist nach Zedler (1744) unter Strohbräutigam zum Jahre 1582 aus Nürnberg bezeugt, nach Schmeller-Frommann (1872) unter Strôjungfer aus Bayreuth z. J. 1726, woselbst auch der Terminus Strohkranzgeld, d. i. die Ablösungssumme der schimpflichen Strafe, sich findet. Mit einem Strohkranz und Strohzöpfen für den weiblichen Teil, Strohmantel für den männlichen, wurde nach Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2, 216 das sündige Paar noch am Ende des 18. Jhdts. zu Rottenburg a. N. vor der Kirche an 3 Sonntagen zur Schau gestellt, mit Strohkranz, beziehungsweise Strohdegen im Saulgau.

Aehnliche, z. T. noch schärfere Strafen enthält die Magistratsverordnung von Rottweil 1762, Birlinger ebenda 217 ff., Herumführen mit strohenem Kranze und Zöpfen von Weibsbildern, die sich mit Soldaten vergangen, weist derselbe Alemannia 2, 125 aus der Baar nach: Decretum v. J. 1754.

Aufsetzen einer Haube für den weiblichen Teil, nach der Trauung des Paares, verzeichnet das Zeitzer handelbuch 1576—78, mitgeteilt von Bech Germania 27, 181, und auf eine solche Haube, von der nicht gesagt ist, woraus sie gemacht war, bezieht sich der Posten in der Zeitzer Kämmereirechnung v. J. 1582: 1 gl. vor ein haubenn einer ströbrautt.

Aus dem Zusammenhalt dieser Nachrichten ergibt sich die Begriffsbestimmung für die strobrute von Chemnitz v. J. 1399 ganz im Einklange mit den Mitteilungen Zedlers als weibliches Pendant zum Strohbräutigam.

Daß aber diese Ausdrücke aus dem Gebrauche des Strohkranzes erflössen, folgt daraus nicht.

Der Strohkranz, -mantel, -degen, die Strohzöpfe, oder der Strohmann, den nach Zedler 1744 öffentliche Dirnen bei der Landesverweisung

20*

auf dem Rücken tragen mußten, kann nicht nur an sich als ein Symbol des Unechten, Wertlosen betrachtet werden, das zur Verspottung desselben dient, sondern es kann das Symbol geradezu aus jenen tatsächlichen Voraussetzungen genommen sein, aus denen auch die bezüglichen Namen geschöpft sind, ein illustratives Symbol, das die Gelegenheit des Fehltrittes zum sprechenden Augenschein bringen soll.

In diesem Falle nun werden wir weniger auf Schmeller-Frommanns Nachricht vom Stroh als Kindbett rekurrieren, als vielmehr mit größerer Wahrscheinlichkeit in Übereinstimmung mit dem Ausdruck grasswedewe auf den Strohschaub als Unterlage der illegitimen Vereinigung. Von diesem Strohlager werden die Bezeichnungen strôbrût, strôjungfer, strohdiendle ausgehen, nicht anders wie die Ausdrücke für illegitime Kinder Bankert und Bastard die Gelegenheiten widerspiegeln, bei denen sie gezeugt sind.

Der letztere Ausdruck in den deutschen Volksliedern aus Kärnten S. 249:

Nr. 1111, 1: Das Diendle ban Zaun,
singt niemer gugu!
w'rum singst du denn niemer
du Strohdiendle du!

hat sicherlich die Bedeutung 'leichtfertiges Mädchen, das sich gerne aufs Stroh legt', ist also wohl mit dem Worte bei Schmeller-Frommann begrifflich gleich.

In die Kategorie dieser Ausdrücke muß auch die oberdeutsche Strohwitwe gehören und gleich der Graswitwe ursprünglich ironisch 'die Witwe nach dem illegitimen Beilager auf dem Stroh' bezeichnen. Allerdings ist diese vorauszusetzende Bedeutung nirgends mehr bezeugt; wie bei der ndl. haeckweduwe finden wir hier nur die edlere, abgezogenere, in den höheren Schichten des Volkes entwickelte Bedeutung fixiert. Für den Ursprung des Wortes macht das natürlich nichts aus.

Hierzu sind die Masculina Strohwitwer von 1780 an, schwed. gräsänk, gräsänker, gräsenkling, engl. grasswidower bloße Movierungen und zwar alle auf der Stufe der nhd. Bedeutung des Wortes also 'Ehemann, der von seiner Frau zeitweilig getrennt ist'. Nur dem dialekt. schwed. gräsenkling kommen noch besondere Spezialisierungen 'Mann, dessen Frau im Wochenbett liegt', oder 'Bräutigam, dessen Braut gestorben ist' zu. Die maskuline Motion Strohbräutigam aber 1744 ex 1582 steht begrifflich auf der Stufe der strôbrût.

Studentendeutsch.

Von

Otto Ladendorf.

Das von Kluge neuerschlossene Gebiet der deutschen Studentensprache ist in letzter Zeit wiederholt Gegenstand eifriger Beobachtungen gewesen, die meist unmittelbar an sein grundlegendes Buch über „Deutsche Studentensprache" anknüpfen. Auch die folgenden Bemerkungen sind dadurch angeregt worden und sollen in erster Linie dazu dienen, eine Anzahl Ausdrücke genauer als bisher chronologisch zu fixieren und, wo dies noch nicht geschehen war, literarisch zu belegen. Doch habe ich auch einige von Kluge übergangene burschikose Worte und Wendungen älterer und jüngster Zeit hinzugefügt. Dagegen sind gleichzeitige oder spätere Parallelen zu dem bereits verzeichneten Belegmaterial nur in sparsamer Auswahl aufgenommen worden. Für einige der häufiger zitierten Schriften aus der von mir benutzten studentischen oder wenigstens studentisch gefärbten Literatur verwende ich folgende Abkürzungen:

Briefw. = Briefwechsel dreyer acad. Freunde. Ulm 1776.

Laukh. Leben = Laukhard, Leben und Schicksale. II (Halle 1792) und V (Leipzig 1802).

Carl Magnus = Ders., Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus. o. O. 1798.

Hauff = Hans Hofmann, Wilh. Hauff. Mit einer Sammlung seiner Briefe und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten Nachlaß. Frankfurt a. M. 1902.

Ich schicke ein paar Bemerkungen zu dem darstellenden Teil von Kluges Buch voraus.

Die Bezeichnung 'Saal-Athen' (Kluge, S. 7) finde ich bereits in einem Gratulationsgedicht Philanders von der Linde zum Jahre 1698 (Scherzh. Ged. 1713, 66). 'Pleiß-Athen' erscheint in Breitingers Satire „Der gestäupte Leipziger Diogenes" (Zürich 1723 = Gottscheds krit. Beitr. Stck. 14, 231). 'Leinathen' (Friedrich Mohn, Ged. 1795, 51).

Zu Kluge, S. 10 notiere ich noch 'Pandektenkauer' (Laukh. Leben II, 177) und zur Trunkenlitanei (Kluge, S. 22 ff.) verweise ich auf eine Stelle in Happels acad. Roman (1690) S. 977: „Meo palatui magis adblanditur Cerevisia Rostochiensis, Hamburgensis, Dantscher Dubbelt Bier, Preussnigk, Braunschwiegesche

Mumme, Kniesenack, Rommeltheiß, Hannoversch Brayhan, Englisch Bier, Zerbster, Torger, quam Kuckuck, Buffel, Rastrum, Klatsche; u. s. f." — 'Finkeljochen' überdies erklärt schon ein rotwelsches Wörterverz. (Neue Erw. III, 224) als Branntwein, entstanden aus 'Fünkling' (Feuer) und 'Jochem' (Wein). Einen interessanten frühen Beleg für 'burschikos' aber (Kluge, S. 48ff.) enthält ferner Breitingers oben genannter „Gestäupter Diogenes" (Krit. Beitr. Stck. 14, 235): „Purschikos leben ist nicht deutsch, weis nicht, ob es Leipzigisch ist? Das weis ich, daß kein politer Mann dasselbe braucht", 1723.

Die burlesken Bildungen auf -age (Kluge, S. 64) liebt auch Bogumil Goltz besonders. Vergleiche u. a. in seinem 'Buch der Kindheit' 1847 die scherzhafte Stelle (Reclamausgabe, S. 95) über die Leute, welche nicht wissen, was sich „für ihre Personage und Visage, für ihre Uniform und Kleidage, für ihre Hantierung und Apanage, für ihre Feigheit und Courage, für ihre Ökonomie und Menage recht schicken will."

Für die burschikose Vorliebe für französische und lateinische Präpositionen sei z. B. noch erinnert an Laukh. Leben II, 313 und 459 'en canaille besoffen' und an Gaudy (Reclamausgabe vom Tagebuch eines Schneidergesellen) S. 83: „per Droschke oder Lohnkutscher oder auch per pedem zu allen Thoren hinausgezogen". Vergleiche dazu die alte Wendung 'per Apostolorum Pedes' (Happel, S. 85).

Auch zu den Steigerungen durch Elativadverbien (Kluge, S. 68) merke ich einige Belege an: 'kreuzbrav' (Laukh. Leben II, 458), 'kreuzdumm' (ebenda II, 182), 'kreuzfidel' (Auerb. Ges. Schr. I, 372 und Herm. Kurz, Ges. W. X, 14).

Zum Wörterbuch der Studentensprache.

abhunzen = ausschimpfen: Laukh. Leben V, 179.
abluchsen (den Leuten das Geld): Carl Magnus, S. 120.
abtrumpfen = abkanzeln: Tintenfäßl (1745, 6 „ansunst ich den Respeck für enckre schöne Gsichterl an Nagel hang und enck braf abtrumpff") und Laukh. Leben II, 154.
Affenschande: Joh. Scherr, Blücher III, 36 (1863) und sonst, ferner Hoffm. v. Fallersl. (Ges. W. V, 246 'Affenschande treiben').
angestiefelt kommen: Langbein, Ged. 1788, 270.
aufstecken = aufgeben: Hauff S. 177 „Cocles hat seine Liebe aufgesteckt".
ausmisten = im Spiel ausplündern: Laukh. Leben V, 20.
bauen = zustande bringen (z. B. sein Examen, seinen „Doktor", eine Arbeit), modern.
bemogeln: Hauff, S. 270, 271.
bemoost: Freih. von Auffenberg 1813 (Sämtl. W. XX, 66 eine Commission von „bemoosten, fidelen Brüdern") und Eichendorff 1833 ('Die Freier', III 3. Szene „alter bemooster Tertianer").
benebelt: Carl Magnus, S. 136, 137.
beschummeln: Neue Erw. der Erkenntn. u. des Vergn. III, 478 (1754) heißt es in Lieberkühns humorist. Epos 'Der Grenadir': „So lacht ein Jude, wenn er den Christen mit Vorsatz beschummelt" und dazu S. 490 die erläuternde Anmerkung: „Beschummeln? wie accurat! Betrügen schickte sich nicht so gut. Betrügen heißt: wenn ich Jemanden ganz und gar um

das seinige bringe. Beschummeln, wenn ich zwar etwas, aber nicht von gehörigem Werte erhalte."
bespitzt: Laukh. Leben V, 49 „etwas betrunken, oder nach studentischem Ausdruck 'bespitzt'."
Bier: 'Bierspiel' (Hauff, S. 177 und 178), 'Bierstiefel' (Herm. Kurz VIII, 206, 1836: „zu den schäumenden 'Bierstiefeln' abzuziehen"); vergleiche auch die modernen Bildungen: 'biereifrig', 'Biereifer', 'Bierkarte', 'Bierminuten', 'Biermimik', 'Biermusik', 'Bierzeitung' u. s. w.
Bleistift: Eichendorff in der Novelle 'Die Glücksritter' (1841) 1. Kap. Suppius und Klarinett: „Die Stange, die er einen Bleistift nannte."
breiter Stein: Zachariä, poet. Schr. 1765 I, 42 (Renommist): „Du wirst den Offizier von breiten Steinen schmeißen".
Bulle = Pedell bei Auffenberg (XX, 23 „Herr Gott! Die Bullen nahen schon". Freiburg 1814. Ebenda S. 66 „Traten herein mit dem Bullen-Pedellen", 1813).
Cerevis: Hauff, S. 272 'Auf Cerevis!'
Corpsbursch: Ebenda S. 204 (1822).
dicke thun = renommieren: Laukh. Leben V, 164 und Hauff (Cottasche Ausgabe V, 159).
Donna: Laukh. Leben V, 194.
draufsetzen (ein Getränk): Stoppe 1732 (Der Parnaß im Sättler, S. 498 „Ein Paar Indianische Vogelnester davor gefressen und eine Weinchocolade drauf gesetzt".
Dulcinea: Laukh. Leben II, 55, 64 und öfter. Vergl. Eichendorff, Krieg den Philistern! (1823) 2. Abenteuer „Ein irrender Verliebter, Der seiner Dulzinea Haus verfehlt".
Etceterae: Laukh. Leben II, 150: „So heißen die Huren bei den Leipziger Studenten".
fachsimpeln = ein fachwissenschaftliches Gespräch führen, modern.
famos: Vergl. Gaudy, Tageb. eines Schneidergesellen (Reclamausgabe S. 18): „Notabene: Das Wort famos ist jetzt modern und muß so oft als möglich angebracht werden".
Festivität = Festlichkeit: Laukh. Leben V, 211 und Hauff, S. 221 (1825).
Feuerreiter (Spitzname der Tübinger Burschenschaft): Vergl. Hauff, S. 185 'Feuerreiterlied' (1824).
fideler Bruder: Das Neueste aus d. anm. Gelehrs. 1757, 899 enthält folgendes Referat Gottscheds über das burschikose Epos 'Die Ritter und die Riesen' (1756): „Es müsse einen fidelen Bruder (ist, soviel wir wissen, eine jenische Redensart) schmerzen, wenn er sieht: daß der Mucker und Stubensitzer, mit dem er auf Akademien kein Glas Bier getrunken hätte, nach wenigen Jahren das wird, was er wohl alle Tage werden kann, aber niemals wird." — Vergl. Briefw. (1776) S. 110: „Wer mitmacht, heißt ein ehrlicher, fideler Kerl; wer nicht mitmacht, ein Knicker oder Kopfhänger".
fidel: Vergl. 'Fidolia' (Tübinger Verbindung) Hauff S. 177.
forsch: Ebenda S. 204 und 205 (1822). Auerb. IV, 157.
Fraß: Carl Magnus, S. 158 „es war ein wahrer Bauerfraß".
frikassiren: Laukh. Leben II, 227. Siehe auch Krit. Beitr. Stck. 14, 235: „einen mit dem Obergewehr zur Fricaffee machen", 1723.
Gang (beim Duell): Happel (1690) S. 962.
Gassen treten: Ebenda S. 861 „stutzen und braviren, Gassen tretten, und sich balgen".
geschossen sein (verliebt sein): 'Harlequins Hochzeitschmauß' (1693) = Ellingers Neudruck S. 60.
Gottfried (Studentenrock): Hauff, S. 205 (1822).
grölen = laut, brüllend singen: Laukh. Leben II, 111 „grölten Burschenlieder" u. ö.

Hauptkhackfch = Zotenreißer: (Kotzebue) 'Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn' o. O. 1790, 10 „Riebel war mit ein Haupthackfch".
Hausmöbel = Informator: Laukh. Leben II, 447.
herausbeißen, sich = hübsch, elegant aussehen: Hauff, S. 273 „Die feine Wäsch', die gestickte Mütz, Das beißt sich heraus, potz Donner und Blitz".
Hieb haben: Hauff (Hempel) VII, 45 (Mem. des Satans 1826): „schien mir einen kordialen Hieb zu haben".
Hinterbeine (auf die Hinterbeine treten) = sich weigern, Umstände machen: Langbein (Goedike) X, 53 „halt ihn beim Wort, eh' er wieder — mit Respekt zu sagen — auf die Hinterbeine tritt", 1802.
Hund (auf dem Hunde sein): Laukh. Leben V, 183. Brentano (Ges. Schr. 1852) V, 463 und Gaudy, Tageb. S. 79. — 'auf den Hund setzen': Hauff, S. 272. 'nobler Hund' = nobler Kerl, modern.
Hundshaare auflegen: Vergl. Lessing (Lachm.-Muncker) XVI, 66 = 'il faut prendre du poil de la bête'.
Hundsvogt: Happel (1690) S. 471, 959 u. ö.
Jungburschensemester: Hauff, S. 177.
Juxerey: Laukh. Leben II, 306.
Kalle (Geliebte): Hauff (Hempel) VII, 143, 146 u. ö. 1826.
Kanone = Bierkrug: Laukh. Leben V, 277 „bekanonirten mich, das ist, sie besetzten meinen Arresttisch mit großen Breyhanskrügen, Kanonen genannt".
Kapitolium (Kopf): Krit. Beitr. Stck. 14, 235 „Einen Treffs auf sein Capitolium kriegen", 1723.
Karzerknecht: Briefw. S. 348, 353 u. ö. Laukh. Leben II, 157.
knacken = „schwänzen", versäumen, z. B. den Frühschoppen ꝛc., modern.
Knaster (altes Buch): Laukh. Leben II, 280.
Kneipe: 1. = geringe Schenke, z. B. 'Bierkneipe' (Laukh. Leben II, 466), 'Branntweinskneipe' (ebenda II, 230; V, 245), 'Schnappskneipe' (ebenda II, 236, 291; V, 98), 'Soldatenkneipe' (ebenda II, 256, 258). — 2. = Studentenwohnung: Hauff, S. 204.
Kneipchen: Bereits bei Langbein im ironischen Sinne zu belegen (Ged. 1800) II, 103 „Dieß saubre Kneipchen war zugleich die tollste Spielerbude".
Kneipenhalter = Wirt: Laukh. Leben V, 112, 306. 'Kneipenwirth' (Carl Magnus, S. 334).
Kneipier: Laukh. Leben V, 102, 106. 'Kellerkneipier' (ebenda S. 105).
Knoten = Bürger und Handwerksburschen: Rebmann, 1795 ed. Wustmann, S. 87.
Kommers: Briefw. S. 110 „ein vorgeschlagenes Commerce, wie mans nennt," u. 225 (1776).
koram: Laukh. Leben II, 179, 233. 'Minchen . . . kriegte ihren Herrn Papa coram' (Großmann, 'Nicht mehr als sechs Schüsseln' 1785, 87 oder schon 1777.
Krakeel (anfangen): Happel (1690) S. 48.
Kraßheit: Hauff, S. 176 „Arge Graßheit".
Kritik: „unter aller Kritik" (Heidecke, 1783 ed. Wustmann, S. 69).
Küchendragoner: Kalisch, '100 000 Thaler' 1850, 66.
Ladenschwengel: Laukh. Leben II, 147 und Gaudy, Tageb. S. 82.
Leder: Großmann, S. 89 „soffen ihm . . . aufs Leder". Laukh. Leben V, 108 „aufs Leder zu reden".
massiv: Briefw. S. 60 „deutsch, geradezu, man könnts massiv im guten Verstand nennen", 1776.
mimen = liebeln, poussieren, modern.
Mist: Laukh. Leben II, 143 „auf dem Mist krepirt".
Mohren = Ängste (Hauff, S. 204 „Von Mohren hart gequält", 1822).
Moneten: Laukh. Leben V, 190.
nachreiten („Schwänze"): Gutzkow 1842 (Ges. W. XII, 219). Vergl. 'Acten-

reiter' = Gerichtsverwalter (Langb. Ged. 1788, 310), 'Kollegienreiter' 1836 (Herm. Kurz VIII, 190).
Naturkneipe = Sommerfrische (1860 Goltz, Typen der Gesellschaft 3. Aufl. II, 168). Ferner ebenda I, 17 „gemüthlich Natur zu kneipen".
Necessitäten (verrichten): Laukh. Leben V, 109, 112.
Nymphe: Laukh. Leben II, 259 'Bordelnymphen'; II, 82 'Grasnymphen'; II, 113 'Kornnymphe'; Carl Magnus S. 88 'Sumpfnymphe', S. 199 'Theaternymphen'; Laukh. Leben V, 29 'Freudennymphen'; V, 134 'Gassennymphen' u. s. w. — Vergl. 'Nymphenjäger' (Langb. Ged. 1800 II, 102).
pecciren = Unrecht verüben: Laukh. Leben II, 120.
per (sein) = fortgegangen sein: Hauff, S. 136 (1821).
pereiren: 'Das Neueste a. d. anm. Gel.' 1757, 903. Briefw. S. 173 'pereiren lassen', 1776. Laukh. Leben V, 307 'Pereat's schreien', „pereat tief! tief!", S. 308 'Perificanten'.
Pfiffiker: Laukh. Leben II, 191. 'Pfiffikus' (Eichendorff 1833, 'Viel Lärmen um nichts').
Pflastertreten: Happel (1690) S. 479.
Pikesche: Briefw. S. 224 (1776).
piekfein: Goltz, Typen d. Ges. II, 148 „pikfeiner Bock", 1860.
prae: Laukh. Leben II, 415 „Das Prä hat, wie man sagt".
präsidiren: Laukh. Leben II, 182. „Präses eines Burschenkomments", ebenda S. 183.
qualmen = (Tabak) rauchen: Laukh. Leben V, 218. Gaudy, Tageb. S. 63.
regaliren („mit Koffee"): Laukh. Leben II, 83.
sauwohl: Goethe, 'Schweiz 1775' (Weim. Ausg. III Abt. 1. Bd. S. 4).
Schiedunter = Unterschied (Tintenfäßl 1745, 4).
Schmierax (Sudler): Laukh. Leben II, 496.
schnörpeln (Abendbrot rc.) = „schinden", modern. Auch 'Schnörpelbruder'.
Schnurre = leichter Rausch: Laukh. Leben II, 221, 238, 267.
schnurrig: Laukh. Leben II, 249, 459; V, 100, 189 und 79 „da es . . . sehr schnurrig zugeht".
Schwachmatikus: Bereits 'Doctor Bahrdt' (1790, 74). Siehe auch Heine, 1846 „Solche schwachmatische Stimmung" (L. Assing, Aus d. Nachl. Varnh. 1865, 256).
Schwanz (im Physikum, im Doktorexamen rc.) = eine noch nachzuholende Prüfung, modern. Vergl. auch Laukh. Leben V, 111 „zu prellen, oder per Schwanz, wie man sagt, von der Universität abzufahren".
Schweinigeleien: Laukh. Leben II, 343.
Spazierhölzer (Beine): Laukh. Leben V, 195 „Hölzer des Spazierens", Auerb. III, 17.
steigen: 1. 'ins Examen', modern. 2. 'in die Kanne, ins Glas' = pro poena trinken oder „spinnen". 3. 'Lied steigt und fällt' (= beginnt und endet), auch 'Mensur, Bierskandal, eine Rede, eine Aufführung steigt', modern.
Stürmer: Laukh. Leben V, 311 „Stürmer, Uniformen, Kanonenstiefel", wozu der Verfasser beim ersten Wort anmerkt „Hüte, wie man sie im Jahr 1672 in Spanien getragen hat". Hauff, S. 205 (1822).
Suite: Vergl. die Zusammensetzungen 'Sauerkraut-Suite' und 'Hunde-Suite' (Auffenb. XX, 20 und 65).
toben = einherstürmen, modern.
trübe = mißlich, unbefriedigend, modern. z. B. 'trübe Geschichte', 'trüber Betrieb'.
Ulrich rufen = sich erbrechen: „er ruefft dem St. Ulrich, wan sich ainer vollgsoffn hat, daß er sich speyben thuet" (Tintenfäßl 1745, 20).
verjubeln: Laukh. Leben II, 387 „verjubelten ihr Geld".
verkeilt in jem. = verliebt in jem. Hauff, S. 178.
verlöten = trinken, ganz modern.

verschossen (verliebt): Laukh. Leben V, 102 und Auerb. III, 125.
Verschiß: Hauff, S. 177 „Verschißgeschichten".
Witz, schlechter: Auffenb. XX, 21. Hauff, S. 199 (1824).
Wuchtereyen = Prellereien: Laukh. Leben V, 112.
Zotologe: Laukh. Leben II, 321, 343 u. ö. 'Oberzotologe' V, 110.
zulegen, sich: Stoppe 1732 (Der Parnaß, S. 307 „Der Nachwelt und der Erben wegen Verlohnt sichs nicht der Müh' sich eine Liebste zuzulegen"). Gaudy, Tageb. S. 54 „einen Haarbeutel sich zuzulegen".
zuschanzen: 'Karrikaturen' 1788, X 'eine Frau zuschanzen'. Gaudy, Tageb. S. 7 „seinen Landsleuten einen zweiten Fund zuzuschanzen".

Zum Schluß sei noch auf Genthes Sammlung „Deutsches Slang" verwiesen, die eine große Anzahl moderner studentischer Ausdrücke mit enthält.

Zur Studentensprache.

Von

Karl Müller.

Der lustige Philosophus 1734, S. 186 f.: Ein Mädchen heißt bei den Studenten bald Land-Viole, bald Stüntzken oder Covents-Stümke, bald Fräulein Grobspoon u. s. w. Ist sie braun, so muß sie eine Mond-Finsterniß oder Traan-Pulle heißen, ist sie weiß, Bläßchen (wie die Hunde), ist sie schwarz, eine Zigeunerin. Ist sie groß, ein Elephant, ist sie klein, ein Zwerg. Dürre: Lesch-Papier. Dick: ein Rantzen. Laufft sie vor dem Manns-Volck, so ist sie eine schüchterne Magen-Ratze. Bleibt sie stehen, so heißt sie ein Studenten-Kloß.

Ebenda S. 294: Ein junger Student heißt bald Spulwurm, bald ein Pennal, ein Schulfuchs, ein zweibeinichter Hahn, ein Academischer Schaafs-Käse, ein Mutter-Kalb, ein Säugling Quasi modo genitus. De origine horum nominum v. Heider, Orat. I de Vulpecul. Scholast. p. 16 et p. 13. Paullini Zeitk. erb. Lust part. I, them. 67.

Vergl. S. 306: Hier wurde nun das Rundatinelula mit vollem Halse abgesungen und das liebe Bier haustikŭs und florikŭs hineingegossen. — S. 44: Er hatte tapfer und haustikŭs getrunken.

Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern.[1]

Von
Oscar Hauschild.

1. Verstärkungen von „nackt".

Wie im Laufe der Zeiten bei manchen Begriffen die Verstärkungen wechseln, dafür ist das Wort nackt ein lehrreiches Beispiel. Im 13. Jahrh. erscheint blutnacket bei dem Dichter Frauenlob (Heinrich von Meißen). Dieses blut, das bereits für blutjung in Anspruch genommen wurde (Progr. S. 13), ist so viel als blutt, eine Nebenform von blôz, wie denn auch das umgekehrte nacket-blôz im Mhd. nicht selten ist. Die Verstärkung wird durch Nebeneinanderstellung zweier Synonyma bewirkt. Das Wort hat sich in der Schweiz, wo überhaupt viel altes Sprachgut bewahrt ist, erhalten und findet sich hier als bluttnackig, nackedigblutt, bluetsnacket (so auch in Tirol) 2c. Die Anlehnung an Blut konnte ja nicht ausbleiben. — Der einfach-natürlichen Denkweise der Zeit entspricht mhd. hendeblôz, eine Zusammensetzung, die auf der Redewendung blôz sam ein hant (z. B. Erec 5400) beruht,[2] vgl. franz. nu comme la main). Ähnlich sagte man von Luther etwa bis ins 18. Jahrh. fingernackt, verst. fingerfasennackt; vgl. die Ra. der Siebenbürger Sachsen 'er ist wie mein Finger' d. h. bloß, arm. (Frommanns Ztschr. V. 30). In Schlesien ist nach Weinhold (Beitr. z. e. schles. Wbch.) fingerstabenackt noch sehr häufig. — Von schöner Einfachheit ist auch muoternacket (muoterbar, muoterblôz), das zuerst im Ausgang des Mittelalters, besonders in religiösen Schriften erscheint und vielleicht biblischen Ursprungs ist (vgl. Hiob 1, 21; Pred. Salom. 5 ,17). Das Wort ist leider seit etwa hundert Jahren aus dem Hochdeutschen verschwunden. Noch im Brem. Wbch. (1767) werden Formen wie fadennackt mit mutternackt erklärt. In oberd. Mundarten, besonders in der Schweiz, ist das Wort noch lebendig. Der Vergleich 'nackt wie aus Mutter Leibe gekommen', wird im Mhd. nicht selten ausgesprochen, so in der Krone des Heinrich v. d. Türlin 28638: die aller hande kleider bar und nackent wâren als sie ir müeter

[1] Ergänzungen zu der Abhandlung „über die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen" (Prg. des Wilhelm-Gymnasiums zu Hamburg 1899).

[2] Die Lesart D im NL. 1066, 3: bî im waere Kriemhilt he*m*deblôz bestân, die J. Grimm (Germ. II. 300) verteidigt, ist zu verwerfen.

gebâren. Ähnlich ist die franz. Ra. nu comme il es sorti du ventre de sa mère und unser 'nackt wie ihn Gott erschaffen'. — Vereinzelt ist mhd. beim Stricker nadelnackt (bis auf die letzte Nadel am Kleid entblößt?). — Etwa seit dem 17. Jahrh. verbreitet sich fadennackt (auch fasen-, faser-, faselnackt). Auch dies erklärt sich einfach 'bis auf den letzten Faden entblößt' oder besser 'so daß man keinen Faden eines Gewandes mehr am Leibe hat'. Mhd. Stellen lassen über die Richtigkeit dieser Erklärung keinen Zweifel, z. B. Meier Helmbrecht v. 1201 f. er lât niht an ir lîbe einen vaden vor ir scham und später aus den Sprüchen des Hans Folz (in Haupts Ztschr. 8, 526): nun hab ich nirn kein faden an, soll ich nacket gen kirchen gân?

Mehr Schwierigkeiten macht splitternackt (splinternackt), meist splitterfasernackt. Die Heimat des Wortes ist das Niederdeutsche.[1] Nach Heyne im Wbch. ist Splitter eine nieder- und mitteldeutsche Bildung zu spleissen, die ins Mhd. eindringt (die eig. mhd. Form ist spelten zu spalten) und im Obd. noch im 16. Jahrh. der Erklärung bedürftig erscheint. splinter ist die ndd.-ndl. nasalierte Form zu splitter (zuerst belegt 1605, Weigand). Da nun fast auf dem ganzen niederd. Sprachgebiete splinternackt gesagt wird, so haben einige diese Form für die ursprüngliche gehalten und sie für ein Mißverständnis aus splintnackt erklärt. In der That wäre der Vergleich mit dem hellfarbigen, weichen Splintholz, das nach Entfernung der den Baum bekleidenden Rinde sichtbar wird, so passend als möglich. Jedoch ist splint eine jüngere Nebenform (18. Jahrh.?) zu dem älteren Spind (ahd. mhd. spint), splitternackt dagegen erscheint nach Weigand bereits im Mnd. des 15. Jahrh. (Sündenfall 1001). Wenn es uns nun schwer werden möchte, den frisch abgefallenen Splitter als Zeichen völliger Nacktheit für ein sehr anschauliches Bild zu halten, so bliebe der Ausweg, daß splitternackt eine irrtümliche Übertragung von splitterneu aus wäre. Für 'neu' ist die Verstärkung durch splitter- weit verständlicher als für 'nackt'; auch ist die Stellung von splitterneu durch das dem Sinne nach gleiche mhd. spânniuwe mehr gesichert. Aber auch das ist nicht wohl möglich, denn splitterneu ist erst seit dem Ende des 17. Jahrh. belegt, und es ist schwerlich anzunehmen, daß die Entstehungszeit des Wortes viel weiter zurückliegt. Wir werden uns daher bis auf weiteres mit dem Gedanken befreunden müssen, daß wirklich der frisch abgefallene Splitter zum Sinnbild des völlig Nackten genommen wurde.

Pudelnackt,[2] das in Nord- und Mitteldeutschland allgemein ist, wird gewöhnlich erklärt, 'so nackt wie ein geschorener Pudel'. Diese Vor-

---

[1] dän. splitternögen, schwed. splitternaken. Die Form splinternackt bei Schütze (Holstein), Brem. Wbch., Hönig (Köln), Schambach, Strodtmann. In Thüringen splinter-, neben splitternackt. Im Obd. scheint das Wort im Volke nicht gebräuchlich zu sein, dafür fadennackt.

[2] Nebenformen: puttelnackt (Grimm, Gram. II. 572), pul-, pudernackig (Schmid, westerw. Id.).

stellung liegt jedoch nicht nahe genug; eher denkt man beim Pudel an einen Hund mit langen, zottigen Haaren, wie auch pudelrauh in Baiern für 'haarig, zottig' gesagt wird. Das verst. pudel- wird von pudelnass, pudelnärrisch übertragen sein, wo es zu Recht besteht, denn der drollige Pudel gehört zur Klasse der Wasserhunde (canis aquaticus). Sinnlose Übertragung eines Verstärkungswortes bei gleichem Anlaut der Grundwörter ist nichts Seltenes, z. B. wird im Hennebergischen nach kitzegrau, katzegrau auch kitzkatzegrob gebildet.

Weniger bekannt ist stabe(l)nackt,[1] zuerst belegt aus den Schriften des schles. Ritters Hans von Schweinichen (16. Jahr.). Es gehört zu mhd. staben = starr, steif werden. Die Verstärkung zeigt sich besonders noch bei 'närrisch' und 'Geck'. Ein Stabelgeck ist nach Woeste ein Erzgeck. Das Wort kommt demnach in dieser Verwendung dem Sinne von Stock nahe, und stabenackt wäre ungefähr = stocknackt (Brem. Wbch.).

2. tot.

Eine eigentliche Verstärkung des Begriffes 'tot' wird aus dem Mhd. nicht überliefert. Im Nhd. scheiden sich die Verstärkungen des Wortes in zwei Gruppen. In der älteren Zeit sucht man das Starre, Steife, Unbewegliche des toten Leibes auszudrücken. Die eingetretene Totenstarre, die beim Scheintode ausbleibt, ist ja das sicherste Anzeichen dafür, daß der Leib völlig tot ist. So findet sich bei Hans Sachs und noch bei Abraham a Santa Clara und bei dem Schlesier Gryphius der Ausdruck steintot, der zwar bei uns wieder verschwunden, aber in anderen germanischen Sprachen noch vorhanden ist (vgl. engl. stone-dead, schwed. sten-död, dän. stock-stên-död).

Dieselbe Eigenschaft wird hervorgehoben in dem ebenfalls schon aus dem 15. und 16. Jahrh. bezeugten racktot, später in Mundarten racke-, racken-, rackertot. Der Stamm rack, den wir in unserm ragen (ahd. rakôn, mhd. ragen) und in recken wiederfinden, bedeutet 'starr, steif', vgl. 'zudem ist der nüchterne Leib — gleichsamb rack, starr und kalt'. (Lünemann, deliciae calendariographicae 1654, nach Frischbier, Preuß. Wbch.). Das niederd. Wort racker, als Schimpfwort in gemilderter Bedeutung später überall verbreitet, bedeutet ursprünglich den Henker, entweder von seiner Thätigkeit, die Leiber der Opfer auf der Folter zu strecken, oder davon, daß er sie in jenen Zustand der Todesstarre versetzte. In Hamburg nannte nach Richey das Volk im 18. Jahrh. den Tod scherzweise Rekkebeen. So heißt auch (nach Grimm, Myth. II 812) im deutschen Schlemmer, einem Drama des 16. Jahrh., der Tod der bleiche Streckefuß oder Streckebein. — Das alte racktot ist besonders noch am Rhein, in Mitteldeutschland und in Baiern verbreitet. Vielfach versteckt es sich auch hinter volksmäßigen Entstellungen. So ist es im Hennebergischen als mauseverrecktot angeschlossen an verrecken, das

[1] Grimm a. a. O. und Nachtrag, westerwäldisch; vgl. schles. finger-stabenackt (Weinhold, Beiträge).

sonst in gemeiner Rede vom Verenden der Tiere gebraucht wird und ebenfalls auf jenes ragen = 'im Tode erstarren' zurückgeht. In Sachsen, Baiern und Böhmen auch mausedreckeltot, in Thüringen rappelmausetot, Henneb. mausrappeltot.

So ist das sinnreiche racktot im Volke fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt und dafür auf dem ganzen deutschen Sprachgebiete das unverständliche mausetot herrschend geworden. Wie erklärt man sich nun die Entstehung dieses merkwürdigen Wortes? Das DWb. — die angeführten Stellen gehen nicht über das 17. Jahrh. zurück — giebt auf Grund einiger Wörterbücher aus dem 18. Jahrh. die Antwort: 'so leicht getötet wie eine Maus, mit einem Schlage tot'. Aber wie läßt sich 'leicht getötet' und 'völlig tot' in Einklang bringen? Wenig befriedigt auch die Erklärung Toblers (bei Frommann V. 20), der Maus als bildliche Bezeichnung des Kleinsten faßt und erklärt: 'bis auf das Kleinste, d. i. gänzlich tot'. Solche, die überall mythologischen Ursprung wittern, meinen, unter 'Maus' sei hier die menschliche Seele zu verstehen, die ja in der Volkssage oft als Schlange, Wiesel oder Maus aus dem Munde schlafender Menschen herauskommt. (Grimm, Myth. II. 789). Ein solches Geschichtchen, das mausetot erklären soll, wird z. B. in Prätorius' Weltgeschichte S. 40 erzählt (vgl. Grundriß der germ. Phil. I. 1009.) — Am meisten Beifall hat gefunden, was Andresen (Volksetymologie 6. Aufl. S. 25 f.) über das Wort sagt: „Die aus ndd. Gegenden nachweisbaren Ausdrücke poggedôd (paddendôd) und huckedôd, wo Frosch und Kröte anstatt der Maus stehen, leisten die sicherste Gewähr, daß die wörtliche Erklärung allein richtig ist. Die genannten drei Tiere, insonderheit Mäuse, sieht man zumal auf dem Lande häufig tot liegen; ja Mäuse und Kröten schlägt der westfälische Bauer tot, wo sie sich finden". Der letzte Satz wird bestätigt in einem Artikel der Gaea XXXV. Heft 11 (1899) S. 699. Bei alledem bleibt unerklärt, wie aus der Häufigkeit des Anblicks toter Mäuse 2c. oder aus der Gewohnheit, diese Schädlinge überall totzuschlagen, eine Verstärkung für 'tot' = 'gänzlich tot' entstehen konnte. Vielleicht liegt eine Ra. 'ich schlage ihn tot wie eine Maus, Kröte 2c.' (eig. wie man eine Maus 2c. totschlägt) zugrunde, ähnlich der bekannten Drohung 'ich schieße ihn nieder wie einen tollen Hund'. Aus 'tot wie eine Maus' konnte irrtümlich mausetot zusammengezogen werden, dessen erster Teil allmählich als Verstärkung empfunden und gebraucht wurde.

3. klein.

Hier herrschen drei Formen, alle echt volksmäßig alliterierend: auf niedersächsischem Sprachgebiete lüerlüttj, in Mitteldeutschland, jedoch dem genannten vielfach die Herrschaft streitig machend, klimperklein mit allerlei Nebenformen, endlich im Oberdeutschen ein Schwarm z. T. ganz verderbter Nebenformen, die sich aber sämtlich auf wunderwinzig und kleinwinzig zurückführen lassen.

Für luerlüttj oder anklingend lüerlüttj, das besonders in Schleswig-Holstein gebraucht wird, aber auch für Bremen, Hamburg und die Altmark bezeugt ist, liegt eine durchaus einwandfreie Erklärung vor. Müllenhoff in seinem Glossar zu Klaus Groths Quickborn leitet es ab von lûr, ahd. lûdra, die Windel. Lure bezeichnet in Hamburg allgemein das sog. Steckkissen.

Größerer Verbreitung erfreut sich klimperklein. So lautet das Wort im ganzen westlichen Teile des Niedersächsischen, ferner am Mittelrhein, in Hessen, Thüringen und Posen; in Thüringen daneben auch klipperklein wie im Ostfränkisch-Hennebergischen. Nach Süden zu entstehen, wie sich erwarten läßt, Mischformen wie klipperwinzigklein im Hennebergischen. Was ist klimper? fragt Hildebrand im DWb. Schon die Unbeständigkeit der Formen deutet darauf hin, daß wir eine lautmalende Bildung vor uns haben. Ganz kleine, harte Gegenstände klimpern oder klippern beim Aufwerfen, größere klappern. Man sagt ebensowohl Klippern gehört zum Handwerk als Klappern gehört zum Handwerk. Viele Wörter, die Kleines bezeichnen, führen auf die lautmalenden Silben klipp-, klick-, plick- &c. zurück. So sind Klickern (in Hessen Klimpern) die kleinen Kugeln, mit denen die Knaben im Frühjahr auf der Straße spielen. Vgl. Klippkrämer, Klippwerk, Klipperschulden, Klippschule (pomm. Plickschulden, Plickschoole).[1]

Für das Oberdeutsche ergiebt sich folgende Musterkarte:

schweiz. munzigklein, kleinmunzig, mundermunzigklein.
schwäb. kleinwunzig, kleinwunderwinzig, wunderwinzig, wuderwunzig, kleinmunzig.
tirol. kleinwinzig, winzigklein, kleinwuderwinzig.
bair.-österr. kleinwinzig, wunderwinzig (mit den Entstellungen: budewinzig, kleinbudewinzig, budewunzig, uderwinzig, urwinzig, kleinurwinzig (österr. auch kungunderwinzig!)
Dazu Hessen: wunnewinzig. Westerwald: wunnerwinzig.

Daß für alle zusammen wunderwinzig (kleinwinzig) die Grundform ist, selbst für das schweiz. munzig,[2] wird man nicht bezweifeln

[1] Eine andre Nebenform ist klintzerklein (Posen, nach Bernd), bei Phil. v. Sittewald, Ges. 1. 63 klintzerliklein (Vilmar, hess. Jd. S. 207); in Leipzig klinserklein (Albrecht); im Odenwald klinzeklein (F. W. Nagl. Ztschr. 2. Heft S. 162). Da nach Vilmar a. a. O. in anderen Gegenden Deutschlands (wo?) auch klinkerklein vorkommt, so würden die genannten Formen in demselben Verhältnis zu klimperklein stehen wie klumpfuss: klunzfôt (Altmark): klunkfôt (Pommern) vgl. auch Slump neben Slunz (Danneil, Nachtr. 274). Lehrreich ist besonders der Vergleich von klumper und klinse (rima) im DWb., die ganz dieselbe Art abweichender Formen zeigen.

[2] U. a. wird durch obige Aufstellung auch der Vermutung Toblers (bei Frommann V. 181) der Boden entzogen, daß munzig mit dem schweiz. munzen = kleinen Kindern mit dem Munde vorkosten, zusammenhänge. Über die Vertauschung von m und w im Anlaut vgl. Weinhold, alem. Gr. § 166b, 168b.

können. Wie schon die Auswahl des Verstärkungswortes an und für sich oft dem Gleichklang zuliebe geschieht, so wirkt das Streben nach Angleichung auch nachher noch weiter, vgl. besonders lürlüttj, wunnewinzig und wuderwunzig.

Die alte Bedeutung von klein (fein, zart, dünn) zeigt sich noch in haarklein, das wir nur noch in der Ra. 'etwas haarklein erzählen, berichten' &c. kennen. Heyne lehrt im DWb., daß das Wort ursprünglich vom Spinnen gegolten haben müsse, denn der Begriff klein (auch klar) erscheine als ein rechter Spinnerausdruck (s. auch das DWb. s. v. klein).

Salzburg. gruslklein = so klein wie junge Gänschen; thür. und hennebergisch pipsklein, wohl von kleinen Vögeln hergenommen wie ndd. piepjung.

Köse.

Von

Val. Hintner (Wien).

Unter köse versteht man ein hohes Gestell zum Trocknen und Dörren von Feldfrüchten, namentlich Getreide. Ich möchte von neuem die Aufmerksamkeit der Germanisten auf dieses sonderbare Wort lenken.

Bis jetzt verzeichnete man es aus dem Lesachthale in Kärnten (Lexer, KWb. 165): kös'n, kois'n und aus Tirol 1. an der kärnt. Grenze: köise, 2. in Sarnthal: köss (Schöpf 335, wo aber die Bed. ungenau angegeben ist). Dazu stellte man aus Gottschee: kuosel (Elze, Drittes Jahresheft d. Vereins d. krain. Landes-Mus. Laib. 1862, S. 55), kóasel (Schröer, Wb. d. MA. v. Gottschee, Wien 1870, S. 142 = 408). Jetzt habe ich köse auch in Stubai gefunden (meine Stub. Ortsn. 133). In den Steuerkatastern von 1775 begegnet es oft,[1] die Bauern kennen aber auch jetzt noch das Wort, wenn auch die kösen zum Dörren der Garben fast ganz verschwunden sind. Alte Leute wissen aber noch darum. Niedrigere Vorrichtungen zum Dörren der Bohnen und Erbsen giebt es noch.

Neben köse sagt man überall (Kärnten, Steiermark, Gottschee, Tirol) auch harpfe, herpfe (Hintner, Beitr. 105), nur in Stubai konnte ich harpfe nicht erfragen.

Popowitsch sagt in seinen Untersuchungen vom Meere (Frankfurt und Leipzig 1750, S. 104), der wendische Name statt harpfe sei kosowz.[2] Allein weder die älteren slovenischen Wörterbücher, z. B.

---

[1] z. B. legermad bey der kösen. äkerl außer dem Haus (Oberegg), das kösenäkerl. Leiten, der kösenaker, Leiten, kössenaker, dardurch der Weg gehet (Unterberg). Kösenäkerl (in Krößbach und in Gasteig). Kösen-äkerl (Vulpmes). Die Ponkösen d. i. Bohnenkösen.

[2] Er beschreibt die Harpfen etwas umständlich folgendermaßen: Es werden eichene (in Tirol lärchene) ins Viereck behauene Stämme, nach der ganzen Baum-

von Gutsmann (1789) und Jarnik (1832), noch die neueren, z. B. von Janežič-Hubad (1893) und das zweibändige deutsch-slov. Wb. Laib. (1860) kennen ein Wort in dieser Form. Wohl aber hat Janežič (S. 197) kozólěc, Getreideharfe, Scheuer und andere Bedeutungen, letzteres Wörterbuch (I, S. 707) kezolc, nach Vodnik auch kozelc, kozel. Miklosich (Etym. Wb. 136) setzt ein frühslav. kozlьcь an, neuslov. kozol, gedeckte Harpfe, kozlec (kozuc), ungedeckte Harpfe, wozu er auch magy. kazal, Heuschober, stellt.

Es drängen sich nun mehrere Fragen auf: Wie verhält sich köse zu den slov. Wörtern? Haben die Deutschen ihr köse von den Slovenen oder umgekehrt die Slovenen von den Deutschen erhalten? Besteht vielleicht Urverwandtschaft? Woher haben die Gottscheer ihr kóasel?

Daß die Sarnthaler und Stubaier das Wort köse, köss(e) von den Slaven haben sollten, betrachte ich als ausgeschlossen. Der umgekehrte Fall wäre eher möglich. Allein das slov. Wort in der Form, die am meisten Gewähr hat, kozólěc, sieht nicht wie ein deutsches Lehnwort aus. Miklosich hat daher köse gar nicht erwähnt. Er hielt also beide für selbständige Wörter, die nicht einmal urverwandt sind. Das ist auch meine Meinung.

Daß die Gottscheer, von denen wenigstens ein Teil aus Kärnten und Tirol eingewandert sind (Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee, Graz 1895, S. 14), köse mitgebracht haben können, ist selbstverständlich. Allein ihr kóasel stellt sich der Form nach entschieden zum slov. kozel, nicht zum deutschen köse. Wenigstens hat das slov. Wort eingewirkt, wenn sie aus dem mitgebrachten köse ihr kóasel gemacht haben.

Wir können daher das slov. Wort bei Seite lassen und köse als deutsch betrachten. Ob aber die Vermutungen Hildebrands (DWb. V, 1841 f.) zutreffen, ist mir zweifelhaft. Zu kaste, aufgesetzter Haufe von Garben, steht unser Wort schwerlich in Beziehung. Wie man aus Harpfe ersieht, ist lediglich die Form maßgebend. Mir ist daher schon längst der Gedanke gekommen, ob nicht köse von käs stammen könnte. Die käseramen oder käsestiegen (mhd. kaese-stîge) sind staffelförmige Gestelle zum Trocknen der Käse. Warum sollten nicht diese käsen übertragen worden sein auf ähnliche Vorrichtungen zum Trocknen der Feldfrüchte, zunächst der Garben? Formell wäre dagegen nichts einzuwenden. In den Stubaier Steuerkatastern vom Jahre 1775 kommt neben käser, Almhütte, öfter köser und kösser vor. Man könnte noch fragen, warum denn das gewiß alte Wort köse in Tirol so sporadisch vorkomme. Das hat folgenden Grund. Früher mag ja das Wort weiter verbreitet gewesen sein, wie man in Stubai ersieht. Allein diese Trocken- und Dörr-

länge, aufrecht, in einer geraden Zeile, in die Erde gesenkt, und durch die vielen nach der Quere, in gleichem Abstande, bereiteten Löcher, viereckichte Latten durchgesteckt, darauf die Garben, mit übereinander geschlagenen Gipfeln, gehenkt werden. Zu oberst ist ein schmales Stroh- oder Schindeldach angebracht (in Tirol häufig nicht).

vorrichtungen waren nur in denjenigen Hochthälern nötig, wo die Garben infolge zu häufiger Niederschläge oder durch Feldmäuse auf den Äckern hätten Schaden leiden müssen. Auch waren die Scheuern in der früheren Zeit nicht so groß, daß das ganze Getreide zugleich darin hätte Platz finden können. Zwischen den Schnitt und den Drusch fallen aber andere unaufschiebbare Arbeiten, wie das Mähen der Bergwiesen und die Fechsung des Grummets. Da würden die Garben vier Wochen auf offenem Felde stehen, was durch die Harpfen oder Kösen vermieden wird.

Féchenots und Féchenottes.

Von

G. Bilfinger.

Ein eigentümlicher Brauch, der im Mittelalter weit verbreitet war und da und dort sich bis in die Gegenwart fortgepflanzt hat, bestand darin, daß die männliche Jugend einer Gemeinde, „die Burschenschaft“, am Anfang der guten Jahreszeit für die jetzt beginnenden Tanzvergnügungen bei der Dorflinde oder um den Maibaum die Mädchen des Dorfes unter sich verteilte. Diese Mädchenverteilung, welche hier und da geradezu die Form einer Versteigerung annahm, geschah teilweise in der Nacht vor dem ersten März, an vielen Orten in der Mainacht, an anderen am Sonntag Invocavit, also am Vorabend des 40 tägigen Fastens, und hatte überall die Folge, daß der Bursche für ein ganzes Jahr das ausschließliche Recht hatte, das ihm auf diese Weise zu teil gewordene Mädchen zum Tanze zu führen. Das Verhältnis, das oft zu einer ernsthaften Verlobung führte, wurde schon im Spiel als ein bräutliches oder eheliches bezeichnet. In Deutschland haben wir die Ausdrücke „Mailehne“, „Mailiebste“, „Maibuhle“ u. s. w. In Frankreich wurden die Zusammengefügten als époux und épouse, Valentin und Valentine bezeichnet und in einigen Ortschaften der Vogesen tritt uns die Bezeichnung „Féchenots und Féchenottes“ entgegen. Vergl. Mannhardt, Der Baumkultus, S. 456 ff., wo — wie es scheint nach Erckmann-Chatrian, Histoire d'un sous-maître, Paris 1871, S. 98 ff. — eine ausführliche Schilderung des Brauches gegeben wird. Der Verfasser giebt uns keine Erklärung des seltsamen Ausdrucks, und es wäre in der That schwer, das Geheimnis desselben zu enträtseln, wenn nicht Mannhardt gleich auf der nächsten Seite (458) ein älteres Zeugnis mitteilte, in welchem sich dasselbe Wort in etwas anderer Form, wie auch in etwas anderer Bedeutung wiederholt. Es ist ein Verbot der Synode von Toul vom 15. April 1663, welches sich auf jenen ländlichen Brauch der Mädchenverteilung bezieht, und folgendermaßen lautet:

Encore que chacun sçait assés que le carême est un tems d'abstinence non seulement de viandes, mais de jeux et de railleries,

et que pour cela même les noces y sont défendues, nous sçavons néanmoins qu'en plusieurs lieux de notre diocèse ès jours de Dimanche de ce saint tems, comme aux grands et petits Brandons et autres Dimanches il se fait des assemblées de garçons et filles pour danser, ou avec des violons ou avec des chansons immodestes et quelquefois déshonnêtes, et de plus font des jeux dits Fassenottes, es quels ils désignent à hauts cris des époux et épouses à tous les fils et filles du village".

Man bemerkt, daß in diesem Zeugnis aus dem 17. Jahrhundert der Ausdruck fassenotte nicht die bei der Handlung beteiligten Personen, sondern die Handlung selbst bezeichnet. Wenn ich nun hinzufüge, daß die gewöhnliche Zeit der Zeremonie der Dimanche des Brandons, der Sonntag Invocavit war, daß dieser Sonntag ursprünglich dem Beginn des 40tägigen Fastens unmittelbar vorausging, und daher im Volksmunde noch jetzt die „alte Fasnacht" heißt, so entpuppt sich das französische Wort Fassenotte leicht und mit unzweifelhafter Sicherheit als das deutsche „Fasnacht", welches in schwäbisch-allemannischem Munde „Fasnet" ausgesprochen wird. Es zeigt sich also, daß das Wort, welches ursprünglich den Tag bezeichnete, zunächst auf die an diesem Tag sich abspielende festliche Zeremonie, weiterhin auf die bei der Zeremonie beteiligten Personen überging: ein hübscher und lehrreicher Beleg für die merkwürdigen Begriffswandlungen, denen ein Wort unterliegen kann, zumal wenn es nur halb verstanden aus fremder Sprache herübergenommen wird.

Zu den Mathesiana. (Zeitschr. I, 236 ff.)

Von

R. Sprenger.

Da Kröse die niederd. Form für Krause ist, so sind verkröste Ärmel jedenfalls solche, die mit Krausen oder Puffen versehen sind.

Sollte Kitzen (s. Zeitschr. I, 373) nicht vielmehr = Kätzchen sein, wie die jungen Triebe von Bäumen z. B. von Weiden und Haseln genannt werden? Über Kitze = Katze s. Vilmar, Idiotikon S. 203.

Über abschrecken s. M. Heynes Deutsches Wörterbuch I, 26: „In Hüttenwerk, Werkstatt und Küche abschrecken eine erhitzte Sache zur Kühlung mit Wasser besprengen".

In der Stelle 263, 15: den leuten ist es mit Gott nicht ernst | wenn sie Heyrat anstiften wöllen | darumb gehets offt das es wohl besser dähte ist dähte = thäte. thun steht hier zur Vertretung des vorhergehenden Verbs, wie im Mhd. s. Lexer II, 1577. Der Sinn ist: „Darum geht es oft so, daß es wohl besser gehen sollte."

ziaga'n als Nebenform von zergaden „Speisekammer ist verzeichnet bei Schmeller-Frommann I, 871.

zu peuren, vom Feuer gesagt, ist = nd. purren, incitare, s. M. Heynes Deutsches Wörterb. Bd. 2, Sp. 1221.

Deutschland, Deutschland über alles.

Von

Robert Franz Arnold.

Dieser, ohne Zweifel unseren „geflügelten Worten“ beizuzählende Anfangsvers des im August 1841 von Hoffmann v. Fallersleben auf Helgoland gedichteten und im Oktober desselben Jahres veröffentlichten „Liedes der Deutschen“ (vgl. Hoffmann v. F., Unsere volkstümlichen Lieder[4] hrsg. von K. H. Prahl 1900 S. 52) steht als End- oder Mittelglied in einer Überlieferung. Das hat Albert Gombert in seiner ebenso anziehenden wie lehrreichen Untersuchung „Über das Alter einiger Schlagworte“ (Festgabe für die 13. Hauptversammlung des A. D. Sprachvereins zu Breslau 1903 S. 52) richtig erkannt und darauf hingewiesen, daß es in [einem Prospekte zu] den „Freymüthigen Blättern für Deutsche“ [nicht: Deutschland] des bekannten politischen Vielschreibers Friedrich v. Cölln, abgedruckt im Morgenblatt 1815 Nr. 153, heißt „Deutschland über alle, wenn es einig ist und sein will“, und daß zwei Jahre später mit der Verlagsangabe „Germanien“[1] eine Schrift erscheint „Preußen über alles, wenn es will. Von einem Preußen“.

Thatsächlich nun führt die Tradition des am Nordrande deutschen Sprachgebiets entstandenen, so berühmt gewordenen Sanges zunächst weit südwärts, nach Wien. In den „Liedern Oesterreicher Wehrmänner“ des älteren Collin (Heinrich Joseph), dem bekanntesten, wenn auch nicht vorzüglichsten litterarischen Denkmal der Frühlingsbegeisterung von 1809, lesen wir (Erste [und einzige] Abtheilung 1809 S. 28 f.) ein siebenstrophiges Lied mit der Überschrift „Oesterreich über Alles“, dessen erste Strophe lautet:

Wenn es nur will,
Ist immer Oestreich über Alles!
Wehrmänner ruft nun frohen Schalles:
Es will, es will!
Hoch Oesterreich!

Variationen der 4. und 5. Zeile kehren am Ende jeder Strophe wieder.

Erwägt man, daß Collins Gedichte in viele der ungezählten lyrischen Sammelwerke des Zeitraums 1813—1815 übergegangen sind, zieht man ferner Hoffmanns wiederholte Reisen nach Österreich, sein durch besondere Publikationen bewiesenes Interesse für politische und historische Lieder in Betracht, so wird man unbedenklich dem Wehrmannsliede Collins bei Hoffmanns Nationalgesang Gevatterwürde zugestehen.

Aber auch Collin hat die Formel, welche begeistertes Lob des Vaterlandes nicht sowohl versichert, als an eine bestimmte Bedingung knüpft,

[1] Nach Weller, Die falschen und fingirten Druckorte [2]1 (1864): 223 = Brockhaus in Amsterdam.

nicht erfunden; vielmehr erscheinen sowohl er als Cölln und jener Anonymus von 1817, endlich auch Hoffmann insgesamt einer berühmten staatswirtschaftlichen Schrift des ausgehenden 17. Jahrhunderts verpflichtet, dem anonymen Werke des in Kurmainz geborenen Diplomaten und Cameralisten Philipp Wilhelm v. Hornick (auch Hörnigk, † um 1712) „Oesterreich Über alles, wann es nur will. Das ist: wohlmeinender Fürschlag. Wie mittelst einer wohlbestellten Lands-Oeconomie, die Kayserl. Erbland in kurzem über alle andere Staat von Europa zu erheben / und mehr als einiger derselben / von denen andern Independent zu machen. Durch einen Liebhaber der Kayserl. Erbland Wohlfahrt". Ohne Ortsangabe 1684 erschienen, erfreute sich das geistreiche Werk, über das Roschers Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland (1874) S. 289 ff. ausführlich handelt, durch das ganze 18. Jahrhundert hin nicht nur in Oesterreich, auf dessen Bedürfnisse es freilich zunächst berechnet war, sondern in ganz Deutschland gleichsam als Hand- und Lehrbuch des Merkantilsystems größter Beliebtheit: schon 1684 wurde es ein zweites Mal, dann noch 1723, 1729, 1750, 1764, 1784 u. ö., im ganzen mindestens zwölf Mal, an den verschiedensten Punkten Nord- und Süddeutschlands aufgelegt. Kaiser Joseph II. nahm sich das schon 100jährige Buch zur Richtschnur seiner Wirtschaftspolitik, und noch 1798 f. war die werbende Kraft des Titels so groß, daß ein Freiherr Philipp von Gemmingen († 1800, vgl. Meusels Lexikon 4, 83 f.) eine Zeitschrift „Teutschland über alles, wenn es nur will" herausgab.

Über 1684 hinaus werden wir die Wörtergruppe nicht verfolgen, denn Hornicks Caput I (ich zitiere nach der seltenen editio princeps S. 1 f.) ist überschrieben „Absehen des Autoris, und Rechtfertigung des Tituls" und beginnt: „Ich habe mir vorgenommen / zu erweisen / das (so!) Oesterreich über alles sein könne / wann es nur wolle. Diesen seltzamen Titul achte ich mich befugt / für dieses kleine Werk zu setzen / nach dem recht der Eltern / welchen frey stehet / ihre Kinder zu nennen / wie sie wollen". Folgt eine genaue Erklärung, was unter „Oesterreich" und was unter „über alles" zu verstehen sei: dort alle habsburgischen Erblande, hier wirtschaftliche Unabhängigkeit und „Überfluß menschlicher Nothdurfften und Bequemlichkeiten". Sonach ist Hornick wohl als Vater des Flügelworts und 1684 als Geburtsjahr des letzteren anzusprechen. Collin hat es von Hornick, Hoffmann von Collin übernommen; wie die Haydn'sche Weise, leitet also auch der Text des „Liedes der Deutschen" nach Oesterreich.

Auszüge — Berichte — Nachträge.

ausmerzen.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XIII, 100—102 behandelt Richard Neubauer das Wort 'ausmerzen'. Er weist wie Jakob Grimm und Adelung die Herleitung von März zurück und sieht in merzen das Intensivum merkezen zu merken '*signare*'. In der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1903, I, 543 weist Philipp Lenz darauf hin, daß er diese Deutung schon 1898 im Vergleichenden Wörterbuch der nhd. Schriftsprache und des Handschuhsheimer Dialekts im Anschluß an Adelung gegeben habe.

A. Goetze.

Essens nach Präposition.

Herrn Kuntzemüllers Aufsatz in der Februarlieferung dieser Zeitschrift veranlaßt mich zu der Mitteilung, daß auch in hiesiger Gegend essens nach Präposition bekannt ist. Man hört es in den jetzt sächsischen, ehedem friesischen Ommelanden, welche den nördlichen Teil der niederländischen Provinz Groningen bilden, aber soweit meine Erkundigungen reichen, weder in der schon von Alters her sächsischen Stadt Groningen noch in der Provinz Friesland, während auch Ten Doornkaat Koolman nichts Derartiges für Ostfriesland verzeichnet. Die Erscheinung ist hier also wohl nur in einem beschränkten, vom deutschen völlig getrennten Gebiet heimisch. Auch deckt sich der Gebrauch nicht ganz mit dem deutschen, indem man zwar sagt vör etṇs, noa etṇs, nicht aber ovṛ (über), sondern a^{o}nṛ (unter) etṇs. Ich würde nicht anstehen, den Grund der Erscheinung hierin zu erblicken, daß sich die Ausdrücke vermöge ihrer zeitbestimmenden Funktion an vormittags, nachmittags in ihren verschiedenen Dialektformen (z. B. im Westerquartier von Groningen, wo ich sie mir als Kind aneignete vö(r)me^{i}rəgs, na^{o}me^{i}rəgs), angelehnt hätten, wenn nicht in Deutschland vor, nach Mittag sich erst viel später als der erörterte Genitiv zeigten. Doch braucht uns, wenn auch eine einheitliche Erklärung immerhin vorzuziehen sein dürfte, dieser Sachverhalt, was Niederland betrifft, nicht unbedingt stutzig zu machen, indem ja doch einmal die Verhältnisse in den beiden Ländern nicht ganz gleich liegen und überdies die Sache an sich ganz plausibel wäre.

Wobbe de Vries.

Gewand.

H. Wunderlich, Gewand und Gewaete. Indogermanische Forschungen Bd. XIV, S. 406 ff.

Endpunkt der Untersuchung ist, Ursprung und Bedeutungsentwicklung des nhd. Neutrums Gewand darzulegen. In der Einleitung werden zunächst die bedeutungsverwandten Wörter wât, in der Kollektivform gewaete, Gewand und Kleid nach Zeit, Ort und Bedeutung abgegrenzt. Die ältere Sprache verfügte für die Begriffe vestis, vestimentum nur über wât, gewaete; Kleid und Gewand reichen nicht weit über das 12. Jahrhundert zurück. Gewand dringt am rascheſten und durchgreifendsten vor, Kleid nimmt seinen Weg von Norden nach Süden und breitet sich erst mehr aus, als die mitteldeutschen Elemente in unserer Sprache zur Geltung kommen. Das aus dem übrigen Sprachgebiet bald von den Konkurrenzworten verdrängte wât, gewaete hält sich länger auf fränkischem Gebiet, noch Hutten und Hans Sachs weisen es auf, und die einfache Form wât ist widerstandsfähiger als das vollere gewaete. Bei Kleid verkümmert die ihm ursprünglich zugehörige Bedeutung pannus, Tuch, bei Gewand beherrscht sie den Gebrauch in der Verkehrs- und Geschäftssprache. Von dieser Bedeutung pannus Tuch geht Wunderlich bei der nun folgenden Untersuchung aus.

Zwei Möglichkeiten der etymologischen Erklärung sind gegeben, je nachdem man das Substantiv als Ableitung von winden oder von wenden faßt. Die Ableitung von winden führt zu keinem befriedigenden Ergebnis. Die in den Glossen des 12. Jahrhunderts auftretende Bildung badegewant: mutatorium, vestis mutatoria, wofür die älteren Glossen in getreuer Übersetzung des lateinischen Wortes muzgiwati, muzzunga cawateo, muzzunga, wantalgiwatiu bieten, führt auf die Bedeutung Wäsche, Unterkleider, die man nach dem Bade wechselt, und nicht die der Hülle, des Badetuches, das sich der Badende umwindet. So würde gewand, da die Vorstellung der Unterkleider weit weniger den Begriff einer Windung nahe legt, etwa auf eine bestimmte Art des Stoffes, des Gewebes, hindeuten. Ahd. giwant, finis, terminus (mhd. winden = sich abgrenzen, an einem Punkte ein Ende finden) könnte wohl für die Bedeutung Anzug, Kleidung als Ausgangspunkt angesehen werden, aber die so zahlreich belegte Bedeutung Tuch, Kleiderzeug findet daran keinen Stützpunkt.

Die unmittelbare Anlehnung an wenden läßt mehrere Möglichkeiten der Bedeutungserklärung offen. Das isolierte Partizip des Präteritums könnte einerseits unter Bezugnahme auf giwant, giwendit, conversus, contortus auf die Technik des Webstuhls bezogen werden, anderseits legt das mhd. missewant, verschieden den Gedanken nahe, gewant = conformis im Gegensatz zu missewant = varius zu setzen und als Träger des Begriffes das Wort Tuch, Gewebe, zu ergänzen.

Die dritte Möglichkeit der Erklärung endlich, Gewand unter gleicher Ellipse des Wortes Tuch, Gewebe, als das Umgewendete, in Falten

Gelegte, in Falten Aufbewahrte zu fassen, ist nach des Verfassers Ansicht am einleuchtendsten. Gewand hat somit allgemeine, umfassende Bedeutung. Während Tuch das einzelne nach Breite und Länge festgelegte Stück bezeichnet, deutet Gewand auf die Gesamtheit der Stücke hin, die in Ballenform dem Verkaufe zugeführt werden, auf eine Mehrzahl von Tuchballen. Die Komposita Tuchgewand und Tuchgewender = Tuchhändler dienen als Stützpunkte und finden ihre Erklärung. Tuchgewender ist der Händler, der das in Falten zusammengelegte Tuch mit der Elle ausmißt (vergl. Gewandreißer, Gewandschneider).

G. Lüdtke.

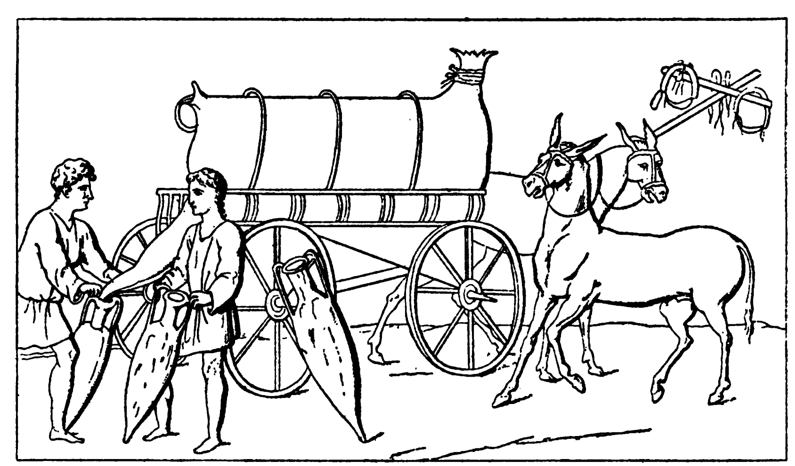
schenken. H. K. Schilling, „The Semasiology of *schenken*". Journal of Germanic Philology, 4, 510 ff.

J. Grimms bekannte Erklärung der augenfälligen Verwandtschaft von schenken mit ags. sceanca, mhd. schinke — schenkel war allerdings, wie Franck im Anzeiger 21, 306 bemerkt, ein bloßer Einfall; aber wenn Franck ebenda schenken von schank 'Gestell für Trinkgeräte' ableitet, so stellt er offenbar den Sachverhalt auf den Kopf; der Schenktisch setzt das Schenken voraus, nicht umgekehrt, und es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß etwa schenken eine Neubildung sei an Stelle eines geschwundenen älteren Verbums. Franck hat sicher recht, wenn er schank etymologisch von schrank trennt; aber seine Annahme, daß die Bedeutung 'Gestell für Trinkgeräte' die ursprüngliche sei, ist schon deshalb zu verwerfen, weil von ihr aus die verschiedenen anderen Bedeutungen des Wortes gar nicht zu erklären sind. Schank ist zweifellos von Haus aus das zu schenken gehörige Verbalabstraktum; so wird auch die Bedeutungsentwicklung ohne weiteres klar.

Ebenso unhaltbar ist die Annahme von F. A. Wood, Americana Germanica 3, 326, daß sowohl ags. sceanca wie scencan von scenc 'Becher' abgeleitet seien, und daß scencan eigentlich 'to pour from the drinking cup' bedeute. Die Ähnlichkeit zwischen einem hohlen Knochen und einem Becher ist doch zu entfernt; und der Becher war auch nicht dazu da, daß man aus ihm einschenkte. Wood beruft sich auf an. steypa neben ags. stéap 'Trinkgefäß' und auf ags. scencing-cuppe; aber steypa gehört zu stúpa als Causativum, und eine scencing-cuppe war eben keine gewöhnliche cuppe, sondern wie das as. skenkifat (Wadstein 91) jedenfalls ein cyathus, ein Gefäß zum Schöpfen.

Die Verwandtschaft von schenken mit Schenkel ꝛc. läßt sich auf ganz einfache und natürliche Weise erklären. Die ältesten größeren Behälter für Flüssigkeiten waren Schläuche, zugenähte Tierhäute. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Tierhaut durch die weite Halsöffnung gefüllt, der Inhalt aber aus der kleinen Öffnung des Unterschenkels abgezogen worden sein muß. Das ist nun tatsächlich der Fall in Ländern, wo der Weinschlauch heute noch im Gebrauch ist; und so war es nachweislich auch im Altertum.

Das beistehend abgebildete Wandgemälde einer pompejanischen Kneipe stellt eine offenbar typische Marktszene dar: ein Weinhändler zieht vermittelst des herabhängenden Schenkels eines auf dem Wagen liegenden großen Schlauches Wein in die Amphora eines Kunden ab. Auf einem



anderen, ähnlichen Bilde ebenda hängt von dem Schlauchschenkel noch der Faden herab, womit derselbe zugebunden wird. Das dem Schlauche nachgebildete und nach ihm ἀσκός benannte irdene Gefäß der alten Griechen hat gleichfalls an einem Ende eine größere Öffnung zum Füllen und am andern eine lange, sich verjüngende Schnauze.

Bei Herodot (2, 121) heißt es von dem schlauen Diebe, der den Rhampsinit beständig überlistet: (ἔλεγον) ἐπισπάσαντα τῶν ἀσκῶν δύο ἢ τρεῖς ποδεῶνας αὐτὸν λύειν ἀπαμμένους· ὡς δὲ ἔρρεε ὁ οἶνος, τὴν κεφαλήν μιν κόπτεσθαι ꝛc. Noch im neunten Jahrhundert definiert der Patriarch Photius ποδεών als κυρίως τοῦ ἀσκοῦ τὰ προὔχοντα, ἤτοι τῶν ποδῶν τὰ δέρματα.

In der Medea des Euripides (679) hat das Orakel dem Aegeus geboten ἀσκοῦ με τὸν προὔχοντα μὴ λῦσαι πόδα (vgl. auch Plutarch, Theseus 3); und der Scholiast bemerkt dazu: ἀσκοῦ οὖν τῆς γαστρός, πόδα δὲ τὸ μόριον, παρόσον ὡς ὁ ποδεὼν τοῦ ἀσκοῦ προέχει ... ποδεῶνα δὲ εἰώθασι λέγειν τὸ τοῦ ἀνδρὸς αἰδοῖον. λύειν ποδεῶνα ἀσκοῦ war also offenbar der gewöhnliche Ausdruck für 'einen Schlauch anzapfen', und man konnte für ποδεῶνα wenigstens in der Poesie auch geradezu πόδα setzen.

Schenken ist somit abzuleiten von einem germ. Nomen skank- (skankôn?) 'Schenkel, shank, ποδεών' und bedeutet eigentlich 'ausschenkeln'.

Da übrigens der ποδεών einen Zipfel bildete und das Wort auch ganz allgemein einen solchen bezeichnen konnte, Zipfel aber urverwandt ist

mit Zapfen, und der Zapfen am Faß dem ποδεών des Schlauches entspricht, so liegt die Annahme nahe, daß auch Zapfen ursprünglich 'Schlauchzipfel, ποδεών' bedeutete und daß diese Bezeichnung bei der Verdrängung des Schlauches durch das Faß einfach auf den ähnlich gestalteten und gleichem Zwecke dienenden Spund übertragen wurde.

E. E. Meyer.

Tölpel.

J. Stoschs Untersuchung dieses Wortes (Zeitschr. II, 294 ff. und III, 198 ff.), so gründlich sie auch sein mag, ertötet nicht jedes Bedenken; besonders läßt sich nicht recht begreifen, wie der Ausdruck über den Tölpel werfen von der Bedeutung „zum Hause hinauswerfen“ zu der: „betrügen“ gelangte. Allerdings ist bisher Tölpel für „Baumklotz“ nicht aus der Literatur belegt; müssen wir aber deshalb annehmen, daß Frisch diese Grundbedeutung nur vermutet hat und daß ihm so viele neuere Wörterbuchschreiber, wie Valentini, Mozin, Sicherer und Alweld, hierin blindlings gefolgt sind? Das Venezianische kennt tolpo, tolpon 'Baumklotz' und das Friaulische tolp, talpon (auch ven.) in gleichem Sinne und in dem von 'Tölpel' (so auch istr. tulpo; s. Ztschr. f. rom. Ph. XXIV, 420). An talpa, topo 'Maulwurf' angelehnt hat sich ital. talpa 'Tölpel' und span. topo, 'Person, die über alles stolpert', dieses aber zugleich an topar 'stolpern'; vergl. port. toupeira 'Maulwurf' und 'Schwachkopf'. Mit diesem tolp- und talp- berühren sich ital. toppo 'Baumklotz' und südfranz. tap, lomb. tapa, tapon 'Tölpel', die anderseits mit unserem täppisch, Tepp zusammenhängen (s. auch Ztschr. f. rom. Ph. XV, 110 f.).

H. Schuchardt.

Alte Redensarten neu erklärt. Grenzboten 62, 2, 721 ff.

In den Grenzboten vom 18. Juni 1903 behandelt Rudolf Wustmann die Redensarten einen Bock schießen, ins Bockshorn jagen, auf dem Damme sein, Haare auf den Zähnen haben, mit jemand ein Hühnchen zu rupfen haben, Hundsloden kriegen, Matthäi am letzten. Bock ist seit dem 16. Jahrhundert der Fehler besonders des Schützen, andere Tiernamen treten in entsprechender Verwendung auf, z. B. Kuckuck, Lerche, Ente, Schwein, Pudel, Wolf (vgl. Kluge, Etym. Wörterbuch 6. Aufl.); das ist gebockt sagt der Tiroler von jedem Mißgriff. — Bockshörndl heißen in Tirol die Hülsenfrüchte des Bockshornklees, der Gedanke, die Redensart von diesen abzuleiten, empfiehlt sich, weil auch in den sinnverwandten Ausdrücken 'daz jaget der winter in ein strô' bei Walther und dem schwäbischen 'einen in einen Strohhalm schwätze' das Bild aus dem Pflanzenreich genommen ist. Jedenfalls ist diese Deutung der mythologischen, die R. Sprenger im Niederdeutschen Jahrbuch 6, 134 versucht, vorzuziehen, einige ältere Belege, die ich hinzufüge, widersprechen nicht. Als Pflanzennamen kennen Maaler, Stieler, Adelung, Campe und Kluge das Wort, ferner Alberus 1540: τῆλις, βούκερας, αἰγόκερας, ægoceros, κεραΐτις, κέρας, λωτός, itasis, bubuli cornu, kühorn, bocks-

horn. Dict. DD 4 b, und 1741 Frischs Wörterbuch: Bocks-Horn, ein Kraut, bucera, fœnum græcum. βούκερος. Die Redensart in ein Bockshorn treiben hat Hans Sachs 1551:

> Mein Fraw meint, ich wer gar ein Schaff,
> Stellt sich so fromb vnd keusch (versteht),
> Sams nie kein Wasser trübet het,
> Wolt mich nur treibn in ein Bockshorn,
> Biß ich doch auch bin innen worn
> Irer frömbkeyt, drein sie sich bracht.
>
> Fastnachtspiele Neudr. 38, 230.

Etwa gleichzeitig steht in ein Bockshorn zwingen bei Aventin: Es sein auch etlich besunder christen gewesen, von obgenantem Symon herkummen, die machten sich mit besunderm vil vasten und petten und dergleichen vil besunder monir und seltsam afterglauben gar zu narren, wolten die teufl in ein pockshorn zwingen, giengen mit der schwarzen kunst umb. Bayerische Chronik, hg. von Lexer 1, 809.

Auf das Horn des Bockes scheint die folgende Wendung zu deuten, die sich 1599 bei dem schwäb. Jesuiten Konrad Vetter in dessen Übersetzung von Campianus Schräckengast Bl. A 4a findet, an einer Stelle, wo die Vorlage nur alter malitiosius totam rem conuoluit bietet: Disen beyden aber (deren der erste von Kurtzweil vnd Lusts wegen mein Schrifft herdurch zulässen, für sich genommen. Der ander aber verschlagner weiß den gantzen Handel in ein Bockshorn verwickelt, an Nagel gehenckt) ist newlich ein Büchlein vberreicht worden. In ein Bockshorn zwingen begegnet ferner bei dem Nördlinger Pfarrer Georg Albrecht 1665: will vns denn der Pfaff allenthalben reformirn, vnd gar in ein Bockshorn zwingen? Fluch A B C 34. Ganz frei braucht endlich Pestalozzi die Wendung: Das ist endlich nicht so gar übel, doch bist du der Mann — sie wird dich nicht wollen in ein Bockshorn hineinschieben. — Nichts weniger, Vogt! ich möchte ihn gern aus dem Bockshorn, darin er steckt, heraus bringen. Lienhard und Gertrud § 3 (Kürschners Nat.-Lit. 137, 188). — Auf dem Damme sein bedeutet den Gefahren des Sumpfes, Moores oder Meeres, durch das der Damm führt, entrückt sein, was Wustmanns Belege aus Fontane gut illustrieren. — Die Fasern zwischen den Zähnen sind der Sage nach das Zeichen, an dem man den Werwolf erkennt, doch dürfte damit die Redensart 'Haare auf den Zähnen haben' kaum zu verbinden sein. Heyne hat im DWb. unter Haar 10) die Haare als Sitz der Kraft und als Zeichen des Mannes im deutschen Rechte behandelt und daraus die Redensart in ihrer älteren Bedeutungsentfaltung völlig ungezwungen erklärt. Gerade die ältere Geschichte der Redensart (dänisch noch at have haar paa tænderne, klug, erfahren sein) macht der neuen Erklärung Schwierigkeiten. — Mit jemand ein Hühnchen zu rupfen haben ist ein Bild, wie 'ich habe noch einen Apfel mit ihm zu schälen, ich han mit dem noch e Nößche ze krachen', vgl. ferner doch nächstens pflücken wir ein Sträußchen Hebbel, Werke 7, 34 und, allerdings mit abweichender Bedeutung, wie … sie sich zu beth fügten und mit

einander das genßlein ropfften Montanus, Schwankbücher hg. von Bolte 80. — Für die ostmitteldeutsche Redensart Hundsloden kriegen = derb ausgescholten werden habe ich in den Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde 1898 Nr. 6 einige Belege beigebracht, am besten stellt man wohl den Ausdruck weder mit dem homöopathischen Grundsatz 'Hundshaare auflegen' noch mit der Wendung 'Hundshaare unter die Wolle schlagen' zusammen.[1] — Schwerlich hat Wustmann recht, wenn er den Ausdruck Matthäi am letzten an den Tod Karls V. anknüpft, der am 16. September 1558 starb, am 'abent Mathei', wie eine Magdeburger Chronik berichtet. Vielmehr ist an das letzte Kapitel des Matthäusevangeliums zu denken, das mit den Worten 'der Welt Ende' schließt, worauf schon das DWb. unter letzt 14e) aufmerksam macht. Ganz ähnlich heißt es von einem langweiligen Menschen 'er ist immer Johannes in eodem'. Bei der jetzigen Verwendung des Wortes ist Matthaei ebenso überflüssiger Schmuck der Rede wie das Wort Text in dem älteren, im DWb. freilich nur aus Wieland belegten 'weiter im Texte', der ja ebenso aus der Sprache der Predigt übernommen ist. Vorgebildet ist diese Wendung in Lutherschen Ausdrücken wie z. B. (1523): Das sey davon gnüg gesagt. Folgt nu weytter ynn der Epistel (Weim. Ausg. 12, 335) und Das wollen wir weiter ym Euangelio sehen (das. 519), aber auch 'weiter im Text' kommt schon bei Luther vor, z. B.: Folget weiter im Text: Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr euch nicht ärgert. Schriften hg. von Walch 11, 1352.

A. Götze.

Bücherschau.

Mauthner, Fr., Beiträge zu einer Kritik der Sprache. I. Bd. Sprache und Psychologie. 1901. — II. Bd. Zur Sprachwissenschaft. 1901. — III. Bd. Zur Grammatik u. Logik. 1902. (J. G. Cotta'sche Buchhandlg. Nachf., Stuttgart).

In 3 Bänden soll hier das große Werk der „Erlösung von der Sprache" vollbracht werden. Auf fast 2000 Seiten, voll von leidenschaftlich bewegten Worten, sollen wir von den Worten selber erlöst werden. Das Maßlose solchen Beginnens ist in einer mutigen und ehrlichen Vorrede vom Verfasser selber gekennzeichnet. „Der ist kein freier Mann, der sich noch einen Atheisten nennt, einen Gegner dessen, den er leugnet. Der kann das Werk der Befreiung von der Sprache nicht vollbringen, der mit Worthunger, mit Wortliebe und mit Worteitelkeit ein Buch zu schreiben ausgeht in der Sprache von gestern oder von heute oder von morgen, in der erstarrten Sprache einer bestimmten, festen Stufe. Will ich emporklimmen in der Sprachkritik, die gegenwärtig das wichtigste Geschäft der denkenden Menschheit ist, so muß ich die Sprache hinter mir und vor mir und in mir vernichten von Schritt zu Schritt, so muß ich jede Sprosse der Leiter

[1] Schon Loden allein kommt in verächtlichem Sinne vor, vgl. Konrad Vetter a. a. O. C3b: so bald jhr auß solcher Gesellen eigner Bekandtnuß jhre Practigen höret rauschen, vnd vermercket, wie sie disen gantzen Loden vnnd witzlosen gespunst, zu ewerm selbs eignen Verderben geworcken, wurdet jhr als hertz- vnd gewissenhafte Männer, Haspel vnd Streu, Loden vnd Weber, Lehr vnd Lauren zusammen nemmen, vnnd jhnen das Ofenloch fürderlich zeigen vnd weisen lassen.

zertrümmern, indem ich sie betrete. Wer folgen will, der zimmere die Sprossen wieder, um sie abermals zu zertrümmern". — An diesem Werk der Befreiung von der Sprache hat Mauthner 27 Jahre gearbeitet; mit einer ins Maßlose sich ausbreitenden Belesenheit hat er aus allen Wissensgebieten sein Material zusammengerafft; mit der souveränen Willkür und scheinbaren Voraussetzungslosigkeit des „ganz freien Menschen", der Nietzsche sogar noch einen Unfreien (einen Immoraltrompeter und darum Moralisten) schilt, werden die Hüllen von allen Worten und Werten herabgerissen, wird versucht, die Knechtschaft des Menschen im Joch der Worte endgiltig zu zerbrechen. Trotz aller Wort- und Geisteseitelkeit ist es das Buch eines unbedingt wahrhaften und nach Befreiung strebenden Mannes, der im Dienst eines großen und verwegenen Gedankens alle Stunden, die ihm sein journalistischer Tagesdienst übrig ließ, seit vielen Jahren diesem Buche hingab; der, nicht im stande, seine Ideen in systematischer Ordnung auszugestalten, gleichsam Tagebuchblätter seines Denkens uns bietet, die in allen Stimmungen von verstiegenstem Selbstgefühl und freiester Denklust bis zur Verzweiflung an sich und zum bittersten Cynismus unentwegt dem einen Ziel zustreben. — Mit all dem ist gesagt, daß gar keine Möglichkeit ist, diesem Buche hier gerecht zu werden, wo in Rücksicht auf einen speziellen, darin kaum gestreiften, wissenschaftlichen Interessenkreis kurze Referate geboten werden sollen. Um das Gemisch von geistreichem Hinstreifen, positiver Fehlerhaftigkeit und tiefanregenden Gedanken aus der Fülle der Kenntnis, zu entwirren, als das sich die wissenschaftliche Unterlage dieser Sprachkritik darstellt, bedürfte es ausgreifender Untersuchung. Die Anwendungen auf Psychologie, Grammatik und Logik und die Beziehungen auf ein philosophisches Weltbild, das selbst erst aus den 3 Bänden zusammengestellt werden müßte, breiten sich vollends ins Uferlose. Es bleibt somit hier nichts übrig, als ein paar Hauptgedanken herauszugreifen, durch die diese Sprachphilosophie vor allem den Anschein eines unerbittlichen Sprachanarchismus gewinnt, und gegen sie die philosophischen Voraussetzungen sicher zu stellen, auf denen mir unsre wissenschaftliche Sprachforschung zu beruhen scheint. Die These des Buches ist: unsre Sprache sei zum Zweck der Erkenntnis völlig untauglich. Ob diese Sprachverzweiflung und -müdigkeit wirklich ein allgemeines Symptom unsres modernen Kulturzustands ist, wie hier versichert wird, oder ob sie hier nicht vielmehr durch rein wissenschaftliche Denkmotive und rein persönliche Stimmungsantriebe aus den in der Philosophie seit vielen Jahrhunderten schon umgehenden sprachkritischen Regungen plötzlich so leidenschaftlich emporgetrieben wurde, dies sind hier gleichgiltige Vorfragen. — Gleich im ersten Band wird die Hoffnung auf eine durch die Sprache vermittelte Welterkenntnis Stufe für Stufe vernichtet. Was wir irgend von der Welt wissen können, schmilzt zu einer übersichtlichen Summe der vom Individuum ererbten und erworbenen Erfahrungen zusammen. Denken und sprechen wird in eins gesetzt. In unserm Denken kann nichts sein, was nicht vorher in unseren Sinnen war. Unsre Sinne sind Zufallssinne, zufällige Breschen, die die ewig undurchdringbare Wirklichkeitswelt in unser Innenleben hineingeschlagen hat. Die Sprache ist nichts als das Gedächtnis; Begriff und Wort sind so gut wie identisch; nichts weiter als die Erinnerung oder die Bereitschaft einer Nervenbahn, einer ähnlichen Vorstellung zu dienen. Intellekt ist die zusammenfassende Bezeichnung für die Komplexität sich fortentwickelnder Sinne. Erinnerungen sind nur Thatsachen des Bewußtseins; Bewußtseinszustände sind nur Thatsachen des Gedächtnisses. Gedächtnis und Bewußtsein sind ein und dasselbe. Gedächtnis aber ist nichts weiter als die Empfindlichmachung abgeschwächter Gehirnreize durch starke neue, insbesondere durch die gemeinsamen Wortzeichen der alten und neuen Reize. Der Ichbegriff ist das Gefühl des Gedächtnisses, weiter nichts. Es ist nichts Konstantes, sondern in jedem Augenblick ein anderes Gedächtnisgefühl und nur darum scheinbar zusammenhängend, weil ununterbrochen neue Gehirnreize entstehen, von denen fast jeder Associationen des sogenannten Gedächtnisses weckt. Wie alle Sinneseindrücke am Ende nur normale Sinnestäuschungen sind, so ist

das Ichgefühl vielleicht auch nur eine Täuschung, in uns entstanden als Reflex irgend einer uns gänzlich unbekannten Lebenseinheit. Unsre Welterkenntnis ist also nichts als die geordnete Summe dessen, was durch unsre Zufallssinne in unser Denken oder Sprechen eingetreten ist. Dies Zufallswissen ist uns an die Sprache geknüpft. Unser Denken, wie wir es in der Sprache ererbt haben, ist also nur das bischen Erinnerung an das bischen Wahrnehmung der Menschheit. Das Sprachgefühl ist die besondere Logik der einzelnen Sprachen. Logik und Grammatik sind die modernen Mythologien der Sprache. Es giebt eigentlich nur eine Wissenschaft, das ist Sprachkritik. Sie müßte eine vergleichende Logik aus sich herausbilden, eine geordnete Sammlung derjenigen Gehirngewohnheiten, in denen die verschiedenen Sprachen die Erinnerungen der Menschen und Völker festhalten und zur Reproduzierung bereit legen. Alle Erklärung ist nur Beschreibung. Jede Entwicklung der Sprache, wie jede Veränderung, ist nur die Summe wirklicher Vorgänge, für die jede allgemeine Erklärung in wertlosen Abstraktionen stecken bleibt. Im Zusammenhang solcher Gedanken, die meist in die Fülle gut und scharf beobachteten Materials verfolgt werden, bietet der 2. Band der Sprachkritik Untersuchungen zur modernen Sprachwissenschaft, Auseinandersetzungen und Kritiken, die im Verhältnis zu dem thatsächlich beherrschten Material von einem überflüssigen Hochmut getränkt sind. Auch hier greife ich nur ein paar allgemeinste Gesichtspunkte, ohne die Begründungen, auf. — Sprachwissenschaft ist Sprachgeschichte. Wie unser Denken nur ein Zufallsblick in die Wirklichkeit sein kann, so ist der Bedeutungswandel der Sprache ein Zufall, so muß auch die Sprache analog der Entstehung der Kindersprache aus Zufallslauten hervorgegangen sein. Der Begriff des Gesetzes kann auf das Sprachleben nicht angewendet werden. Der Begriff Analogie bedeutet nur tatsächliche Ähnlichkeit. Der Begriff der Wurzel gehört zur wissenschaftlichen Legendenbildung. An Stelle der ethnographischen Verzweigungstheorie und der sprachlichen Vererbung müssen viel konsequenter als bisher Sprachmischung und gegenseitiges Entlehnen des Sprachguts gesetzt werden. Von der Etymologie ist nie auch die leiseste Unterstützung beim Forschen nach dem Ursprung der Sprache zu erhoffen. Die Sprache nahm ohne Vernunftthätigkeit, ganz unbewußt und aus tierähnlichen Anfängen ihren Ursprung. Die geistige Nahrung der Sprache besteht in Übertragungen, Vergleichungen, durch ewiges Umschreiben und Bildlichreden. Unsere Sprache wächst durch Metaphern. Alle Klangnachahmung ist nur metaphorisch zu verstehen. So lange eine Metapher bewußt, als eine bloße Vergleichung gebraucht wird, gehört sie noch nicht der Sprache an. Der Bedeutungswandel, die Bereicherung des Sprachorganismus beginnt mit dem Unbewußtwerden der Metapher. Da sie das Wachstum der Sprache ausmacht, wird sie auch ihren Ursprung veranlaßt haben. Sprache ist Metapher; aber die Metapher deckt irgendwie die Welt. Die Sprache, als Gesellschaftsprodukt, kann nie und nimmer sich über ihren Ursprung erheben; sie kann in ewig fortschreitenden Bildern bis zur Höhe eines künstlerischen Mittels wachsen, als Erkenntnismittel aber muß sie stets unfruchtbar bleiben, immer nur bereit, das Wirkliche gesellig zu beschwatzen. Die Metapher ist also der Ausdruck für die Erscheinung, die man sonst das Wachstum oder die Entwicklung der Sprache nennt. Methaphorisch vollzieht sich der Bedeutungswandel der Worte. Die Sprachgeschichte mit ihrem Bedeutungswandel ist wie jede andre Geschichte Zufallsgeschichte, ein Nacheinander, dessen Gesetze wir nicht begreifen. Sprache, Gedankenassociation und Gedächtnis sind nur verschiedene perspektivische Bilder desselben Vorgangs. Alle Welterkenntnis, also auch die der Tiere, ist Gedächtnis. Gedächtnis beruht auf der zunächst irrtümlichen Gleichsetzung und späteren Vergleichung zweier Wahrnehmungen. Es ist darum nicht zu zweifeln, daß auch die sprachlose Welterkenntnis der Tiere ebenso metaphorisch ist wie associativ. Die Menschensprache liefert zwar der Orientierung mit ihren Tausenden von scharf differenzierten Worten und Wortvariationen Associationscentren von so erstaunlicher Menge und Bereitschaft, daß der menschliche Reichtum an Associationen oder Metaphern wirklich den Reichtum

des Raubvogels oder des Hundes an Weltübersicht bedeutend übertreffen muß; aber freier als das Tier dürfen wir uns mit unserm Sprachdenken nicht dünken, wenn auch die Kette der Notwendigkeit länger ist. Denn unser sogenanntes Denken oder Sprechen ist nichts weiter als das Heranschießen oder Krystallisieren neuer Associationen oder Metaphern an die ererbten Associationscentren unserer Sprache; die Art dieses Heranschießens hängt, abgesehen von der Sprache selbst, vom Zufall unserer individuellen Erfahrungen ab. Der sogenannte objektive Geist der Sprache, die einem Volksstamm gemeinsame Associationskraft der einzelnen Worte, ist entstanden durch den Zufall der Sprachgeschichte und weiter zurück durch die Daten unserer Zufallssinne; für einen außermenschlichen Standpunkt war zwar dieser vermeintliche Zufall doch wieder Notwendigkeit; wir aber können nur denken, was unsere Zufallssprache will, d. h. was wir gewollt haben und was unsre Vorfahren gewollt haben. So führt die letzte Thatsache der Psychologiekritik, daß schließlich sogar unsre Sinne selbst Zufallssinne sind, vollends „in das graue Elend der Sprachverzweiflung". — Die Kritik der Grammatik und Logik sucht dies graue Elend näher zu beschreiben. All unser vielgerühmtes Denken oder Sprechen ist nichts anderes als eine Besinnung auf unsere Sinneseindrücke und deren Erinnerungsbilder. Unbestimmt und unklar legt sich Logik und Syntax um den Kern unseres Denkens, um die Eindrücke der Wirklichkeit. Sie sind nur im Stand die Worte zum Behufe einer bequemen Association zu ordnen, in denen die Erinnerungen an unsere Sinneseindrücke aufgespeichert liegen. Die Wirklichkeit ist weder logisch noch syntaktisch. Logik und Syntax sind unsrer Sprache nicht wesentlich; sie sind so sinnlos wie Kleidertrachten. Was in der Logik das Urteil ist, das ist in der Grammatik der Satz. Die Einteilung des Sprachschatzes in die Kategorien des Nomens, Verbums, Adjektivs ist nur zurückzuführen auf eine rein geistige, das heißt falsche, in der Wirklichkeit nicht vorhandene Unterscheidung der Sinneseindrücke nach ihrer Bedeutung für den Menschen. Die Daten unsrer Zufallssinne sind höchstens adjektivischer Natur, die angenommenen Ursachen dieser adjektivischen Daten nennen wir Dinge, die Zweckmittelpunkte ähnlicher Zustandsgruppen nennen wir Thätigkeiten. Die Kategorien oder Formen aller Erkenntnis sind nicht in der Wirklichkeit, sie sind in der Sprache; sie sind die aus unsern indoeuropäischen Sprachen abstrahierten Redeteile der Grammatik, die weder der Wirklichkeit noch unsern Sinneseindrücken von ihr kongruent sind. Die Sprache blieb weit hinter unsrer naturwissenschaftlichen Erkenntnis zurück. Viele Eigenschaftswörter oder intransitive Verben müßten z. B. strenggenommen transitive Verben sein; seit Locke oder jedenfalls seit Helmholtz müßte man z. B. sagen: „Der Baum grünt mich, nicht: der Baum ist grün. Viele abstrakte Worte oder manche Verhältnisse des Sprachbaus dienen unsrer Erkenntnis nicht mehr (man sollte z. B. nicht sagen: die Sonne geht auf, sondern die Sonne ist erreicht). Die Analogiebildungen der Syntax mit all ihren schönen Gesetzen sind nur Zufälligkeiten unsrer Sprache, die grade wir ererbt haben. Alles in allem: die logischen und grammatischen so gut wie die psychologischen Begriffe sind uns von der Sprache suggeriert; die Sprache ist ungeeignet, in ihren diskursiven Schlüssen zu neuen Erkenntnissen zu führen; sie reicht nicht einmal weiter zur Mitteilung als die Erfahrung des Hörenden geht. All unser Denken, wie es von der Logik in Urteil und Schlüssen wie ein Pfauenrad auseinander gefaltet wird, ist schon in den Begriffen oder Worten enthalten. Auf bettelarme Tautologien läuft alles hinaus. Die Wahrheit unsrer Erkenntnis ist die Übereinstimmung unsrer Urteile mit der Wirklichkeit. Die Urteile führen rückschreitend bis auf unsre Sinneseindrücke zurück. Die Wirklichkeit ist für uns nichts anderes als unsere Sinneseindrücke. Selbst der „hohe Begriff der Wahrheit" ist also menschliches Gerede. Die Wahrheit ist die Gesundheit des Gedächtnisses; sie ist, zutiefst, die letzte unerreichbare Sehnsucht der Sprache, ihre Metaphysik. Die niederste Erkenntnisform ist in der Sprache; die höhere ist im Lachen; die letzte ist in der Kritik der Sprache; in der himmelstillen, himmelsheitren Entsagung. Der Rest also ist — Schweigen.

Dieser äußerste Skepticismus grenzt an die Mystik. Die stammelnd beredten „Stummen des Himmels“ müssen von dem namenlosen Zustand der Seele zeugen, in der allein sie ungenannte Dinge empfangen kann. Sprachkritik ist somit die letzte, sich selbst zerstörende That des Denkens. Die Sprache hat den Menschen aus dem Paradies vertrieben. Sie hat uns krank gemacht, vergiftet, entwurzelt in der ungeheuren sprachlosen Natur. Ohne sie wären wir Tiere, „wie wir es hochmütig nennen in unserer protzigen Menschensprache“, oder wir wären Götter, wie wir es empfinden, wenn die Wunder der sprachlosen Natur uns verstummen machen.

Man sieht schon aus diesem flüchtigen Auszug die leitenden Gedanken, auf die sich Mauthners Sprachkritik gründet, um gegen allen Wortbetrug und Götzendienst, gegen die ungeheure Falschmünzerei der Sprache in allen Lebens- und Wissensgebieten zu Feld zu ziehen. Wie viel befreiende, fördernde, bahnbrechende Kritik im einzelnen auch daraus erwächst, hier stehen nur die philosophischen Grundlagen in Frage. Nicht ihre Originalität; die wird hoffentlich er selbst in dem angekündigten 4. Band, der die Geschichte des sprachkritischen Gedankens behandeln soll, untersuchen (da wird sich denn wohl herausstellen, daß, von allem Sprachkritischen abgesehen, auch einer der leitenden psychologischen Gedanken, der der Zufallssinne, viel prägnanter und zugespitzter als bei Lessing z. B. schon bei dem holländischen Philosophen Hemsterhuis vorkommt); auch nicht um die Richtigkeit der hier gegebenen Psychologie des Erkennens handelt es sich hier, sondern nur um die Deutungen, die Wertfragen. Denn die Entscheidung über Wert oder Unwert der Sprache hängt ja in Wahrheit von der Deutung ab, die wir den von niemand bestrittenen Bedingungen unserer menschlichen Vorstellungsthätigkeit geben. M. hat nicht sehen wollen, daß sein thatsächliches Material höchstens an einen alten Kreuzweg führt, vor dem nur die Lebensüberzeugungen entscheiden. Er giebt den Anschein, als führe der durch englische Aufklärungsphilosophie angeschwellte Strom eines entwicklungsgeschichtlichen Psychologismus thatsächlich durch sich selber zu dem „grauen Elend“ einer Verzweiflung. Kein Mensch leugnet die Notwendigkeit solcher, auch auf das Geistesleben sich ausdehnenden „evolutionistischen“ Betrachtung. Der naturgesetzliche Entwicklungszusammenhang ist vielmehr die selbstverständliche Voraussetzung alles modernen Denkens. Aber Erklärung ist hier lediglich Beschreibung, ohne Fragen des Werts und Unwerts, ohne eine Überwältigung des Materials durch eine Überzeugung vom Unsinn oder Sinn des Lebens. Von diesem Standpunkt allein läßt sich also noch keine **Kritik** großer Kulturerscheinungen schreiben; denn Kritik setzt einen Maßstab voraus. Die Werte, auf die sich unser Kulturleben und Kulturbetrachten gründet, können nun aber in ihrer Rechtfertigung und Giltigkeit durch die Geschichte ihrer Veranlassungen, ihrer psychologischen Entstehung, ihrer immer wechselnden sachlichen Inhalte gar nie berührt, noch weniger kritisiert werden. Das hat Mauthner übersehen. Man kann ihre Giltigkeit leugnen, man kann in einem radikalen Skepticismus das Denken und das ganze Menschsein nur als den gleichgiltig und vom Zufall fortgetriebenen Ablauf trüber Wasser betrachten, die ein unbegreifliches Geschehen durch ein paar Breschen in unser Innenleben ergossen hat, und das Menschentreiben, nach Nietzsche, als die hochmütigste und verlogenste Minute der Weltallsgeschichte, in der auf einem abgelegenen Gestirn kluge Tiere zu ihrem Verderb das Erkennen erfanden; dann ist aber die Erklärung nicht mehr bloße Beschreibung, sondern Deutung, und für Menschen andrer Lebensüberzeugung ist dann das himmelsheitre Lachen die höchste Erkenntnis, die in diesem Fall sogar erst nach der Sprachkritik kommt.

Mit einem Wort: in diesem Buche ist Kant nicht, wie M. glaubt, überwunden, sondern völlig mißverstanden; und somit ist das Fundament gar nicht berührt, auf dem allein die Kulturwissenschaften philosophisch zu rechtfertigen sind. Inwieweit dies Mißverstehen auch die Sprachauffassung berührt, soll hier in aller Kürze angedeutet werden. Wie sehr M. das Wesen der Sprache im Grunde verkannt, d. h. mißdeutet hat, zeigt am besten schon der „Schlangenbetrug der

Sprache", durch den sie sogar ihren Verächter und Entlarver, der auszog, um gegen sie ein ganz voraussetzungsloses Buch zu schreiben, eine wirkliche, damit freilich sich selber überschlagende Kritik hat zu stande kommen lassen, also ein Buch voller Voraussetzungen, das sogar mit dem Anspruch einer Kulturthat auftreten kann. Seine Sprache ist eben keine mathematische Zeichensprache, sondern eine Individualsprache, eine Kultursprache gewesen. Er sagt: leider; wir sagen: gottlob. Dies ist eigentlich die ganze Differenz.

M. hat gewisse längst bekannte Bedingungen unserer Vorstellungsthätigkeit mit ihrer Bewertung und Deutung unbedenklich vermischt. — Was wir von der Außenwelt wissen, ist gewiß niemals objektive Kenntnis; unser Denken ist metaphorisch, unsere Sprache ist metaphorisch. Wir wissen — im letzten Grunde — nur uns selbst. Die Kategorien des Denkens sind ausgedrückt in den Kategorien der Sprache. In ihr sammelt sich aller Subjektivismus unserer Weltauffassung. Im empirischen, subjektiven Bewußtsein wird da gleichsam das Apriori gehandhabt, das, objektiv, als kategoriale Bestimmtheit unserem Erkenntnisprozeß untergebreitet ist. Die philosophischen Kämpfe, die um diesen Prozeß geführt worden sind, müssen sich also in der Auffassung des menschlichen Sprachprozesses wiederholen. Eine Kritik der Sprache wird immer ein Analogon der Vernunftkritik sein, im Sinne oder gegen den Sinn Kants. Zu diesem letzteren Zweck, als Metakritik der Vernunft, wurde sie vor allem von Hamann und von Jacobi gefordert.

Der Wahrheitsbegriff, den M. zur Ausführung dieser Sprachkritik voraussetzt, ist nun der von Kant überwundene der Abbildungstheorie. Der Geist soll die Wirklichkeit abbilden; das ist die einzige Forderung. Die Sprache und die Erkenntnis werden kritisiert, als ob ihr Wesen und Sinn allein darin läge, die Wiederholung und Kopie einer absoluten Wirklichkeit zu sein. Die ganze Sprachverzweiflung kommt wesentlich aus diesem Wahrheitsbegriff. Die Gegeninstanz ist überall das Bewußtsein des Nichtwissens, das am naturwissenschaftlichen Weltbild orientiert, unsere Erkenntnis vor allem durch das phantasievoll ausgemalte Bild der ungeheuren Zeiträume, mit denen heute die Entwicklungslehre so leichtfertig um sich wirft, und den nicht ganz neuen Gedanken der Zufallssinne zu ängstigen und in ihre Nichtigkeit zurückzujagen sucht. — Dieser Wahrheitsbegriff hat nun mit den fundamentalen Voraussetzungen, aus denen allein Wesen und Wert der Sprache und somit auch der modernen Sprachwissenschaft, wie jeder Kulturwissenschaft, philosophisch zu begreifen und zu rechtfertigen ist, gar nichts zu tun. Denn diese ruhen eben in letzter Linie schon auf einer bestimmten Deutung und Wertung jener auch von ihnen eingesehenen Thatbestände, also nicht im geringsten mehr auf dem Bereich, wo naturwissenschaftliche oder psychologische „Thatsachen" als solche etwas auszurichten vermögen. Man kann diesen Kulturwissenschaften und ihren Objekten die Existenzberechtigung und Bedeutung absprechen, wenn man jene Überzeugungen nicht zu teilen vermag; aber man sollte dann wenigstens einsehen, daß man damit selber nur die an sich gegen Wert und Unwert völlig gleichgiltigen Thatsachen mit bestimmten Lebensüberzeugungen durchtränkt. Ein paar Andeutungen, die auf die Hypothesen vom Ursprung der Sprache keine Rücksicht nehmen, müssen zur Kennzeichnung dieser Probleme genügen.

Wenn ich einen „roten Apfel" in der Hand habe, weiß ich allerdings, naturwissenschaftlich, von dem Objekt selber nichts als meine gleichzeitigen Empfindungen in der Hand, im Auge, an der Nasenschleimhaut u. s. w. Und wenn der erkenntnistheoretische Wert und die „Wahrheit" der Sprache wirklich darin läge, der naturwissenschaftlichen Thatsächlichkeit unserer jeweiligen Perzeptionen gerecht zu werden, müßte allerdings die Bezeichnung des „roten Apfels" an der Thatsächlichkeit dieses Empfindungsbündels orientiert sein. Die Sprache müßte unsere Sinne „als das Spielzeug der Dinge" auch in jedem einzelnen Ausdruck anerkennen, und unser heutiger Sprachgebrauch unterläge der berechtigten Klage, daß er nur verworrene Abstraktionen enthalte und auch hier demselben Hochmut,

mit dem er die Erde für den Drehpunkt der Sonne ausgibt, die Anerkennung der thatsächlichen Wahrheit opfere. Aber die Wahrheit der sprachlichen Konstatierung, ebenso wie die unserer Weltauffassung überhaupt, liegt eben nicht darin, daß sie den einzelnen Elementen unserer Vorstellungsthätigkeit und ihrer Beziehung auf eine absolute Wirklichkeit im naturwissenschaftlichen Sinne Rechnung trägt, sondern nur der Deutung, die das Bündel der Empfindungen in unserm Geist erhält; der Deutung, die im Sinne eines immanenten Wahrheitsbegriffs jeder Vorstellungsverbindung zuteil wird, und die unser Geist (ob vermöge erblicher Dispositionen, ist hier gleich) als Beziehungs- und Wertzusammenhang in das Chaos der Empfindungsinhalte hineinwirkt. Die Welt, wie sie uns im großen Beziehungszusammenhang der Sprache gegeben ist, ist also eine gedeutete Welt. Alle Sprachbildung ist metaphorischer Bedeutungswandel, weil das Wesentliche in unserem Seelenleben ein Umbilden empfangener Sachinhalte ist. Jede Sprache ist, nach Jean Pauls Wort, in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch verblaßter Metaphern. Auch der älteste geistige Besitz der Seele muß bereits metaphorisch, vergleichsweise erworben sein, also anthropozentrisch sein. Dieser metaphorische Grundcharakter der Sprache, den M. in einem sehr interessanten Kapitel behandelt (II, 465), ohne sehen zu wollen, daß er damit nur an jenem alten Kreuzweg angekommen ist, bedingt unser sprachliches Weltbild vom Kleinsten bis ins Größte. — Eine der wichtigsten von M. vernachlässigten Fragen der Sprachpsychologie ist z. B. das Verhältnis der Wortvorstellungen zu den ihnen zu Grund liegenden sensorisch-motorischen Vorstellungen, denen jene im entwickelten Bewußtsein immer mehr untergeschoben werden. Wie die Physik gezeigt hat, daß die Empfindung nicht mit einem äußeren Objekt „rot" übereinstimmt, so muß die Sprachpsychologie zeigen, daß die Wortvorstellung „rot" sehr viel komplizierter ist, als eine einfache Reproduktion von einer rot-Empfindung (vgl. Arch. f. ges. Psych. I, 76; auch K. Groos' ästhetische Schriften). Abgesehen von allen assoziativ bedingten Faktoren sind bei den meisten Wortvorstellungen ursprünglich, z. B. in der Kindersprache, irgend welche motorischen Impulse mit im Spiel. Hier vor allem wurzeln nun Auffassungsformen, die unserem sprachlichen Weltbild schon im äußerlichen Sinne einen anthropozentrischen Charakter geben; so wenn sich die Sprache über die Beziehungen der wirklichen Dinge durch räumliche Beziehungen zu orientieren pflegt, die in einem Koordinatensystem gedacht sind, in dessen Kreuzungspunkt, mittelbar und unmittelbar, der Sprechende steht; wenn sie Ortsverhältnisse am liebsten durch Bewegungsverhältnisse wiedergibt in einer Fülle von richtunggebenden Lauten in Kasusendungen, Adverbien, Präpositionen oder Vorsilben; wenn endlich in diesem Sinne die Bewegung für die Sprache einer der reichsten Begriffe geworden ist (III, 106, 117).

So schon werden Dinge und Thätigkeiten oder Substantiva und Verben, „diese optischen Täuschungen unseres Verstandes", zu Knotenpunkten des sprachlichen Weltbildes; weil eben über die thatsächliche Wahrnehmung des Adjektivischen hinaus seine Deutungen durch Ursachen der Eindrücke und Zwecke der Bewegungen unser geistiges Weltbild konstituieren. So schon wird also das Wort immer erst durch den Satz und dieser durch die Situation verständlich, die Situation erst durch die ganze Persönlichkeit des Sprechenden, durch seine eigene Entwickelung.

Hier bereits ist klar, daß ein Urteil über Wert oder Unwert der Sprache auf Grund dieser auch von M. gesehenen Thatsachen eine bestimmte Überzeugung vom Wesen unserer Geistesthätigkeit voraussetzt, und daß, wie jede auf die Abbildtheorie gestützte Philosophie den Wert der Sprache leugnen muß, dieser philosophisch nur aus der durch Kant begründeten Weltanschauung begriffen werden kann. Denn es ist ja der Grundgedanke des Idealismus, daß er durch eben die Prozesse der Deutungen und Wertungen, die der gewöhnlichen Auffassung und dem Wahrheitsbegriff der Abbildungstheorie als subjektiv, als verfälschend gelten, gerade erst die Objektivität und die Wahrheit unseres Weltbildes begründet und garantiert sein läßt. M.'s Sprachkritik, soweit sie nicht die notwendigen Kate-

gorien der Sprache mit zufällig willkürlichen Entartungen vermischt, scheint mir demgegenüber mit ihren Ansprüchen an die Kopietreue des sprachlichen Weltbildes auf der Linie aller rückfälligen und unkritischen Metaphysik zu stehen; wodurch ihr aus der schönen Verwegenheit solchen Denkens immerhin auch ein Zug von Größe kommen mag. Aber viel tiefer und reiner scheint mir das Wesen der Sprache philosophisch ergriffen und gerechtfertigt in ein paar Tagebuchstellen Fr. Hebbels, die zeigen, warum es für ihn „keine glänzendere Illustration des Fundamentalsatzes aller neueren Philosophie und ganz besonders der Kantschen" gibt, als eben die Sprache. Da eigene Ausführungen hier nicht am Platze sind, mag die eine dieser Stellen hier stehen: „Die Sprache ist, wie Raum und Zeit, eine dem menschlichen Geist notwendige Anschauungsform, die uns die unserer Fassungskraft fort und fort sich entziehenden Objekte dadurch näher bringt, daß sie sie bricht und zerbricht" (Tagebücher ed. Bamberger II, 217).[1] Wie in dem Chaos unübersehbarer Weltvibrationen nur durch die Sichtung unserer „Zufalls"-Sinne die Möglichkeit einer Wahrnehmung gegeben ist, so wird — nach dieser Auffassung — das ewig dunkle Weltgeschehen dadurch nur uns faßbar und objektiv, daß unser Geist in allgemeingültigen Formen des Auffassens und Aneignens, im Umbilden des Geschehens zu Gedanken und Worten die Sachinhalte des Bewußtseins zu gestalten vermag. So ist also ein Weg gezeigt, wie der erkenntnistheoretische Wert des sprachlichen Weltbildes unmittelbar hinter den Problemen einer kritischen Philosophie seine Stelle hat und inwiefern eine Kritik des Sprachvermögens ein Analogon der Kantschen Vernunftkritik werden müßte. Schon Wilhelm von Humboldt, der aus dem Reichtum der Empirie, wenn auch mehr an Fichte als an Kant anknüpfend, eine solche Sprachphilosophie auszuführen versucht hat, hat gesehen, daß so allein die philosophischen Fundamente unserer exakten Sprachwissenschaften zu sichern möglich ist.

Dies wird sofort klar, wenn wir die anderen, nicht theoretischen Wertvorstellungen, deren Ausdruck die Sprache ebenfalls sein muß, berücksichtigen; wenn wir betrachten, wie vom Kleinsten bis ins Größte die Sprache an dem Zweck- und Wertzusammenhang teil hat, den unser Geist wie ein ungeheures Netz über die Gleichgiltigkeit der in den Sinnen empfangenen Thatsächlichkeiten des Weltbildes breitet. Denn hier wurzelt die Bedeutung unserer Sprache als einer Kulturerscheinung, die Aufgabe und Methode der Sprachwissenschaft als einer Kulturwissenschaft. An dieser Stelle sind unsere großen Sprachforscher alle einig; diese Auffassung hat sie, seit der Entstehung der Sprachwissenschaft aus idealistischen Gedankenkreisen, nie verlassen, auch nicht in den Zeiten übertriebener Annäherung an die naturwissenschaftliche Methode, und gerade Wilhelm Scherer (dessen jedenfalls doch genial anregendes Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" sogar in der historischen Rückschau von M. ungebührlich ignoriert wird) hat trotz seiner Neigung zu Buckles und Taines aufklärerischer Überschätzung der naturwissenschaftlichen Methode eben jene fundamentalen Voraussetzungen in hellstes Licht gestellt, vor allem in der schönen Widmung seines Buches an Müllenhoff, die seine Geschichte der deutschen Sprache im weiten und kühn vorwegnehmenden Ausblick mit einer nationalen Ethik, einer nationalen Güter- und Pflichtenlehre im Zusammenhang zeigen möchte. Wer eine Kritik der Sprache und Sprachwissenschaft schreiben will, hätte doch, statt der revolutionär sich dünkenden Behauptung, alle Sprachwissenschaft sei Sprachgeschichte, vor allem die durch jene herrschende Sprachauffassung besonders nahgelegten Unterschiede natur- und kulturwissenschaftlicher Begriffsbildung erörtern müssen. Aber nicht einmal daß überhaupt Pro-

[1] Diese Stellen erhalten auch in der sonst vielfach vortrefflichen Darstellung der Hebbelschen Weltanschauung von A. Scheunert (Beitr. zur Ästh. von Lipps u. Werner VIII. 1903) eine unzureichende Interpretation (S. 243), die noch überdies durch die Einführung einer „Gottheit Welt" (aus der mißverstandenen Tagebuchstelle II, 41) entstellt wird.

bleme hier liegen, kommt bei M. zum Ausdruck, obwohl Hermann Paul, der als einer der ersten mit besonderer Schärfe auf die logischen Unterschiede von Gesetzes- und Geschichtswissenschaft hingewiesen hat, oft und mit Recht, gleichsam als das theoretische Gewissen unserer Sprachwissenschaft, zu Rat gezogen ist, und obwohl Heinrich Rickert, der diese Fragen neuerdings im weitesten Umfang klargestellt hat, mehrmals zitiert wird. In der Paul'schen Definition der Sprachwissenschaft als einer Kulturwissenschaft liegt ein so reiches Bewußtsein unsrer Aufgaben und Methoden, daß die Mauthnerschen Anregungen davor recht dürftig erscheinen. Gewiß ist damit auch gesagt, daß die Wissenschaft von der Sprache lediglich ihre Geschichte ist. Sie ist auf die Darstellung der Wechselwirkungen physischer Gegenbenheiten mit den bewußten und unbewußten seelischen Prozessen gegründet. Diese seelischen Prozesse bedingen die jeweilige Struktur des sprachlichen Weltbilds, durch sie ist Sprachbewußtsein im letzten Grunde Kulturbewußtsein. Das gilt für die Sprache Goethes so gut wie für die Sprache der gotischen Bibelübersetzung. Die konstanten Kräfte des sprachbildenden Vorgangs wirken nicht im Wort als einem Aggregat berechenbarer Größen, sondern in der erfüllten Sphäre von Wortvorstellungen, d. h. von Situations-, Zweck-, und Wertvorstellungen, die getragen sind von lebendigen Menschen, von den soziologischen Bedingungen eines thätigen Gesellschaftslebens, von den historischen Bedingungen einer lebendigen Epoche; die formalen und inhaltlichen Wandlungen vollziehen sich also immer in einer Assoziationssphäre, durch die zum mindesten die Sachgehalte der Sprache an Kulturwerte, also an Beziehungswerte geknüpft sind. Nur aus Mangel an Material oder aus methodischen Interessen werden die einzelnen Faktoren des Sprachlebens, z. B. die des Laut- und Bedeutungswandels, die sich in Wahrheit immerfort durchkreuzen, getrennt, und nur wo die Quellen unsrer Kenntnis außerordentlich dürftig sind, bekommt unsre Rekonstruktion des sprachlichen Lebens den Anschein eines naturgesetzlichen Verlaufs. Überall, auch wo die Grammatik ganz elementare lautliche Veränderungen und deren physiologische Bedingungen festzustellen vermag, bleiben wir auf dieselben methodischen Mittel (Erhellung eines ursächlichen Zusammenhangs durch einen andern, Beobachtung der Gleichförmigkeiten, Verallgemeinerung durch Vergleiche 2c.) beschränkt, die auch hier, trotz der eigentümlichen Zwischenstellung der sprachwissenschaftlichen Begriffe zwischen naturwissenschaftlichen und historischen, nicht zu wirklichen Naturgesetzen führen, so wenig wie sie in der Poetik oder in einer empirischen Geschichtsphilosophie (etwa in der Art der freilich sehr unzulänglichen Lindnerschen) jemals aus einer „Statistik in Bewegung“ eine Gesetzeswissenschaft machen können. Damit ist zunächst gesagt, daß die Sprachwissenschaft niemals in einer naturwissenschaftlich-psychologischen Methode aufgehen kann. In dem heutigen Streit über das Verhältnis von Sprachgeschichte und Sprachpsychologie muß vor allem die schon von Paul gegen Steinthal verfochtene Auffassung betont werden, daß die Sprachwissenschaft als Kulturwissenschaft außerhalb der Psychologie ihre Stellung hat. Daß Tragweite und Hilfsmittel der sprachpsychologischen Interpretation infolge von Wundts „Völkerpsychologie“ heut besonders rege wieder untersucht werden, kann der Einzelforschung nur zu gut kommen, und es ist gewiß nicht einfach eine Nützlichkeitsfrage, ob die von Steinthal und Paul weitergebildete Herbartsche oder die von Wundt vertretene Psychologie zur Interpretation verwendet wird. Hier ist noch eine Fülle von unerledigten Problemen, die noch durch die von Mauthner, der in jenen Streit leider noch nicht eingegriffen hat, hervorgekehrten kritischen Gesichtspunkte erheblich vermehrt werden. Um so mehr ist zu betonen, daß die geschichtliche und die psychologische Erforschung der Sprache verschiedene Aufgaben verfolgen, wie sehr sie sich auch gegenseitig unterstützen, und daß, auch wenn die Art ihres Verhältnisses infolge von Wundts Kritik neu bestimmt werden müßte, für die Facharbeit die Paulschen Argumente unbedingt in Kraft bleiben müssen, durch die er die Psychologie als eine Normwissenschaft der Sprachwissenschaft als einer historischen Disziplin gegenüberstellte. Innerhalb ihrer muß also die Prinzipien-

wissenschaft ihre alte Stelle behalten. Sofern eine nahezu konstante Reihe einzelner sprachbildender Faktoren das Leben der Sprache unter den unberechenbaren, immer wechselnden Bedingungen der historisch-individuellen Epochen schafft, muß sie systematisch sammelnd und vergleichend die Komplikationen darstellen, die sich aus der Gesetzlichkeit der Grundvorgänge und ihrer Faktoren ergeben. — An ihre Seite tritt die historische Statistik, wie sie im genügenden Maß bisher leider nur für die Wortforschung unternommen ist; sie beschreibt die einzelnen geschichtlich gegebenen Spracherscheinungen in isolierten Untersuchungen, um möglichst die ganze Fülle des historisch-differenzierten Materials, die ganze Willkür des Einzelnen im thatsächlichen Sprachverlauf zu umfassen. Gewiß wird sich da die Bedeutungsgeschichte immer mehr, wie M. betont, als Zufallsgeschichte herausstellen. Dafür hätte er grade aus dem reichen Material dieser Zeitschrift viel instruktivere Beispiele finden können, als er sie giebt. Und gewiß ist eine Zeitschrift, die eine Wortforschung gerade in diesem Sinn unternimmt, so etwas wie eine Selbstkorrektur und -ergänzung etymologischer Methoden und Wörterbücher, wenn sie von einem Gelehrten geschaffen ist, dem wir das von Mauthner reichlich benutzte etymologische „Wunderwerk von Wissen und Fleiß" verdanken. Aber damit, daß das Sprachleben dem Fluß der vom Zufall so oft gelenkten historischen Entwicklungen preisgegeben wird, ist noch lang nicht dem Wert der Sprache selber Abbruch gethan und jedem verwegensten Relativismus die Tür geöffnet. Denn es bleibt noch die letzte Aufgabe der Sprachforschung: Sprachgeschichte im großen Sinne geschichtlicher Wissenschaft, die Sprachentwicklung als Aufeinanderfolge von Sprachepochen, die Sprachepochen als höchster Ausdruck der Kulturepochen, kurz, die Sprache selber als ein System der Kultur aufgefaßt. Die Ergebnisse der Prinzipienwissenschaft und der historischen Statistik müssen sich hier vereinen, müssen, wie in den übrigen historischen Wissenschaften die Prinzipienuntersuchung und die Quellenforschung, restlos aufgehen in der geschichtlichen Darstellung. Sprachgeschichte muß sich hier als Kulturgeschichte enthüllen; denn um Maßstäbe der Scheidung und Auswahl und vor allem der Darstellung zu haben, muß sie auf die „Ideen", d. h. die Kulturwerte bezogen werden, deren unmittelbar erlebter Zusammenhang das geschichtliche Leben der einzelnen Sprachepochen bedingt. Das sprachliche Leben einer Zeit oder eines Menschen muß erscheinen als das vom Kulturbewußtsein gedeutete Leben, als Weltanschauung dieser Zeit oder dieses Menschen; die unendliche Fülle willkürlich scheinender Lebensläufe der Worte, Formen, syntaktischen Erscheinungen &c. geht hier auf in den einen allumfassenden Lebenslauf des geschichtlichen Geistes einer Zeit. Damit soll kein „romantisches" Phantom eingeführt sein; es soll nur die Einheit der Kulturepochen für den Standpunkt unsrer Beurteilung und Darstellung damit bezeichnet sein, ohne den überhaupt keine Geschichte als Wissenschaft möglich ist; die naturgesetzlich gegebene, durch Faktoren des natürlichen Lebens unveränderlich bestimmte Thatsächlichkeit des Zeitlebens, die in einer Kulturepoche zum Bewußtsein, d. h. zum sprachlichen Ausdruck erhoben wird. So gut wie alle historischen Erscheinungen hat das Sprachleben — in diesem höchsten Sinn geistesgeschichtlicher Darstellung genommen — sein gut und böse; nicht als eine Summe schulmeisterlich festzustellender Inkorrektheiten, sondern im Maß seiner Verwirklichung und Gestaltung des Kulturzusammenhangs im sprachlichen Leben, das ja immer als ein unendlich kompliziertes Geflecht von Gewöhnung und schöpferischer Kraft, Übertragung, Differenzierung und Entstellung &c. verläuft. Ja man kann, ein Goethesches Wort ausdeutend, so gut wie von einem ästhetischen und intellektuellen, so auch von einem Gewissen des Sprachvermögens reden, das, in jeder Epoche und jedem Menschen mit verschiedener Intensität wirksam und nachweisbar, immerfort daran schafft, daß in jenem wirren, unreinen Geflecht das dunkel uns gegebene unmittelbare Leben Sprache werde, persönlich werde, daß Sprache immerfort sich erneure, um immerfort dem Empfindungs- und Gedankenleben möglichst adäquat zu werden. In einem letzten Sinn würde so das Sprachbewußtsein als Kulturbewußtsein

sich offenbaren, und das gut gemeinte patriotische Gerede von der Heiligkeit unsrer Muttersprache so allein seine wissenschaftliche Rechtfertigung erhalten. Wenn aber Sprachleben in diesem Sinn Kulturleben, gedeutetes Leben ist, wenn die um ihre eignen erkenntnistheoretischen Voraussetzungen unbekümmerte Sprachhistorie mit Recht ihr Objekt in diesem tiefsten Sinn erfaßt und darzustellen versucht, dann darf sie von einer Philosophie der Sprache verlangen, daß sie ihr Thun und Forschen auch philosophisch rechtfertige, daß sie ihr Objekt aus dem trüben, Logik und Erkenntnistheorie in sich verschlingenden Strom eines Psychologismus im Mauthnerschen Geist (der, weil er konsequent ist, notwendig zu einem absoluten Skepticismus führen muß) errette und nach kritischer Methode in sein Recht und seine Stellung im Geistesleben einsetze. Heute, wo die vor allem von Paul begründete Prinzipienwissenschaft neue Arbeit anregt, auch für literarhistorische Fragen mannigfach fruchtbar wird, ja auch von Philosophen zur Orientierung und Zeugenschaft benutzt wird; wo an einer Zentrale emsiger Einzelarbeit Gelehrte aus allen philologisch-historischen Bezirken mitarbeiten; wo endlich aus dem echten Geist Jakob Grimms und Wilhelm Scherers in der Berliner Akademie das Programm wahrhaft kulturwissenschaftlicher Sprachforschung entworfen wurde: in solcher Zeit neu vertieften Sprachinteresses kann die Wissenschaft einen Sprachanarchismus wie den Mauthnerschen getrost sein verzweifeltes Geschäft treiben lassen. Möge er den wüsten Hexensabbath des Wortbetrugs und der literarischen Falschmünzerei treffen, der leider wohl nie auszurotten ist; möge er strenge Selbstzucht und Reinlichkeit im sprachlichen Leben befördern! Im Einzelnen bringt er auch den davon betroffenen Wissenschaften eine Fülle von Anregungen; und es ist dringend zu wünschen, daß trotz der Notwendigkeit scharfer Ablehnung der Grundtendenz die kritischen Einzelthaten nicht verloren gehen, die sich notwendig ergeben müssen, wenn ein so geistreicher und scharfer Beobachter, ein so ausdauernder und unendlich belesener Forscher, ein so rücksichtsloser und freier Geist die Einzelwissenschaften durchstreift. Wie sehr diese flüchtigen und so lückenhaften Andeutungen, auf die ich hier beschränkt war, vor der Masse des von ihm aufgetürmten Materials dürftig erscheinen, weiß ich genau. Sie sollen ja auch — in dieser Kürze — den Kerngedanken M's. nicht widerlegen, sondern ihm nur den Hinweis auf ein andres Fundament der Betrachtung entgegenstellen, auf dem mir allein die philosophischen Voraussetzungen unsrer Sprachforschung sicher gestellt scheinen. Aller Verdienste im Einzelnen ungeachtet, bleibt diese Sprachkritik jedenfalls das Werk einer unseligen und trostlosen Skepsis, die in sinnloser, sich selbst vernichtender Verzweiflung eine Wahrheit, die nur die absolute dunkle Leere ist, wie eine wilde Meute unter die Wortherden zu treiben sucht; die einen heillosen Dualismus heraufzuführen geeignet ist, durch den das bankrott sich erklärende Denken in den dumpfen Taumel spracherlöster Gefühlszustände sich stürzen müßte, in Zustände, die doch selber nur dadurch für uns einen erlebbaren Sinn erhalten, daß wir sie mit Worten zu deuten, zu erfassen vermögen. Ich glaube, dies Buch kommt in jedem Betracht um einige Jahrzehnte zu spät. Es kommt in eine Zeit, die, weit über allen Fortschritt wissenschaftlicher Forschung hinaus, durch neue Lebensüberzeugungen vor diesem Buch sicher gestellt ist, durch neues Verlangen nach einem von diesem radikalen Aufklärungsgeist tief verschiedenen Fundament der eigenen Geistesarbeit; durch neue Gewißheit der im Taumel des entarteten naturwissenschaftlichen Denkens nicht mehr bedrohten Kulturwerte. Es wäre für uns der schönste Erfolg der Mauthnerschen Theorien, wenn durch sie, eng verbunden mit dem neuerwachten Geist echter sprachhistorischer Forschung, aus den neuen Reihen des kritischen Idealismus eine Kulturphilosophie der Sprache, d. h. eine Kritik der Sprache im Geiste Kants und Humboldts hervorgerufen würde!

Freiburg i. B. Erwin Kircher.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Fortgesetzt von W. Robert-tornow. 21. Aufl. [118. bis 128. Tausend] bearbeitet von Eduard Ippel. XXXI, 823 S. 1903. Gebunden M. 6.50 (Haude & Spenersche Buchhandlung, Berlin).

Überraschend schnell — in zwei Jahren — ist diese neue Auflage des Büchmann nötig geworden, ein Beweis, wie lieb das inhaltreiche Buch dem deutschen Volk ist. Was Georg Büchmann 1864 auf den 220 Seiten der 1. Auflage der „Geflügelten Worte“ bot, war viel. Seitdem ist das Buch auf 631 (mit Namenverzeichnis und wirklich vorbildlichem Nachweis 823) Seiten angewachsen. Ein Vergleich der letzten Auflagen beweist, wie E. Ippel mit Erfolg bemüht ist, das Werk, seiner Vorgänger würdig, weiterzuführen. — Im Vorwort verteidigt er Büchmanns und Robert-tornows Bestimmung des Begriffs „Geflügelte Worte“ gegen R. Arnold und begründet gegen Gomberts Vorwurf (Ztschr. f. D. Wortforschung II, 256) die Grenzen des Buches. Die Hoffnung, diese für einen besonderen Abschnitt über tote geflügelte Worte, woran Gombert jedenfalls dachte, erweitert zu sehen, hat sich also einstweilen nicht erfüllt. Hoffentlich wird dem Buch diese erwünschte Ergänzung doch noch verliehen. — Natürlich bleibt künftigen Auflagen auch sonst vieles vorbehalten. Das ist selbstverständlich und kann nicht als Vorwurf gelten. Manche Worte sucht man vergebens z. B. das neuerdings durch Brettellieder und Gassenhauer sehr geläufige „Woher nehmen und nicht stehlen?“, das H. L. Wagner schon 1776 im Anfang des 6. Aufzugs der „Kindermörderin“ die Frau Marthan sagen läßt. Bei andern vermißt man Antwort auf die Frage: wie wurden sie geflügelt? Dies gilt besonders von den Worten aus der Bibel. — Bei der regen Teilnahme und Unterstützung, die das Werk in weiten Kreisen erfährt, ist bestimmt zu erwarten, daß sich der Büchmann mit jeder neuen Auflage dem gesteckten Ziel beträchtlich nähern wird. Zur Mitarbeit ist jeder willkommen, Beiträge bittet man an die Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung (F. Weidling), Berlin S. W. 11, Dessauerstraße 2 zu richten. Wilhelm Feldmann.

Inhaltsverzeichnis der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, der Wissenschaftlichen Beihefte und sonstiger Veröffentlichungen des Vereins. Jahrgänge 1886—1900. Berlin W. 1903. 4°. 176 S. ℳ 3.—.

Zu den Veröffentlichungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hat Günther Saalfeld ein vollständiges Inhaltsverzeichnis zusammengestellt, das in einem großen Alphabet die fünfzehn bisher erschienenen Jahrgänge der Zeitschrift des Sprachvereins, die zwanzig wissenschaftlichen Beihefte und fünf andere Vereinsschriften umfaßt. Obgleich sich die Zeitschrift des Sprachvereins schon bisher durch gute Inhaltsverzeichnisse auszeichnete, wird der ganze, große Stoff doch erst jetzt zu bequemer Benutzung zugänglich, und gerade der wortgeschichtlichen Forschung wird die ebenso mühevolle wie dankenswerte Arbeit Saalfelds vielfältig zu gute kommen. A. Goetze.

Weise, Oskar, Ästhetik der deutschen Sprache. VIII, 309 S. 1903. Gebunden ℳ 2.80 (B. G. Teubner, Leipzig).

Dies Büchlein hat das Verdienst, auf ein noch immer brach liegendes Zwischengebiet wieder einmal nachdrücklich aufmerksam zu machen, dessen Vernachlässigung eine fruchtbare Wechselwirkung unserer Sprachwissenschaft und Literaturgeschichte noch immer nicht recht hat zu stande kommen lassen. Trotz der mannigfachen Vermittlungsversuche wird man ja wohl nicht sagen können, daß die historische Interpretation des sprachlichen Lebens mit der des literarischen wirkliche Fühlung gewonnen hat. Wenn auch schon lange das Anhängen oder Einschieben eines sprachlichen Kapitels in literarhistorische Darstellungen zu den als notwendig erachteten Requisiten der „Wissenschaftlichkeit“ gehört, so bleibt es — von ein paar Arbeiten zur mittelalterlichen und von ganz wenigen zur neueren Literaturgeschichte abgesehen — doch eben nur ein Anhängen und ein Requisit. Mit gegenseitiger Hochachtung sollte es aber in solchen Dingen nicht gethan sein;

sprachliche Kapitel, die nur Einschiebsel sind, stören höchstens den historischen Zusammenhang und sind überdies billige Zuthaten; eine „wechselseitige Erhellung“ und ein Zusammenarbeiten von Grund aus und unter gemeinsamen, organischen Gesichtspunkten ist so nötig wie je. Dazu thut vor allem ein methodischer Anbau der Zwischengebiete not, zum Beispiel einer Ästhetik der Sprache, die das Thema O. Weises ist. Eine wissenschaftliche Bearbeitung käme ohne eine psychologische Grundlegung nicht aus und müßte sich vor allem mit den sehr fruchtbaren Untersuchungen E. Th. Meyers über das Wesen der Sprachvorstellungen (im „Stilgesetz der Poesie“) auseinandersetzen. Dann müßte die auch in der Poetik noch immer nicht geglückte Verknüpfung der allgemeinen psychologischen Prinzipien mit den besondern Bedingungen des historisch sich wandelnden Vorstellungslebens versucht werden. Dies würde Untersuchungen über das Sprachempfinden der einzelnen Epochen 2c. voraussetzen. — Um solche wissenschaftliche Bedürfnisse unbekümmert, giebt O. Weise in der gefälligen Art seiner so erfolgreichen sprachlichen Lehrbücher eine übersichtliche Zusammenstellung seiner in eigner Arbeit und reicher Lektüre gewonnenen Beobachtungen, die hauptsächlich für Schulzwecke eine gute Ausbeute gewähren. Es ist dringend zu wünschen, daß die deutschsprachlichen Lehrer, die sich gewiß meist auf Mitteilung von Einzelbemerkungen zu beschränken pflegen, hier zu deren Einreihung in größere Zusammenhänge sich anregen lassen und im Geist R. Hildebrands, der grade solche Geschmacksbildung gern förderte, dies Büchlein fruchtbar machen. Es verfolgt im ersten Teil „die Schönheiten unsrer Sprache“ durch das Gebiet der Lautwirkungen, der Formelemente, der syntaktischen Erscheinungen bis zu den metaphorischen Quellen; bringt Belege für die Wandlungen des Gefühlswerts der Wörter, für „Glimpf- und Schimpfwörter“ und volkstümliche Bildersprache, woran sich ein Anhang über „die Frau und die Sprache“ und über den Volkswitz schließt. Im zweiten Teil werden „die Schönheiten der poetischen Ausdrucksweise“ besprochen, die Unterschiede zwischen poetischer und dichterischer Sprache, im besondern die Sprache Goethes und Schillers; dann die Beiwörter der Dichter, die Fremdwörter in der Poesie, das Überarbeiten und Übersetzen; morgenländische und schweizerische Einflüsse, Rhythmus und Reim; zum Schluß kommt ein Kapitel über unsre Kinderlieder. So folgen sich in bunter Reihenfolge bekannte und neubeobachtete Dinge; oft wird versucht, historischen Gesichtspunkten gerecht zu werden; immer werden bibliographische Bemerkungen angehängt, die den Leser weiter leiten sollen. — Wer seinen deutschsprachlichen Unterricht nach dieser Richtung bereichern will, wird vor allem für dies Büchlein dankbar sein.

Freiburg i. B. Erwin Kircher.

Hintner, Valentin, Die Stubaier Personen- und Güternamen nach dem Stande vom Jahre 1775. Eine Ergänzung zu den Stubaier Ortsnamen. 8°. 28 S. 1903. ℳ 2.60 (Alfred Hölder, Wien).

Seinen 1902 erschienenen Stubaier Ortsnamen läßt Schulrat Dr. Hintner nun diese dankenswerte alphabetisch geordnete Zusammenstellung der Stubaier Personen- und Güternamen folgen. Ein Nachtrag zu den Ortsnamen ist in Aussicht gestellt, so daß dann für das Stubaital in Tirol wie für wenige Gegenden eine verhältnismäßig vollständige Behandlung der Namen erzielt sein wird. H. fand, daß nicht bloß in den eigentlichen Ortsnamen, d. h. den Namen jetzt oder ehemals bewohnter Orte, sondern auch in den Flurnamen viel mehr Personennamen stecken, als er anfangs angenommen. Die gleiche Beobachtung habe ich bei ähnlichen Studien im Schwarz- und Odenwald gemacht. Und genau ebenso fand ich wie H., daß unter den „bodenständigen“ Personennamen allergrößtenteils uralte deutsche Personennamen, sogenannte Vornamen vorkommen. Selbst in einer Stadt wie Freiburg im Breisgau bildeten im Jahr 1889 die alten Personennamen noch bei weitem die größte Gruppe mit rund zwei Fünfteln sämtlicher Familiennamen. In der Deutung der Namen ist Hintner methodisch und bedacht. Es zeigt sich überall, wie nützlich es ist, seine Studien am Orte selbst

zu machen. Anschauung, Blick in die Umgebung und Verkehr mit den Einwohnern sind die besten Hilfsmittel. Selbstverständlich bleibt manche Deutung unsicher. Gerger Hans, Christian Gerjer 1656 würde ich unbedingt, wie die sonst vorkommenden Görger, Jörger zu Georg, ahd. Gorjo stellen. Die vom Hof des Georg sind die Görger. Vgl. Joio bei Hintner. — Pfefferl, Pfefferli bedeutet schwerlich „Gewürzhändler" und hat sicher nichts mit Pfaffe zu tun oder gar mit mhd. pfefferlinc = Pfefferschwamm. Wahrscheinlich deutet der Name auf geistige und körperliche Beschaffenheit. Bekanntlich gibt es heute noch Familien, in denen sich diese mit dem Namen fortgeerbt haben. Ich kenne verschiedene Beispiele, darunter eines für Pfefferle. — Daß Schlöglstechgut nichts anders ist als das Gut des Eustachius Schlegel, ist wohl ohne Zweifel. Auch die Stecher können wie oben die Görger von einem Stech genannt sein. — Recht viel Arbeiten wie die Hintners und wir würden rasch vorwärts kommen. Hoffen wir, daß dem Forscher „die Sache nicht verleidet wird".

Freiburg im Breisgau. Fridrich Pfaff.

Nagl, J. W., Geographische Namenkunde. Methodische Anwendung der namenkundlichen Grundsätze auf das allgemeiner zugängliche topographische Namenmaterial. (Die Erdkunde. Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methode ihres Unterrichts. Herausgeg. von Max Klar. Teil XVIII.) 8°. X u. 136 S. 1903. Einzeln M. 5.— (F. Deuticke, Leipzig und Wien).

Um dies eigenartige Buch richtig zu beurteilen, muß man seinen ausgesprochenen Zweck in Rücksicht ziehen. „Sie ist nicht bloß — sagt Nagl — eine 'Kunde geographischer Namen', sondern verfolgt auch die methodischen Zwecke des geographischen Unterrichts." „Was diese Namen bedeuten, will im geographischen Unterricht in erster Linie gesagt sein." Es ist also, wie der ganzen „Erdkunde", wesentlich ein Unterrichtszweck zu Grunde gelegt. Ob nun die in diesem Buche niedergelegte Fülle von Beobachtungen und Einfällen geeignet sein kann, dem Lehrer, für den die Arbeit doch bestimmt ist, wirklich Belehrung und Hilfe zu schaffen, das muß wohl bezweifelt werden. Kein Zweifel allerdings, daß der Verfasser beobachtet und zu beobachten versteht und daß er über großes Wissen verfügt; aber darzustellen versteht er leider nicht, und zudem hat er sich an eine so große Aufgabe herangewagt, daß er daran notwendig scheitern mußte. Kann irgend jemand behaupten, die Namenkunde der Chinesen und Japaner, der Uramerikaner, der Türken, Hebräer, Phönizier und Punier, der Magyaren und Slaven gleichmäßig so zu beherrschen, daß er in der Lage ist, eine wirklich begründete Darstellung zu geben? Wie wenig noch getan ist, zeigt Nagl selbst, indem er überall untersucht, statt darzustellen. Zu diesen Untersuchungen und Behauptungen lassen sich unzählige neue an- und aufstellen, ohne daß jedoch etwas für die Besprechung wie für das Buch selbst erzielt werden würde außer völliger Ungenießbarkeit. Wenn nur noch die unnützlichen Einfälle an Zahl und Art der Behandlung hinter den gegründeten Beobachtungen zurückstünden! Nagl schadet sich durch Formlosigkeit und Mangel an Gedankenzucht selbst. Wenn die Darstellung so sehr versagt wie leider in dem vorliegenden Buch, dann wäre zu wünschen, daß an des letzteren Stelle ein einfach alphabetisch geordnetes etymologisches Wörterbuch der wesentlichen und besonders bedeutungsvollen Ortsnamen und ihrer Teile oder der namenbildenden Worte, Prae- und Suffixe träte.

Freiburg im Breisgau. Fridrich Pfaff.

Programmschau

(über die Beilagen zu den Jahresberichten der Lehranstalten, die an dem Programmaustausch teilnehmen).

I. 1900.

1. **Besler, M.**: Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile. Realschule Forbach (Lothr.).

Behandelt in Kap. I die Geschichte der Forbacher Mundart, die als oberfränkisch, durchsetzt mit einer Menge alemannischer Eigentümlichkeiten charakterisiert wird, in II Lautbestand, III Eigentümlichkeiten derselben. Kap. II u. III sind nur kurze Skizzen, die Hauptsache enthält IV: die französischen Bestandteile der Mundart, eingeteilt in 2 Klassen: 1. Fremdwörter, rein französische Wörter mit französ. Aussprache und Betonung, an Zahl über 500; 2. Lehnwörter, etwa 600, in deutsche Form und Aussprache übergeführt. Anschließend werden besprochen die französ. Redensarten, Gallicismen (Nr. 5 u. 9 gehören nicht hier her) und Mischungen deutscher Wörter mit französischen. Ein großer Teil der französ. Ausdrücke findet sich natürlich auch sonst mundartlich in ganz Deutschland, s. unten III 7.

2. **Eule, R.**: Germanische und fremde Personennamen als heutige (deutsche) Familiennamen. Nach dem Berliner Adreßbuch. In der Festschr. z. 50jähr. Jubil. d. Friedr.-Realgymnas. Berlin.

Daß aus dem Berliner Adreßbuch für eigentliche Namenforschung sich nicht viel gewinnen läßt, dessen ist sich Verf. bewußt, er will aber auch nicht viel Neues sagen, sondern schreibt für weitere Kreise. Die Anordnung ist etymologisch; unter den altgermanischen, jeweils den ersten Teil des Eigennamens bildenden Stämmen sind die abgeleiteten Personennamen in der Grundform als Stichworte angegeben (z. B. Ag.: Agebald, Agabert, Agio u. s. f.), hinter denen die davon abstammenden heutigen Familiennamen aufgezählt sind. Auf diese Weise läßt sich bequem die zum Teil erstaunliche Menge Sproßformen übersehen. Ergebnis (S. 77): ein gutes Viertel der Berliner Familiennamen geht auf einen german. Personennamen zurück.

3. **Gombert, A.**: Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. Fortsetzung (der Abhandl. von 1899). König-Wilhelms-Gym. Breslau.

Vergl. diese Zeitschrift 1 358 f.

4. **Heeger, G.**: Die germanische Besiedlung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen. Mit einer Ortsnamenkarte. Gym. Landau.

Beruhend auf eindringender Kenntnis nicht nur der Topographie, Geschichte und Mundart der behandelten Gegend, sondern auch aller in Betracht kommenden historischen und sprachlichen Fragen bildet die Abhandlung einen wertvollen Beitrag zur Erklärung der Ortsnamen der Vorderpfalz wie auch der benachbarten Gegenden. Die S. 16 zusammengestellten urkundlichen Doppelnamen für denselben Ort wie Sigingen u. Sigingheim, Bihingen u. Bihinheim sind doch wohl auch Beweise dafür, daß die heutige mundartliche Abschleifung der Endsilbe heim zu e(n) in sehr alte Zeit zurückgeht. Vergl. dazu S. 9 A. 1.

5. **Jakob, Th.**: Das Präfix er in der transitiven mittel- und neuhochdeutschen Verbalkomposition. Realgym. u. H. Landwirtsschaftsch. Döbeln.

Nach der Bedeutung des Präfixes werden 4 Gruppen unterschieden, soweit überhaupt von scharfer Abgrenzung die Rede sein kann: Verba, in denen er rein lokale Bedeutung hat, Verba inchoativa, perfektiva, resultativa. Hauptergebnis (S. 46 u. Wilmanns, D. Gr. II.): Die erste Gruppe ist erloschen, die zweite stark zurückgedrängt, die dritte und besonders vierte seit dem Mhd. erheblich erweitert. Über Entstehen und Vergehen der Wörter, Konkurrenzen, Differenzierungen u. s. f. bietet jede Seite der fleißigen Arbeit reichen Aufschluß. Ungenau ist die Bemerkung über mhd. ûz und er S. 1, Beachtung hätte verdient der Umstand,

daß die Mundarten im Gebrauch der Vorsilbe er- wesentliche Unterschiede zeigen, vergl. unten II 2 S. 19.

6. Kisch, G.: Nösner Wörter und Wendungen. Obergym. Bistritz.

Siehe diese Zeitschr. I 350.

7. Krey, J.: Die dänische Sprache im Herzogtum Schleswig. Realschule Sonderburg.

Behandelt die gegenseitige Beeinflussung der deutsch. u. dän. Sprache in Satzbau und Wortschatz. Auf 1. "Einige Nachrichten über die ehemaligen und jetzigen Grenzen des deutsch. und dän. Sprachgebiets" (Ergebnis: Vordringen des Hoch- und Plattdeutschen) folgt 2. Einfluß der deutsch. Sprache auf die dän., und, als wichtigster Teil, 3. Einfluß der dän. Sprache auf die deutsche, worin gezeigt wird, wie einzelne Wörter und Wendungen teils wenig oder nicht verändert, teils in unrichtiger Übersetzung in die deutsche Umgangssprache übergegangen sind. Die Verwechslung zwischen lernen und lehren (S. 15) geht nicht auf dänischen Einfluß zurück, sie findet sich mundartlich sehr weit verbreitet.

8. Kriebitzsch, P.: Beiträge zur deutschen Etymologie. Gym. Spandau.

Ist ohne selbständigen Wert, verfolgt den Zweck, die Ergebnisse der etymol. Forschung für die Schule nutzbar zu machen, und bespricht nach Weigand, Kluge, Andresen u. s. f. 1. Entstellte und verdunkelte, 2. pleonastische und tautolog. Zusammensetzungen, 3. Verwandtschaft einiger Wörter untereinander, 4. Volksetymologische Umbildungen.

9. Vogt, P.: Die Ortsnamen auf — seifen, — siefen, — siepen, — siek, — seif. Wilhelms-Gym. Cassel.

Zerfällt in 4 Kapitel: I. Vorkommen der betreff. Ortsnamen: a. in geschlossenen, b. in vereinzelten Gruppen. II. Sprachliches: a. Deutung der Endungen (im Anschluß an die bekannte Etymologie: aus idg. siq die german. Doppelformen sihw und sib); b. Übersicht über die verschiedenen Formen des zweiten Bestandteils und die Arten der Komposition. III. Geschichtliches: Die Namen auf —seifen gehören den ripuarischen Franken, die auf —siek den Chatten und Niedersachsen an. Weitere Schlüsse über die Siedelungen deutscher Stämme S. 15 ff. IV. Verzeichnis der Ortsnamen. — Bemerkenswert ist die Übereinstimmung zwischen Siebenbürg. und Ripuarisch im Dialektwort Seifen, s. S. 8 u. 16.

10. Walz, R.: Die Ableitung des Wortes "Pfahl" als Bezeichnung des limes. Gym. u. Realsch. Friedberg.

Vertritt gegen Ohlenschlager und Zangemeister im wesentlichen die alte Auffassung: Pfahl = pâlus wird mit Bedeutungserweiterung (von Garten- zu Grenzpfahl) etwa seit der Mitte des 2. Jahrhunderts von dem mit Palissaden versehenen limes gebraucht, später übertragen auf Grenzscheiden und Anlagen überhaupt, die durch ihre gerade Richtung mit dem Grenzwall Ähnlichkeit haben.

11. Wernecke, E.: Ulrich von Hutten als deutscher Schriftsteller. (Eine sprachgeschichtliche Betrachtung.) Friedr.-Realgym. Dessau.

Die für weitere Kreise bestimmte Abhandlung führt aus, warum Hutten erst in späteren Jahren dazu kam, sich in seinen Werken der Muttersprache zu bedienen, und zeigt an verschiedenen Beispielen, hauptsächlich an der Klage über den "Lutherischen Brand zu Mainz" recht gut die charakteristischen Unterschiede zwischen seinem latein. und deutschen Stil. Neues will Verf. nicht vorbringen, das Bekannte ist geschickt verwertet.

12. Werneke, H.: Sprachreform und Doppelwörter. Gym. und Realsch. Mülheim (Ruhr).

Zieht mit viel Temperament gegen den "Kompositenunfug", gegen die "rohen, unverdauten, geschmacklosen" Zusammensetzungen zu Felde und macht, was die Hauptsache ist, im Großen und Ganzen vernünftige Vorschläge, um dem tatsächlichen Mißbrauch zu steuern. Er empfiehlt Stammworte statt Komposita, Vereinfachung der Zusammensetzung, wo der Hauptbegriff allein genügt, Ersatz des einen Kompositionswortes durch passende Flexion beim andern, Verwendung treffender einfacher Ausdrücke aus dem alten Sprachgut und der Mundart,

richtige Neubildungen und vernünftigen Gebrauch von Fremdwörtern, und belegt alles das mit zahlreichen Beispielen. Im Einzelnen freilich wird weit über das Ziel geschossen; oder wird z. B. jemals Geschichter für Geschichtsschreiber Schatter für Sonnenschirm durchdringen, oder empfiehlt sich etwa die Verwendung von Code für Gesetzbuch, Memorial für Tagebuch?

II. 1901.

1. Bronisch, P.: Die slavischen Ortsnamen in Holstein und im Fürstentume Lübeck. I. Realsch. Sonderburg.

Auf einige Bemerkungen über das Polabische folgt ein die Buchstaben B—L umfassendes Verzeichnis ursprünglich slavisch. Ortsnamen mit etymolog. Deutung; Flurnamen sind nicht berücksichtigt. Für Volksetymologie finden sich viele Beispiele der wunderlichsten Art.

2. Gombert, A.: Bemerkungen zum deutschen Wörterbuche. Fortsetzung. König-Wilhelms-Gym. Breslau.

Fortsetzung der Abhandl. von 1900, s. oben I 3. Gibt in bekannter Weise Ergänzungen zum deutschen Wörterbuche und zwar zu Verengern — Vergesellschaften.

3. Herthum: Die germanischen Lehnwörter im Altitalienischen, vor allem in Dantes Divina Commedia. I. Realschule Arnstadt (Schwarzb.-Sondershausen).

Enthält auf Grund der neueren etymolog. Forschungen (Diez, Kluge, Rigutini-Bulle u. s. f.) nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellungen (Kriegswesen, seelische Eigenschaften u. s. f.) der ins ältere Italien. gedrungenen deutschen Wörter. Ein Versuch, die Schichten der Entlehnung chronologisch festzustellen, wird nicht gemacht. Eigene Vermutungen werden kaum vorgebracht, die Deutung von drungus S. 5 A. 2 im II. Teil (s. unten) S. 2 zurückgenommen; baldovia von bald schon bei G. Körting. Mangel an Übersichtlichkeit und Beiziehung auch ganz unsicherer Deutungen erschweren die Lektüre der fleißigen Arbeit in hohem Maße.

4. Kaiser, P.: Die naturwissenschaftlichen Schriften der Hildegard von Bingen. Königstädt. Gym. Berlin.

Die sogenannte Physica der Äbtissin Hildegard von Bingen (1098—1179) ist wegen der Menge deutscher Ausdrücke, die sie mitten im lat. Text enthält, für die deutsche Wortforschung schon lange beigezogen worden. Über ein zweites, inhaltlich wie in der Sprachmengung dem genannten sehr nahe stehendes Werk derselben Verfasserin (s. S. 5), den Liber compositae medicinae, von dem bisher nur einige Proben gedruckt vorlagen, erhalten wir nähere Mitteilung. Überlieferung, Sprache und Inhalt werden behandelt, die deutschen Ausdrücke zusammengestellt und besprochen, doch harrt da noch manches Rätsel der Lösung. Vergl. auch Steinmeyer, Glossen IV 413 f.

5. Matthias, Fr.: Über Pytheas von Massilia und die ältesten Nachrichten von den Germanen. I. Luisen-Gym. Berlin.

Behandelt hauptsächlich die vielbesprochene Pliniusstelle 37, 35 mit dem Ergebnis: Die dort genannte Örtlichkeit Mentonomon (denn diese Lesart wird als richtig angenommen) ist ein mit griech. Endung versehenes altgerm. mentonom = Mund, Mündung, das, erhalten in Mentene u. s. f. der mittelalterlichen Urkunden, noch heute in Terminten, einem Hafen an der Emsmündung, fortlebt.

6. Schütte, O.: Braunschweiger Personennamen aus Urkunden des 14. bis 17. Jahrhunderts. Neues Gym. Braunschweig.

Was sich aus den in großer Zahl vorhandenen Urkundenbüchern des Braunschweiger Stadtarchives für die Deutung der Personennamen gewinnen läßt, und es ist dessen sehr viel, weil uns ganze Entwicklungsreihen von Namenformen vorliegen, ist mit großem Fleiße zusammengestellt. Von den Vornamen werden die Kurzformen besprochen, von den Familiennamen die sprachlichen Ver-

änderungen aller Art (Verhochdeutschung, Volksetymologie u. s. f.), zuletzt die imperativischen Namen. Schade, daß Verf. sein Material nicht auch für andere Fragen auf dem Gebiet der Namenforschung ausgebeutet hat, bei der Reichhaltigkeit desselben hätte sich manches ergeben; so beschränkt er sich auf den einen Satz S. 3 über die Seltenheit der Vornamen Karl und Ernst.

7. Vogt, P.: Kleine Beiträge zur Geschichte der Chatten. Wilhelms-Gym. Cassel.

Gehört hierher wegen der in Abschnitt I—III vorgetragenen Deutungen altgerm. Namen: 1. Hessen = Chatti (nach Müllenhoff D. Altertumsk. IV) = urgerm. *Chattjos von chat— (hassen, hetzen) = Bedränger, Verfolger. 2. Mattium, der Hauptort der Chatten, = *Mattjo von mat— essen = Platz des Opfermahls, identisch mit dem heutigen Dorf Metze bei Gudensberg (gegen Müllenhoff a. a. O.). 3. werden gedeutet Adrana, Arpus (dazu s. diese Zeitschr. II 285), Gandestrius, Actumerus, Ramis, Cassel (= castellum, bezw. vulgärlat. castella fem.).

8. Werneke, H.: Sprachreform und Fremdwörter. Gym. und Realsch. Mülheim (Ruhr).

Feurige Verteidigung der Fremdwörter in unserer Sprache, vor allem gegen den Allg. Deutschen Sprachverein. Neues wird nicht vorgebracht, wohl aber vielfach übertrieben, z. B. wenn Ulanka, Gloriole, Kavalkade oder gar Otist (Ohrenarzt), Alienist (Irrenarzt), Ebenist (Kunsttischler) und andere befürwortet werden.

III. 1902.

1. Beese, W.: Die neuhochdeutsche Schriftsprache in Hamburg während des 16. und 17. Jahrhunderts. Realschule Kiel.

Hauptziel der Abhandl. ist (S. 4), die Wirkung der Kanzleien und Druckereien auf die nd. Volkssprache in Hamburg nach ihrer Bedeutung gegeneinander abzuwägen; das Ergebnis (S. 22 f.): In den Kanzleien, welche der äußeren Politik dienen, ist der gesamte Briefwechsel seit 1550 bezw. 1555 hochd.; "aber diese Kanzleisprache bleibt ohne jeden Einfluß auf die Sprache aller übrigen Verkehrsformen der Stadt. Es ist dem Buchdruck und den litterarischen Beziehungen zuzuschreiben, daß eine alles umfassende Spracheinheit, unsere nhd. Schriftsprache, geschaffen wird". Die prinzipielle Forderung, die für die Forschung nach der Entstehung und Ausbildung der nhd. Schriftsprache erhoben wird, lautet demnach: "Es ist nicht so sehr das Augenmerk auf die Akten der großen Kanzleien als vielmehr auf den Buchdruck zu richten, es ist wesentlicher, die lautlichen und syntaktischen Veränderungen, welche sich auf diesem letzteren und den davon zunächst abhängigen Gebieten vollziehen, darzustellen, als die der Kanzleien." Die Untersuchung ist sehr eingehend und umsichtig geführt und bringt eine Reihe wertvoller Ergänzungen zu den bisherigen Darstellungen dieser Frage, z. B. S. 9 u. 22 zu Kluges 'Von Luther bis Lessing'.

2. Bronisch, P.: Die slavischen Ortsnamen in Holstein und im Fürstentum Lübeck. II. Realsch. Sonderburg.

Fortsetzung von II 1, die Buchstaben M bis Q umfassend; der Rest mit Nachträgen soll in diesem Jahr erscheinen. S. 3 und 4 wird marode mit poln. maruda in Verbindung gebracht.

3. Ebeling, P.: Der syntaktische Gebrauch der Partizipia in der Kudrun. Oberrealschule Halle a. S.

Fleißige Materialsammlung nach äußerlichen Gesichtspunkten, die nichts Neues bietet. Weder Nibelungenlied noch Kunstepos ist zum Vergleich beigezogen, Pauls mhd. Grammatik nicht einmal erwähnt, ob die Kudrun Beispiele enthält für die daselbst § 290 f. besprochenen, der Erläuterung bedürftigen Erscheinungen, erfährt man nirgends.

4. Herthum: Die germanischen Lehnwörter im Altitalienischen, vor allem in Dantes Divina Commedia. Realsch. Arnstadt.

Fortsetzung und Schluß von II 3. Auf umfassende Nachträge, die durch Benützung neuerer Litteratur veranlaßt sind, folgen, mit fast ausschließlicher Be-

schränkung auf Dante und in etwas besserer Anordnung, die deutschen Lehnworte aus dem Gebiet des Staats- und Rechtswesens, Wohnung, Kleidung u. s. f.

5. Jungfer, J.: Über Personennamen in den Ortsnamen Spaniens und Portugals. Friedrichs-Gym. Berlin.

Verdient hier Erwähnung wegen der S. 16—19 gegebenen Zusammenstellung der altdeutschen Personennamen, die sich in Ortsnamen besonders auf dem Boden des ehemaligen Suevenreiches in Galicien in überraschend großer Anzahl erhalten haben.

6. Matthias, Fr.: Über Pytheas von Massilia und die ältesten Nachrichten von den Germanen. II. Luisen-Gym. Berlin.

Fortsetzung und Schluß von II 5. Zum Nachweis, daß, wie Plin a. a. O. berichtet, Goten und Teutonen an dem Mentonomon gewohnt haben, d. h. an der Emsmündung, wird auch die Etymologie herbeigezogen; die ags. Hrēdgotan werden erklärt als "Goten des Reiderlandes", eines Gebietes am Dollart; die Runeninschrift tilarids (Henning S. 3 ff.) gedeutet als tila reiþs: ich ziele, der Reider(gote), Teutoburgiensis saltus als "Zufluchtsgebirge des Teutonenvolkes".

7. Müller, C. Fr.: Zur Sprache und Poetik Fritz Reuters. I. Gym. Kiel.

Untersucht I. Die französ. Ausdrücke und die Wortbildungen nach dem Französ. bei Fritz Reuter, die R. Mentz in den 2 guten Beilagen des Realprogym. Delitzsch. 1897 und 98 (Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten) in größerem Zusammenhang behandelt hat; II. den Gebrauch der Deminutivform auf -ing im mecklenburg. Dialekt an der Hand der Schriften F. Reuters mit dem Ergebnis, daß dieselbe erst spät (nicht vor Anfang des XIX. Jahrhund.) in den Litteraturerzeugnissen Mecklenburgs sich nachweisen läßt. Die Frage bedarf genauerer Untersuchung.

8. Pulvermacher, R.: Berliner Vornamen. Eine statistische Untersuchung. Lessing-Gym. Berlin.

Auf gewaltigem Material baut sich die Untersuchung auf: über 41000, Schülerverzeichnissen von 1900/01 entnommene Namen, zu denen zur Vergleichung aus älteren Listen über 10000 Namen beigezogen werden, sind verarbeitet und in 12 Tabellen die Resultate niedergelegt. Wir werden genau unterrichtet über Häufigkeit und Seltenheit der Berliner Vornamen am Ende des 19. Jahrhunderts, über Zurücktreten und Verschwinden alter und Aufkommen neuer, über das Verhältnis der Zahl deutscher Namen zu der der fremden, über Einflüsse und Richtungen in der Namenwahl, über die neuesten Modenamen, über das Verhalten der verschiedenen Konfessionen in diesen Dingen u. s. w. Verfasser besitzt ausgebreitete Kenntnis auch ganz entlegener Litteratur, und es giebt auf dem behandelten Gebiete der Namenforschung kaum eine Frage, über die wir nicht Neues erfahren.

9. Schlandt, H.: Der menschliche Körper. Eine deutsch-magyar. Zusammenstell. von Redensarten u. Sprichwörtern, die sich auf d. menschl. Körper u. dessen Teile beziehen. Ev. Obergym. Kronstadt.

Enthält nichts auf deutsche Wortforschung sich Beziehendes.

10. Wilhelm, O.: Tauf- und Rufnamen im Herzogtum Coburg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Namengebung. Oberrealsch. Coburg.

Angeregt durch R. F. Arnolds Schrift "Die deutschen Vornamen" und vielfach im Anschluß daran legt Verfasser 1. die geschichtliche Entwicklung der Vornamengebung in der Stadt Coburg dar; 2. den gegenwärtigen Zustand innerhalb des Herzogtums. Die Verhältnisse in genannten Gegenden sind im großen und ganzen dieselben wie im übrigen Deutschland, doch läßt sich, wie mit Recht betont wird, eine umfassende Darstellung der Taufnamen erst dann geben, wenn in den verschiedensten Teilen des Reichs eingehende statistische Untersuchungen gemacht worden sind, und eben darin liegt der Wert der Abhandlung.

Rastatt. F. Burg.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hrsg. von Prof. Dr. Otto Lyon. 15. Jahrg. Lpzg. Teubner 1901. Die Ziffer zeigt die Seitenzahl an.

Banden als Mehrheitsform 56—58 J. Franck in Bonn.
bereits = fast 203 J. E. Wülfing in Bonn.
Drogue, Droguist 336 Holzgräfe in Cuxhaven.
Dialektwörter aus der Umgegend von Kreuznach 357—360 Rodenbusch in Kreuznach (Bemerkenswert wohl besonders brunkig = schwül, Grenedes = Feuersalamander, Wete = Heidelbeere).
„Es erübrigt" sich 202 J. E. Wülfing in Bonn.
fr. im Anlaut = wr, fl. im Auslaut = cht 458—460 O. Glöde in Doberan.
Fremdwörter der Kölner Mundart 726—732 Herm. Boll in Brühl. (Reichhaltige und dankenswerte Sammlung, doch sind viele Ausdrücke in wenig abweichender Gestalt auch anderswo üblich).
Goethe oder Göthe? 116—118 Wh. Schwarz in Krefeld.
Hundekorn 272 O. Glöde in Doberan.
Kattrepel = Katenreihe 539 K. Köster in Marne.
sich knieen 124 G. Krause in Düsseldorf.
Mandel = dreißig 207 Fr. Graz in Elbing.
Der Morgen, die Morgende 200—201 J. E. Wülfing in Bonn.
Die Forbacher Mundart und ihre französischen Bestandteile (Forbacher Schulprogramm aus d. J. 1900, besprochen) 468—470 von O. Glöde in Doberan.
Mundartliches aus d. Kölner Dialekt 645—648; vgl. 650—651; 652—654 H. Boll in Brühl.
Mundartliches aus der Rochlitzer Pflege 1—35 H. Zschalig in Dresden (Reichhaltige Sammlung mit guter Beobachtung).
Mundartliche Eigentümlichkeiten der Realschüler in Römerstadt 348—356 Arn. Kornfeld in Römerstadt (U. a. Klebrich = Pflaumenmus).
Neue Wörter 199—200 J. E. Wülfing in Bonn.
Neue und seltene Wörter und Wendungen 260—267 u. 379—386 J. E. Wülfing in Bonn. (Überwiegend verfehlte Neubildungen, auch nach Wülfings Urteil. Nicht übel aber ist der Sprengbold für den Bomben und Dynamit werfenden Anarchisten; achtenswert auch wesentlich = lebhaft, kräftig, bes. von kleinen Kindern.)
rd = rg im Inlaut 459 O. Glöde in Doberan.
Sprokenkreuz 732—733 Jul. Sahr in Gohrisch bei Königstein.
Volksetymologie in Familiennamen 324—332 H. Gloël in Wetzlar (Dankenswerte Sammlung mit umsichtiger Deutung).
voller 597—600 O. Weise in Eisenberg S.-A.
Vorfahren 652—653 H. Boll in Brühl.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht, hrsg. v. Prof. Dr. O. Lyon. 16. Jahrg. Leipzig. Teubner 1902.

Banden als Mehrheitsform 254 R. Sprenger in Northeim.
Bogen = Buckel 499 Th. Diestel in Blasewitz.
barino 506 R. Sprenger in Northeim.
chlaneit (Kleinod) = penis 499 Th. Diestel in Blasewitz.
Dänische Ausdrücke aus Schleswig-Holstein 66—69 O. Glöde in Doberan.
Keinen Dank dazu haben (Luther) 561—568 Fr. Rothe in Frankfurt a. M.
Imperativische Namen 147—171, 272—310 u. 478—492 Phil. Keiper in Zweibrücken.
Klangworte 652 K. Müller in Dresden.
Modephrasen u. Neologismen ('Spricht wie ein Buch', 'lügt wie gedruckt',

'Rechnung tragen' 'eine Rolle kreiren' u. a.) 696—703 O. Ladendorf in Leipzig.

oben = wegen 508 Eb. Nestle in Maulbronn.

Redensarten und Ausdrücke ('Viel Geschrei und wenig Wolle', 'bis in die Pechhütte', 'etwas ausbaden müssen', 'Steckbrief', 'Katthagen') 710—712 Fr. Bothe in Frankfurt a. M.

Schweizerdeutsch (aus der Denkschrift zu Joh. Jak. Bodmers Jubiläum) 128—130 K. Schmidt in Elberfeld.

Smörgaas = Buttergans 507 K. Löschhorn in Wollstein.

Sprokenkreuz (zu Lyons Zs. 15, 732) 778 W. Kohlschmidt in Kassel.

Im Stiche lassen 568—572 Fr. Bothe in Frankfurt a. M.

Den Stier bei den Hörnern packen 57—58 H. Stickelberger in Burgdorf i. d. Schweiz; 437—439 K. Linde in Helmstedt.

Überall = überhaupt 374 O. Glöde in Doberan.

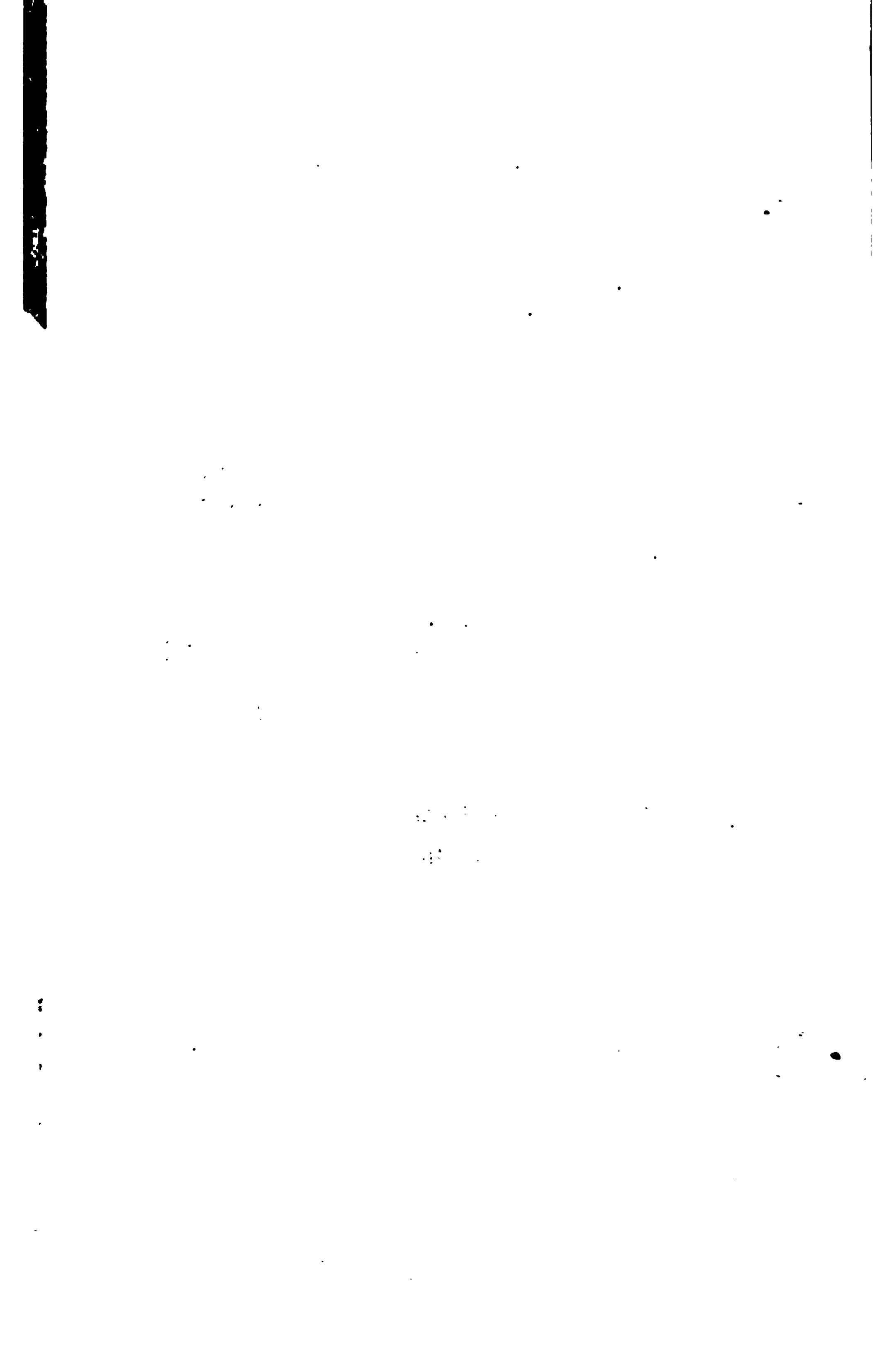
Volksetymologische Plaudereien 211—232 Fr. Söhns in Gandersheim.

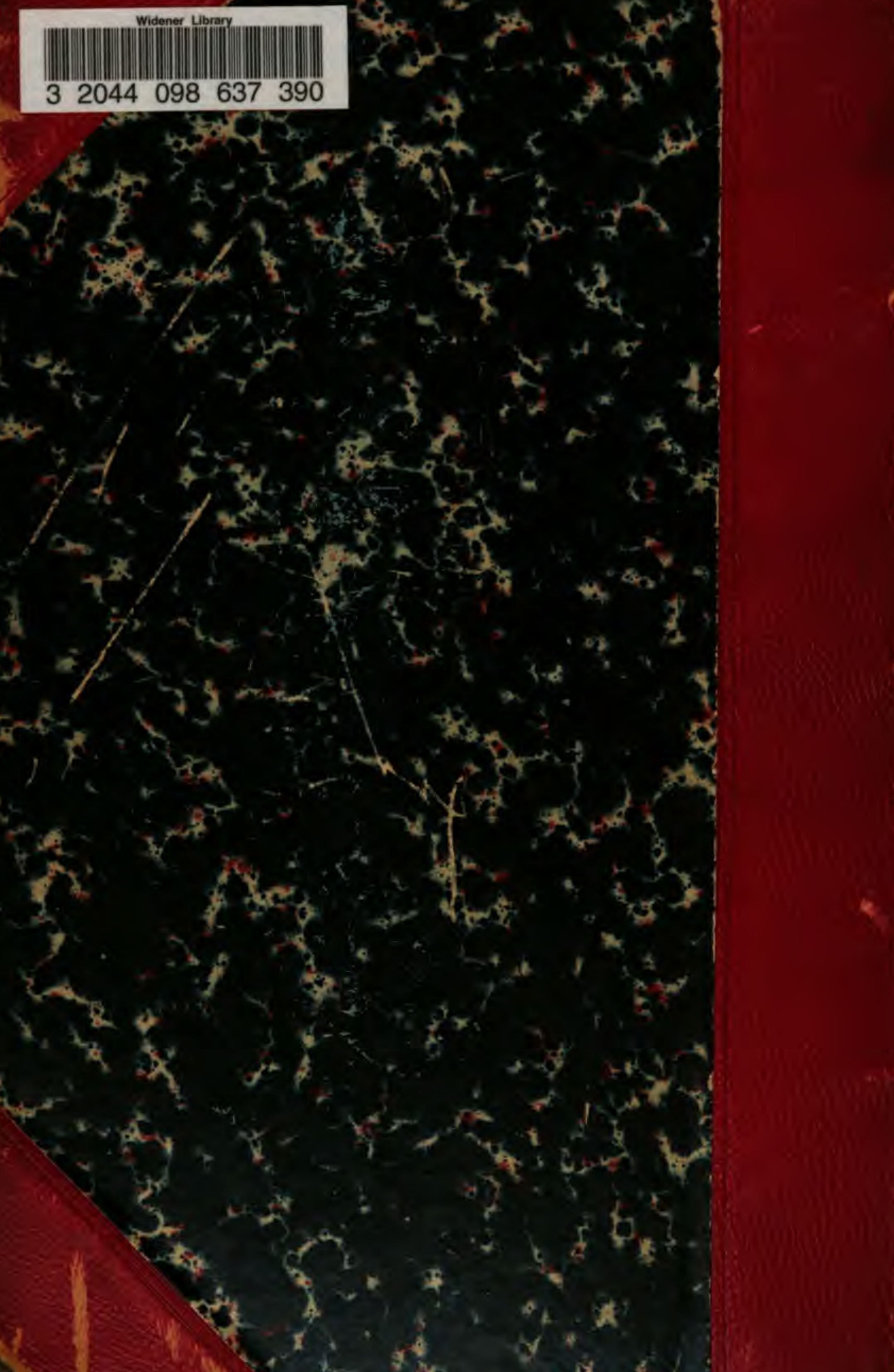
Volkstümliche Onamatopoesie 186—189 K. Schmidt in Elberfeld.

A. Gombert.








Widener Library
3 2044 098 637 390